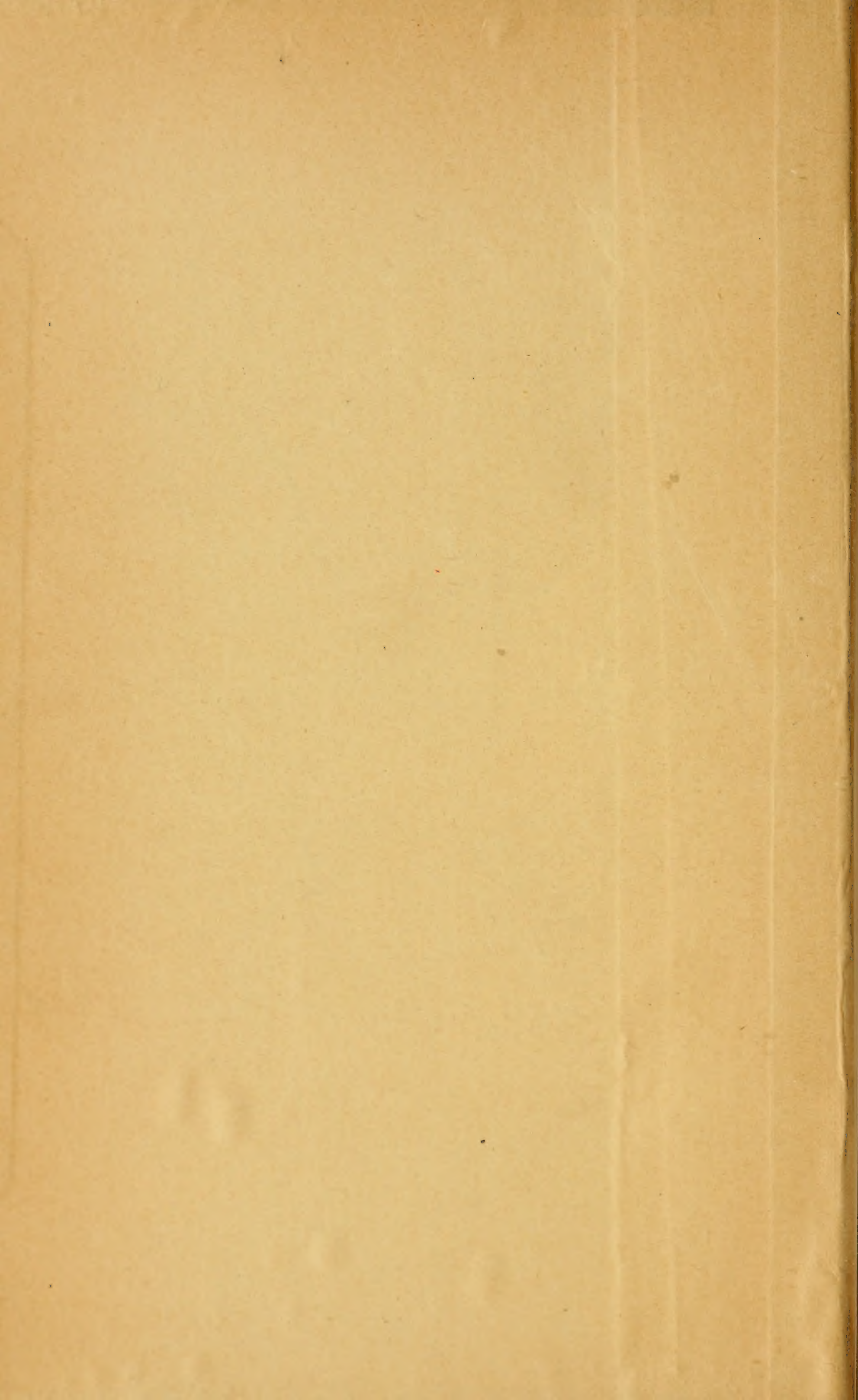
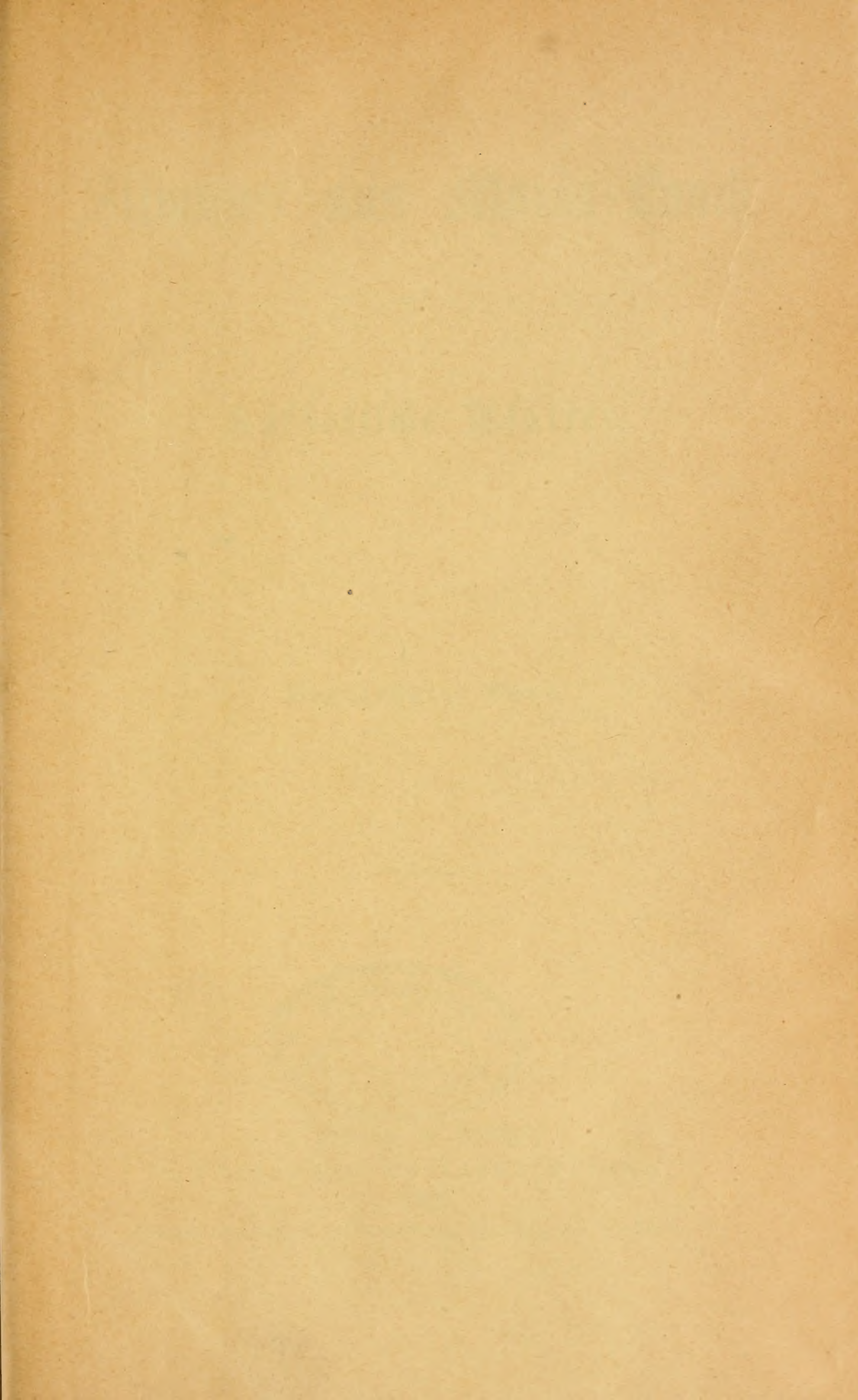
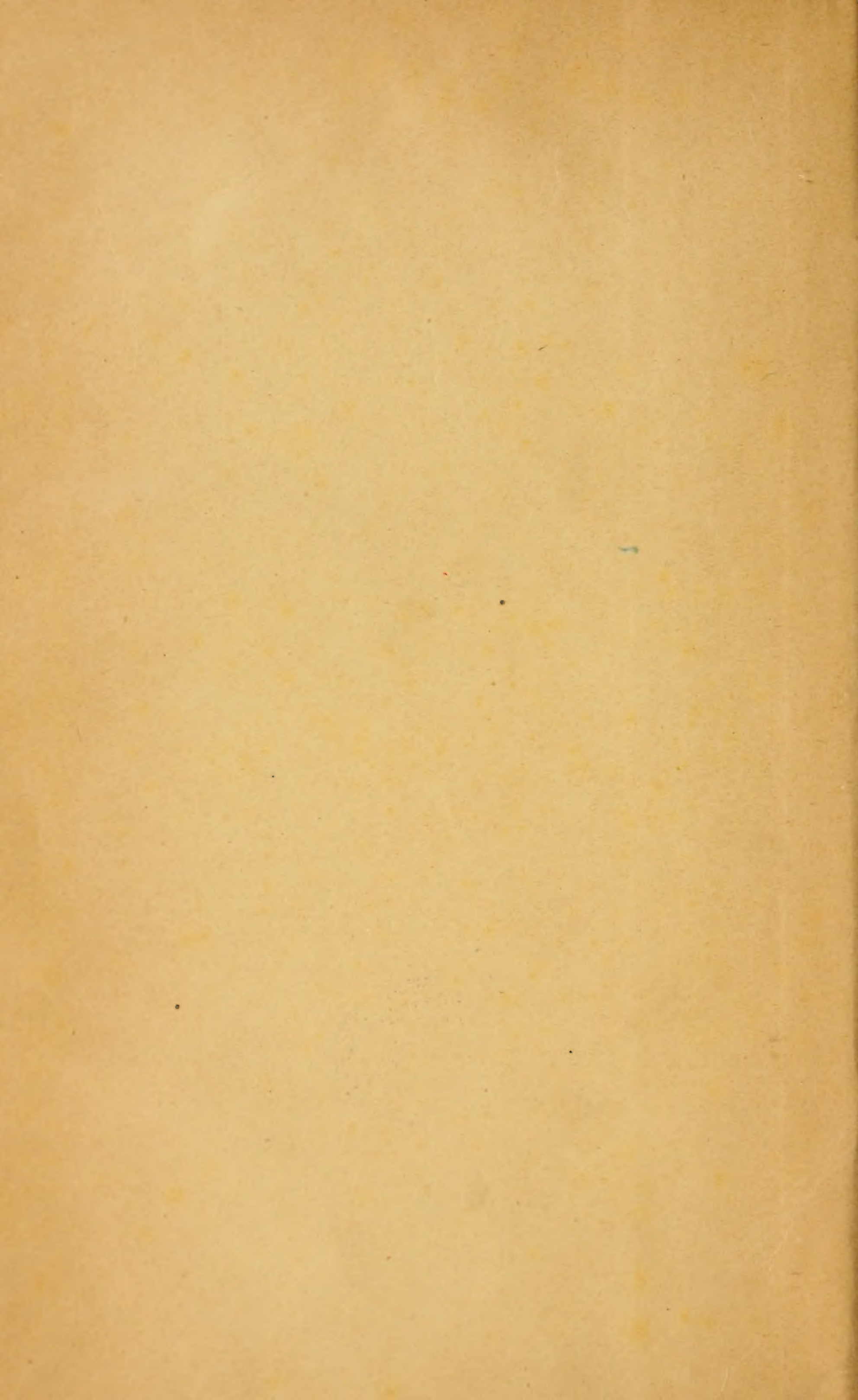






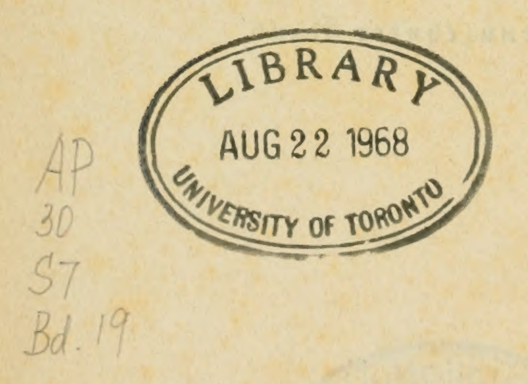


Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Neunzehnter Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1880.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Die Mechanik des Erdballs.

I. Die mysteriösen Tiefenkräfte.

Unter den zu erklärenden Naturerscheinungen haben dem Forschungstrieb des menschlichen Geistes wohl keine so dauernde und ernste, aber auch so nutzlose Anstrengungen bereitet wie die aus dem geheimnißvollen Dunkel der Erdtiefe entspringenden Phänomene. Die Tiefe oder Unterwelt gehörte einst Pluto, dem Beherrscher der Schatten, an, und deßhalb bekam die ganze Klasse von Offenbarungen infernaler Kräfte den Namen der plutonischen Erscheinungen. Weil indessen die Tiefe für sich, ohne die feurigen Gewalten Vulkans, keine Erklärung für die Größe, Art und selbst nähere Veranlassung der fraglichen Naturereignisse darbot, so nannte man die letzteren auch vulkanische Erscheinungen und machte ihre Gesammtheit zum Vulkanismus der Erde. An Dunkel und Vieldeutigkeit des Sinnes werden diese Ausdrücke, sowie sie bei den Gelehrten im Gebrauch sind, eben nur durch das Geheimniß und die Vielseitigkeit der Tiefenkräfte übertroffen, an deren Existenz jedoch Niemand zweifelt. Denn würdig des Ursprungs aus gluthheißen Abgründen, treten die unterirdischen Mächte bisweilen als furchtbare Gegner des Menschen und stets mit unbegreiflicher Kraftentwicklung auf, indem sie das Gemüth mit Bewunderung und Grauen erfüllen.

In der That, was gibt es Prächtigeres und Schauerlicheres zugleich als eine vulkanische Eruption, als das Toben eines feuerspeienden Berges, wenn er hohe Säulen glühender Steine und Schlacken, riesige Dampfballen von weißer Farbe und schwarze Aschenströme gen Himmel sendet? wenn er mit dem unterirdischen Krachen das Gebrüll der Explosionen und den rollenden Donner elektrischer Entladungen mischt? wenn er, die Erde erschütternd, weithin seine Flanken öffnet und daraus ungeheure Mengen gluthflüssiger Stoffe hervorpreßt, um dieselben

als feurigen Strom über blühende Fluren und Ortschaften dahinzuwälzen?

Und doch möchte es scheinen, als seien die jetzigen Vulkanausbrüche unschuldige Spiele der Tiefenkräfte, wenn man sie mit dem vergleicht, was die letzteren in früheren Zeiten geleistet haben. Trüge man alle thätigen Feuerberge der Erde in Ein Land zusammen, so könnten sie Tausende von Jahren ohne Unterbrechung Lava speien, bis sie eine Basaltdecke geschaffen hätten, wie Ostindien besitzt. In vielen Etagen übereinander gebreitet liegt dort der Basalt als ein 1500 Meter hohes Tafelland, welches den kolossalen Raum von 12000 geographischen Quadratmeilen überspannt!

Wenn die sogenannten altvulkanischen Ergüsse, Basalt und Trachyt, unsere heutigen neuvulkanischen Laven an Massenhaftigkeit weit übertreffen, so thun das die plutonischen Ergüsse noch viel mehr. Wie viel Porphyr und Grünstein, Granit und Syenit liegen nicht in jedem Gebirge! Welche Kraft hat diese endlosen Felsmengen aus der Tiefe hervorgetrieben? Waren es die vulkanischen Wasserdämpfe? Schon bei Beantwortung dieser Frage geräth der Forscher in Verlegenheit. Porphyr und Grünstein bieten einen Anblick dar, welcher in wichtigen Punkten mit dem heutigen vulkanischen Gestein nicht übereinstimmt. Mehr ist das noch beim Granit und Syenit der Fall. Je älter die eruptiven Felsarten sind, desto mehr fehlen ihnen die Spuren einer Dampfthätigkeit, welche sie möglicher Weise hervorgetrieben hätte. Die Aschen und Schlacken treten zurück, es mangelt die schaumige oder poröse Beschaffenheit, die mineralische Ausbildung wird eine andere, obschon die chemische Zusammensetzung ganz die nämliche sein kann, und ebenso schwindet die durch große Hitze verursachte glasige Struktur der Grundmasse, worin bei den Laven die sichtbaren Krystalle eingebettet sind. Nicht bis zur Weißgluth erhitzte Dämpfe, sondern schwach rothglühendes Wasser scheint bei der Bildung des Granits mitgewirkt zu haben.

Dieß war der Grund, weßhalb man eine verschiedene Tiefe des Ablagerungsortes für die verschiedenen Arten der eruptiven Gesteine annahm. Ungeheurer Druck, schwere, aufgebürdete Lasten bändigen sogar die fürchterlich tobenden Wasserdämpfe der Vulkane, bis sie schließlich nichts als glühendes Wasser sind — und darum auch keine eruptive Gewalt besitzen. Da nun von oben nach unten alle Tiefen gedacht werden können, so gehen auch die eruptiven Gesteine allmählich in ein-

ander über. Zwischen den obervulkanischen Felsarten, den heutigen Laven, und den untervulkanischen, Trachyt und Basalt, findet sich ebensowenig eine scharfe Grenze, wie zwischen diesen und den oberplutonischen, Porphyr und Grünstein, und endlich wie zwischen den letztern und den unterplutonischen, Granit und Syenit. Ich habe hier nur die Hauptrepräsentanten der eruptiven Gesteine genannt, die Arten sind in der That sehr zahlreich und werden noch dadurch vermehrt, daß im Lauf der Zeiten chemische und mineralische Umsetzungen stattgefunden haben. Endlich lassen sich die tiefplutonischen Felsen durch ihr Aussehen allein nicht von den Bestandtheilen der ursprünglichen Erstarrungskruste der Erde unterscheiden. Die Entstehungsbedingungen, Rothgluth bei sehr hohem Druck und Gegenwart von Wasser, müssen also die nämlichen gewesen sein.

Die zweite Wirkung der Tiefenkräfte ist die Gebirgshebung. Wer von der Größe der hiebei geleisteten Arbeit sich einen Begriff machen will, der muß bei Gelegenheit den Wanderstab ergreifen und nach der Schweiz, nach Tyrol, ziehen, in die unvergleichliche Alpenwelt, wo er die schwersten Bergkolosse hoch über einander bis in die Wolken aufgethürmt sieht. Doch sind es weniger die von den Eisenbahnzügen durchschnittenen Thäler, von denen aus er die Erhabenheit des Werkes betrachten soll. Einsam dringe er hinein in die verborgenen Schluchten und klimme über die jähen Dolomit- und Kalkwände durch Gletscherlabyrinthe und Eiswüsten. Dort oben, auf scheinbar unzugänglichen Felsenhörnern entschleiern sich ihm die Größe, die Pracht, der wunderbare Bauplan des Gebirges. Aus der dunsterfüllten Tiefe der lautlos vor ihm liegenden Thäler, durch das saftige Grün der ansteigenden Matten und über das Dunkel der Tannenwälder erheben sich gleich himmelhochgehenden Wellen eines unbegrenzten Oceans zahllose Kuppen und Felsenkämme, deren schroffe, thurmartige oder nadelförmige Spitzen aus dem weißen Firnschnee wie aus schäumendem Gewoge gleichsam noch weiter emporgeschleudert werden. Aber dieß endlose tobende Meer liegt unbeweglich, versteinert da, und lautlos wäre es, wenn nicht das Rauschen eines nahen Wildbaches und bisweilen der Donner einer fernen Lawine die feierliche Stille unterbräche. Und hat der Wanderer durch diesen Anblick sein Herz ausgeweitet, so möge er die Mühe sich nicht verdrießen lassen, in den jäh abgeschnittenen Wänden die Geschichte der Alpen zu studiren, wie das kolossale Gebirge an seinen Platz gekommen ist.

Verhältnißmäßig selten oder nur in bestimmten Gegenden trifft man eruptives Gestein; andere Arten von Fels herrschen bedeutend vor. Der viele Meilen breite Kern der Alpen, die Mittelzone, besteht aus dem „Urgebirg", den krystallinischen Schichten der ursprünglichen Erstarrungsrinde des Erdballs und der ältesten Niederschläge von Meeren, die vielleicht noch eine siedendheiße Temperatur besaßen. Man erblickt da Gneiß und Granit, Glimmerschiefer und Thonglimmerschiefer häufig im bunten Wechsel. Daran legen sich im Norden und Süden die Nebenzonen, mehrfache Reihen gewaltig aufragender Bergketten, von der Thalsohle bis zum Gipfel lediglich aus Sedimenten, Meeresablagerungen, zusammengesetzt. Aus Kalk, Dolomit, Sandstein, Thonschiefer, uraltem und wieder festgewordenem Trümmerwerk bestehen die himmelhohen Wände. Einzelne Lappen eben solcher Sedimente, hier und dort an geschützten Punkten der Centralmassive liegend, beweisen, daß einst das Meer sogar über die Häupter der Mittelzone hinweggefluthet ist. Als zahllos erweist sich die Menge der Schalen, Gehäuse, Panzer urweltlicher Meeresgeschöpfe, welche in den Schichten eingebettet sind, von den mikroskopisch kleinen an bis zu den gewaltigen Räubern der Oceane. Wohl aufbewahrt sieht man sie hier, stufenweise übereinander geordnet nach wechselnden Arten, von denen jede einer besonderen Entwicklungsperiode angehört hat, um darauf für immer zu erlöschen. Wehmuth ergreift den Forscher, wenn er in diesem Mausoleum ausgestorbener Thiergeschlechter so viel zerstörtes Leben auf einmal vor sich erblickt. Aber man begreift auch mit, wie die Geologen zur Annahme ungeheurer Zeiträume kommen konnten, welche über unseren Planeten schon dahingezogen, bis daß es seinen Oceanen gelang, solche Bergeslasten von Niederschlägen und Thierleibern übereinander zu häufen. Wenn an die Bildungsprocesse vergangener Perioden der Maßstab unserer heutigen gelegt wird, so ergeben sich fürwahr kaum faßbare Größen. Wie viel Jahre müßten vergehen, bis die Ostsee durch die einmündenden Flüsse und die Brandung vollgeschwemmt wäre? Dennoch liegen in den Alpen und ihrer Umgebung die Sedimente massiger ausgebreitet.

Und wie riesengroß, wie gewaltig muß die Kraft gewesen sein, welche die Alpen und zahllose andere, zum Theil noch kolossalere Gebirge bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe aufgethürmt hat! Die Cordilleren Amerika's besitzen Höhen von 4000—6000, ja bis mehr als 7000 Meter, eine Gesammtlänge von 1800 geographischen Meilen und Breiten von 50, 100 und selbst 200 geographischen Meilen. Und dieß unermeßliche

Gewicht endlos sich wiederholender Bergstufen und Gipfel stieg mit dem benachbarten Streifen des Continents thatsächlich aus dem tiefsten Grunde des Oceans empor, um während der Hebung gleich einem von der Seite her geschobenen Teppich in riesige Falten zusammengedrängt oder in tausend Fetzen zerrissen und durcheinandergeworfen zu werden. Wo ist die Kraft, die ein solches Werk fertig brachte?

Die dritte Wirkung der Tiefenkräfte ist der Aufbau des festen Landes in seiner Form und Zusammenlagerung, die Scheidung zwischen großen Continenten und großen Oceanen, sowie die horizontale Gliederung der einen und der andern. Alte Meeressedimente trifft man nicht bloß in jedem Gebirge, sondern auch in jeder Ebene. Daraus folgt, daß die heutigen Continente, gleich den Gebirgen, den Fluthen des Meeres entstiegen sind. Ja, aus ihrem Schichtenbau lassen sie zweifellos erkennen, daß sie die Wasserbedeckung zu wiederholten Malen, bald hier, bald dort, getragen haben. Und wo jetzt über tiefen Abgründen die Oceane das Spiel ihrer blauen Wogen entfalten, da lag nicht selten in der Vorzeit ein ausgebreitetes Land; die Reste von Delta's alter Ströme, die Beschaffenheit der Sedimente in Ufergegenden, die Verbreitung derselben Thiergeschlechter in nunmehr getrennten Festländern und Inseln beweisen es. Daher muß auch eine Kraft vorhanden sein, welche die Continente untergehen läßt, sobald ihre Zeit gekommen, ja während ihres Bestandes sie auf- und niederschwanken macht, ihre Lage, Form und Größe beständig ändernd.

Das Schwanken der Continente, ihr Heben oder Sinken in mehr oder minder ausgedehnten Gegenden, eine vierte Wirkung der Tiefenkräfte, hat übrigens auch heute noch nicht das Ende erreicht. Im Jahre 1743 machte der berühmte schwedische Physiker Celsius die Nachricht bekannt, daß der Spiegel der nördlichen Ostsee im langsamen Fallen begriffen sei. Bei einer späteren Untersuchung im Jahre 1807 kam Leopold von Buch zur Überzeugung, daß nicht das Meer sinke, sondern die Küste steige. Die See war an verschiedenen Punkten verschieden stark zurückgewichen, hatte sogar im südlichen Schweden im Gegentheil Land verschlungen, neben Deutschland aber ihren Stand nicht gewechselt. Die Fortschritte der damals sehr auffallenden Erscheinung wurden durch die Lootsen 1820—1821 festgestellt und darauf von Sir Charles Lyell 1834 abermals constatirt. Im Ganzen — so will man gefunden haben — schwankt die Umgebung des bottnischen Meerbusens aufwärts wie ein Wagebalken, der sich im Norden um 1 Meter

während des Jahrhunderts hebt, während er um den finnischen Meerbusen und dessen Verlängerung wie um eine festliegende Achse sich dreht; das südliche Schweden sinkt als zweiter Arm des Wagebalkens nieder. Die Bewegung erfolgt ohne merkliche Erschütterungen. Anders verhält es sich in Südamerika. Denn noch waren nicht alle Zweifel über die schwedische Hebung und Senkung für Jedermann gelöst, als von Chile die aufsehenerregende Nachricht kam, daß während eines heftigen Erdbebens am 19. November 1822 die Küste auf einer Strecke von 240 Meilen ganz urplötzlich gehoben worden sei, großentheils um 1 Meter, stellenweise um 3 Meter und mehr. Austernbänke und verborgene Riffe waren auf das Trockene gerathen, die Ufer breiter, die Häfen seichter geworden. Die Kunde war so unerhört, daß man ihr in Europa vielfach den Glauben versagte. Aber schon am 20. Februar 1835 wiederholte sich das Ereigniß. Die Küste hob sich weithin plötzlich und bei furchtbarer Erschütterung um 1—1½ Meter. Der bekannte Naturforscher *Darwin* befand sich eben in Chile und seine gründlichen Untersuchungen lassen nicht den mindesten Zweifel aufkommen, daß der merkwürdige Vorgang während einer langen Reihe von Jahrhunderten immer von Neuem stattgefunden hat. Alte Strandlinien, die Lage des Meeres während der Ruhepausen bezeichnend, gewahrt man nunmehr bis auf Höhen von 200 und 400 Meter übereinander. Gegen das Innere des Landes steigen sie sanft empor, zum Beweis, daß dort neue Gebirge wachsen, oder die bestehenden sich weiter ausbilden. Welche enorme Kraft spielt in solcher Weise mit Continent und Gebirg, Tausende von Quadratmeilen starren Felsbodens im Ruck aufwärts schleudernd und dann in ruhiger Schwebe haltend?

Der unterirdischen Gewalt, welche diese Arbeit zu leisten vermag, muß es ein Kleines sein, wenn sie den festen Boden auf noch größere Ausdehnungen erschüttert und so ihre *fünfte*, dem Menschen höchst verderbliche Wirkung hervorbringt.

Ein Erdbeben, gleichviel ob klein oder groß, kündigt sich durch kein Vorzeichen an, durch keinen geänderten Luftdruck, durch kein Steigen oder Sinken der Temperatur, durch keine stürmische Erregung der Atmosphäre, durch kein unruhiges Benehmen der Thiere. Was man darüber beobachtet haben will, beruht auf Zufälligkeiten, die ein anderes Mal nicht eintreffen. Die Erdbebenkatastrophe mit ihrer Städte und Länder verwüstenden Macht ist urplötzlich, ganz unverhofft da, zu einer Zeit, wo man sie gar nicht erwartet. Darin vorzüglich besteht das Schreck-

liche ihres Auftretens. Den heftigen Stößen und wellenförmigen Schwingungen geht freilich meist ein leichtes Zittern des Bodens und ein weither rollender Donner voraus, aber mit Blitzesschnelle, ehe Zeit zur Rettung gegeben ist, folgt der Um- und Einsturz der Gebäude. Selbst der Aufenthalt im Freien bietet nicht immer die gewünschte Sicherheit.

Wer bei der Einfahrt in die schöne Lagune von Port royal auf Jamaica die wenigen Gebäude sieht, welche gegenwärtig dort stehen, denkt kaum daran, daß einst deren viele anzutreffen waren und nicht das weiter liegende Kingston, sondern Port royal die wichtigste Niederlassung bildete. Aber im Jahre 1692 erlitt die herrliche Insel eine der schauderhaftesten Verwüstungen, von denen die Erdbeben-Annalen berichten. Der Boden hob und senkte sich in rollenden Wogen gleich der winderregten See, zahllose Spalten, oft Hunderte auf einmal, sahen die erschreckten Bewohner sich aufthun und wiederum verschließen. Viele Leute wurden von den klaffenden Spalten verschlungen, manche zur Hälfte platt gedrückt, einige so begraben, daß nur der Kopf draußen blieb, und noch andere wurden vom Erdreich zuerst hinuntergewürgt und hierauf mit reichlichem Wasser ausgespieen. Eine Grabschrift zu Port royal verewigt eine dieser wundersamen Geschichten. Louis Gelday ward vom klaffenden Boden verschlungen, aber bei dem nächsten Stoß durch einen heftig hervorquellenden Wasserstrahl lebend in das nahe Meer geschleudert, wo es dem Glücklichen durch Schwimmen ein Fahrzeug zu erreichen gelang. Der Mann lebte nach seiner unfreiwilligen Reise in die Unterwelt noch 40 Jahre. In Port royal wurde das Schwingen des Bodens weniger lebhaft verspürt als an den meisten übrigen Punkten, und sollen daselbst mehr Häuser als sonst auf der Insel stehen geblieben sein. Dennoch läßt sich kaum etwas Grauenhafteres denken als die Verwüstung, welche dort eintrat, wo nunmehr die Kriegsschiffe vor Anker liegen. Urplötzlich, bei dem ersten Stoß, sanken drei Viertheile der Stadt mit sammt allem Lebenden, was darin war, tief unter den Wasserspiegel, um nie mehr zum Vorschein zu kommen.

Was kann es Schrecklicheres geben als solche Katastrophen? Die Waarenmagazine an der Hafenseite fanden sich 24—48 Fuß unter Wasser. Wie es scheint, blieben sie theilweise aufrecht stehen, denn man sah die Mastspitzen gescheiterter Schiffe neben Schornsteinen aus den Fluthen hervorragen. Zugleich sanken dicht neben der Stadt an die tausend Acker Landes. Wie die Gewässer toben mußten, läßt sich be-

greifen. Die Fregatte „Schwan", zur Reparatur auf den Werften liegend, wurde von den rasenden Wellen gehoben und über die Firsten von Häusern dahingejagt, bis sie auf einem Dach sitzen blieb und durchbrach. Noch im Jahre 1835 vermochte man unter der ruhigen Fläche der Lagune die Trümmer der gesunkenen Bauten zu erkennen.

Von tausend Stellen der Insel berichtet man schauerliche Dinge. Zahllos waren die auf- und zuklappenden Bodenspalten, zahllos die Ruinen, zahllos die verschlungenen Menschenleben. Im Norden verschwanden einige Plantagen mit sammt den Bewohnern spurlos; ein tausend Acker großer See nahm den Platz ein. Als der See später verdunstet war, ließ er auf seinem Grunde nur Sand und Gerölle zurück, keine Andeutung davon, daß vormals dort Wohnungen und Bäume gestanden. Möglicher Weise erfuhr hier der Boden ebenfalls eine Senkung, aber auch ein Schlammstrom kann eingebrochen sein, die Frucht von Bergstürzen und zum Stauen gebrachter Gießbäche. Denn an vielen Punkten sah man Felswände abgerutscht, Flüsse durch Schutthügel verstopft, Seen im Entstehen begriffen. Die entsetzlich zerklüfteten Gebirge trugen auf ihren steileren Flächen nicht mehr ihr herrliches Wald- und Wiesengrün; abgeschält, kahl, ihres Schmuckes beraubt standen sie da, wie ich es als Folge ähnlicher Katastrophen in Ecuador zu sehen bekam. Nicht wenige Bäche und Flüsse wurden so Tage lang in ihrem Lauf gehemmt. Dann, auf einmal, stürmte die schlammige Fluth, Alles verheerend, in die Thäler hinab und verbarrikadirte noch draußen auf dem Ocean die Zugänge zur Insel durch Hunderttausende mitgerissener Baumstämme.

Wenn ein Bewohner Deutschlands von so schauerlichen Ereignissen berichten hört, traut er seinen Sinnen kaum: die Erde, das Starre, das ewig Feste, das Sinnbild unveränderlicher Ruhe, soll so furchtbarer, plötzlicher Bewegungen fähig sein? Für jede Einzelheit des eben Erzählten mag ich nicht Bürgschaft leisten, aber es kommt nichts darin vor, was anderwärts sich nicht auch zugetragen hätte. Allerdings verursachen die meisten Erdbeben wenig Schaden, indem ein leichtes Schwanken und Zittern den Boden durchzieht, ohne sichtbare Spuren zurückzulassen, und solch schwacher Erschütterungen mögen auf der gesammten Erdoberfläche täglich wohl zwei bis drei, wenn nicht mehr, wiederkehren. Aber an großen Katastrophen, deren sich jährlich vielleicht ebensoviel ereignen, fehlt es doch keineswegs, und mit Recht erkennt man in ihnen die furchtbarste aller Geißeln, von welcher das menschliche

Geschlecht betroffen werden kann. Die Städte und Wohnplätze ganzer Provinzen fallen unter ihren Schlägen unvorhergesehen, im Nu, zu einem Trümmerhaufen zusammen, alles Lebendige unter sich begrabend. Kein nutzbringendes Element vermochte die Kurzsichtigkeit der Menschen in dieser Klasse schrecklicher Ereignisse zu entdecken; man gewahrte in ihnen nur Zerstörung um der Zerstörung willen oder ein Verderben, das die erzürnte Gottheit zur Strafe sendet, ohne daß sie, ihrer Gewohnheit gemäß, für die Welt selbst einen bleibenden Nutzen daraus zieht. Und dennoch waltet auch in dem Spiele dieser Kräfte die Weisheit des Schöpfers und Erhalters der Welt.

Alle Wirkungen der mysteriösen Tiefenkräfte: die vulkanischen Eruptionen, die Bildung plutonischer Massen, der Aufbau von Continent und Gebirg, das Schwanken der Länder und die zerstörungswüthigen Erdbeben, sie alle haben, wie es scheint, trotz der Vielseitigkeit ihres sichtbaren Auftretens, einen gemeinschaftlichen Ursprung, von dem sie ausstrahlen wie die Radien eines Kreises. Sie sind, wenn ich mich dieser Metapher bedienen darf, die wahrnehmbaren Zeichen einer Art von Leben, mit dem unser Erdball von Innen heraus begabt ist. Worin besteht und wozu ist dieses Leben?

Von Außen her wirken höchst langsam arbeitende, aber darum nicht minder zerstörende Kräfte auf die Oberfläche unseres Planeten ein. Die Verwitterung, die lösende Geschäftigkeit des Quellwassers, die aus- und abschwemmende Thätigkeit der Gießbäche und Flüsse vertilgen mit der Zeit Gebirgssysteme wie die Alpen fast bis auf die letzte Spur, und die Meeresbrandung verschlingt mit noch größerer Gefräßigkeit vom Umfange her die Continente selbst. Alles Starre wandert in das nasse Wellengrab der Oceane, weil das Unthätige mit Nothwendigkeit dem Thätigen erliegen muß. So ohnmächtig die Angriffe des letzteren auch erscheinen mögen, wo ihm zur Arbeit nur kurze Zeit gegönnt ist, so sehr häuft es seine Wirkungen, wo Jahrtausende zu seiner Verfügung stehen. Und die Zerstörungen sind so groß gewesen, daß unsere Festländer mehr als einmal hätten völlig verschwinden können. Wäre also das Starre absolut starr und mit keiner Bewegungskraft ausgerüstet, so würde es gegenwärtig nicht mehr existiren; zu Schutt und Schlamm zerrieben läge es im tiefen Grunde eines endlos sich hinbreitenden Weltmeeres. Aber das Starre ist trotz seiner scheinbaren Unthätigkeit mit einer fast allgewaltigen Lebenskraft begabt. Während unser Planet den äußeren Angriffen zu erliegen scheint, hebt und senkt

er seine weite Brust gleich einem lebenden Wesen: neue Festländer steigen aus dem Schooß der allverschlingenden Gewässer empor und die alten steigen hinab; jene kommen mit dem herrlichen, so nutzreichen Schmuck hoher Gebirge, diese schwinden eintönig und kahl, eine Wüstenei, der Wiedergeburt bedürftig. Die unerklärten Kräfte der Erdtiefe müssen also wohl stärker sein, als die uns bekannten der oceanischen und atmosphärischen Umhüllung; denn triumphirend entringen sie diesen den Sieg, indem sie unermeßliche Widerstände der Schwere überwinden und die Oceane dorthin rollen, wo deren Gegenwart nützlicher angebracht ist. Dürfen wir uns da noch wundern, wenn die felsige, so wenig biegsame Schale des Planeten unter dem Druck so großartiger Umlagerungen bisweilen in's Zittern und Schwanken geräth, uns durch Erdbeben schreckt, oder wenn sie unter der Gewalt einer mit nichts Anderem zu vergleichenden Reibung an den wundesten Stellen sich entzündet und feuerflüssiges Gestein an das Tageslicht hervorpreßt?

Joseph Stolberg S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

8. Die Briefe der heiligen Jungfrauen. Das Jubiläum von Amsterdam. Die Altarsgeheimnisse.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu Vondel bildet sein literarischer Freund und Gönner, Peter Corneliszoon Hooft, der Drost von Muyden und Ballei von Gooiland. Während der freisinnige Dichter im Palamedes laut sein Manneswort zu Gunsten der unterdrückten Remonstranten erhob, hielt sich Hooft, trotz aller Schöngeisterei und alles Humanismus, pflichtschuldigst an das Staatskirchenrecht, das eben am Ruder war, und betheiligte sich noch 1629 an der polizeilichen Jagd, welche die Regierung allenthalben gegen die Remonstranten eröffnete. Gerade verfolgungssüchtig scheint er nicht gewesen zu sein, aber, wie G. Hilhorst sagt, „auch nicht ganz gleichgiltig für seinen Antheil an den einzufordernden Geldbußen“ [1]. In diesem krämerischen Sinne übte

[1] Het kerkelijk Gooiland. Archief voor de geschiedenis van het Aartsbisdom Utrecht. I. 268. 386.

er während des folgenden Jahrzehnts die vorgeschriebene Sicherheitspolizei gegen die in seinem Amtsbezirk wohnenden Katholiken. Diese standen nämlich noch immer unter ängstlicher polizeilicher Bevormundung und sollten den hochobrigkeitlichen Plakaten gemäß eigentlich keinen Gottesdienst halten. Wie groß die Furcht vor Jesuiten und Papistenlehrern noch war, sieht man aus der Antwort, welche Hooft am 21. Juli 1634 auf einen Amtsbefehl „der Herren Präsident und Räthe über Holland" vom 26. Mai gab:

„Wohledle, mächtige Herren! In Vollziehung des Auftrags, den ich von Ew. Ed. u. M. durch Befehl vom verg. 26. Mai erhalten, habe ich Dieselben zu verständigen, daß innerhalb dieses Amtsbezirks, meines Befindens, sich keine Jesuitenpriester, noch Lehrer des Papstthums aufhalten, es sei denn, daß sie ihren Namen dem Magistrat angegeben haben, in Conformität mit dem Plakat der Großmächtigen Herren Staaten. Conventikel der Secte werden, ich zweifle nicht, mitunter gehalten. Aber um dieselben mit Frucht zu stören, sehe ich nicht, wie man solches durchführen könnte; es sei denn, daß es Ew. Edeln und Mächtigen gedient sein möchte, den Schulzen und Amtsdienern vollkommenen Glauben zu schenken, die man bei solchen Unternehmungen nothwendig gebrauchen muß und außer welchen Niemand irreprochabel ist und Zeugniß ablegen will." [1]

Obwohl der Religionszwang im Volke gar keine Theilnahme und Unterstützung mehr fand, lieferte Hooft doch auch im folgenden Jahre getreulich wieder die Liste der Priester ein, welche ihre Namen beim Amt angegeben hatten [2], hielt Polizeiuntersuchung im ganzen District und versicherte dann die Edeln, Mächtigen Herren, daß es innerhalb seiner Schloßhauptmannschaft und Ballei seines Wissens keine papistischen Versammlungsorte gebe, auch keine Klopjens (Beghinen) oder Frauenspersonen, die zahlreicher als zu zwei oder drei beisammen wohnten, „obwohl er kaum zu behaupten wage, daß ihrer nicht mitunter mehrere zusammenkämen". Doch die klugen Nönnchen ließen sich nicht erwischen, und die andern Katholiken auch nicht, und wenn die Polizei ihnen auf die Fährte kam, verschmähte es gewöhnlich das protestantische Volk, Zeugniß gegen sie abzulegen. In einem späteren Amtsbericht vom 27. Januar 1643 klagt Hooft:

---

[1] Hoofts Brieven (Ed. van Vloten). II. 398. S. Volks-Alm. voor Nederl. Katholieken, 1879, worin P. H. J. Allard S. J. aus den Briefen Hoofts ein ausführlicheres Bild dieser kulturpolizeilichen Thätigkeit entworfen hat.

[2] Es waren ihrer sechs: vier im Bezirk von Weesp: Barthold Jngel, Arnulf Loef, Claes Janszoon Noordingen, Claes Doedeszoon Loenen, und zwei im Bezirk von Laeren: Timon Lambertszoon und Hendrik van Aller.

„Was nun mein Debvoir im Handhaben und Executiren der Plakaten gegen die Papisten anbetrifft, ersuche ich Euer Edeln ehrerbietigst, zu gedenken, was ich Denselben in dieser Rücksicht in verflossenen Jahren vermeldet habe, zu wissen, daß ich in verschiedenen gegen sie eingeleiteten Processen succumbiren oder selbige stecken lassen mußte, weilen das Zeugniß meiner Substituten und Assistenten als parteilich reprochiret und verworfen wurde. Woraus nicht nur gefolgt ist, daß Kosten und Mühen sind verloren gewesen, sondern auch, daß vorbenannte Papisten, merkend die Difficultät des Beweises ihrer Übertretungen, nun um so kecker geworden sind.“ [1]

So lange Vondel bloß katholisirte, ließ sich Hooft die Freundschaftsbeweise gefallen, welche ihm der talentvolle Dichter gab; es schmeichelte ihm, dessen Mäcenas zu sein und ihn als Mitglied an seiner literarischen Tafelrunde von Zeit zu Zeit in Muyden zu besitzen. Als aber Vondel nach langem Kampf und redlicher Forschung zur katholischen Kirche zurücktrat, da siegte der protestantische Bureaukratismus über die literarische Neigung. Hooft wies dem früheren Freunde die Thüre.

Vondel empfand die Absage schmerzlich. Sie trennte ihn von einem Kreise literarisch bedeutender Männer, einem Kreise, dem er viel Anregung verdankte, der ihn als seine Zierde liebte und ehrte, mit dem er durch seine ganze Thätigkeit auf's Innigste verwachsen war. Es that ihm weh, daß die protestantische Duldsamkeit nicht so weit reichte, alten Bekannten ein gemüthliches Zusammentreffen auf literarischem Gebiet zu ermöglichen. Die Wahrheit galt ihm jedoch höher, als literarischer Vortheil und Freundesgunst. Er beantwortete Hoofts schnöde Absage auf Neujahr 1643 in ebenso fester als liebevoller Weise:

„Ich wünsche Cornelis Tacitus ein gesund und selig Neujahr, und da er mir um eines unschuldigen Ave Maria willen seine Geusentafel verbietet, so werde ich dann und wann noch ein Ave Maria für ihn beten, damit er als ein ebenso devoter Katholik sterbe, als er sich jetzt als devoten Politiker zeigt.“

Wie Hooft, wandten sich auch manche Andere von dem Convertiten ab. Viele, die seinem freien Manneswort zu Gunsten der Remonstranten zugejauchzt hatten, drehten ihm jetzt, an der Schwelle der katholischen Kirche, den Rücken. Die Gewissensfreiheit reichte nicht so weit. Der Dichter grämte sich nicht allzusehr darüber, sondern beschäftigte sich liebevoll-ernst mit den religiösen Stoffen, mit welchen seine Conversions-

[1] Hoofts Brieven. IV. 80.

studien ihn in Berührung gesetzt hatten. Vor Allem waren es die altchristlichen Legenden, welche sein Interesse und seine Begeisterung erweckten, und unter diesen wiederum jene, in welchen das Ideal der christlichen Jungfräulichkeit am schönsten hervortrat. Er sammelte dieselben zum Kranze und gab das kindlich-fromme Legendenbuch als „Briefe der heiligen Jungfrauen" 1642 heraus, vornan eine begeisterte Widmung an die Jungfrau der Jungfrauen und eine metrische Paraphrase des Magnificat:

„Wem soll ich meine Jungfrau'npalmen weihen?
Wem besser, als der Himmelskönigin?
Wer haucht in's Herz mir treuen Glaubenssinn?
O Jungfrau, Mutter Aller, die sich freuen!

Ob du auch thronst hoch ob den Seraphinen,
Tief in der Gottheit wonnereichem Licht,
Den Strahl der Seligkeit im Angesicht,
Das Cherubine freuderfüllt beminnen,

Das Engelssang und Himmelsmelodieen
Verherrlichen in Liedern ohne Zahl:
Dringt doch von deiner Huld ein süßer Strahl
Herab in's Dunkel, wo wir seufzend knieen

Vor deinem Thron; er flammt wie helle Sonnen,
Heller als Mittagslicht, als Abendgluth!
Wie kommt uns dein demüthig Herz zu gut:
Durch Demuth hast du Gottes Herz gewonnen!

Der Menschheit Krone, Zierde aller Frauen!
Erd', Himmel, Meer — das ganze weite All
Füllt deines süßen Namens Freudenschall,
In dem wir froh an Christi Kirche bauen."

Dieselbe Innigkeit des Glaubens durchweht die Erzählungen, welche sich an diesen Widmungsgesang anreihen und welche ebenso sinnig gewählt und zusammengestellt, als liebevoll ausgeführt sind. Dennoch würde eine genaue, metrische Übertragung derselben den heutigen Geschmack vielleicht nicht befriedigen, weil der Dichter, unter dem Einfluß der damaligen Schulgelehrsamkeit, die schlichte epische Form der Erzählung verschmähte und nach dem Vorbild von Ovids Heroiden die Legenden sämmtlich in die künstliche Briefform einkleidete[1]. So erzählt die

[1] Um sich in diesem poetischen Genus zu üben, hatte Vondel vorher die Heroiden Ovids in Prosa übersetzt, ohne indeß die Übersetzung zu veröffentlichen. Sie wurde erst nach seinem Tode, im Jahre 1716, durch David van Hoogstraten an's Licht gezogen, welchem G. Brandt das Manuscript überlassen hatte.

hl. Agatha ihren Martyrertod brieflich vom Himmel aus ihrer Spielgenossin Makaria, die hl. Barbara tröstet ihren Vater Dioskorus, die hl. Agnes muntert ihre Milchschwester Emerentiana auf, die hl. Cäcilia schildert ihrem Bräutigam Valerian ihren Kampf und ihre Krone. In ähnlicher Weise sind die Legenden der hl. Eulalia, Apollonia, Lucia, Katharina, Theodora, Thekla und Pelagia behandelt. Die hl. Maria Magdalena beschreibt dem hl. Johannes zu Ephesus die Höhle von Sainte Baume und ihr Bußleben in den Felsen der Provence:

„In der Provence ragt ein Berg dreitausend Schritt' in die Höhe,
Drüber ein felsiger Kamm; gen Osten kehrt er das Auge
Nizza zu. Westwärts erhebt sich Massiliens Mauer,
Avignon ist ihm Nachbar gen Norden, im Süden bespület
Rauschend das Meer den Strand. Der Kamm von lauterem Felsen
Streckt fünftausend Ellen sich hin; es thürmen sich drüber,
Hörnern gleich, zwei Riffe empor und dräuen den Sternen.
An des Kammes Fuß klafft eine schaurige Höhle,
Wie ein Ofen gewölbt. Gen Westen öffnet den Mund sie,
Engen Raum nur vergönnend zum Eintritt; drinnen erhebt sich
Hüglig das Felsengestein; dahinter mit sanftem Gemurmel
Sprudelt ein lieblicher Quell und rieselt dahin durch die Höhle.
Dreißig der Winter nun weil' ich schon hier, begraben, vergessen,
Barhaupt und barfuß, versengt von der brennenden Sonne;
Schützend umwallt nur das flatternde Haar das arme Gewand mir.
Doch nicht sinnlos erkor ich den Pfad, den Wenige gehen
Hin durch's Leben. Es schien mir süß, den Schritten zu folgen,
Die, Elias gleich, der große Johannes gegangen
Durch der Wildniß Nacht, umbrüllt von schrecklichen Thieren,
Einsam: keinen Blick warf er den Freuden der Welt zu.
Fest an das här'ne Gewand zog er den ledernen Gürtel
Um sein hag'res Gebein, halb satt nur vom Honig der Wildniß
Und Heuschreckenkost; der Bach nur löschte den Durst ihm,
Nur auf dem rauhen Gestein gönnt Rast er den Gliedern, den matten.
Doch nicht Hunger, nicht Wachen, nicht Beten erschöpfet die Seele,
Und es sträubet kein Schreck das Haar, das in wallenden Locken
Hals ihm und Schultern umwogt. So bracht' er in schauriger Öde,
Fern von grünenden Au'n, bald sonnenverbrannt, bald vor Kälte
Halb erstarrt, sein Leben dahin und flehte zum Heiland.
Zürne mir nicht, daß ich, die Schmach, die Schande der Menschheit,
Mir zum leuchtenden Bild den Gottgesandten erwählte.
Nicht gedacht' ich mich doch dem hellen Stern zu vergleichen,
Der, ohne Wandel, erstrahlt im funkelnden Reiche des Lichtes,
Ihm, der das mahnende Wort der Strenge der Tugend gesellte,
Der mit ehernem Pflug umbrach verwilderte Herzen,
Um in die Furchen zu streu'n die heiligen Saaten der Reue.
Ich, ach! eifere nur, den Leib, den schnöden, bezähmend,
Eigene Schulden zu sühnen, die schwer das Herz mir belasten,

Wie ein zertretener Wurm zu den Füßen meines Erretters,
Der mit himmlischer Gnade erquickt die dürstende Seele,
Engel sendend bei Nacht, in des Morgens dämmernder Frühe,
Engel im Abendschein, das stille Gemach zu erfreuen."

Wie die Epistolarform ein Vorwalten des beschreibenden Elements mit sich brachte, so hatte sie auch den Nachtheil, daß viele Züge der Legende nur gleichsam erinnerungsweise, nicht in frischer Unmittelbarkeit eingeflochten werden konnten. So verliert die Schilderung des Kreuzestodes auf Golgatha im Briefe der hl. Magdalena merklich dadurch, daß sie an denjenigen gerichtet ist, der mit ihr unter dem Kreuze stand. Die hl. Cäcilia kann ihrem Bräutigam die bedeutendsten Momente ihres Kampfes nur als etwas erzählen, was er selbst mitgelebt. Dagegen bot die etwas künstliche Briefform hinwieder den Vortheil, Züge, die sich nur schwer in einfacher Erzählung hätten zusammenbringen lassen, wirklich künstlerisch in ein Bild zu vereinen und so von jeder der Heiligen ein recht charakteristisches Gemälde zu geben. In der Ausführung selbst ist die Lebendigkeit des Glaubens bemerkbar, mit welcher der Dichter die Gemeinschaft der Heiligen mit ihren kämpfenden Brüdern hienieden erfaßte. Die protestantischen Zeitgenossen fanden das Legendenbuch trotz des ganz katholischen Gehaltes und Geistes „voll Kunst und Anmuth".

Weniger wollten es sich die Protestanten gefallen lassen, als der Dichter 1645 sie in seiner religiösen Begeisterung aufforderte, ein Jubiläum mitzufeiern, welches das allerheiligste Altarssacrament zum Gegenstande hatte. Es wurden nämlich damals eben 300 Jahre, daß sich in Amsterdam ein auffallendes Wunder mit einer consecrirten Hostie zugetragen hatte. Eine kranke Frau, welche dieselbe in der heiligen Communion empfangen, brach dieselbe wieder aus. Man wollte nun, gemäß den rituellen Vorschriften, die geheiligten Gestalten durch Feuer zerstören. Doch die Flamme ließ sie unversehrt. Die Hostie schwebte mitten im Feuer unzerstörlich hin und her, bis auf die Kunde des wunderbaren Ereignisses Geistlichkeit und Volk zusammenströmten, um den heiligen Frohnleichnam in feierlicher Procession zurückzutragen. In Folge zahlreicher Heilungen und Wunder, welche die noch immer unversehrte Hostie wirkte, wurde ihr eine eigene Kapelle gestiftet, welche als Kapelle der heiligen Stätte große Berühmtheit erlangte. Geistliche und weltliche Fürsten wallfahrteten zu ihr, das Volk strömte massenhaft herbei, um an der Gnadenstätte Heil und Rettung zu suchen. Bei zwei

Stadtbränden (1421 und 1452) blieb das Heiligthum in auffallender Weise von den Flammen verschont. Noch 1482 fand sich Kaiser Maximilian I. als Pilger an demselben ein. Im Sinne des gläubigen Volkes ward die Kapelle zum kostbarsten Schatz, zum bevorzugten Heiligthum der Stadt. Gleich als ob nun keine Kirchentrennung über Land und Stadt dahingegangen, die Stadt noch die alte, katholische Stadt wäre, erhob Vondel seine Stimme zu einem Carmen Saeculare und forderte im höchsten Odenschwung die alte Bürgerschaft auf, die Gnadenkapelle wie ehedem als nationales Heiligthum, das allerheiligste Altarssacrament als Seele und Mittelpunkt des christlichen Volkslebens zu feiern. Menschenfurcht, das sieht man auch hier wieder, kannte Vondel nicht. Was ganz und gar sein Herz erfüllte, das konnte er nicht lassen, auch frei und muthig auszusprechen.

Aber die Zumuthung erschien nachgerade den Protestanten doch etwas stark, die auf der Revolutionsbewegung des 16. Jahrhunderts ihre große Seerepublik aufgerichtet hatten und sich nun mit bürgerlicher Hoheit in den Sesseln wiegten, von welchen sie die spanischen Granden vertrieben. Hooft schrieb an den Professor Baerle (Barlaeus):

„Vondel hat einen Vers auf das Wunder gemacht, von dem die heilige Stätte ihren Namen trägt, und läßt ihn öffentlich vor den Buchläden zur Schau aushängen, wie die Vorfechter die Messer in die Vordächer stecken, um die Augen der Vorbeigehenden zu reizen, indem sie gleichsam sagen: ‚Wer hat das Herz, zu fechten?‘ Mich dauert des Mannes, der keines Dinges eher müde zu werden scheint, als der Ruhe. Es scheint, daß er noch dreihundert Gulden in der Kasse haben muß, die ihm drohen, die Kehle abzubeißen. Noch weiß ich nicht, ob es ihm nicht vielleicht theurer zu stehen kommen und der eine oder andere Hitzkopf unzeitig die frevelnde Hand an ihn legen möchte, denkend, daß kein Hahn darnach krähen sollte. Macht ja doch dieß Spiel so viel Spectakel auf der Wacht, daß täglich neues Gekritzel draus entsteht.“

Wirklich wurde Vondel mit einem wahren Regen von Schmäh- und Schimpfgedichten überschüttet, deren Verfasser indeß wenig Originalität bewiesen, sondern meist nur Vondels eigene polemische Gedichte plünderten und travestirend gegen ihn kehrten. Ein ähnlicher Lärm erhob sich wider ihn, als er um dieselbe Zeit in einem ganz harmlosen Trauergedichte den Brand der früher katholischen St.-Katharinenkirche besang. Wieder regnete es Schmähungen, Parodieen und Travestieen. Hooft kam dieser Kampf wie ein Kampf „der Zwerge gegen den Riesen“ vor. Vondel selbst (oder einer seiner Freunde) fühlte sich endlich be-

wogen, den Nakrabbelaers (Nachkritzlern) ein recht derbes Quos ego! zuzurufen:

„Wasserdichter, Versestehler,
Reimer und Buchstabenzähler,
Schlampe Sudler, plumpe Klappern,
Könnt ein Reimchen ihr nachplappern?
  Eitle Gecken! Sagt es auf!
Wollt ihr dichten? wollt ihr schreiben?
Wollt ihr knurren? wollt ihr keifen?
Wollt ihr rasen? wollt ihr schnarren?
Junge, dumme Schriftscholaren!
  Hängt die Lappen aus zum Kauf!"

Wohl nicht ohne Grund legte der Verfasser des Gedichtes den ganzen Lärm den Prädicanten zur Last, welche nun einmal Frieden und Ruhe nicht leiden könnten, sondern unaufhörlich zum Kampfe gegen das römische Babylon aufhetzten:

„Babel wollen wir's vergelten!
Ist ein Hauptspaß, drauf zu schelten;
Besser jedenfalls, bei Leibe,
Als beim Predigen stecken bleiben:
  Sagt vom Papstthum allen Graus!
Poltert auf den alten Drachen,
Daß euch Faust und Knöchel krachen,
Lästert, schimpft von allen Kanten:
Das sind rechte Prädicanten,
  Denen nie der Zorn geht aus!"

Der ganze Lärm, der wider ihn erhoben wurde, machte übrigens auf Vondel nicht sonderlich viel Eindruck. Mit der vollsten Seelenruhe und mit der innigsten Liebe führte er jetzt die Grundgedanken weiter aus, welche ihn zu seinem Jubelgedicht begeistert hatten, vertiefte sich ganz in das Studium der eucharistischen Lehre und gestaltete aus deren Eindrücken ein umfangreiches Lehrgedicht: die „Altarsgeheimnisse" überschrieben. Die drei Theile „Opferspeise", „Opferehre" und „Opferdienst" entsprechen den drei Hauptmomenten, welche das Dogma darbietet: nämlich der Eucharistie als Gegenstand der Anbetung — als Opfer — als Sacrament. Die Behandlung ist aber eine ganz freie, poetische. Bald schildert der Dichter in glänzender Farbenpracht die eucharistischen Vorbilder des alten Testaments, bald zeichnet er liebevoll das eucharistische Leben des neuen Bundes, bald führt er mit theologischer Bestimmtheit die Grundzüge der katholischen Lehre aus, bald schwingt er sich in inniger Wärme zum Lobe des verborgenen Heilandes

auf; jetzt löst er in Gleichnissen und Analogien die Schwierigkeiten, welche die Vernunft gegen das erhabene Geheimniß erhebt; jetzt läßt er wieder die Herrlichkeit des katholischen Cultus am Blicke vorüberziehen; jetzt erhebt er sich in zürnender Gewalt gegen die Irrlehren, welche den Glauben an die wirkliche Gegenwart und das unblutige Opfer untergruben; jetzt ruft er wieder sehnsuchtsvoll das christliche Volk zum Gnadenzelt seines Erlösers. Es ist nicht eine frostige Abhandlung, in tadellosen Versen entwickelt, sondern bald Rede, bald Lobgesang eines Dichterherzens, das von der Schönheit seines Glaubens so gewaltig entrafft ist, als ein Calderon und Dante. Im Ganzen möchte indeß die Dichtung eher mit den sanften, dogmatischen Partien zu vergleichen sein, welche Calderons Mysteriendramen über die Eucharistie enthalten. Als Probe seiner Behandlungsweise sei eine Stelle angeführt, in welcher Vondel das Wunder der vervielfältigten Gegenwart (Replicatio) dadurch dem Geiste zu nähern sucht, daß er es mit der Gegenwart der Seele im Körper, mit der Gegenwart Gottes in der Natur und endlich mit dem Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit in Vergleich zieht.

„Als Stoff zu mehr Verdienst umfängt der Glaube
Die Wunder und lobsingt des Hirten Güte,
Der unter so verschied'ner Früchte Hülle
Kömmt, seine Lämmer mit sich selbst zu weiden,
Ganz, ungetheilt verborgen unter Beiden,
Der Brodsgestalt, dem feuchten Opferkelch.
Dieß Fleisch, dieß Blut, trotz der verschied'nen Hülle,
Ist ganz dasselbe, untrennbar verbunden.
Bricht die Gestalt man, bricht man nicht den Leib,
Gleichwie der Kelch, wenn draus ein Tropfen fällt,
Das ganze Blut in seinem Schooß behält.
Ein einz'ger Bissen nährt so viel wie tausend,
Weil jede Krume, jedes Tröpflein ganz
Den Heiland birgt, auf jeglichem Altar.
Zahllos vervielfacht, theilt die Gegenwart
Die Einheit nicht des heiligen Frohnleichnams,
Der segnend Wohnung nimmt an tausend Orten
Auf einen Wink: dieselbe Sonne spiegelt
In jedem Bach, in jeder Quelle sich;
Dieselbe Sonne prägt ihr ganzes Bild
Dem ganzen Glase auf und jedem Stücke,
Der Gnade Licht weiß nichts von Groß und Klein.
So geistert durch den ganzen Leib die Seele,
Durch Mark und Blut, durch Sehnen und durch Adern,
Vom Kopf zum Fuße, eins, untheilbar, ganz
Im kleinsten Fäserchen, in Haupt und Gliedern.

Den Leib magst du zergliedern, nicht die Seele:
Sie ist ganz Geist: kein Stahl trennt Theil von Theil,
Und das Unsterbliche, das Gottes Antlitz
In unserm wiederstrahlt, kann keine Macht
Zerreißen, brechen, theilen, noch verstümmeln.
So fand des Königs scharfgewetzter Geist
Der Gottheit Wesen selber unerfaßt
Vom Himmelskreis, geschweige von dem Zelte,
Wo auf den Cherubim die Wolke ruhte,
Mit Jehovah der Priester ging zu Rath.
Ein Gott, ein Geist belebt dieß große Weltall
So hoch, so tief, nach Maß, Gewicht und Zahl
Gefestigt um der reichsten Wölbung Pracht;
Und außer ihm weilt nichts mehr als die Gottheit,
Die unermeßlich, anfängt, wo sie endet,
Und an den Anfang schon ihr Ende knüpft.
Ihr Mittelpunkt ist überall; die Strahlen,
Den Umfang kann kein Menschengeist umspannen,
So weit reicht Gottes Hand nach rechts und links;
Er wohnt in jeder Blume, jeder Pflanze,
Im kleinsten Saatkorn, wie im Weltenraum —
Unendlich — keine Sprache kann's erfassen.
So bleibt ein Gott, ein einfach, einig Eins
Der Dreizahl der Dreifaltigkeit gemeinsam,
Ein Wesen, drei selbständige Personen:
Und tausend Himmelsfürsten schauen betend
Empor zu ihm, betrachten und bekennen,
Was zürnend stolzer Wissenswahn verneint:
Wie eine Wesenheit schmelzt Drei in Eins,
Wie Eins an Drei mittheilt das volle Wesen,
Wie Vater, Sohn und Geist verschieden sind,
Gleichwie das Licht, der Sonnenstrahl, die Sonne,
Gleichwie der Strom, das Bächlein und die Quelle,
Zweig, Stamm und Wurzel, schwache Bilder nur
Der Einheit jener drei Selbständigkeiten.
Aus Sonne und Strahl bricht hell das Licht hervor,
Aus Quelle und Bächlein quillt der volle Strom,
Der Zweig entsprießt dem Stamme und der Wurzel:
So sind die Drei im einigen Eins verloren,
Und Eins in Drei'n gefunden. Kann denn nicht
Derselbe Leib viel' Seelen Nahrung werden,
Dasselbe Blut an zahllosen Altären
Anbetung finden und zum Heil uns sein?"

Vielfach tritt in der reichen Dichtung das Streben hervor, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche der Protestantismus sowohl gegen die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssacrament, als gegen das heilige Meßopfer aufgewirbelt hatte, und dieß Ziel ist in objectiver

Hinsicht gewiß recht poetisch erreicht. Der Protestant Jakob Westerbaan, Herr von Brandtwyk, der mit einem Gegengedicht[1] dawider auftrat, wußte auch gegen Vondels künstlerische Tüchtigkeit und seine dichterisch ausgeführten Beweise nichts einzuwenden, sondern begnügte sich damit, den gegen Convertiten unzählige Male wiederholten Vorwurf der Unbeständigkeit noch einmal abzuleiern: Vondel hätte erst in Menno's Sümpfen gesessen, dann sich den verworfenen Arminianern angeschlossen, sich nun gar von den Römlingen wieder bekehren lassen, und lasse sich nun mit seinem Straußenmagen Alles gefallen, Gesottenes, Gebratenes, Gebackenes und Gebrautes, wenn es nur aus der römischen Küche komme,

„Und findet Spaß an Schrullen und Legenden,
Die 's besser wär', nach Portugal zu senden!"

Vondel gab auf diese persönlichen Angriffe keine Antwort, sondern erwiederte Westerbaan sachlich:

„Luther meint bei dem Mahle so Brod wie Fleisch zu vertheilen,
Calvin bricht nur das Brod, Gleichniß und Bild für das Fleisch,
Socinus nimmt Brod und läugnet den Tod dann des Lammes,
Das im sühnenden Blut wieder uns einte mit Gott.
Zürnendes Eif'rergeschlecht! Was wollt ihr mit eurem Betruge?
Manna macht ihr zuerst, stürzet euch dann in den Trog.
Kehre, verlor'ner Sohn, kehr' wieder zum Hause des Vaters:
Träber nur in Rakow stillen des Hungernden Qual." [2]

Die Fehde spann sich noch einige Zeit in Gedichten und Epigrammen weiter: von Vondels Seite mehr in friedlicher und positiver Weise, indem er seine katholische Gesinnung in weiteren poetischen Leistungen an den Tag legte; von Seiten seiner Gegner mehr negativ und satirisch, indem sie ihn durch Spott und auch durch Schimpf beim Publikum herabzusetzen suchten. Vondel blieb Sieger. Seine Dichtungen drangen trotz aller Anfeindungen in die protestantische Lesewelt und errangen Anerkennung und Ansehen; seine Thätigkeit nahm einen neuen Aufschwung; mitten in der großen protestantischen Handelsstadt, wo die Schulzen noch plakatgemäß nach Katholiken fahndeten und nach Jesuiten spürten, besang er offen und frei die Herrlichkeit der katholischen Kirche

[1] Kracht des geloofs van den voortreffelijken en vermaarden Poët Joost van den Vondel, te speuren in zijn Altaargeheimenissen.

[2] Rakow im Palatinat Sendomir (Polen) war der Hauptlehrsitz der Socinianer.

und feierte selbst die verhaßten Jesuiten mit Lobgesängen, wie z. B. in dem folgenden:

Der Leuchtthurm des hl. Ignatius von Loyola.

Leuchtend steht der weiße Pharos,
Strahlet durch die weiten Lande,
Nicht am Nil, am Tiberstrome,
Nicht mit Meißel, nicht mit Klöppel,
Nicht mit Beil gefügt und Säge,
Sondern in dem Namen Jesu
Durch des Gotteswortes Hammer,
Das zermalmt den stärksten Marmor —
Leuchtend steht der weiße Pharos,
Trotzt des Abgrunds dunkeln Pforten,
Flammet in die Nacht des Irrthums,
Flammet in die Nacht der Trennung,
Hält getreulich Wacht und leuchtet
Rings herum nach allen Seiten
Weit verschlag'nen Seelen zu.
Auf der Welt unsicher'm Meere,
Nicht nur meilenweit, nein, weiter
Als der Sterne Bahnen schweifen,
Ist kein Ufer, keine Rhede,
Die er freundlich nicht erhellt.

Wer dem Schiffbruch treibt entgegen,
Und schon zagt in bangem Schrecken
Vor dem Tod in grauser Tiefe,
Athmet auf im heil'gen Lichte
Des gebenedeiten Namens,
Der in fünf geweihten Lettern
Wie in fünf blutrothen Strömen,
Ja, aus Gottes Herzen fließt!

O wie glühst du, o wie flammst du,
Du, des Volkes treuer Diener,
Christi heller Feuerthurm!
Wer rühmt würdig mir den Meister,
Sanct Ignatius, der den ersten
Stein gelegt des Wunderbaues,
Der noch kaum lag tief verborgen,
Der, so hoch zum Himmel ragend,
Zeugt, daß von des Himmels Höhen
Jesus liebend ihn gesegnet.

Schlummert nicht, getreue Wächter!
Nährt und facht die ew'ge Flamme;
Scheut nicht Schmerz, nicht Blut, nicht Thränen,
Scheut nicht Arbeit, scheut nicht Leiden!
Alles wiegt die Krone auf,
Die im Himmel euch bereitet.
Reichthum lacht dort eurer Armuth,
Himmelswonne eurer Keuschheit,
Ew'ge Macht krönt den Gehorsam,
Jesus selbst ist euer Lohn!

9. Maria Stuart. Die Leeuwendalers. Salomon.

Vondel war 54 Jahre alt, als er in den Schooß der Kirche zurückkehrte und in seiner protestantischen Heimath die Laufbahn eines katholischen Dichters betrat. Nichtsdestoweniger arbeitete er noch mit dem Fleiße eines Anfängers an seiner eigenen literarischen Bildung und brachte Jahr für Jahr, mit wachsender Productivität, so viel Neues hervor, daß wir hier nicht die ganze Reihe seiner kleineren Dichtungen aufführen können, sondern uns begnügen müssen, andeutungsweise das Bedeutendere zu erwähnen.

1646 vollendete er seine längstbegonnene Virgil-Übersetzung in Prosa, eine Schularbeit, wenn man will, aber eine sehr verdienstliche, indem der Dichter einestheils sich selbst daran weiterbildete, anderntheils auf die Entwickelung seiner Nationalliteratur bedeutsam einwirkte. Denn sie trug wesentlich bei, die störende Kluft auszufüllen, welche zwischen der ausschließlich lateinischen Schulgelehrsamkeit und der Volkssprache bestand. Mochte auch der Humanist Baerle in Amsterdam, ganz vertieft in die Schönheiten des lateinischen Originals, an Vondels Übersetzung die Eleganz des römischen Kaiserhofes vermissen, so lautete das Urtheil der Gebildeten nach Brandts Zeugniß sonst überaus anerkennend und dankbar. „Diejenigen, die eine gründliche Kenntniß der holländischen Sprache und ihrer Eigenschaften hatten, urtheilten, daß seine Sprache in diesem Werk mustergiltig sei, und daß man nirgendwo, wo Deutsch (d. h. Niederländisch) gesprochen wird, Einen finden sollte, der so treffend die Kraft von Maro's Latein in holländischen Worten und Redeweisen wiederzugeben wüßte, wie er es durchweg gethan."

Im selben Jahre (1646) erschien „Maria Stuart", Trauerspiel in fünf Acten mit Chören, dem rheinischen Pfalzgrafen Eduard[1] gewidmet, der gleich Vondel Convertit war. Die dreifache Einheit, an welcher Vondel mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit festhielt, machte es schwer, das tragische Loos der Heldin in seinem ganzen geschichtlichen Umfang auf die Bühne zu bringen. Die Königin steht am Vorabend ihres Todes, ihr unwiderrufliches Urtheil ist gefällt; kein Arm erhebt sich mehr, sie zu befreien — — es scheint nicht viel mehr übrig, als der ergreifende Abschied vom Leben und die Todtenklage um die schönste und unglücklichste der Königinnen. Die anziehende Gegenüberstellung Elisabeths, welche Schillers Drama so mächtige Wirksamkeit verleiht, ist von vorneherein ausgeschlossen: als ihre Repräsentanten erscheinen nur die „Graven", d. h. die Richter, die Maria das Bluturtheil verkündigen. Nur in kurzer, mehr epischer als dramatischer Exposition tritt uns das ganze bewegte Leben der Dulderin entgegen. Nur gleichsam als Reflex der großartigen historischen Verwickelung erhebt sich noch der letzte Wortkampf zwischen Maria und ihren ungerechten Richtern, zwischen ihren Freunden und Feinden. Dann bringt sie das Opfer ihres Lebens, nimmt Abschied — und betritt das Schaffot. Außer den Richtern, die ganz in antiker Weise als Chorus auftreten, und außer dem Chor der

[1] Räß, Convertitenbilder. VII. S. 137.

Kammerjungfern, sind der Personae dramatis nur fünf — ein Beichtvater, der Hofmeister Melvil, der Leibarzt Burgoyn, die Kammerfrau Hanna Kennedy und Paulet, der Schloßvogt von Fotheringhay [1].

Trotz der enggezogenen Schranken des altclassischen Drama's hat Vondel indeß dem reichen dramatischen Stoff hohe poetische Schönheit und Wirksamkeit abgewonnen. Mit fesselnder Gewalt ist die ganze verwickelte Vorgeschichte Maria's, die freundlichen Tage am französischen Königshof, die Heirath mit Darnley, Murray's unheimliches Intriguengewebe, Darnley's und Riccio's Ermordung, Maria's Gefangennahme, Babingtons Verschwörung, Elisabeths nimmer rastender Haß gleichsam in die Kerkereinsamkeit von Fotheringhay zusammengedrängt. Die allgewaltigen Häscher beben auch jetzt noch vor ihrer Gefangenen: bei jedem Geräusch träumen sie von neuen Befreiungsversuchen, von spanischen Flotten und französischen Armeen, während die von Leid und Qual erschöpfte Dulderin die tiefste Besorgniß ihres Arztes erweckt. Dem Chor schwebt das Bild einer andern Maria und Elisabeth vor, die sich mit dem Gruße des Engels und mit den Klängen des Magnificat begegnen — und hier? Auf ihre Schicksale zurückblickend, findet die beraubte Fürstin, von allen menschlichen Gewalten verlassen, überall bitter enttäuscht, verrathen, verfolgt, kaum einen Strahl der Hoffnung mehr. Die treue Hanna Kennedy sucht ihr noch einmal Hoffnung zu machen — da kommen die Blutrichter und bringen das Todesurtheil. Maria soll ihre Schuld anerkennen und durch ihre letzten Verfügungen sich der siegreichen protestantischen Nebenbuhlerin unterwerfen. Da erwacht im Herzen der Dulderin das Vollbewußtsein ihrer königlichen Würde und ihres guten Rechts, majestätisch rafft sie sich aus ihrem Leiden empor und weist in erschütternder Selbstvertheidigung die Boten des gekrönten Unrechts zurück. Melvil fühlt sich im Gewissen verpflichtet, noch einen verzweifelten Schritt zu ihrer Rettung zu thun — er wendet sich an die Richter selbst und sucht sie in der Ausführung des gefällten Urtheils aufzuhalten. Der Dialog zwischen ihm und den Grafen wiederholt noch einmal den ganzen Proceß, der um die Königin geführt ward, zwischen Recht und Unrecht, Königthum und Revolution, Häresie und Kirche, Wahrheit und Lüge. In sentenziöser Kürze folgt Schlag auf Schlag, bis Melvil nichts übrig bleibt, als der Appell an Gottes ewige Gerechtigkeit. Nun folgt der Abschied der Königin von ihren Kammerfrauen und ihr letztes Gebet.

---

[1] Vondel schreibt Kenede, Burgon, Melvin, Fodringaye.

Maria Stuart:

Vertraut auf Gott! Er gibt euch Alles wieder,
Der höchste König wacht für euer Heil.
Der Krone Frankreichs hab' in meinem Testament
Ich euch empfohlen. Wie ich Heinrich kenne,
Wird er und wird sein Hof am Seinestrand
Euch jede Gunst erzeigen. Alle hab' ich,
So viel mein Wort bei meinem Herrn vermocht,
Verpflichtet mir und mir zur Treu' verbunden.
Laßt euch genügen, was ich Jeder sagte;
An Macht hat mir's, am Willen nicht gefehlt. —
Die Zeit enteilt. Man harret uns'rer drunten.
Drum lasset zum Gebet uns niederknie'n
Das letzte Mal.

Mein Herzenskenner, der du droben
Hoch über Cherubinen schwebst,
Ob Myriaden, die dich loben,
Das Scepter aller Scepter hebst,
O Herrscher du der sel'gen Welten,
Wo Lieb' und Eintracht fest besteht,
Wo Recht und Treue ewig gelten,
Anbetungswürd'ge Majestät!
Erbarm' dich mein! Erhör' mein Beten,
Allschauender! Sieh' deine Magd,
Herzlos verurtheilt und zertreten,
Als Opfer in den Tod gejagt.
Nach so viel Schmach nimm auch mein Leben,
Nimm hin den letzten Tropfen Blut:
Laß nur die Kirche frei sich heben,
Zum Ruhm dir, aus des Kampfes Gluth.
Erbarm' dich mein! Zu deinen Füßen
Leg' Kron' ich, Scepter, Macht und Reich,
Seh' froh sie in ihr Nichts zerfließen;
Nur gib mir Kraft zum Todesstreich.
Zum Schlag, der Seel' und Leib soll scheiden,
Steh' mir mit deiner Gnade bei,
Laß deine Engel mich geleiten,
Daß ich der Wahrheit Zeugin sei,
Wie ich die Wahrheit treu bekannte,
Als Nacht dein heilig Licht man hieß,
Ob auch vom Erbthron als Verbannte
Des Irrthums Macht dafür mich hieß.
Du kennst die Feinde, haßverblendet —
Allwissend, alldurchstrahlend Licht —,
Die Ehr' und Namen mir geschändet,
Mich zogen vor ihr Blutgericht.
Wie einst im Leben, so im Scheiden,
Dreiein'ger, Vater, Sohn und Geist,

Durch Jesu, durch Maria's Leiden
Dich meine Seele fleht und preist:
Was Haß und Neid sich unterfangen,
O, rechn' es Keinem an zur Schuld!
Vergib, vergiß, was sie begangen,
Stärk' meine Schwäche mit Geduld.
Nur dieses Wunsches Ziel laß mich erwerben:
Der Kirche Leben blüh' aus meinem Sterben!

Chor:

Sie klopfen an der Thür' — das sind die Boten
Des Todes! — Ach, wo bergen uns're Herrin wir
In dieser Noth? Man raubt uns Trost und Stütze.
Helft! rathet! Was beginnen? Rettet Niemand
Die liebe Herrin uns? Maria, bitt' für uns!
Birg' du, Maria, unsere Königin,
Schirm' du sie, da wir Alle hilflos trauern!

Maria Stuart:

Muth! liebe Töchter, Muth! Mit allem Klagen
Und Jammern könnt ihr nicht beschirmen mich.
Die Thränen sind umsonst, stumpf ihre Waffe.
Umsonst schlingt ihr um mich die treuen Arme;
Sie sind zu zart, der Feind zu stark, zu herzlos.
Ergebt in Gottes Willen euch. Er ruft mich
Aus lichten Höh'n. Ich höre seine Stimme.
Still, Kinder, still! Nehmt meinen letzten Gruß,
Maria's letzten Kuß! — — Nun mäßigt euch,
Versinkt nicht in der Trauer. Weisheit ist's,
In's Machtgebot der Fügung sich zu schicken,
Auch in den Tod, der doch einst unser harrt.
Bleibt treu dem alten Glauben, den ich heut'
Mit meinem Blut besiegle, und gehorcht
Den Herrschern, wo der Glaube es euch verstattet.
Schöpft Muth und denket meiner armen Seele
Vor Gott in euerm Fleh'n.

Im letzten Act beschreibt der Arzt Burgoyn als Augenzeuge den ganzen Verlauf der Hinrichtung. Der Chor stimmt die Todtenklage an und wird von dem Priester getröstet. Durch die erhebenden Gedanken des Martyriums klingt erschütternd die Trauer über die Hinfälligkeit irdischer Schönheit und irdischer Macht. Während das Stück, gegen dasjenige Schillers gehalten, arm an dramatischer Verwickelung und Spannung erscheint, ist es dagegen ebenso reich an tiefem Pathos und an lyrischem Schwung, eine herrliche dramatische Elegie, und das Bild Maria Stuarts tritt aus dem lebhaft geschilderten politischen Wirrwarr

der Zeit viel reiner, schöner, ergreifender hervor, als dieß bei Schiller der Fall ist.

In Amsterdam schlug das Stück gewaltig ein. Ungeachtet der beständigen Rivalität zwischen England und Holland war die jungfräuliche Königin als Pflegemutter, Patronin und Heilige des Protestantismus auch in den Niederlanden so sehr verehrt, daß sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung darüber erhob, daß Vondel die Hinrichtung Maria Stuarts einfachhin als Justizmord darzustellen wagte. Es half nichts, daß er seinem Drama eine Stelle aus Camden beifügte, in welcher dieser protestantische Geschichtschreiber die Legenden seiner eigenen Glaubensgenossen in Zweifel zog, Murray als undankbaren, ehrgeizigen Aufrührer brandmarkte und Maria Stuart mitleidsvoll nicht als schuldige, sondern als unglückliche Fürstin hinstellte. Was? Elisabeth schuldig? Maria unschuldig? Entsetzlich! Allgemeiner Zorn. Jedermann wollte die „heilige“ Elisabeth von England an dem abscheulichen Papistendichter rächen. Ein Fräulein G(ondina) v(an) W(ert) schrieb eine „Verfluchung Joosts van Vondel“. Ein D. P. B. sagte ihr Dank für ihr „artig und würdig Gedicht gegen den Schandfleck und Greuel aller Christenherzen Joost van Vondeln“. G. K(oning) dankte ihr ergebenst „für das Fegefeuer, das sie Joost van Vondel angezündet“. Wieder Andere erhoben klagend ihre Stimme über „Palamedes' Schuld“, züchtigten den Poeten wegen seiner Maria Stuart mit schottischen „Distelruthen“ und ließen den „Geist der Königin Elisabeth, aufbeschworen durch die Zauberverse ihres Lästerdichters“, aus dem Grabe emporsteigen. Die erbosten protestantischen Musen kamen vom Olymp sogar auf die Straßen herab und ließen „Kärrnersprüche“, „Straßenjungenlieder“ und „Kindergeschrei“ gegen den abscheulichen Joost erscheinen. Ja, auch das war Einigen noch nicht genug. Sie liefen so lange bei dem Schulzen und bei den Schöffen herum und stellten die Sache als eine so schwere vor, daß man den Dichter vor Gericht zog und ihn in eine Buße von 180 Gulden verurtheilte. So erzählt Brandt. „Allerdings,“ fügt er bei, „kam das Vielen fremd vor, welche wußten, welche Freiheit im Schreiben in gegenwärtiger Zeit sonst geduldet wird, und daß man den Poeten von Alters her mehr nachsah, als den Andern. Das wurde indeß jetzt anders verstanden und die Buße an den Schulzen Pieter Hasselaer bezahlt. Doch der katholische Buchhändler Abraham de Wees, der Alles druckte, was Vondel schrieb, schoß das Geld vor; er wollte nicht, daß

der Dichter von einem Werke Schaden leiden sollte, aus dem der Buchhändler Vortheil zog."

So lächerlich diese Aufführung der Protestanten war, so konnte es doch für den Dichter nicht eben sehr angenehm sein, bei jeder katholischen Lebensäußerung mit einem wahren Regenguß von Grobheiten und Sticheleien, Hohn und Verunglimpfung überschüttet zu werden. Manche ließen sich durch das Gelärm der Zeloten wenigstens vorübergehend von ihm abwendig machen. Mehr als einmal scheint er sich bei solchen Gelegenheiten recht vereinsamt gefühlt zu haben. Darauf weist wenigstens ein Stimmungslied hin, das aus diesen Jahren stammt. Es zeigt sehr schön, worauf er seine Sache stellte und wo er immer neuen Muth fand:

Die christliche Geduld.

Geduld mit ihrer Kreuzeslast
Find't nur im wilden Meere Rast;
Da sitzt, zähnklappernd, sie allein
Halbnackt auf einem harten Stein,
Um den die Brandung tosend brüllt.
Die Sturmnacht jeden Stern verhüllt,
Gönnt ihrem trauernden Gesicht
Nicht einen Funken Trost und Licht,
Und wenn sie einen Strahl noch schenkt,
Ist's Feuer, das die Augen kränkt,
Sind's Wolken nur, von Gluth geschwellt;
Dem jähen Riß der Blitz entschnellt.
Es steigen aus der Tiefe Schlund
Meerungeheuer, lauern rund
Um das umtoste Felsenriff.
Von fern sieht sie ein kämpfend Schiff
Sich nähern — athmet wieder frei.
Umsonst! umsonst! Es treibt vorbei.
Wohl bracht' es alte Freunde her,
Doch flaue Herzen, liebeleer;
Und ruft auch Einer ernst: „Leg' an!"
Zittern die Andern, Mann an Mann,
Und überschrei'n ihn laut: „Stoß' ab!
Fort aus dem salz'gen Wellengrab!"
Nur Eines bleibt, wo Alles sinkt,
Nur Eines jetzt auch Trost ihr winkt:
Ein rein' Gewissen! Voller Muth
Schwingt sie sich aus der Todesfluth,
Fühlt mitten in des Leidens Schooß
Sich reich und glücklich, frei und groß,
Ruft, ohne Hilfe, Trost zu seh'n:
„Der Wille Gottes muß gescheh'n!"

Wiewohl Vondel den Kampf nicht scheute, so war es ihm bei seiner unverhohlenen Meinungsäußerung nicht um Kampf zu thun, sondern um Recht und Freiheit. Mit wahrer Herzensfreude begrüßte er 1648 den langersehnten westphälischen Frieden, der Europa nach langem, schrecklichem Religionskrieg endlich frohere und glücklichere Tage zu verheißen schien. Er verherrlichte das große politische Ereigniß in einem idyllischen Festspiel (Landspel): „Die Leeuwendalers". Von der Fabel des Stückes gibt er selbst die folgende Skizze:

„Als die Leeuwendalers, durch Frieden und Glück verwöhnt und übermüthig geworden, bei den Festspielen des Vieh- und Jagdgottes Pan ihre große Landmahlzeit hielten, trug es sich zu, daß sie Alle, benebelt und betrunken, von Worten zu Fäusten und Messern kamen. Warandier, wegen seiner Stärke und Frömmigkeit der Held zubenannt, ein Sohn des Waldgottes, und Duinrijk, ein Sohn Pans, warfen sich mitten in das Gefecht, um Unheil zu verhüten und die Erhitzten auseinanderzubringen, und verloren dabei unschuldig das Leben. Wald- und Landgötter, hierüber erbost, quälten nun die Landschaft, so daß sie seither keine Ruhe mehr hatten; die Südseite und die Nordseite blieben durch Haß und Neid geschieden und schädigten und plagten einander täglich, die Südseite unter ihrem Führer Landskroon, die Nordseite unter Volkaart und dessen Mitheimräthen. Godeliebe, die Wittwe Warandiers, war an der Leiche ihres Mannes gestorben und hatte einen Sohn hinterlassen, Adelaart mit Namen, den Landskroon an Sohnesstatt annahm und auferzog. Vredegund, Duinrijks schwangere Wittwe, war gezwungen, mit Kommerijn, deren Mann unverdienter Weise umgebracht worden, auf die Dünen zu flüchten, wie viele andere Frauen: da gebar sie ein schön Töchterlein, gab der treuen Amme Kommerijn ihren Brautring und nahm ihr das Gelöbniß ab, das Kind (weil man aus Bosheit Duinrijks Blut ausrotten wollte und sie deßhalb Vergiftung befürchtete) unbekannt als Findling vor Heemrad Volkaarts Thür zu legen und dessen Abkunft zwanzig Jahre lang zu verheimlichen. So wurde dieses Kind, mit einem Blutröschen auf dem Arm geboren, im Hag gefunden, Hageröschen genannt und dem großen Vreerik überliefert, der es sorgfältig aufzog. Kommerijn, aus ihrer Armuth vertrieben und hier länger kein Heil erwartend, zog nach der Fremde, wo sie sich ärmlich und ehrlich durchschlug. Verschiedene Anzeichen von bevorstehenden Bedrängnissen und ein schrecklicher Schweifstern, der vor ihrem Gemach aufging und die Landsassen bedrohte, bewogen sie, bei Velleede, der Priesterin und Prophetin des Pan, Rath zu fragen, welche jährlich einen am festgesetzten Tag durch Wahl und Loos bestimmten Jüngling forderte, um ihn dem beleidigten Gott zu opfern nach der Verfügung des Wildemans, der ihnen von Pan zugesandt worden war; und obwohl man mittlerweile oft bei Velleede um Befreiung anhielt, vertröstete sie nur mit doppelsinnigen Antworten. Alt und arm kehrte Kommerijn nach zwanzig Jahren wieder zurück, auf eine Erscheinung Vredegunds hin, welche ihr rieth, den Schlupfwinkel

ihrer Verbannung, ebenfalls durch Zwietracht und Aufruhr gestört, zu verlassen und ihr Vaterland und ihre alte Nachbarschaft wieder aufzusuchen, wo sie ihr Glück finden sollte. Sie kam da just am selben Tage an, als das blutige Loos auf Adelaart fiel und er nach vielem Hader dem Wildeman zur Verfügung gestellt ward. Hageröschen bot sich aus Liebe und bewogen durch Adelaarts standhafte Dienstfertigkeit (der sie auch früher einmal auf der Jagd aus den Händen eines Verfolgers entrissen hatte) an, für ihn zu sterben; aber Pan verhinderte den Schuß und schob das Opfer auf, nicht ohne einen dunkeln Ausspruch, über welchen die Umstehenden verblüfft standen. Kommerijn kam auf dieses Gerücht an, hörte den Namen Vredegunde's nennen, gerieth mit den Leuten in's Gespräch, brachte die Geburt und Abkunft Hageröschens an den Tag und wurde für ihre Treue belohnt. Da bekam man Licht über den Orakelspruch, schloß die Ehe zwischen Adelaart und Hageröschen, den beiden Abkömmlingen der ländlichen Götter, und vereinigte und versöhnte in diesem Paar die Nordseite und die Südseite. Landskroon anerkannte die Nordseite von Leeuwendal als freies, selbständiges Land. Man bewillkommte und umhalste einander von beiden Seiten und darauf ward die Hochzeit gefeiert."

In der Ausführung des Stückes waltet derselbe muntere, poetische Hauch, wie in dem Entwurfe. Virgils Eklogen und Georgica schweben dem Dichter noch vor, aber nicht mehr so gebieterisch, wie früher die Äneïde im Gijsbrecht van Aemstel. Einmal in seinem niederländischen Landleben drin, überläßt sich der Dichter frei und froh den eigenen lebendigen Eindrücken der vollen Herzensfreude, welche die Friedensbotschaft in seiner Brust erweckt. Statt genau zu allegorisiren, gibt er dem Märchen nur im Allgemeinen einen allegorischen Hintergrund und macht dann seiner Freude nur dadurch Luft, daß er mit jugendlicher Lebendigkeit das Märchen durchführt. Schon die Eröffnungsscene ist ein köstliches Genrebild, von niederländischer Gemüthlichkeit eingegeben und mit feinem classischem Geschmack ausgeführt. Die alte Kommerijn betritt nach zwanzigjähriger Verbannung wieder ihr liebes Heimathdorf, wo der alte Walter, der Ausrufer und Bote, eben den großen Opfertag ankündigt:

Kommerijn: Zu guter Stunde zeigt der klare Morgenstrahl,
Der Sonne Vorbot', mir mein altes Leeuwendal,
Mein liebes Heimathdorf und seine schattigen Wälle,
Längs denen frisch der Bach mit ruhigem Gefälle
Glättet den Ufersand und Süd' und Norden theilt,
Indeß der Morgenwind im Baumlaub rauschend spielt.
Hier ragt der Leeuwensteg und drüben streckt die Linde
Bebend die Arme aus: ach, sie ist auch schon krumm
Und grämlich, wie ich selbst, von hohem Alterthum.

Im Gras hier sah ich einst von Rahm die Kühe schwellen,
Drüben das volle Obst und Pflaumen und Morellen.
Dort ragt das Heiligthum des Landgotts Pan hervor,
Das nied're, stille Dach, bedeckt mit Moos und Rohr,
Wo's Volk um Segen fleht. Ich seh' die Bauernhäuschen,
Ich höre, wie mir däucht, von fern die Wogen brausen.
Zu guter Stund' kam ich, ob keuchend auch, hier an,
Es dämmert schon der Tag, es kräht der wack're Hahn
Und weckt den Landmann auf und tausend Nachtigallen,
Von deren freiem Sang die Hügel wiederhallen.
O guter Vater Pan! Beschützer uns'res Viehs,
O zürn' mir nicht, daß ich die Heimath wieder suchte,
Ach, meines Herzens Ziel, das sehnend sich gerührt.
Hat Vredegunde's Ruf mich bis hierher geführt,
Lenk' du mich weiter nun mit diesem krummen Stock,
An dem ich keuchend wanke, und tilg' den alten Groll,
Des Streites Wurzel aus; sie sproßte schon zu lange,
Daß Fried' und Lieb' einmal die Herzen all' umfange!

Blinde Wouter: Auf! Leeuwendaler, auf! Der Sühnetag ist da!
Die Schreckensfrist ist um und fordert euch, zu loosen,
Der Wildeman hat noch die Pfeile nicht verschossen:
Sein Opfer heischt er heut' für euern freveln Streit.
Auf! Leeuwendaler, auf! Der Gott ruft — seid bereit!

An die neugierige Frage Kommerijns, was der Ruf bedeute, knüpft sich schlicht und natürlich die einfache Exposition. Die Verwickelung ergibt sich ebenso ungezwungen aus der zunehmenden Bedrängniß des Volkes und aus der wachsenden Liebe Adelaarts zu Hageröschen. Sie erreicht ihren Höhepunkt, als das Opferloos Adelaart trifft, Hageröschen sich vergeblich für ihn zum Tode anbietet und nun der Wildeman erscheint.

Wildeman: Hervor, mein flinker Bogen, hast mich nie
Im Stich gelassen; bist zu zäh zum Brechen!
Komm', ich will schärfer spannen dich als je.
Nun auf dem Nagel noch des Pfeiles Spitze
Geprüft. Das Nöthigste vor Allem! Angelegt!
Halt' fest! halt' fest! Der Pfeil wird durch sich bohren!

Hageröschen: Zuerst durch mich! Ziel', Unhold, auf mein Herz,
Das deinem Mörderbogen muthig trotzt.
Mein Lieb! mein Adelaart! Zum letzten Abschied
Umarm' ich dich. Bewahr' mir deine Treue!
Nun weih' ich mich dem Tod, an deiner Statt.
Was säumst du, Schütze? Gibt's ein schön'res Ziel?
Leg' an auf meine Brust! Drück' ab, drück' ab, du Räuber!

Adelaart: Hag'röschen, meine Blume, du mein Trost!
Was kömmt dich an?

Vreerik: Wahnsinn und Tollheit!
Fort, fort mit dir! Ich leid' es nicht!
Hageröschen: Was kann ich
Denn Bess'res thun? So muß ein Lieb sein Lieb
Beschützen und beschirmen; so stirbt es
Getrost und froh in des Geliebten Armen.
Abelaart: Du sterben? Nimmermehr! Daß du dein Leben opferst,
Daß deine Brust mir diene als ein Schild,
Das duld' ich nicht; fort, fort, geliebte Braut!
Die Götter fordern mich als Opfersühne!
Hageröschen: Sie zürnen mir, wenn sie mein Opfer weigern.
Vreerik: Ein Jüngling wird gefordert, keine Maid.
Hageröschen: Dann soll der Todespfeil uns Beide treffen,
Das Herz des Bräutigams durch's Herz der Braut.
Wildeman: So gilt es Mann und Weib, ich schwör's beim Vater!
Vreerik: Fort, fort, mein Kind! Er zielt, er schießt euch Beide!
Hageröschen: Schieß' zu, schieß' zu nur, Unhold, keine Noth!
Aus Liebe sterben, ist ein süßer Tod!
Abelaart: Halt' ein, halt' ein! Hag'röschen, du mein Leben!
Hageröschen: Triff meine Brust zuerst!
Wildeman: Ich pack' euch Beide!
Ich kenn' nicht Magd, nicht Knecht, kein Vorn und Hinten.
Der Pfeil ist blind. Hui! hui! Er fliegt! Er trifft!

Jetzt erscheint Pan als Deus ex machina und rettet die Beiden vom Tode. Kommerijns Ankunft hellt die räthselhaften Worte des Gottes auf, und friedlich löst sich der jahrelange Streit im festlichen Hochzeitsreigen der beiden Götterkinder.

„'s ist Hochzeit auf der Heiden,
's ist Hochzeit auf dem Land.
Tanzt fröhlich um die Beiden
Und hüpfet Hand in Hand
Um Hag'röslein und Abelaart,
Die wahre Liebe hat bewahrt,
Die treue Minne hält vereint,
O trautes, süßes Band!
Freund' sind durch sie geworden
Sich wieder Süd' und Norden,
Die Zwietracht ist bezwungen,
Der Liebe Band geschlungen,
Aus ist's mit Zorn und Wuth und Streit,
Der Haber stirbt, es weicht der Neib,
Der Zwist ist fortgesprungen."

Das gemüthliche Stück entsprach der allgemeinen Volksstimmung. Es kam auf die Bühne und fand so lebhaften Beifall, daß es auch nach dem Friedensjahre 1648 noch öfter wieder gegeben wurde.

Im folgenden Jahre (1649) schlug Vondel wieder ernstere Accorde an. Er bearbeitete den Fall Salomons in einer fünfactigen Tragödie, die ebenfalls günstige Aufnahme fand und sich viele Jahre hindurch auf der Bühne hielt. Der Literaturhistoriker Jonckbloet, der Vondel nicht sehr geneigt ist, bezeichnet sie als das beste seiner Stücke. Diese Ansicht wird indeß von den meisten andern niederländischen Kritikern nicht getheilt; doch spenden sie der meisterhaften Sprache wie der großartigen Ausführung des ergreifenden Seelengemäldes hohes Lob. Und dieses Lob wird wohl Jeder gerechtfertigt finden, der nicht von vorneherein biblische Stoffe von seinem Interesse ausschließt.

A. Baumgartner S. J.

Die Reform unserer Gymnasien.

X. Das bureaukratische Staatsexamen für das höhere Schulamt.

Das widernatürliche Schulmonopol des heutigen Staates hat den Unterricht und die Erziehung der Jugend fast ausnahmslos der papierenen Herrschaft des mitunter unfähigen Beamtenthums unterworfen [1]. Seufzt nun schon die deutsche Schule unter diesem schweren Joche, so noch mehr die lateinische, oder nach heutigem Sprachgebrauche: das Gymnasium. So ist unsere gelehrte Bildung abgründlich verzopft. Unsere Mittelschulen sind zu wenig auf dem lebendigen Umgange des Lehrers mit den Schülern gebaut, sie sind zu sehr bloße bureaukratische Maschinerien, in welcher jeder Lehrer ein Rädchen oder einen Hebel bildet, bis der Junge geschniegelt, „reif“, aus dieser Fabrik auf die Universität kommt. Und wie der Schüler, so muß auch der künftige Lehrer eine zwar höhere, aber immerhin eine Bildungsfabrik durchlaufen und eine letzte geistige Heerschau durch Beamte bestehen, bis er würdig, fähig und berechtigt erfunden wird, die vaterländische Jugend in das Potpourri moderner

[1] Wir können dieses Schulmonopol des liberalen Staates, obgleich es die brennendste Wunde in der Gegenwart ist, hier nicht weiter verfolgen, verweisen daher auf unsere Broschüren: A. Ossieg, Die geistige Knechtung der Völker durch das Schulmonopol des modernen Staates. Amberg, Habbel, und: Das göttliche Recht der Familie und der Kirche auf die Schule. Mainz, Kirchheim.

Gymnasialfächer einzuführen. Dieser allseitige Beamtenzwang im Lehrwesen ist ein Übel für die Gesellschaft und den Staat, für Lehrer und Schüler, für Glauben und Wissen, für die Erziehung und den Unterricht; ein Übel, unter welchem ein gewissenhafter Schulmann kaum mehr bestehen kann [1]. Wir haben die Lehr- und Lernfreiheit auf dem Papiere, den unerträglichsten Lehr- und Lernzwang im Leben.

Vom Zwange ist auch die Staatsprüfung „für das höhere Schulamt" umstrickt; denn was einmal der Schreibstube anheimgegeben ist, das wird bis herab auf's Kleinste normirt.

Die preußische Staatsprüfung [2] verlangt vom Candidaten ein akademisches Triennium, wovon mindestens die Hälfte auf einer „inländischen" Universität zugebracht sein muß; schon eine doppelte Beschränkung der Freiheit, für welche ein vernünftiger Grund kaum zu finden ist. Warum soll nämlich der künftige Schulmann gerade auf einer Universität und nicht etwa durch Privatstudium sich ausbilden? Warum mindestens drei Jahre lang, da Manchem zwei genug sind? Und wenn doch einmal die Vorbereitung „akademisch" sein muß, warum der anderthalbjährige Zwang zu einer „inländischen" Universität? Es sieht ja aus, als ob man den Hochlehrern ihre Zuhörer amtlich zuschleppen müßte! Sind die Gewässer von Damaskus nicht ebenso gut, als die des Jordans? — Sodann wird der Kreis (sit venia verbo) der Gymnasialkenntnisse für den zu Prüfenden zu seiner freien Wahl in vier Kategorien zerlegt: a) die philologisch-historische, b) die mathematisch-

---

[1] Unter dem zwar katholischen, aber über-bureaukratischen Regimente des Ministeriums v. Abel in Bayern klagte K. L. Roth (Gymnasial-Pädagogik, S. 409): „Es ist mir längst klar geworden, warum Maßregeln möglich wurden, die vor dem Forum jeder Pädagogik, auch der früheren jesuitischen, verwerflich waren. Sie wurden ermöglicht dadurch, daß die militärische Einrichtung und Unterordnung auf die Verwaltung und so auch auf das Unterrichtswesen übergetragen worden ist. Nach dem Sinne dieser Einrichtung darf kein Diener mehr sein Amt als den von Gott ihm zugewiesenen Beruf betrachten; vielmehr soll er sich damit beruhigen, daß er das Anbefohlene ausgerichtet habe.... Der Offizier ist freilich nur seinem nächsten Obern verantwortlich; der Lehrer und Schulvorsteher aber auch, und ich glaube noch mehr den Schülern und deren Eltern, welche mit Recht erwarten, daß nach bestem Wissen und Gewissen gelehrt und erzogen werde." — Wenn nun das im Grunde eifrig-christliche Cabinet von Abel dennoch hie und da dem Gewissen wehe that, wie ist es erst unter einem Cultusminister, der aus seinem Hasse gegen jedes positive Christenthum nicht einmal ein Hehl macht! Dieß sind die Folgen des staatlichen Schulmonopols.

[2] Wiese, II. S. 65 ff.

naturwissenschaftliche, c) Religion und Hebräisch, d) neuere Sprachen. Zwei Dissertationen müssen vom Candidaten innerhalb sechs Monate ausgearbeitet und eingereicht werden, für a) in lateinischer, für b) und c) in deutscher, für d) in den betreffenden neueren Sprachen. Sind dieselben genügend erfunden worden, so folgt die mündliche und schriftliche Prüfung nebst Lehrprobe, und im Falle des Gelingens wenigstens ein Probejahr an einem Gymnasium oder einer Realschule, nach welchem sich der Candidat um ein Lehramt melden kann.

Die österreichische Prüfungsordnung vom 24. Juli 1856 ist in den Hauptzügen der eben genannten entlehnt; nur stellt sie fünf Kategorien auf: a) classische Philologie, b) Geschichte und Geographie, c) Mathematik und Natur-„Wissenschaften", d) Philosophie nebst einem anderen Gymnasialfache, e) deutsche oder eine andere Landessprache für das ganze Gymnasium, nebst Lateinisch und Griechisch [1]. Die Prüfung hat fünf Abtheilungen: Hausarbeiten, Clausurarbeiten, mündliche Prüfung, Probelection und Probejahr ausschließlich an einem öffentlichen Gymnasium.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie widersprechend es ist, den Gymnasial-Lehrstoff zu Gunsten des Lehrers in vier bis fünf Kategorien zu zerlegen, dagegen ihn ganz und ungetheilt dem viel schwächeren Schüler auf die Schulter zu laden.

Wir anerkennen zwar den guten Willen der Behörden, den Gymnasien möglichst gute Lehrer zu verschaffen, nachdem doch einmal das ganze Schulwesen den Beamten ausgeliefert, die alte Lateinschule zu einem Universitätchen erhoben und die frühere Einheit der Lehre und des Lehrers in das heutige Vielerlei von Fächern und Fachlehrern aufgegangen war. Auch fehlt es nicht an amtlichen Lobpreisungen der neuen Ordnung. So schreibt Dr. Schwartz, Gymnasiums-Director zu Posen, im „Organismus der Gymnasien" (Berlin 1876) gleich zur Einleitung: „Wenn in früheren naturwüchsigen Zeiten der Charakter einer gelehrten Schule sich im Ganzen bestimmte nach den an derselben herrschenden Traditionen und den an derselben wirkenden Persönlichkeiten, so hat sich, je einheitlicher und selbstbewußter (?) sich alle Culturverhältnisse des preußischen Volkes entwickelten, auch nothwendiger Weise ein gemeinsamer Typus der betreffenden Anstalten, getragen von der

[1] Franz Hübl, Handbuch für Directoren 2c. 2. A. Prag 1878. S. 211 ff. „Prüfungsvorschriften für Lehramts-Candidaten."

allgemeinen Schulgesetzgebung (!), herausgebildet. Was einzelne Gymnasien dabei an Individualität und gleichsam unmittelbarer Frische eingebüßt, ist der Allgemeinheit an Sicherheit in den Resultaten (?) zu gute gekommen, die bei den bestimmten Formen durch die Macht der Institutionen an sich erzielt wurden.“ — Aber sieht man diesem amtlichen Ergusse nicht das Gezwungene und Geschraubte an? Wenn die frühere Schule naturwüchsiger war, wenn die persönliche Kraft des Lehrers mehr zur Geltung kam, also das wissenschaftliche Leben und Wirken individueller, unmittelbarer und frischer war, so muß sich unsere heutige papierene Unterrichtsschablone davor in die Erde verkriechen, besonders da die „Resultate“ als ungenügend allgemein anerkannt sind.

Daher lautet das Urtheil unbefangener und mehr selbständiger Schulmänner auch über die jetzige Vorbereitung zur Lehrerprüfung weit düsterer. Unter Anderen schreibt Nötel in Kottbus[1]: „Man braucht sich nicht zu dem Eingeständnisse herbeizulassen, daß unsere höheren Lehranstalten in einem langsamen, aber doch merklichen Rückgange ihrer Leistungen begriffen seien, um auf die Wahrnehmung geführt zu werden, daß die Vorbereitung der Schulamts-Candidaten für die praktische Seite ihres Berufes Manches zu wünschen übrig läßt. Diese unliebsame Erfahrung drängt sich dem aufmerksamen Beobachter unmittelbar auf und legt ihm die Erwägung nahe, wie dem Übel abzuhelfen sein möchte.“ Das Übel liegt im Verlassen unserer sämmtlichen Schulüberlieferungen, in der Aufrichtung einer neuen, rein theoretischen und doctrinären Schuleinrichtung, mit welcher die Vorbereitung und Prüfung des Schulamts-Candidaten übereinstimmend gemacht wurde. Sehen wir von jeder halb-amtlichen Schönfärberei ab und einzig auf die Wahrheit hin, so müssen wir sagen, daß das von der Bureaukratie beliebte Staatsexamen für das höhere Schulamt keine Bürgschaft bietet und verfehlt ist. Wir werden diesen Satz im vorliegenden Aufsatze beweisen.

Die Staatsprüfung umfaßt drei Momente: 1) das dreijährige Universitätsstudium als Vorbereitung; 2) das Examen selbst; 3) das Probejahr des bestandenen Candidaten. Wir sagen nun, daß der erste Theil ganz unpassend, der zweite unzureichend ist, und daß daher auch der dritte Theil, das Probejahr, obgleich im Verhältnisse noch das Beste

---

[1] „Die Ausbildung des Candidaten des höheren Schulamts“ in Masius, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1877, S. 233.

von Allem, uns nicht sicherstellt, tüchtige und praktische Schulmänner zu erhalten.

A. Das dreijährige Universitätsstudium.

Wie der Theologe, der Jurist und der Mediciner wenigstens die bestimmte Zahl von Semestern den akademischen Studien obliegen müssen, so hat die Bureau-Weisheit auch den künftigen Schulmann drei Jahre lang auf die Universität gesprochen, wo er sein „Fachstudium“ betreiben soll.

Wenn aber je, so trifft hier der Satz ein: Si duo faciunt idem, non est idem. Der Theologe, Jurist und Mediciner haben auf dem Gymnasium (bezw. Lyceum) nur jene gelehrte Grundbildung errungen, welche das Fundament der Fachwissenschaft ausmacht; von ihrer speciellen Doctrin aber haben sie höchstens gelegenheitlich einige Elemente gehört, aber noch nichts gelernt, so daß ihnen das akademische Fach etwas ganz Neues, erst zu Erlernendes ist. Wie steht es aber bei dem „Philologen“? Soweit *sein* Fach auf dem Gymnasium zu lehren ist, hat er es ganz und gar gelernt, hat darüber seine Prüfung bestanden, und zwar *gut* bestanden, denn erfahrungsmäßig wenden sich nicht die Mittelmäßigen dem Lehrfache zu. Warum also konscribirt man ihn für jenes Sammelsurium von Fächern, das man heutzutage unter der philosophischen Facultät zusammenfaßt? Was soll er da studiren? Die „höhere Philologie“, Textkritik, classische Literatur, höhere Auffassung und Ergründung des Alterthums ꝛc., also Dinge, die er auf dem Gymnasium nicht gebrauchen kann, die er, soweit er sie gebrauchen darf, entweder schon weiß oder besser für sich allein erlernt; er muß sich auf das Amt eines akademischen Docenten vorbereiten und soll doch Schulmann an irgend einer Lateinschule werden. Ist das nicht ein Räthsel?[1]

Man wird uns einwerfen, daß der Gymnasiallehrer an Wissen *über* seiner Klasse stehen, daß insbesondere der Lehrer der Ober-Prima an philologischen Kenntnissen über das ganze Gymnasium emporragen müsse, und daß eine solche Bildung am zweckdienlichsten auf der Universität geholt werde.

Wir geben die beiden Vordersätze zu, nimmermehr aber den Schluß-

[1] Da die „Realien“ in der Hauptsache akademische Fächer sind und einen „akademischen“ Vortrag erfordern, so haben wir selbstverständlich nichts dagegen, daß der künftige Lehrer z. B. der Physik sich auf der Universität für sein Fach vorbilde.

satz. — Gewiß soll der Lehrer jene Klasse, in welcher er wirkt, auch in theoretischer Beziehung überragen. Aber welcher angehende Lehrer wird denn sofort in die Prima befördert? Muß er nicht vielmehr in einer unteren Klasse beginnen und dann je nach Verdienst aufrücken? Bleiben wir also beim Bildungsgrade selbst stehen, so müssen wir zugeben, daß ein junger Mann, welcher sein Gymnasium und Lyceum mit Ehren durchlaufen hat, an Wissen über den unteren Klassen steht und daß er seine weitere Ausbildung nicht bloß durch das Lehren selbst (docendo discimus), sondern auch durch eigenes Studium, vollends unter Anleitung eines bewährten Schulmannes, tausendmal besser gewinnen wird, als jemals auf einer Universität.

Wir dürfen nie vergessen, daß die philosophische Facultät höchstens auf das akademische, nimmer aber auf das Gymnasial-Lehramt vorbereitet. Selbst F. A. Wolf läßt dieses in Beziehung auf sein philologisches Seminar deutlich herausmerken, indem er schreibt: „Das Seminarium philologicum ist lediglich für die zwei oder drei obersten Klassen gelehrter Schulen, sofern es für Schulen ist. Es ist nämlich zugleich ein Institut zur Aufrechthaltung der Gelehrsamkeit und Bildung akademischer Docenten in einem Fache, für welches sonst der Staat nichts thut."[1] Also lediglich für die zwei bis drei obersten Klassen der Gelehrtenschule läßt sich beim akademischen Seminar etwas holen; eigentlich aber ist es eine Anstalt für akademische Lehrer, zu deren Heranbildung sonst der Staat nichts thäte. Als man 1787 in Wolf drang, er solle doch mehr Rücksicht auf die Heranbildung von Schulmännern nehmen, drohte er mit dem Rücktritte von seinem erst ein Halbjahr bestehenden Seminar. Erst in einer späteren Epoche erkannte er, daß, während die eigentlichen philologischen Übungen, das Erklären der Alten und die Ausbildung des lateinischen Stils immer die Hauptsache sein müßten, doch der Director zugleich auf die Bildung geschickter Schulmänner bedacht sein solle, er daher auch auf die Beförderung der einem gelehrten Schulmanne nöthigen Kenntnisse nach Möglichkeit sehen müsse. Aber das ist ein Trost in Worten, wenn wir Alles sagen sollen, eine Ausflucht; das Wolf'sche Seminar, welchem die späteren nachgebildet worden sind, war und ist eine Bildungsanstalt für das Universitäts-, nicht für das Gymnasial-Lehramt. An diesen philologischen Seminarien

[1] Bei Roth, Gymnasial-Pädagogik, S. 283, wo überhaupt das Nähere über die auch hierin unentschiedene Anschauung Wolfs zu finden ist.

lehren ausschließlich Universitäts-Professoren, und zwar in akademischer Weise. Aber um Alles in der Welt! Wie wissen denn sie, wo den Gymnasiasten und seinen Lehrer der Schuh drückt! Sie führen ihren Hörer in Regionen, wahre μετέωρα, die hoch über dem Gymnasium liegen, also praktisch gar nicht verwerthet werden können, als wiederum auf der Universität.

Was wir nöthig haben, das sind Schulmänner, praktische Schulmänner, Gymnasial-Schulmänner, und diese werden gerade gar nicht auf den Universitäten gebildet. Grau ist die daselbst geholte Theorie, „doch grün des Lebens goldener Baum".

Hierin geben uns alle unbefangenen Schulmänner Recht. G. Wendt sagt in der „Zeitschr. für Gymn." (1876, S. 514): „Gelehrte werden uns auf den Universitäten gebildet, Lehrer wenig. Das hängt aber mit der großen Vereinzelung des Forschens zusammen; auch damit, daß die neuen Gebiete der Wissenschaft der Schule ziemlich fern liegen.... Mit jungen Männern, welche irgend ein Kapitel der vergleichenden Grammatik studirt und darüber die Lectüre der Schriftsteller vernachlässigt haben, ist uns herzlich schlecht gedient: selbst die scharfsinnigste Konjecturalkritik nützt dem Lehrer wenig, wenn er nicht schulmäßig zu interpretiren, für die Classiker sprachliches und ideelles Verständniß, aber auch Interesse und Liebe zu wecken vermag." — Im Allgemeinen kann man sagen: Was der Candidat auf der Universität lernt, das ist etwas Theorie, die er kaum oder nicht gebrauchen kann; was er aber lernen müßte, das praktische Schulmeistern, das lernt er an der Hochschule gar nicht, besonders seitdem sogar die eigentlichen Fachstudien so überaus gelehrt und so wenig für's Leben gegeben werden, oder wie Nötel[1] sagt: „An der Thatsache ist nichts zu ändern, daß die akademischen Lehrer als solche keine Garantie für ihre Befähigung zur praktischen Vorbildung künftiger Schulmänner bieten."

Und lassen wir den jungen Mann, der sich auf das Schulamt vorbereiten will, die Universität besuchen, was stellt sich heraus? In den allermeisten Fällen, selbst an den philologischen Seminarien, ist er zum bloßen Hören, zur Alles verschluckenden Reception verurtheilt. In das Kehricht der Lesarten wird er vom Hochlehrer hinabgeschleppt und in die angeblichen Sonnenhöhen des classischen Geistes hinaufgewirbelt, den Inferno der Theorie und das Paradies der akademischen Gelehrsamkeit

[1] A. a. O. S. 235.

darf er, bald fröstelnd, bald staunend, an der Hand des Stärkeren durchwandern; aber er wird überall geführt und kommt daher kaum zu selbstthätigem Forschen und Denken. Es geht ihm daher, wie gewissen Jünglingen auf unseren landwirthschaftlichen Akademien, die vor lauter Theorie später nach ihrer Heimkehr das ererbte Gut nicht bewirthschaften können. Bei der schrecklichen Zersplitterung unserer modernen Wissenschaften und insbesondere auch der Philologie (man denke an die 24 Disciplinen Wolfs) wird der Horizont zu weit, zu verschwimmend, wie der Ausblick auf die hohe See, so daß der junge Mann vor diffusem Wissen die Festigkeit und Gründlichkeit der Erkenntniß einbüßt [1].

Selbst wenn er in den philologischen Seminarien zu Stilübungen und zum Erklären alter Schriftsteller angeleitet wird, so ist auch dieses wieder akademisch und gelehrt, nicht für die Lateinschule und das Lehramt berechnet. Er mag hie und da, zu oft kommt's nicht vor, einen erträglichen lateinischen Stil schreiben lernen, ohne daß er eine Ahnung davon bekommt, wie man die nämliche Fertigkeit 12—16jährigen Schülern beibringen kann. Und die Erklärung der Schriftsteller! Diese ist nach Kräften akademisch gelehrt und für die Schule möglichst unbrauchbar, daher selten praktisch. Man behandelt ja mit Vorliebe, wo nicht ausschließend, die schwereren Auctoren: Tacitus, Plautus, Plato, die griechischen Dramatiker, also solche, die der Candidat vielleicht nach zwei Jahrzehnten einmal in den obersten Klassen behandelt, wenn ihm gnädige Sterne auf seiner dornenvollen Laufbahn schimmern. Bis dorthin aber hat er sicher jene akademischen Vorlesungen vergessen, oder wenn er sie noch „schwarz auf weiß besitzt", so wird er sehen, daß er das Allerwenigste davon auf dem Gymnasium gebrauchen kann, kurz, daß er nun selbst forschen und studiren muß, und zwar in ganz anderer Weise, als im Seminar.

Roth [2] sagt daher: „Mir scheint das Halten besonderer Vorlesungen für die Mitglieder eines philologischen Seminars ein überflüssiges Ding

---

[1] Selbst A. Lange, der in den Jahn'schen Jahrbüchern 1858 eine glänzende Vertheidigung des Wolf'schen Seminars veröffentlichte, muß gestehen: „Hat man doch bemerkt, daß jüngere Schulmänner, weit entfernt, in der Fülle jüngst vergangener Generationen aus dem lebendigen Quell antiken Lebens zu schöpfen, vielmehr oft kaum im Stande sind, den Schriftsteller, den sie erklären sollen, fließend und zu eigenem und fremdem Vergnügen zu lesen und zu erklären; aber ‚Fragmente können sie sammeln!' rief man voll Ironie und Unmuth aus." Was hat z. B. Ritschl trotz seiner großen Gelehrsamkeit für Heranbildung von praktischen Schulmännern geleistet?

[2] Gymnasial-Pädagogik, S. 293 f.

zu sein, dagegen eine tägliche Übung im Übersetzen und Erklären vorzugsweise derjenigen Auctoren, welche im Gymnasium behandelt werden, um so nothwendiger und fruchtbarer. Und zwar sollte selbst Cornelius Nepos oder, wo man mit Chrestomathien anfängt, die Chrestomathie für das Seminar nicht zu gering sein. Denn wie sollte der Seminarist für sein Probejahr oder für seinen Eintritt in's Gymnasial-Lehramt guten Willen mitbringen, wenn im Seminar ein die Anfänge geringschätzender Geist vorwaltet? Überdem rächt es sich an Jedem, der durch einen Sprung gleich auf obere Stufen gelangt, daß er die unteren nicht betreten hat: er kommt in die Lehrhaftigkeit nie recht hinein."

Ganz einverstanden. Aber wie wird man die akademischen Lehrer für minder vornehme Auctoren begeistern können, so lange es vornehmere Künste, z. B. die Textesverbesserung durch Konjecturen à la Bentley, gibt? Und in der That sehen wir gar nicht ein, warum die Einführung des Candidaten in die am Gymnasium zu lesenden Auctoren gerade auf der Universität geschehen muß, während es einen viel kürzeren und besseren Weg zum nämlichen Ziele gibt.

Nein, auf der Universität lernt man wohl die „streitsüchtige, stolze und unbarmherzige Philologie", aber nicht das Schulmeistern und nicht jene Kenntnisse, die man dem Jünglinge später mittheilen soll. Der akademisch gebildete Candidat schwebt viel zu hoch über den Schülern, nicht eben aus Gelehrsamkeit, sondern aus Voreingenommenheit, unpraktischem Sinn und Unkenntniß der Jugend, vielleicht gar aus Nervosität, aufblähendem Dünkel und aus Selbstüberschätzung; Fehler, die man nirgends leichter erwirbt, als auf unseren heutigen Universitäten. Man stelle den „gelehrten" Mann in eine Klasse hinein zum Schulehalten, und man wird sich überzeugen, wo und wie der Candidat nicht soll gebildet werden.

Noch etwas ist zu bedenken. Wenn das akademische Triennium nicht auf ein oberflächliches Appretiren zur Staatsprüfung hinauslaufen, sondern eine tiefere philologische Bildung erzielen soll, so reicht es nicht hin. Wie soll der Candidat in sechs Semestern sicher werden in historischen, mathematischen und philologischen Studien? Daher wird er meist vier Jahre ansetzen müssen, und das fünfte als Probejahr noch als Zugabe erhalten [1]. Dieß ist offenbar zu viel des Opfers für eine im Grunde sehr beschränkte Laufbahn. Der Mediciner hat eine lachende

[1] Wir verweisen auf Nötel a. a. O. S. 236.

Aussicht auf irdische Schätze, der Jurist auf hohe Ehrenstellen — dat Galenus opes, dat Justinianus honores —, aber der Lehramts-Candidat? Daß Gott erbarm! Jahrzehnte in einer unteren Klasse, sehr spät in Prima, rari nantes werden Directoren, und endlich der Eine oder Andere Schulrath, die höchste Sprosse auf der kurzen, mit Dornen umflochtenen Leiter. Und für eine solche „Carrière" allermindestens ebenso große Studien, als der Jurist und Mediciner machen muß![1] Verlangt nicht die Gerechtigkeit, dem Schulmanne zu seinem Ziel auf einer kürzeren Bahn, wenn es eine solche gibt, zu verhelfen? Daß in der That eine solche bestehe, werden wir in dem folgenden Aufsatze zeigen; hier handelte es sich nur um den Nachweis, den wir geliefert zu haben meinen, daß das dreijährige Universitätsstudium als Vorbereitung auf das praktische Schulamt nicht passend ist.

B. Die philologische Staatsprüfung.

Wie es im alten Italien für ein geschlagenes und gefangenes Heer keine andere Pforte zum Leben gab, als daß die Gefangenen unter einem Joche durchkrochen, so gibt es im liberalen Staate keine Ermächtigung zum Schulamt ohne Prüfung. Wir gehen hier auf die staatsrechtliche Seite dieses höchst fraglichen Staatsvorrechtes nicht ein; die Staatsprüfung ist eine Folge des beklagenswerthen staatlichen Schulmonopols; denn wenn die Regierung zugleich die General-Schullehrerin ist, so muß sie, da ihr die Candidaten sonst unbekannt sind, dieselben examiniren. Wenn wir nun eine solche Prüfung für ein Schulamt an einer Staatsanstalt noch begreiflich finden können, so müssen wir dennoch dieselbe als übertriebene Forderung bezeichnen, wenn es sich um ein Schulamt an Privatanstalten handelt. Denn dafür, daß kein Unfähiger einschleiche, kann und wird die betreffende Oberleitung, auch ohne den allernährenden Staat, schon selbst sorgen.

Die beste Prüfung ist nun die genaue Bekanntschaft mit dem Leben und Streben des zu berufenden Candidaten. Wir haben bisher an allen außerdeutschen bischöflichen Gymnasien die Erfahrung gemacht, daß die vom Oberhirten berufenen Lehrer ihren Posten vollständig ausfüllten, obgleich sie eine Staatsprüfung nicht gemacht hatten. Da man nämlich

[1] Zwar ist, rein irdisch betrachtet, das Loos wenigstens der katholischen Theologen noch weniger lockend, als jenes des Lehramts-Candidaten; aber der Beruf zum Priesterthum kommt von Gott und läßt den zeitlichen Vortheil vergessen.

die jungen, meist in Seminarien erzogenen Männer von Jugend an genau kannte, so konnte man die Geeigneten mit Leichtigkeit finden und hatte viel seltener einen Mißgriff zu verzeichnen, als in unseren Lateinschulen, deren Lehrer an der bureaukratischen Leine durch die Prüfung gegangen sind. Genau so war es auch in den früheren „naturwüchsigen", d. h. vernünftigeren Zeiten: der Scholarch zog junge Leute, meistens seine besseren Schüler, an die Lehranstalt, ließ sie von der Pike an dienen und bildete sie nach und nach zu tüchtigen Schulmännern heran.

Dagegen ist die Staatsprüfung häufig an eine Kette von Zufälligkeiten geknüpft und somit kaum eine Bürgschaft für die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des angehenden Lehrers. Das körperliche Befinden des immerhin voreingenommenen, durch Vorbereitungsstudien erschöpften jungen Mannes, sein Bekannt- oder Unbekanntsein an dem Orte der Prüfung und mit der Prüfungscommission, die Art und Weise der Fragestellung, die verschiedenen von den Einzelcommissionen angelegten Maßstäbe, die Wahl der Fragen selbst, der freundliche oder herbe Ton des Prüfenden, menschliche Schwachheiten auf beiden Seiten und so vieles Andere machen nicht selten die Staatsprüfung mehr oder weniger zu einem Glücksspiel.

Ganz aus dem Leben heraus schreibt Fahle[1] die Worte: „In jedem Falle sind die Ergebnisse der Staatsprüfung, wie das allseitig constatirt und anders kaum möglich ist, zumal da 7—8 verschiedene Prüfungscommissionen verschiedene Maße der Milde und Strenge und verschiedene Interpretationen des Prüfungsreglements für sich in Anspruch nehmen, nicht nur durchaus ungleichartig, sondern auch, was noch mehr sagen will, kaum ausreichend, um ein Urtheil der Dienstbehörde über die Qualification der Kandidaten darauf zu gründen."

Wir ertappen auch im Prüfungswesen unsere gegenwärtigen Zustände über zu enger Theorie, über dem Haschen nach dem Abstrakten und über der Mißkennung des Concreten, der Person selbst. Der Mann und sein ganzer Charakter, nicht das augenblickliche und zufällige Wissen desselben, bietet den Maßstab für die Lehrbefähigung.

Der praktische Schulmann, der z. B. seine Gymnasiasten volle sechs Jahre durch die Klassen geführt hat und Jeden nach Loth und Quentchen abschätzen kann, ist oft erstaunt über das Prüfungsresultat, das

[1] „Altes und Neues" in Masius, Neue Jahrbücher, 1878, S. 5 der pädag. Abtheilung.

jene Schüler von einer auswärtigen Prüfung nach Hause bringen, und das seine Berechnungen über den Haufen wirft. Der Eine hat unerwartetes „Glück", der Andere ebendasselbe „Unglück" gehabt; Mancher ist wider Erwarten durchgekommen, Mancher ebenso durchgefallen.

Unsere Prüfungscommissionen gehen sodann von dem Satz aus, daß, wer das Größere kann, auch für das Kleinere stark genug sei (qui potest majus, potest etiam minus); ein Satz, der in rechtlichen Dingen, aber nicht beim praktischen Schulfache zutrifft. Es mag der Candidat seinen Tacitus vor den Examinatoren ganz ordentlich erklären, aber nicht den Cornelius Nepos, oder im Sophokles, aber nicht im Xenophon zu Hause sein. Wirklich werden ja gerade die Auctoren der höchsten Klasse mit Vorliebe zum Examen gebraucht, die der mittleren bei Seite gesetzt, wie es auch fast an allen philologischen Seminarien geschieht. „Es ist eine seltsame Voraussetzung," schreibt Roth[1], „welche ich zwar nirgends ausgesprochen gefunden, aber als wirklich vorhanden bei mehr als einer Prüfung für's Lehramt erkannt habe: daß der Kandidat, der in der Prüfung sich über sein Verstehen der schwersten Auctoren ausweise, ebendamit seine Befähigung zur Erklärung der leichteren bekunde, und daß derselbe in der Anleitung des Knaben zur lateinischen Composition das Richtige treffen und leisten werde, wenn er bei der Prüfung ein deutsches, mit Schwierigkeiten des Ausdrucks überfülltes Thema in leibliches Latein übersetze." Der vieljährige Schulmann und Examinator ist im Gegentheile der Meinung, daß der, welcher im Leichteren gründlich und vollständig unterrichten könne, als Lehrer auch das Schwierigere bewältigen werde, daß somit der entgegengesetzte Prüfungsgang zu einem weit sichereren Resultate führen werde. Gewiß würden sich die Candidaten in solchem Falle mehr mit den eigentlich nützlichen, als den zunächst bloß glänzenden Classikern beschäftigen, zum großen Nutzen der Schulen.

Überhaupt gewinnt die heutige Vorbereitung auf das höhere Examen mehr den Charakter des bloßen Einpaukens, als den einer soliden Vorbereitung, mehr des Haschens nach dem Glänzenden, als nach dem wahrhaft Nützlichen. Man wende uns nicht die Probelection ein. Denn über sie läßt sich das Nämliche sagen, wie über die sonstige Prüfung: auch sie hängt von den erwähnten Zufälligkeiten ab, wird eigens vorbereitet, wird häufig vor einer der obersten Klassen und dann des Glanzes

[1] Gymnasial-Pädagogik, S. 294 f.

wegen aus einem der schwersten Classiker abgelegt, liefert also kaum den Beweis für die praktische Tüchtigkeit des Candidaten[1].

Man frage doch nur die Erfahrung. Wie oft erlebt man, daß ein mit guter Note Bestandener später als mittelmäßiger Schulmann dasteht, welcher über die Köpfe seiner Schüler weg lehrt, ihnen keinen lateinischen Stil beibringen, sie nicht für die zu lesenden Schriftsteller erwärmen, ja selbst kaum eine fließende Übersetzung leisten kann! Und dieß Alles nach einer wohlgelungenen Dienstprüfung! Es kann Jemand ein Gelehrter und doch kein Schulmann sein; was aber beim Lehrexamen den Ausschlag gibt, das ist eben die Gelehrsamkeit. Ganz richtig sagt Nägelsbach[2]: „Der Gymnasiallehrer soll gelehrt sein; ich möchte lieber sagen, er soll ein angehender Gelehrter sein. Die Schule wird gewiß besser dabei fahren, wenn er mit dem Bewußtsein, noch gar Vieles lernen zu müssen, in's Lehramt eintritt, als wenn er sich selbst wie ein gemachter Mann vorkommt."

Ja wohl, der „gemachte Mann"! Leicht überkommt den Candidaten nach gelungener Prüfung der Gedanke, daß jetzt genug studirt sei, daß er sich der wohlverdienten Ruhe überlassen könne; und der Gedanke steigt desto leichter auf, je peinlicher die Vorbereitung gewesen war, und je mehr die Prüfung selbst das künftige Loos des angehenden Lehrers zum Abschlusse bringt. „Er studirt seine Aufgabe nicht und lernt auch nicht weiter in seinem Pensum; denn er hat seine Prüfungsnote sammt dem Decret im Pulte liegen; wie sollte er sich bemühen, mehr Latein und mehr Griechisches zu lernen, nachdem er pro examinato erklärt ist?"[3] Das sind so oft die Folgen unserer unvermeidlichen Prüfungen.

C. Das Probejahr.

Dieser Theil des Bildungsganges, den unsere Lehramtscandidaten durchlaufen müssen, verdient an sich alles Lob, ist sogar das einzige Ganzvernünftige daran. Aber eine andere Frage erhebt sich: ob nämlich das Probejahr nach der pflichtmäßigen akademischen Bildung Früchte trage? Manche Schulmänner antworten mit Nein.

Der junge Mann kommt von der Universität, den Kopf voll ge-

---

[1] Roth (S. 296) sagt: „Probelectionen, mit Schülern gehalten, die der Seminarist nicht kennt und die ihn nicht kennen, sind gerade so unfruchtbar, wie die Probekatechisationen der angehenden Theologen."

[2] Bei Roth, S. 295. [3] Roth, S. 298.

lehrter Gedanken und unbewährter Theorien. Voreingenommen betritt er das ihm angewiesene Klassenzimmer, eher bereit, seine älteren Collegen innerlich zu bekritteln, als zum Vorbilde zu nehmen. Nur mit Unlust wird er in einer der untersten Klassen hospitiren, obgleich hier am meisten zu lernen wäre; denn es kostet weit größere Meisterschaft, Knaben die Elemente des Lateins beizubringen, als die einmal Eingeschulten weiter zu fördern. Und wenn er einen Lehrer ersetzen und Schule halten soll, so wird er vornehmlich auf den Strahlenschein hoher Gelehrsamkeit ausgehen, daher von den Knaben nicht einmal verstanden werden, ja, selbst dann, wenn er der bescheidenste Charakter wäre, doch immerhin zu hoch und unpraktisch sein; eine nothwendige Folge der akademischen Laufbahn. Die Schuld aber wird er in den wenigsten Fällen sich selbst, wohl jedoch der Zerstreutheit, der Trägheit und dem Leichtsinne der Knaben zuschreiben, daher Scenen in der Klasse hervorrufen, wie sie einem praktischen Schulmanne niemals vorkommen. „Es ist ja eine bekannte Sache," sagt Nötel[1], „daß es jungen Lehrern gar nicht selten recht schwer fällt, sich dem Verständniß ihrer kleinen Schüler anzupassen: wenn nun gar noch durch den Besuch des Unterrichtes in den oberen Klassen die ohnehin leicht vorhandene Neigung, die Weise, wie ihnen ihre Wissenschaft auf der Universität überliefert wurde, auf das Schulkatheder zu übertragen, begünstigt wird, so laufen sie erst recht Gefahr, über die Köpfe ihrer Schüler hinwegzureden."

Deßhalb schlägt Nötel (S. 285) eine Probezeit von drei Semestern, und zwar in den untersten Klassen, vor, wo der Candidat ja eventuell sein Lehramt beginnen wird.

Wir glauben dagegen den Grundfehler in der sogen. akademischen Bildung unserer angehenden Lehrer entdecken zu müssen. Meist unterrichtet man so, wie man selbst unterrichtet worden ist. Nun aber steht es fest, daß die Gymnasiallehrweise sich ganz wesentlich von der akademischen unterscheidet, und daß der drei Jahre auf der Universität weilende Candidat bewußt oder unbewußt sich in den Vortrag der Hochschule hineinlebt, daher das Schulmeistern entweder vergißt oder hochnasig verachtet und es erst wieder nach einer schmerzlichen Odyssee theoretischer und praktischer Irrungen einlernen muß. Hätte er als tüchtiger Oberprimaner, was er gewiß war, die unterste Klasse zum Unterrichten übernehmen müssen, so hätte er seine Sache wohl besser gemacht, als nach-

---

[1] A. a. O. S. 239 f.

dem ihm auf der Hochschule ein anderer Kopf gewachsen war. Die Universität erzieht Gelehrte und akademische Docenten, aber nicht praktische Schulmänner und Gymnasiallehrer. Wir verlangen gewiß auch Gelehrsamkeit von den Letzteren; aber diese läßt sich viel passender anderswo holen, als auf der Hochschule, und zwar in einer Weise, daß man nicht bloß viele Waaren einkaufe, sondern auch dieselben verkaufen kann. Theoretische Köpfe passen niemals in die Lateinschule.

Das württembergische Gymnasium war bis in die neuere Zeit eines der besten in Deutschland, Dank einer schönen Reihe von fleißigen, gewissenhaften und praktischen Schulmännern. Wo nun hatten diese Lehrer ihre philologische Bildung geholt? Allergrößtentheils auf dem Gymnasium und durch Selbststudium. Auf der Universität hörten sie, neben der Theologie, ab und zu philologische Vorlesungen, übernahmen dann eine (sechsjährige) Präceptoratsschule, neben welcher sie, allerdings mit saurer Arbeit, selbständige Studien über die Gymnasialfächer trieben, so daß Leben und Wissenschaft, Praxis und Theorie Hand in Hand gingen. Und diese Männer bestanden nachher ihre Dienstprüfung erfolgreicher, als Jene, die sich ausschließlich auf der Universität zum Examen „vorgebildet" hatten, waren insbesondere gute Latinisten und im Stande, auch ihren Schülern die Kunst eines schönen Stils mitzutheilen.

Wir sind, seitdem das Schulwesen dem Beamtenthum ausgeliefert worden ist, weit von den natürlichen Bahnen verschlagen worden, wir sind zu theoretisch, zu papieren und reglementmäßig geworden und so zu Resultaten in Erziehung und Unterricht gekommen, die sogar von unseren Liberalen beklagt werden.

Der 1879 verstorbene Karl Gutzkow, dessen Liberalismus sicher waschächt war, sprach sich in der kurz vor seinem Tode geschriebenen Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Neuen Serapionsbrüder" (Breslau, Schottländer) in folgender bitteren Weise über unser gesammtes Schulwesen aus: „Die Schule soll wirken! Du lieber Himmel! Die deutsche Schule, sie taugt ja selbst nichts. Sie ist die wahre Pflanzstätte des Dünkels, der Blähsucht, der Gemüthsleere, des Pietätmangels. Nehme man doch die meisten modernen Lehrer. Wo ist denn da ein Funke von Demuth? Alles wissen ja die Herren. Alles können sie. Die Schullehrer haben Königgrätz gewonnen, Wörth und Sedan. Was kann aus der Schule anders kommen als Prahlsucht? Unser grassirender Streberdrang?"

Ein zweiter, gewiß unverdächtiger Liberaler, Diesterweg, prophezeit

in den „Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik“ (Essen, 1837), der Ausgang des Streites zwischen der alten und der neuen Schule werde sein: vollständige Trennung der Realschulen von den Gymnasien, Beschränkung der Quantität des Lehrstoffes, Vereinfachung desselben, Aufhebung der Stundengeberei, Restauration der Gymnasien als Erziehungsanstalten, Anlegung von Seminarien für die Lehrer. Das Letzte werde der Schlußstein für die ganze Bewegung, ihr Triumph sein; Lehren sei ein praktisches Geschäft, man lerne es nicht durch einen gelehrten Mann, der vom Katheder spricht, noch durch ein Probejahr, sondern einzig und allein in der Schule selbst, unter dem Vorthun und der Leitung von Lehrmeistern [1].

Merkwürdig! Selbst einem Protestanten dämmert die Einsicht, daß nicht die „akademische“ Bildung von Philologen, Mathematikern rc. den Gymnasien die richtigen Männer liefert, sondern nur die Heranbildung von Männern der Praxis, die zugleich Erzieher und Lehrer sind. So ist der Protestantismus durch die Macht der Umstände ebendahin gekommen, wie Bonald, der den richtigen Ausspruch that: es lasse sich fast mathematisch erweisen, daß das öffentliche Erziehungswesen einer Körperschaft anvertraut werden müsse.

M. Pachtler S. J.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

III. Das Mittelalter.

Der Ausgang der Väterzeit hatte das mit dem Christenthume um den Sieg ringende Heidenthum endlich dahinsinken sehen. Jetzt lagen die Götterbilder zertrümmert im Staube; die heiligen Haine waren gefällt und die Tempel mit ihren ragenden Säulen und goldglänzenden Dächern großentheils in Ruinen verwandelt. Das hehre Zeichen der Erlösung hatte überall, wo die Glaubensboten es aufgepflanzt, die Nacht des Unglaubens verscheucht und mehr und mehr die Nebel des Irrthums zerstreut. Ganze Völker waren ihm zugewallt und ruhten jetzt in

---

[1] S. Histor.-polit. Blätter, Bd. 10, S. 335.

seinem Schatten. Hier schöpften sie in vollen Zügen jene Glaubensinnigkeit und jene Glaubensfreude, welche die Signatur des nun folgenden Zeitraumes ausmachen. Indem das christlich-gläubige Mittelalter auf solche Weise des Besitzes froh wurde, den es von den Altvordern überkommen hatte, versenkte es sich lieber in dessen Inhalt, als daß es sich mit seiner Vertheidigung beschäftigte, die kein so dringendes Bedürfniß mehr war. Darum darf es uns nicht wundern, daß während dieses Zeitraumes die Vertheidigungsschriften an Zahl und Bedeutung abnehmen. Und selbst die Erscheinung, daß bei den apologetischen Bestrebungen nur ausnahmsweise der Versuch einer Weiterbildung hervortritt, wird uns nicht zu sehr befremden.

Freilich fehlte es auch während dieser Periode nicht gänzlich an Gegnern des Christenthums. An die Stelle des dahingeschwundenen Heidenthums war ein neuer Feind getreten: der Islam. Und wenn die Religion des Propheten von Mekka auch mehr mit Feuer und Schwert als mit den Waffen des Geistes ihren Eroberungszug antrat, so konnten doch die Hüter der christlichen Wahrheit und Wissenschaft diesem Beginnen nicht gleichgiltig zuschauen. — Das Judenthum aber hatte die alte Fehde nicht eingestellt, und manchem seiner Vertreter, den es in dieser Zeit auf den Plan sandte, verlieh das Gewand der Gelehrsamkeit, in welchem er auftrat, immerhin ein gewisses Ansehen. Auch hier durfte darum die Apologetik nicht schweigen. Wir haben also den Kampf der Abwehr, wie er auf dieser doppelten Linie geführt wurde, etwas genauer in's Auge zu fassen, um, wie bisher, wenigstens die hervorragenderen Erscheinungen namhaft zu machen. Die längste Zeit hindurch war es ein getrennter Kampf, in dem die Christen durch Einzelschriften gegen den Islam und gegen das Judenthum vorgingen. Mit dieser Periode haben wir zu beginnen.

1. Auf der Grenzscheide der Väterzeit und des Mittelalters steht ein Mann, der in der morgenländischen Kirche die Theologie zu einer Höhe emporgehoben hat, welche alldort nach ihm nicht wieder ist erreicht worden. Der hl. Johannes von Damascus († nach 754) machte den ersten glücklichen Versuch, die gesammte christliche Theologie in systematischem Aufbaue zur Darstellung zu bringen. Was dem Origenes nicht gelungen war, sollte ihm durch sein Werk: Die Quelle der Wissenschaft zu erreichen vergönnt sein. Diese Schrift will alles zusammenfassen, was der Jünger der heiligen Wissenschaft zu seiner Einführung in deren Studium benöthigt. Sie zerfällt in drei Abtheilungen. Die

erste, „Philosophische Hauptstücke" betitelt, soll die philosophische Grundlage bilden; ihrem Hauptinhalte nach führt sie auch den Titel: Dialectica. Als zweite Hilfswissenschaft tritt in der folgenden Abtheilung ein Abriß der Kirchengeschichte auf, welcher sich jedoch beinahe auf eine in chronologischer Folge entworfene Darlegung der Häresien beschränkt; daher der Titel: De haeresibus. Die dritte und wichtigste Abtheilung ist die Schrift: De fide orthodoxa, welche sich über die ganze Glaubens- und Sittenlehre der Kirche verbreitet, indem sie dieselbe aus Schrift und Tradition begründet und vielfach auch speculativ entwickelt. Hätte der „Lombardus der Griechen", wie man unseren Heiligen ehrend genannt hat, auch die Apologetik in den Plan seines Werkes mit aufgenommen, so würde auch eine gründliche Weiterbildung derselben gewiß ungleich früher erfolgt sein, als es thatsächlich geschehen ist. Doch auch so ist jenes Hauptwerk des Damasceners für die Geschichte der Apologetik nicht ohne jede Bedeutung. In ihm nämlich, wie in desselben Verfassers Zwiegespräch zwischen Saracene und Christ, besitzen wir die ältesten uns erhaltenen Aufzeichnungen, welche im Orient gegen die Religion Muhammeds gemacht wurden. In der zweiten Abtheilung der größeren Schrift erzählt Johannes die Entstehung des Islams, dessen Bekenner er bald Ismaeliten, bald Saracenen nennt; dann durchgeht er eine Reihe ihrer Lehren, nicht ohne scharfe Kritik an ihnen zu üben. Ausführlicher widerlegt er die Irrthümer der neuen Religion in dem „Zwiegespräch", in welchem die vorzüglichsten Streitpunkte zwischen Christen und Muhammedanern zur Sprache kommen. Gott, Vorsehung, Ursprung des Bösen, Gottheit des Logos und des heiligen Geistes, Menschwerdung und Erlösung sind einige der Punkte, die durch Rede und Gegenrede erörtert werden. Die Schlußantworten des Christen sind meistens der Art, daß sie kaum der Vermuthung Raum geben, es sei auf die wirkliche Bekehrung des Saracenen abgesehen gewesen; der Fanatismus der Muselmänner ließ eine solche Hoffnung wohl nicht aufkommen. Vielmehr geht sichtlich überall das Streben dahin, den Gegner wenigstens zum Schweigen zu bringen; darum wird er bald ad absurdum geführt, bald durch seine eigenen Aussagen geschlagen, bald auch gemahnt, wie analoge Lehren des Islams ihn in Widersprüche verwickeln. Der Dialog ist aus dem Leben genommen; nur praktische Rücksichten hatten den Heiligen von Damascus, der inmitten der Bekenner des Islams aufgewachsen war, zur Abfassung bewogen.

Ähnlich müssen wir über die Dialoge des Theodor Abukara

urtheilen. Abukara war ein Schüler des Damasceners, und seine Schriften tragen vollständig das Gepräge seines großen Meisters. Auch er vertheidigt die Kernpunkte unseres heiligen Glaubens; aber er verfährt auch aggressiv, indem er z. B. den Satz aufstellt und begründet, daß Muhammed nicht aus Gott, sondern ein Feind Gottes und ein Werkzeug des Fürsten der Finsterniß gewesen sei.

Ungefähr derselben Zeit gehörte ein Mönch von Edessa an, Bartholomäus mit Namen. Seine Widerlegung eines Hagareers ist ebenfalls ein Werk, welches nicht so sehr für die Muhammedaner, als vielmehr für die Christen geschrieben ist. Diese waren von so großen Gefahren und Versuchungen umringt, daß sie wohl sehr der Befestigung im Glauben bedurften, um vor Abfall geschützt zu sein. Die Schrift, welche diesem Zwecke dienen will, thut zuerst die Richtigkeit der von den Anhängern Muhammeds erhobenen Einwände dar und wendet sich dann gegen die Lehren und den Cult der Religion des „Propheten". Während das Leben Muhammeds — so führt der Verfasser aus — kein einziges Merkmal aufweist, welches in ihm einen Gesandten Gottes erkennen ließe, stößt man umgekehrt gar oft auf Lug und Trug, auf Willkür und Gewalt, womit der Prophet seiner Religion Anhänger gewann. Die Verwerflichkeit der Lehre Muhammeds erweist der Mönch von Edessa aus dem Koran, und er bekundet dabei eine große Vertrautheit mit dieser Religionsurkunde der Moslim. Auch der Ursprung derselben wird erzählt; manche Entstellungen der biblischen Geschichte, die darin vorkommen, werden aufgedeckt. Durch die Kritik des Korans, wie sie Bartholomäus von Edessa versucht, trat die Bekämpfung des Muhammedanismus in eine neue Phase, in der nun weitergearbeitet wurde. Die bedeutendste Leistung dieser Art weist uns das folgende (neunte) Jahrhundert auf.

Nicetas der Byzantiner, der nicht nur von dem im zwölften Jahrhunderte lebenden Nicetas Choniates, sondern auch von dem ihm fast gleichzeitigen Nicetas David, gewöhnlich Paphlago zubenannt, wohl zu unterscheiden ist, verfaßte das umfangreiche Werk: Widerlegung des falschen Buches, welches der Araber Muhammed geschrieben hat. Der Titel der Schrift ist nur in Rücksicht auf den größeren Theil ihres Inhaltes gewählt, erschöpft denselben jedoch nicht. Sie enthält nämlich außer der ausführlichen Widerlegung des muhammedanischen Koranglaubens auch eine gründliche Rechtfertigung der von den Gegnern beanstandeten Lehren des Christenthums. Nicetas geht in

seinem Werke mit bewußter Planmäßigkeit voran. „Weil eine Widerlegungsschrift," sagt er im ersten Kapitel, „ein Doppeltes zu leisten hat, einmal die eigenen Aufstellungen zu beweisen, sodann das Gegentheil zu widerlegen: so werden wir zuerst unseren frommen Christenglauben durch Vernunftschlüsse mit der größtmöglichen Klarheit beweisen, dann aber versuchen, die der gottlosen Lehre scheinbar günstigen Beweisgründe zu entkräften, und zwar bald aus den allgemeinen Vernunftbegriffen über Gott, bald auch aus den Zeugnissen der heiligen Schrift, welche der Verfasser dieses Buches anzuerkennen scheint." Der erste Theil des Werkes entwickelt demgemäß den Gottesbegriff und sucht die den Moslim so anstößige Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit speculativ zu rechtfertigen. In letzterer Hinsicht verhehlt Nicetas es sich nicht, daß seine Darlegungen bei der Unbegreiflichkeit des Geheimnisses auf eine zwingende Beweiskraft keinen Anspruch machen können. Bevor er dann die Widerlegung des Korans in Angriff nimmt, weist er aus dessen Anlage und Charakter nach, daß derselbe, weit entfernt, sich für ein göttliches Buch ausgeben zu dürfen, nicht einmal den wesentlichen Anforderungen menschlicher Kunst entspreche. Seinen Ursprung schreibt er dämonischem Einflusse zu. Die ersten siebenzehn Suren — Nicetas nennt die Suren stets „Fabeln" — werden einzeln besprochen und die Irrthümer, die sie enthalten, der Reihe nach an den Pranger gestellt. Dann folgt ein mehr summarisches Verfahren, indem aus dem Inhalte der übrigen Suren nur noch die grassesten Irrthümer ausgehoben und der Kritik unterworfen werden. Es ist wahr, Nicetas hat einzelne Stellen des Korans nicht richtig verstanden und darum dem Islam auch Irrthümer zugeschrieben, die ihm nicht zur Last gelegt werden können. Aber eine absichtliche Entstellung der Wahrheit darf man dem byzantinischen Apologeten nicht zum Vorwurf machen, schon deßhalb nicht, weil auch andere Schriftsteller bei jenen Erklärungen in gleicher Weise geirrt haben. Den Ausführungen des Nicetas zufolge hat Muhammed die natürliche und christliche Gotteslehre verflacht und entstellt, ja selbst an Gotteslästerungen fehlt es im Koran nicht. Durch eine grob sinnliche Denkweise hat der Pseudoprophet nicht nur die Lehre von den Engeln und die Vorstellungen über den Zustand der Auferstandenen entwürdigt und entweiht, sondern auch das Sittengesetz seiner Heiligkeit entkleidet. Das Geheimniß der Menschwerdung will er nicht anerkennen; daher denn nothwendiger Weise zahllose Irrthümer bei seiner eklektischen Verwerthung des Alten und Neuen Testamentes. Übrigens hat Muhammed nur eine

sehr oberflächliche Kenntniß der heiligen Bücher, und er scheut sich nicht, die Berichte derselben durch die abenteuerlichsten Einfälle auszuschmücken. Auch manichäische Irrlehren hat er in sein Lehrsystem aufgenommen. So bildet der Koran ein buntes Gemisch aus Wahrheit und Dichtung; Geschichte, Sagen und Märchen treten in engen Verschlingungen neben einander auf; jüdische und christliche Offenbarungslehren erscheinen überall verstümmelt, zerfetzt und verunstaltet durch Absurditäten früherer Ketzer und durch barocke Phantasiegebilde des Fanatikers von Mekka. Das ist das Gesammtresultat der ausführlichen Darlegungen des Apologeten von Byzanz. Dieselben zeichnen sich durch eine drastische Sprache und bei Vertheidigung der christlichen Wahrheit durch eine warme, nicht selten wahrhaft begeisterte Darstellungsweise aus. In der Polemik ist Nicetas scharf und schonungslos; vielerorts bricht eine heilige Entrüstung hervor; auch Ironie und Sarkasmus weist er nicht von der Hand. Des Nicetas Streitschrift hat sich eine der ersten Stellen in der Bekämpfung des Muhammedanismus erobert.

In den jetzt folgenden Jahrhunderten stoßen wir fast ausschließlich entweder auf kleinere Schriften, die meistens in Dialogform einzelne zwischen Christen und Muhammedanern strittige Fragen besprechen, oder — es war ja die Zeit der „Catenen" und Collectionen — auf große Sammelwerke, in denen zwar neben den Ketzereien auch der Muhammedanismus bekämpft wird, jedoch vielfach mit Waffen, welche früheren Zeiten entlehnt sind.

Ein Schriftchen ersterer Art, welches dem elften Jahrhundert angehört, dürfen wir aus Ehrfurcht vor seinem Verfasser nicht unerwähnt lassen. Samonas, Bischof von Gaza in Palästina, fiel nämlich um des Glaubens willen, dessen unerschrockenes Bekenntniß er mit seinem Blute besiegeln sollte, unter den Streichen der Saracenen. Sein Zwiegespräch mit dem Saracenen Achmed beschränkt sich darauf, den Vorwurf des Saracenen zurückzuweisen, daß die Priester der christlichen Religion die Gläubigen täuschten, indem sie ihnen aus Mehl bereitetes Brod als Leib Christi darreichten. Samonas bemüht sich daher, die wunderbare Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi dem Muhammedaner nach Möglichkeit zu beweisen oder doch einigermaßen seinem Verständnisse nahe zu bringen. Zu diesem Zwecke bedient er sich verschiedener Vergleiche und Beispiele, welche in vorzüglicher Weise geeignet sind, die Bedenken des Saracenen zu zerstreuen.

Zwei der Sammelwerke, die hier für uns zumeist in Betracht kommen, tragen die Namen zweier auch sonst in der christlichen Literärgeschichte berühmter Männer. Der Mönch Euthymius Zigabenus, der zu Anfange des zwölften Jahrhunderts blühte, stand schon zu seinen Lebzeiten in hohem Ansehen. Er lebte zu Konstantinopel in einem Kloster, war aber dem Kaiser Alexius Comnenus wohl bekannt und genoß dessen Vertrauen in hohem Grade. Er wurde von diesem beauftragt, eine große, in des Kaisers Namen veranstaltete Sammlung von Stellen aus den Kirchenvätern, in denen die verschiedenen Ketzereien widerlegt wurden, zu ordnen und herauszugeben. Euthymius entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages mit vielem Geschick und zur vollen Zufriedenheit seines kaiserlichen Gönners. Das Werk erhielt den bezeichnenden Namen: Dogmatische Waffenkammer (Panoplia). Es enthält schneidige Waffen gegen die Sabellianer, Arianer, Nestorianer, Eutychianer, Monotheleten u. s. w. Die letzte Abtheilung des Werkes beschäftigt sich mit den Muhammedanern. Dieselbe ist nicht gleich den übrigen Abtheilungen eine bloße Zusammenstellung aus früheren Werken, sondern, zum Theile wenigstens, eine eigene Arbeit des Euthymius. Derselbe läßt sich jedoch auf eine ausführliche Widerlegung des Korans nicht ein. Denn, meint er, es unternehmen, allen Unrath und alle Possen der hundertunddreizehn Suren aufzuzählen und zu widerlegen, wäre dasselbe, als mit Herkules den Augiasstall reinigen zu wollen. Dennoch berücksichtigt er im Anschluß an die vortreffliche Schrift des Nicetas von Byzanz eine Reihe der widersinnigsten Behauptungen Muhammeds, um sie kurz und kräftig abzufertigen und dem verdienten Spotte preiszugeben. Des Euthymius Werk scheint in jener Zeit großen Beifall gefunden zu haben.

Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts trat der schon oben erwähnte Geschichtschreiber Nicetas Choniates in die Fußstapfen des Euthymius. Seine Schatzkammer des richtigen Glaubens dürfen wir wohl eine verbesserte „Panoplia“ nennen. Eine Verbesserung zeigt sie nicht nur insofern auf, als sie eine größere Vollständigkeit erzielt, sondern vorzugsweise deßhalb, weil sie auch den Ursprung der einzelnen Ketzereien erzählt und Notizen über das Leben ihrer Urheber beibringt. Das Werk ist sehr übersichtlich angelegt und in Bücher eingetheilt; das zwanzigste bringt außer der Widerlegung des Muhammedanismus auch Belehrungen über die Art und Weise, wie mit bekehrten Muhammedanern zu verfahren sei; außerdem handelt das sechsundzwan-

zigste Buch speciell über Muhammeds Lehre von Gott. Nicetas stützt sich durchgängig auf seine Vorgänger.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts treten auch im Abendlande die ersten Streitschriften gegen den Muhammedanismus hervor. Schon mehr als vier Jahrhunderte waren verflossen, seitdem derselbe über die Säulen des Hercules seinen Einzug in Europa gehalten hatte. Damals verbreitete der Halbmond Furcht und Schrecken durch die europäischen Länder, da die wilden und kriegslustigen Scharen der Moslim unsern ganzen Erdtheil zu überschwemmen drohten. Und gelang es auch dem tapfern Karl Martell, ihnen Einhalt zu gebieten und sie über die Pyrenäen zurückzudrängen, so wußten sie doch in Spanien noch Jahrhunderte lang ihre Macht zu behaupten. Wie kommt es nun aber, daß trotzdem die Apologetik des Abendlandes erst so spät ihre Stimme gegen diesen Todfeind des Christenthums erhebt? Ein Grund mag darin gefunden werden, daß es den Christen des Abendlandes an der nöthigen Kenntniß der Religion Muhammeds fehlte, da der in arabischer Sprache geschriebene Koran ein verschlossenes Buch für sie blieb. Aber sollte man nicht glauben, das apologetische Interesse würde schon weit früher die Christen bewogen haben, eine Übersetzung jener Religionsurkunde zu veranlassen? Ja, wäre nur das Interesse nach dieser Richtung hin ein regeres gewesen. Daß dieses nicht der Fall war, findet wohl, theilweise wenigstens, darin seine Erklärung, daß der spanische Muhammedanismus es ängstlich vermied, seine religiösen Anschauungen mit den Lehren des Christenthums zu confrontiren. So konnte Jahrhunderte lang die materielle Berührung fortbestehen, ohne die geistige zur Folge zu haben. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die Christen ihrerseits es an Herausforderungen zu Disputationen nie ganz fehlen ließen. Besonders im neunten Jahrhundert war ihr Eifer groß, von den Muhammedanern Erklärungen über ihre Religion zu vernehmen, um so desto wirksamer gegen den Irrthum auftreten zu können. Aber vergebens. Der Islam wußte nur mit dem Schwerte zu antworten. Trotzdem erlosch jener Eifer nicht, sondern ganze Scharen drängten sich zum Martyrium. Der Boden war frühzeitig befruchtet — die Saat sollte erst spät aufgehen. Es war der berühmte Abt von Clugny, Peter der Ehrwürdige, welcher dem Abendlande die Kenntniß des Korans vermittelte und dadurch die kräftigste Anregung gab, am Bekehrungswerke der Muhammedaner zu arbeiten. Im Jahre 1141 hatte sich Peter nach Spanien begeben, um hier durch sprachkundige Männer — vier Christen und einen Muham-

medaner — den Koran in die lateinische Sprache übertragen zu lassen. Genauere Nachrichten über dieses Unternehmen ertheilt ein Brief Peters an den hl. Bernhard und die Mönche von Clairvaux. Bezeichnend für das Streben, das ihn dabei geleitet hatte, ist der Satz: „Bei der Übersetzung war es meine Absicht, die Handlungsweise der heiligen Väter zu befolgen, welche niemals irgend eine, auch noch so geringfügige Häresie ihrer Zeit mit Stillschweigen hinnahmen, sondern ihr vielmehr mit der ganzen Kraft des Glaubens widerstanden, indem sie durch Schriften und Disputationen ihre Verwerflichkeit darthaten.“ Der ehrwürdige Abt von Clugny begnügte sich jedoch keineswegs, auf solche Weise die Möglichkeit einer erfolgreicheren Bekämpfung des Islams angebahnt zu haben; auch durch Wort und Beispiel wirkte er auf die Verwirklichung seines großen Planes hin. So schickte er ein Exemplar der Koranübersetzung nach Clairvaux, und in dem eben erwähnten Briefe, der das Begleitschreiben war, gibt er den Mönchen einen kurzen Lebensabriß Muhammeds und eine gedrängte Skizzirung seiner Lehren, und zwar aus dem Grunde, wie er selbst bemerkt, um die Mönche zu ermuntern, gegen einen so verderblichen Irrthum zu schreiben. Peter selbst verfaßte zwei Werke gegen den Islam: Fünf Bücher gegen die gottlose Secte der Saracenen und eine Summula brevis der Hauptirrthümer des Muhammedanismus. Auf den Inhalt dieser Schriften brauchen wir hier nicht einzugehen, da er im großen Ganzen der gleiche ist, wie in den uns schon bekannten orientalischen Streitschriften der früheren Zeit. Sehr bemerkenswerth aber ist es, daß Petrus Venerabilis in diesen Controversschriften einen Ton anschlägt, welcher von dem, der uns aus allen im Morgenlande gegen die Saracenen verfaßten Schriften entgegenklingt, durchaus verschieden ist. Wir kommen der Wahrheit vielleicht am nächsten, wenn wir sagen: Das Morgenland übte in den apologetischen Schriften gegen den Muhammedanismus eine scharfe Polemik aus, während die in Rede stehenden Schriften des Abendlandes vor Allem die Irenik pflegten. Der Abt von Clugny und diejenigen, welche in seine Fußstapfen traten, wandten sich mit gewinnender Milde an die mißleiteten Moslim, um sie aus den Banden des Irrthums zu befreien und zum Besitze der Wahrheit zu führen.

Die Muhammedaner selbst schienen allmählich der Belehrung zugänglicher zu werden; auch die Beispiele der Bekehrungen mehrten sich. Eine der denkwürdigsten ist die des Sultans von Ikonium, und es war die Schrift eines Lehrers des Abendlandes, welche auf dieselbe einen be-

stimmenden Einfluß ausübte. Der Sultan hatte sich nämlich an den Papst Alexander III. gewandt und von ihm in der Lehre des Christenthums wohl unterrichtete Männer erbeten, die ihn in der christlichen Religion unterweisen möchten. Alexander willfahrte seinem Begehren und schickte ihm zugleich eine diesem Zwecke entsprechende Schrift, welche Peter von Blois abgefaßt hatte. Der Sultan überzeugte sich von der Wahrheit des Christenthums und ließ sich taufen. Der Eifer, an der Bekehrung der Saracenen zu arbeiten, nahm stetig zu. Dieselbe Zeit, welche Zeuge der gegen die materielle Macht der Moslim im Oriente unternommenen Kreuzzüge war, sah das Kreuz unter den in Europa lebenden Anhängern des Islams seine friedlichen Eroberungen machen. Indem man jedoch dem mündlichen Worte den Vorzug einräumte, hat die apologetische Literatur keine nennenswerthen Bereicherungen aufzuweisen. Der erste Name von Bedeutung, der uns hier begegnet, ist der des hl. Raymund von Pennaforte. Derselbe leitet aber bereits zu jener Zeit über, wo von vielen Vertheidigern der christlichen Wahrheit der Islam nicht mehr für sich allein, sondern zugleich mit dem Judenthum bekämpft wurde.

2. Bevor wir an diese Schriften herantreten, müssen wir uns nochmals zu den früheren Jahrhunderten des Mittelalters hinwenden, um die speciell gegen das Judenthum gerichteten Arbeiten in's Auge zu fassen. Wie während dieser Zeit der Hauptantheil des Kampfes gegen den Islam dem Morgenlande zufiel, so war es vorzugsweise das Abendland, welches die Bekämpfung des Judenthumes weiterführte, was um so mehr Beachtung verdient, als die talmudische und rabbinische Wissenschaft sich fast ganz im Oriente ausgebildet hatte und dann erst auch zu uns herüber verpflanzt wurde.

Die ersten im Morgenlande geschriebenen Streitschriften dieser Periode spiegeln den fast alle Kreise bewegenden Bilderstreit wieder und zeigen uns, wie auch die Juden aus ihm Anlaß nahmen, gegen das Christenthum neue Waffen zu schmieden. Den Apologeten ward es nicht schwer, dieselben ihren Händen zu entringen. Leontius, Bischof von Hagiopolis auf Cypern, und Johannes, Erzbischof von Thessalonich, thaten es in eigens zu diesem Zwecke verfaßten Schutzschriften. — Eine andere, gegen die Juden gerichtete und auch mit diesem allgemeinen Titel versehene Schrift hat uns ein Abt Anastasius hinterlassen; er scheint dieselbe — aus einer Stelle des Werkes zu schließen — zwischen 870 und 875 verfaßt zu haben. Anastasius bietet uns weitere Aus=

blicke, indem er von der göttlichen Sendung des Heilandes, von seiner Gottheit und Menschheit und von der Stiftung des neuen Gottesreiches handelt; aber er bedient sich dabei fast überall des Beweisverfahrens und der Beweismittel der Väterzeit. Besondere Erwähnung verdient indessen die glänzende Ausführung jenes Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums, der in der wunderbaren Verbreitung der christlichen Religion liegt. — Nach Anastasius siechte die Bekämpfung des Judenthumes im Morgenlande mehr und mehr dahin.

Von den abendländischen Schriftstellern ist hier zuerst der hl. Isidor, Erzbischof von Sevilla († 636), zu nennen. Sein gegen die Juden verfaßtes Werk ist unter verschiedenen Titeln verbreitet. In den gothischen Handschriften führt es die Aufschrift: Über den katholischen Glauben aus dem Alten und dem Neuen Testament, gegen die Juden. Die zwei Bücher, in die es zerfällt, sind betitelt: De nativitate Domini und De vocatione gentium. Im ersten handelt Isidor jedoch nicht bloß von Christi ewiger und zeitlicher Geburt, sondern auch von seinem Leben und seinen Wundern, von seinem Leiden und seinem Tod, von seiner Auferstehung und seiner Verherrlichung. Überall greift er auf die Prophezeiungen des Alten Testamentes zurück, die er in großer Zahl beibringt, um zu zeigen, wie dieselben in Christus ihre Erfüllung gefunden haben. Auf dieselbe Weise wird im zweiten Theile von der Verwerfung der Juden und der Bekehrung der Heiden gehandelt. Der Heilige bedient sich nicht selten des mystischen Sinnes der heiligen Schrift und betont ausdrücklich die Nothwendigkeit, nicht beim Literalsinn stehen zu bleiben. Die Erforschung des tieferen Schriftsinnes sei die Hauptsache; derselbe sei verborgen, weil er nur so vor Entweihung geschützt bleiben könne.

Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts verfaßte der hl. Julian, Bischof von Toledo, auf das Ansuchen des westgothischen Königs Erwig drei Bücher über die Ankunft Christi, gegen die Juden. Er sollte darin besonders einen Einwand widerlegen, welchen die Juden in den chronologischen Angaben der Weissagungen finden wollten. Dieselben behaupteten, der Messias könne erst im sechsten Zeitraume der Welt erscheinen. Im ersten und zweiten Buche thut Julian dar, daß die Juden willkürlich chronologische Bestimmungen in die Prophetien hineingetragen, statt die in der Bibel enthaltenen anderen Kennzeichen der Zeit und der Person des Messias zu beachten; letztere sind alle eingetroffen, wie im Einzelnen nachgewiesen wird. Im dritten Buche gibt

Julian zu, daß die Zeit der Ankunft des Messias das sechste Weltalter sei, stellt aber in Abrede, daß diese Zeiträume als Jahrtausende aufzufassen seien. Die heilige Schrift rechne vielmehr nach Generationen und unterscheide demgemäß die sechs Zeiträume. Die erste reiche von Adam bis Noe, die zweite bis Abraham, die dritte bis David, die vierte bis zur babylonischen Gefangenschaft, die fünfte bis Christus. Mit dem Messias beginne das sechste Weltalter.

Der thätigste Schriftsteller des neunten Jahrhunderts war der berühmte Abt von Fulda, Rabanus Maurus. Für uns kommt hier nur ein einziges seiner Werke in Betracht, nämlich die Abhandlung über verschiedene Fragen des Alten und des Neuen Testamentes, gegen die Juden. Dieses Werk ist der erste Versuch, die scheinbaren Gegensätze, welche das Alte und das Neue Testament aufweisen, durch Anwendung eines mystischen Sinnes auszugleichen. Und zwar ist es vorzugsweise die vorbildliche Bedeutung, die Rabanus sehr ausgiebig zur Anwendung bringt, so daß man nicht mit Unrecht das ganze Werk als eine „typologische Harmonie" der heiligen Schrift charakterisirt hat.

Ein Zeitgenosse des Rabanus war Agobard, Bischof von Lyon. Von seinen drei den Judaismus bekämpfenden Schriften nennen wir nur die von ihm im Vereine mit den Bischöfen von Vienne und von Châlons-sur-Saône dem König Ludwig dem Frommen eingereichte Schrift: Über den jüdischen Aberglauben. Obwohl dieselbe nicht eine Apologie des christlichen Glaubens im strengen Sinne des Wortes ist, da sie nur aggressiv gegen die Juden vorgeht, dürfen wir sie dennoch nicht außer Acht lassen, da sie ihre Angriffe auf einen Punkt richtet, der sich bis dahin beinahe gänzlich der Discussion zwischen den Juden und den Christen des Abendlandes entzogen hatte. Es sind die Ungereimtheiten des Talmuds. Agobards Schrift zählt deren eine große Menge auf und wendet sich insbesondere gegen die Geschichtsverdrehungen und die Lästerungen, welche der Rabbinismus sich gegen den göttlichen Erlöser hat zu Schulden kommen lassen.

Der große Eiferer für Gottes Ehre, der hl. Petrus Damiani († 1072), suchte durch zwei kleine Schriften auf die Bekehrung der Juden einzuwirken. Es sind sein Antilogus gegen die Juden, eine Zusammenstellung von Schriftstellen zum Erweise der Ankunft des Messias und der Lehre von der göttlichen Dreifaltigkeit, — sodann sein Dialog zwischen einem fragenden Juden und einem

antwortenden Christen, worin über die Abschaffung der mosaischen Gesetzesvorschriften eingehend gehandelt wird.

In der aus derselben Zeit stammenden Schrift: Über die Ankunft des Messias, wendet sich ein bekehrter Rabbi, Namens Samuel, an seine früheren Glaubensgenossen und gibt ihnen über die Gründe des von ihm geschehenen Schrittes Rechenschaft. Die gleiche Veranlassung und die gleiche Tendenz findet sich bei einer dem Beginne des folgenden Jahrhunderts angehörigen Schrift, die den Titel führt: Zwiegespräch des vom Judenthum zum Christenthum bekehrten Petrus Alphonsi und des Juden Moyses[1]. Beide Neophyten legen ihren früheren Glaubensbrüdern gegenüber ein Hauptgewicht auf die Drangsale, welche seit den Zeiten Christi das jüdische Volk getroffen haben und die keinen andern Grund haben können, als die Verwerfung von Seiten Gottes wegen des entsetzlichen Verbrechens, wodurch die Juden am Messias gefrevelt haben. Petrus Alphonsi bringt auch, in die Fußstapfen des Rabanus Maurus tretend, die Typik des Alten Testamentes in Anwendung.

Das zwölfte Jahrhundert weist uns, um von anderen kleineren Schriften zu schweigen, noch zwei Werke aus der Feder von Kirchenschriftstellern auf, die wir bereits auch gegen den Islam auftreten sahen. Peter der Ehrwürdige schrieb eine Abhandlung gegen die eingewurzelte Verhärtung der Juden. Wenn er dieselbe beginnt: „An euch, an euch, ihr Juden, wende ich mich, die ihr bis auf den heutigen Tag den Sohn Gottes verläugnet", so kennzeichnet er schon in diesen Worten den Hauptinhalt seiner Schrift. In den vier ersten Abschnitten handelt er nämlich über die Person und die Sendung des Erlösers, indem er darthut, daß derselbe wahrhaft Gottes Sohn und ein ewiger, himmlischer, nicht aber, wie die Juden vermeinen, ein irdischer König sei, dessen Ankunft man noch zu erwarten habe. Im fünften Abschnitte macht Petrus eine neue Ausbeute aus den abgeschmackten Fabeln des Talmuds, von denen er einige vollständig mittheilt, z. B. die Erzählung vom Rabbi Nehemias, der bei einem zwischen Gott und den seligen Juden ausgebrochenen Streite als Schiedsrichter von der Erde her in den Himmelssaal beschieden wurde und daselbst in der

[1] Der Verfasser dieses Dialoges war der Leibarzt des Königs Alphons VI. von Leon und Castilien. Vor seiner Bekehrung hieß er Moyses; bei seiner Taufe aber, die im Jahre 1106 am Feste des hl. Petrus erfolgte und bei der König Alphons Taufpathe war, nahm er den Namen Petrus Alphonsi an.

strittigen Erklärung einer Schriftstelle seine Stimme zu Gunsten der Juden abgab, worauf Gott sanft erröthete und in seiner Verlegenheit nur die Worte stammeln konnte: Meine Söhne haben mich besiegt! Auch ein Peter der Ehrwürdige setzt bei solchem Übermaße des Widersinnes und der Anmaßung seiner Entrüstung keine Schranken; dieselbe bricht in Strömen heiligen Unwillens und wohlverdienten Spottes hervor. — Peter von Blois hat in seiner Schrift: Gegen den Unglauben der Juden, eine neue Zusammenstellung aller alttestamentlichen Stellen vorgenommen, in denen die Grundwahrheiten der neutestamentlichen Lehre irgendwie enthalten oder angedeutet sind.

3. Vom dreizehnten Jahrhundert an sehen wir die christliche Apologetik vielfach Judenthum und Islam gemeinsam befehden. Aber noch in anderer Weise unterscheiden sich die Arbeiten der folgenden Zeit von denen der früheren Jahrhunderte. Bereits im zwölften Jahrhundert waren die Muhammedaner und Juden Spaniens zum großen Theil wissenschaftlich gebildet. Die arabische Philosophie war zum Gemeingut geworden. Die talmudische Gelehrsamkeit stand in voller Blüthe; Männer wie Juda Halleir, Abn Esra, Joseph Kimchi und seine zwei Söhne Moses und David Kimchi, Maimonides u. A. verliehen ihr Glanz und Ansehen. Die christliche Apologetik mußte sich aufraffen und mit neuer Kraft durchdringen, wollte sie der ihr zugefallenen Aufgabe gerecht werden. Die im dreizehnten Jahrhundert erstehenden Mendikantenorden erhielten von Gott den providentiellen Beruf, solchen Anforderungen zu entsprechen. Vor Allem ist es der ruhmreiche Orden des hl. Dominicus, welcher diesen seinen Beruf erkannte. Der hl. Raymund von Pennaforte, der dritte General des Ordens, faßte den großen Plan, ein apologetisches Institut in's Leben zu rufen, in welchem eine Anzahl auserlesener Söhne des hl. Dominicus zu Missionären herangebildet würden, welche durch Wort und Schrift an der Bekehrung der Muhammedaner arbeiten sollten. Erlernung der orientalischen Sprachen, Kenntnißnahme der philosophischen Lehren und der religiösen Anschauungen der Gegner, sowie Übung in fruchtbringenden Disputationen waren die Aufgaben, welche der Apologetenschule zufielen. Raymund war so glücklich, mit Hilfe Jakob' I., Königs von Aragonien, im Jahre 1250 die erste Anstalt dieser Art zu gründen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Mehr als 10 000 Saracenen sollen durch die zwanzig ersten Zöglinge, welche den Raymund'schen Bildungsgang durchgemacht hatten, zum Christenthum bekehrt worden sein.

Und welchen Gewinn brachte das Unternehmen Raymunds der apologetischen Literatur? Wir dürfen wohl sagen: in kürzester Frist hob es die Widerlegung des Judenthums und des Islams bis zur Stufe der Vollendung empor. Eine Frucht des ersten gemeinsamen Studiums nach dem Plane Raymunds war ein Werk, welches für die ganze Folgezeit eine Fundgrube und ein Muster dieses Zweiges der Apologetik blieb. Raymundus Martini, welcher, wenn er auch nicht der alleinige Verfasser desselben ist, so doch die letzte Hand daran legte, gab ihm den Namen: Glaubensdolch (Pugio fidei adversus Mauros et Judaeos). Der erste Theil wendet sich gegen die Mauren, beschäftigt sich aber, da dieselben in jener Zeit mehr Philosophen als Muhammedaner waren, nicht mit der Geschichte und der Lehre des Korans, sondern mit den damals verbreitetsten Philosophemen seiner Gegner. Raymundus unterscheidet unter diesen eine dreifache Klasse. Die der ersten angehörenden nennt er Temporales; ihnen gegenüber beweist er das Dasein Gottes. Gegen die Naturales weist er nach, daß der sinnliche Genuß nicht der höchste sein könne und bringt für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele mannigfache Beweise vor. Die dritte Klasse bilden diejenigen, welche nur dem philosophischen Wissen Werth beilegen, und sich gegen jede Offenbarung verschließen. Da besonders Aristoteles ihr Gewährsmann ist, unterzieht Martini dessen Lehren von der Welt und der Weltregierung seiner Kritik, und zeigt weiter, daß die sich widersprechenden Philosophen unmöglich zuverlässige Führer zur Wahrheit sein können. Nur die Männer, durch die Gott geredet hat, vermitteln die lautere und volle Wahrheit. Die Juden werden im zweiten und dritten Theile widerlegt. Während der zweite Theil ausführlich darthut, daß der Messias bereits erschienen sei, handelt der dritte von der Trinität, vom Sündenfalle und von der Erlösung. Raymundus will die jüdischen Traditionen gegen die Juden selbst verwerthen, oder, wie er sich ausdrückt, das gegen die Christen gezückte Schwert ihren Händen entreißen, um es gegen die Juden zu kehren (distorquere de manibus hostium gladium et exemplo David mucrone proprio caput infidelium proscindere). Daher stützen sich alle Beweisführungen entweder auf hebräische Bibeltexte oder auf talmudische Zeugnisse und Lehren der rabbinischen Theologie. Die Argumentation tritt überall fest und bestimmt auf; fehlt es ihr dennoch zuweilen an der vollen Beweiskraft, so liegt der Grund darin, daß die zum Ausgangspunkte genommenen Sätze des Talmuds im Sinne der Juden eine andere Bedeutung hatten, als die war, welche

der christliche Apologet ihnen beilegte. Die Widerlegung der jüdischen Einwendungen verräth stets einen großen Scharfsinn und einen sicheren Takt.

Außer der Errichtung des apologetischen Institutes hat Raymund von Pennaforte sich noch ein zweites, in gewisser Hinsicht nicht geringeres Verdienst um die christliche Apologetik erworben. Denn er war es, welcher den „Fürsten der Theologen", den hl. Thomas von Aquin, zur Abfassung seiner Summa contra Gentiles bewog. Der englische Lehrer pflegte mit Vorliebe die apologetischen Studien; fast alle seine Schriften legen davon Zeugniß ab. Dieses sein Werk aber setzt sich das rein apologetische Ziel, in systematischer Abfolge die Wahrheit des katholischen Glaubens gegen alle Nichtchristen und insbesondere gegen Juden und Muhammedaner zu vertheidigen. Der Plan des Werkes entspricht der Größe des Meisters. Thomas will nicht die einzelnen Klassen der Gegner eine jede für sich widerlegen; vielmehr überschaut er das ganze Gebiet der religiösen Wahrheit und frägt sich, wie dieselbe allen Nichtchristen zugänglich gemacht werden könne. Er sieht eine Kette von Wahrheiten, zu denen der menschliche Verstand vermöge des ihm innewohnenden Lichtes aufzusteigen im Stande ist; andere Wahrheiten erblickt er, welche die Vernunft übersteigen und einzig durch Gottes Wort dem Menschen erreichbar sind. Thomas fühlt sich stark genug, die erste Klasse von Wahrheiten durch Vernunftgründe allseitig zu erhärten, für die Offenbarungswahrheiten aber den Beweis zu liefern, daß sie nicht vernunftwidrig sind, sondern im Gegentheile mit unseren Vernunfterkenntnissen in mannigfachen Beziehungen stehen. So behandeln denn die drei ersten Bücher der Summa die religiösen Wahrheiten, welche der Vernunft zugänglich sind [1]. Der Heilige gruppirt sie unter die großen und weiten Gesichtspunkte: Gott in sich, Gott der Urheber der Creatur, Gott ihr Endziel; das ist der Inhalt der drei Bücher. Thomas hält diesen seinen Lieblingsgedanken, der die Gottesidee in so erhabener und doch so einfacher Weise entfaltet, auch im vierten Buche fest. Indem er hier über Gott in sich handelt, bespricht er vorzüglich das Geheimniß der Trinität; unter den Werken Gottes nach außen ist die Menschwerdung, und was sie im Gefolge hatte, der Hauptgegenstand seiner Erörterungen; die Hinkehr der Creatur zu Gott

---

[1] Nur im dritten Buche wird ausnahmsweise auch von einigen Offenbarungslehren gehandelt.

findet nach der Offenbarungslehre ihren Abschluß durch die Auferstehung und Verklärung. Die weitere Gliederung und Durchführung hier vorzulegen, hindert uns der enge Rahmen, innerhalb dessen wir uns bewegen. Die Methode der Behandlung ist eine andere bezüglich der Vernunftwahrheiten, eine andere bei den Wahrheiten, die nur aus dem Glauben erkannt werden. Bei ersteren geht der heilige Lehrer stets von den Vernunftprincipien aus, um sie aus ihnen zu erklären, zu erhärten und zu beleuchten; nur als Bekräftigung der bereits erwiesenen Wahrheit fügt er auch Schrift- und Väterstellen bei. Die Geheimnisse des Glaubens schöpft er umgekehrt aus den Quellen der Offenbarung; erst darauf läßt er die Vernunft in ihre Rechte treten, um scheinbare Widersprüche zu lösen, Analogien nachzuweisen und überhaupt die Harmonie zwischen Vernunft und Glauben darzuthun. Die Summa contra Gentiles erfüllte sofort die Mitwelt mit Bewunderung und Staunen. Das Werk ist über jedes Lob erhaben. Der englische Lehrer hat eben seinen eigenen großen Geist in diese seine Arbeit hineingelegt. So hält die Gründlichkeit der Durchführung mit der Großartigkeit des Planes gleichen Schritt, und daher überragt es hoch alle übrigen apologetischen Arbeiten des Mittelalters.

Die Pfade, welche Raymund von Pennaforte geebnet hatte, betrat ein anderer Raymund, der für den Franciscanerorden das werden sollte, was Pennaforte für den Orden des hl. Dominicus gewesen. Raymund Lullus († 1315) errichtete auf Majorka ein Institut zur Heranbildung von Missionären für die Juden und Muhammedaner. Sein Plan, sämmtliche Franciscanerklöster in ähnliche Lehranstalten umzuwandeln, scheiterte zwar; aber sein Bemühen, vom Papste Clemens V. einen Befehl zu erwirken, daß auf den Hochschulen von Paris, Oxford, Bologna und Salamanca Lehrstühle für die morgenländischen Sprachen errichtet würden, war mit Erfolg gekrönt.

Die apologetischen Werke aus der noch folgenden Zeit des Mittelalters können als Ausläufer der Pennaforte'schen Schöpfung betrachtet werden. Sie haben zum großen Theile Dominicaner und Franciscaner, einige auch Neubekehrte zu Verfassern, und sie wurden sämmtlich in Spanien geschrieben. Auch in Anlage und Ausführung lehnen sie sich vielfach an das bedeutendste Werk der Pennaforte'schen Schule, den Pugio fidei, an. Da in ihnen eine neue Entwicklungsstufe nicht wahrzunehmen ist, so möge es genügen, wenigstens die Namen der vorzüglichsten dieser Streitschriften hier beizufügen. Gegen Judenthum und

Islam zugleich wandte sich Alphonsus de Spina in seinem berühmten Fortalitium fidei contra Judaeos, Saracenos aliosque christianae fidei inimicos. Ebenso berücksichtigte Pedro de la Cavalleria Juden und Muhammedaner in gleicher Weise. Bruder Nicold aus dem Franciscanerorden trat mit seinem Propugnaculum fidei adversus deliramenta Alcorani gegen die Muhammedaner auf, deßgleichen der hochverdiente Cardinal aus dem Dominicanerorden Johannes von Turrecremata mit seinem Tractatus contra principales errores Muhammedanorum. Hieronymus de sancta fide verfaßte die „Judengeißel" (Hebraeomastix, vindex impietatis et perfidiae judaicae). Noch populärer ist der Dialogus Sauli et Pauli contra Judaeos, aus der Feder des Paulus von Burgos, mit seinem früheren Namen Salomon Ben Levi.

Ein Rückblick auf die Arbeiten, welche die Apologetik während dieses Zeitraumes zu Tage gefördert hat, zeigt uns, daß ihre Bemühungen zum größten Theile Werke der Abwehr waren, und zwar gegen den doppelten Feind des Islams und des Judenthums. Diese Gegner wurden nicht nur mit Geschick zurückgeschlagen, sondern auch bis in die Bollwerke, hinter die sie sich zurückgezogen hatten, verfolgt, so daß von hier aus der Kampf auf's Neue entbrannte. Aus Talmud und Koran erfolgten die Angriffe der Christen gegen die Juden und die Muhammedaner. Nicht selten sah die christliche Apologetik ihr Werk gekrönt durch den schönsten Triumph, der ihr zu Theil werden kann; sie feiert ihn dann, wenn das Werk, das sie begonnen, durch die göttliche Gnade vollendet wird, so daß der Ungläubige sich gläubig der göttlichen Wahrheit unterwirft. So geschah es im Mittelalter. Man scharte sich zusammen, um desto wirksamer der Gnade die Wege zu bereiten. Und Gott gab seine Gnade. — Zu einem gemeinsamen Vorgehen beim Ausbau des apologetischen Lehrgebäudes hat sich jedoch das Mittelalter nicht erschwungen. Die Arbeit des Aquinaten hat die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregt; eigentliche Nachahmer und Förderer des Planes hat sie keine erweckt.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Der Dom von Köln.

Die Vollendung des Domes von Köln steht in naher Aussicht. Was Jahrhunderte kaum zu hoffen wagten, was so Viele als unerreichbar ansahen, das soll sich in einigen Monaten erfüllen. Schon im Herbste werden die Kreuzblumen die beiden gewaltigen Thurmriesen der Westfaçade krönen und so den Bau abschließen. Damit hätte der Dombauverein nach vierzigjährigem Bestehen seine Aufgabe gelöst, in glänzender Weise und in unerwartet kurzer Zeit.

Wie der Wanderer, der den Gipfel des Berges erreicht, zurückschaut auf den durchmessenen Weg, so möchten wir jetzt am Vorabend der Vollendung einen Blick werfen auf die Geschichte dieses Domes, der als Denkmal der Kunst und als Denkmal der Geschichte seit 600 Jahren an der Pulsader deutschen Lebens steht, an dem wenige Ereignisse unserer so wechselvollen vaterländischen Geschichte spurlos vorübergegangen sind.

I. Vorgeschichte.

1. Grundlegende Zeitverhältnisse.

Schon zur Römerzeit war Köln eine der ersten Städte diesseits der Alpen; Lied und Sage künden diesen seinen alten Ruhm. Es sank nicht herab von seiner Höhe, wie Trier, Xanten und so viele andere alten Römerstädte, sondern seine Bedeutung stieg im Laufe der Jahrhunderte so hoch, daß im Mittelalter das Sprüchwort galt: „Wer Köln nicht sah, sah Deutschland nicht.“ In edlem christlichen Stolze schrieb es auf seine alten Siegel:

„Sancta Colonia, Dei gratia Romanae ecclesiae fidelis filia.“

„Das heilige Köln, durch Gottes Gnade die treue Tochter der römischen Kirche.“

Konnte es sich nicht mit Recht so nennen? Vor dem Sturm der französischen Revolution, der mit solcher Wuth über Europa hinraste, der so viel Großes und Schönes zertrümmerte und zu Boden warf, hatte es 134 Kirchen. Schon von Weitem zeigten seine 203 Thürme dem nahenden Pilger die Bedeutung der Stadt, ihren Reichthum an Kirchen, Stiftern und Klöstern. Den Kaufmann empfing an den Werften ein Wald von Masten, denn die Schiffe „der Herren von Köln“ belebten

im Mittelalter nicht nur den ganzen Rhein, sondern auch den Ocean, und ihr Einfluß reichte hinein bis in's Herz von London und weiter.

Zwei Kräfte trieben zu solcher Blüthe: die Macht des Erzbischofs und die Rührigkeit der Bürger. Der Erzbischof war Kurfürst, geborener Legat des apostolischen Stuhles, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Erzkanzler (für alle Urkunden, die für Italien ausgestellt wurden, seit 1031, für alle, die in Italien für das ganze Reich ausgefertigt wurden, seit 1155), Herzog von Westphalen und Engern seit Ende des zwölften Jahrhunderts, seit 1369 Graf von Arnsberg.

Wie nahe lag es, daß der mächtige Kirchenfürst die aufblühende Stadt unter seiner Botmäßigkeit festhalten wollte, wozu ihn nicht nur Herkommen und Recht vollkommen befugten, sondern auch heilige Eide verpflichteten, nach denen er seinen Nachfolgern das Besitzthum der Kirche unverletzt übermachen mußte.

Andererseits sah die Stadt, deren Handel, Reichthum und Macht von Tag zu Tag stieg, wie rings umher im deutschen Reiche so viele Städte, die kleiner, jünger und unbedeutender waren, als sie, sich als freie Reichsstädte selbst regierten, eigenes Münzrecht und eigene Gerichtsbarkeit hatten. Der natürliche Widerstreit entgegengesetzter Interessen mußte Streitigkeiten und zuletzt Fehden, ja blutige Kriege hervorrufen. Der erste Grundsatz der Politik, derjenige der Selbsterhaltung, trieb in diesen Kriegen die benachbarten Herren und Städte auf die Seite Kölns; darum finden wir sie mit der Stadt verbündet, den mächtigen Erzbischof zu schwächen.

Solche Kriege hinderten freilich zeitweilig die glückliche Entwicklung des religiösen und bürgerlichen Lebens, die Blüthe von Kunst und Wissenschaft, aber es gab ein Band, das Erzbischof und Stadt fest umschlang und sie immer wieder versöhnte: das Band der Religion, die im Mittelalter Alles beherrschte. Nie vergaß die Stadt auf längere Zeit den Gehorsam und die Ehrfurcht, die sie ihrem geistlichen Oberhirten schuldete, wie er nie vergaß, daß er nicht nur Fürst, sondern auch Bischof sei. Es weckte die zeitweilige Uneinigkeit die schlummernden Kräfte, die gegenseitige Wachsamkeit hielt sie rege und so offenbarte sich in Köln bald all der Reichthum an Kraft und Betriebsamkeit, an Tiefsinn und Schönheitsgefühl, welcher das rheinische Volk auszeichnet. Wenn Bischof und Stadt, Klerus und Bürger in fester Eintracht sich zu einem Werke einten, mußte der Erfolg groß sein. Eine solche Einheit der Herzen konnte nur auf religiösem Gebiete Platz finden, und sie zeigte sich in

großartiger, segensvoller Art am 24. Juli 1164. Bis Andernach waren die Bürger ihrem Erzbischofe entgegengezogen. Es war Reinald von Dassel, der eben aus Italien heimkehrte. Als Kaiser Friedrich I. das mächtige Mailand eroberte und plünderte, hatte Erzbischof Reinald sich die Reliquien der heiligen drei Könige als seinen Beuteantheil ausgewählt und jetzt brachte er sie nach Köln. So groß war die Freude der Bürger, daß das Stadtthor, durch das die heiligen Schätze im Triumphe hineingeführt wurden, den Namen Dreikönigenpforte erhielt; so sehr war der Zudrang des Volkes in der Stadt gewachsen, daß die Straße, durch welche die feierliche Procession zog, den Namen Dränggasse bekam.

Um die Begeisterung zu verstehen, welche die Ankunft dieser Reliquien in Köln weckte, muß man sich daran erinnern, wie innig das Mittelalter und besonders das 12. und 13. Jahrhundert die Überreste und Triumpheszeichen der Heiligen überhaupt verehrte. Mit welchem Eifer suchten die Kreuzfahrer im heiligen Lande nach Reliquien! Schlugen sie nicht bei der Eroberung von Konstantinopel diese ehrwürdigen religiösen Schätze höher an, als Gold und Edelsteine? Ist es nöthig, an Ludwig den Heiligen zu erinnern, der Gesandtschaften ausschickte, die Dornenkrone Christi zu erlangen, ihr entgegenzog und für sie jene Sainte Chapelle baute, die ihresgleichen sucht in der Kunstgeschichte?

Nun hatten aber die Reliquien der heiligen drei Könige in jener Zeit doppelten Werth. Das Interesse für die Kreuzzüge hatte seinen Höhepunkt erreicht. Wie mußte man in einer Zeit, die für jedes Gewerbe, jeden Stand einen besonderen Schutzpatron suchte, jene ehren, die als die Ersten ihre Heimath verlassen hatten, die als erste Kreuzfahrer aus weiter Ferne in's gelobte Land, nach Jerusalem und Bethlehem gepilgert waren! Noch nicht zwanzig Jahre waren verflossen, seit der hl. Bernard im alten Dome den Kreuzzug gepredigt. Noch brannte das Feuer der Begeisterung, das er am Rheine entzündet. Wie mußte es auflodern, als solche Schätze erworben waren!

Bald bildete sich eine ausgedehnte Wallfahrt zu den heiligen drei Königen. Nicht nur armes Volk kam. Die Ersten des Reiches sah man unter den Pilgern, und wenn der erwählte deutsche König nach Aachen zog zur Krönung oder nach seiner Krönung mit Glanz heimkehrte, versäumte er es nicht, hinzuknieen am Grabe der ersten christlichen Könige und sie anzuflehen um Hilfe und Segen beim Antritte seiner Regierung.

2. Erste Arbeiten zu Ehren der heiligen drei Könige und Entschluß zum Baue des jetzigen Domes.

Nicht ohne Grund haben wir die Bedeutung der Reliquien der heiligen drei Könige so sehr betont. Es ist leider nöthig, in's Gedächtniß zurückzurufen, daß das Mittelalter andern Impulsen folgte, als unsere heutige Zeit. Nicht Kunstenthusiasmus, nicht der Gedanke, sich, seiner Stadt, seiner Zeit ein Denkmal zu errichten, war es, welcher das Mittelalter begeisterte, welcher ihm Muth gab, seine Riesenwerke zu beginnen. Solche Gedanken mögen beim Thurmbau von Babel gewaltet haben: das gläubige Mittelalter kannte sie nicht. Es war voll von Glauben und Ehrfurcht für Christus und seine Heiligen, voll Liebe und Andacht für jene wunderbare Lebensgemeinschaft, welche die Kirche im Himmel und auf Erden umfängt, voll von Vertrauen auf die Fürbitte und den Schutz der Heiligen. So war auch in Köln die Andacht zu den heiligen drei Königen die erste Dombau-Idee.

Jede besuchte Wallfahrt führt naturgemäß zur Erweiterung und Ausschmückung der Kirche, in welcher sich die Pilger sammeln. Deßhalb suchte Reinald von Dassel bald seinen alten Dom zu verschönern. Zuerst gab er ihm zwei neue Thürme, so daß er jetzt deren sechs hatte, zwei Kuppelthürme und vier Seitenthürme. Dann erhielten die geschicktesten Goldarbeiter den Auftrag, einen kostbaren Reliquienschrein zu verfertigen. Gegen das Jahr 1200 ward derselbe auf einem hohen Unterbau hinter dem Hochaltare des alten Domes aufgestellt. Über ihm glänzte eine von jenen weiten Lichterkronen, welche jene Zeit so liebte und mit solcher Pracht ausstattete [1]. Bald mußte jedoch in einem Jahrhundert, das so viel baute, wie das 13., der Wunsch von allen Seiten laut werden, über den neuen Schrein einen neuen Dom zu wölben, welcher der nach Licht und Höhe strebenden Zeit besser zusage, als der alte Dom, der wenigstens in vielen Theilen noch aus den Zeiten des Bischofes Hildebold, des Freundes Karls des Großen, stammte.

---

[1] Wenigstens zwei unglückliche Restaurationen sind über den Prachtschrein hingegangen, der an Kostbarkeit, kunstvoller Technik und Formenreichthum manche große Kirche übertrifft. Seine einzelnen Theile sind ohne Ordnung durcheinandergewürfelt, die Basreliefs und manche Inschriften sind roh und geschmacklos ersetzt und erneuert, so daß eine durchgreifende Wiederherstellung durchaus nöthig erscheint, wenn einmal die Kirche den Frieden erlangt hat und die nöthigere innere Ausstattung des Domes vollendet sein wird.

Erzbischof Engelbert I., Graf von Berg (1216—1225), entsprach dem allgemeinen Wunsche der Stadt und der Diöcese und forderte Geistlichkeit und Volk auf, ihn durch Beiträge zu unterstützen. Mit dem großmüthigsten Beispiele ging er Allen voran, denn er versprach, sogleich 500 Mark Silber zu geben und ebensoviel als Jahresbeitrag, bis das Werk vollendet sei. Wie bedeutend der Geldwerth dieses Anerbietens war, mag man daraus ermessen, daß zwei seiner unmittelbaren Vorgänger, die als Anhänger der Hohenstaufen abgesetzt wurden, bei ihrer Verzichtleistung mit einem Jahresgehalt von nur 300 Mark abgefunden wurden. Trotz alles guten Willens sollte es noch nicht zum Neubau kommen. Engelbert erlitt 1225 den Martyrtod für Recht und Gerechtigkeit. Im folgenden Jahre wurde er heilig gesprochen.

Sein Nachfolger, Heinrich I. von Molenark (1225—1238), bestrafte die Mörder. Was er für den Bau des neuen Domes that, ist unbekannt. Konrad I. von Hochstaden (1238—1261) aber konnte am 14. August 1248, am Tage vor Mariä Himmelfahrt, das Fest der Grundsteinlegung feiern. Boisserée erzählt, die Zeitumstände hätten den Tag überaus glänzend gemacht. Der neugewählte deutsche König Wilhelm von Holland sei von Aachen, das er eben mit einem großen Heere belagerte, nach Köln geritten; außer vielen anderen Herren und Prälaten hätten ihn der päpstliche Legat, der Bischof von Lüttich, die Herzoge von Brabant und von Limburg, nebst den Grafen von Geldern, von Berg, von Cleve und vom Hennegau begleitet. So habe denn das Fest und der Beginn des Werkes der Größe der Aufgabe, an der so viele Generationen arbeiten sollten, entsprochen. Sicher hat schon damals der Erzbischof das Gebet zum Himmel gesandt, das 600 Jahre später, bei einer neuen, fast ebenso glänzenden Grundsteinlegung, der selige Cardinal von Geissel aussprach:

„Liege fest zu Gottes Ehre,
Daß sich, wie aus deinem Schooß
Hoch der Dom wächst, weit und groß,
Gottes Reich auf Erden mehre."

3. Stilverhältnisse.

Jeder, der nur etwas eingeweiht ist in die Geschichte der Baukunst im Allgemeinen und in die des Kölner Domes im Besondern, weiß, wie schwierig und heikel die Frage ist, deren Beantwortung sich uns hier aufdrängt. Von Anfang dieses Jahrhunderts bis in die vierziger

Jahre war man nach Vorgang Boisserée's allgemein der Ansicht, der ganze Dom sei ein urdeutsches Werk, der Zeit und der Schönheit nach die erste Perle der mittelalterlichen Baukunst, die Wiege und Vollendung der Gothik. Wie nach der alten Sage Pallas fertig aus Jupiters Haupt hervorsprang, so sei der ganze Dom aus dem Genie eines ausgezeichneten Mannes hervorgewachsen, der dem Wunderwerk den Stempel der höchsten Einheit und Originalität aufdrückte und ein Muster aufstellte, nach dem alle Völker ihren Geschmack bildeten und das alle allerorts nachgeahmt hätten. Den folgenden Baumeistern sei keine andere Aufgabe geblieben, als nach den vollständig ausgearbeiteten Plänen des ersten Meisters das begonnene Werk in gewissenhafter Treue auszubauen.

Man hätte gut gethan, sich an jene „allgemeine Reflexion" zu erinnern, die Göthe schon am 9. April 1787 von Palermo aus an seine Freunde schrieb: „daß weder das Abgeschmackteste noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr Beiden mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne".

In dem Anfang der vierziger Jahre wurden hier und da einzelne schüchterne Stimmen laut, die daran erinnerten, daß die gothischen Kathedralen Frankreichs weit fortgeschritten, ja großentheils vollendet waren, ehe man in Köln daran dachte, den Grundstein zum Dome zu legen, und daß diese französischen Kathedralen in Plan, Anlage, Aufbau und Detailbildung so sehr mit dem Kölner Dome übereinstimmten, daß derselbe als Sprosse jener großen Familie, als Erzeugniß der nordfranzösischen Schule anzusehen sei. Ein Schrei der Entrüstung antwortete diesen Andeutungen. Wie im Alterthume fast jede alte Stadt fest daran hielt, ihre Bewohner seien als Ureinwohner aus dem Boden hervorgewachsen, den sie als Vaterland bewohnten, so hielt man fest an dem ersten gänzlich unbekannten, urdeutschen Baumeister, dessen selbständiges Genie ohne allen undeutschen Einfluß den Plan zum Wunderbau ersonnen und bis in die letzten Spitzen ausgebildet habe.

In den Jahren 1846—1848 gelangte die Streitfrage zu öffentlicher Behandlung. Für die Einheit des Dombaues, für einen deutschen Meister, der von Anfang an den Plan des ganzen Domes, angefangen vom Chore bis hinauf zur Kreuzblume der Thürme, ohne französischen Einfluß, entworfen, dessen Grundplan alle späteren Meister mit nur kleinen Veränderungen befolgt hätten, trat der verdienstvolle Boisserée ein. Viele seiner Genossen, unter denen Blömer hervorzuheben ist, zeigten mehr Eifer und

guten Willen, als Geschick und Verständniß. Die gegnerische Ansicht wurde von den Herren A. Reichensperger, von Lassaulx, dann in den Annales archéologiques von Roisin und von Verneilh vertreten. Ihr stimmen heute wohl alle Kenner (wir nennen beispielshalber nur Viollet le Duc, Kugler und Schnaase) im Wesentlichen bei. Leider müssen wir hinzufügen, daß sich jetzt, im Gegensatz zu den besonnenen Koryphäen der heutigen Kunstgeschichte, eine Partei herausbilden will, die in's entgegengesetzte Extrem überschlägt und lehrt, der Dom von Köln bleibe auf deutschem Boden ein ausländisches Gebilde, ein vereinzelt stehendes Denkmal mittelalterlicher Nachahmungssucht.

Werfen wir zur Würdigung der verschiedenen Ansichten einen Blick auf den Stand der Baukunst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Noch im Jahre 1247 (nach Andern im Jahre 1248, in dem der Grundstein zum Dome gelegt wurde) weihte derselbe Konrad von Hochstaden, der als Gründer des Domes so bekannt ist, zu Köln die eben vollendete Kirche des hl. Cunibert, die noch ganz zu den Erzeugnissen der alten romanischen Bauschule gerechnet werden muß. Die besonders im äußeren Thorbaue so malerisch gegliederte Kirche der heiligen Apostel zu Köln stammt der Hauptsache nach aus einem Neubau, den 1199 ein Brand veranlaßte. Die Kirche Groß-Martin ebendaselbst entwickelte dann die in Aposteln ausgeprägten Motive in schlanker Kühnheit, aber beide bleiben durchaus im romanischen Geleise. Selbst der Umbau der alten Gereonskirche 1212—1230, die Bauten in St. Pantaleon 1216—1227, in St. Andreas, nach dem Brand von 1220, zeigen noch alle die Kraft und Herrschaft der alten Bauschule in Köln. In ähnlicher Weise herrscht der alte Stil in Neuß, Bonn, Brauweiler, ja noch 1255—1275 in Werden. Der Dom tritt fast unvermittelt in die Reihen dieser Bauten, indem er mit den alten romanischen Traditionen vollkommen bricht und neue Bahnen verfolgt.

Verlassen wir den Rhein, um zu sehen, wie man um 1200 und bis 1248 in Nordfrankreich baute. Die Anfänge eines neuen Stiles, den Abt Suger († 1152) in seinem Chorbau in St. Denys versuchte, entwickelten sich zuerst in der Kathedrale von Noyon, deren Chor und Transsept Viollet le Duc dem Bischofe Baudouin II., dem Freunde und Vertrauten des hl. Bernard und Sugers, zuschreibt, obgleich Einzelheiten nach den Bränden von 1238 und 1293 in neuerem Stile umgeändert wurden; 1160 wurde die jetzige Kathedrale von Paris begonnen und 1235 in dem edelsten Stile ernster, ruhiger Frühgothik und mit dem

ausgebildeten Strebesystem vollendet. Es folgten die Kathedrale von Bourges, seit 1172 geplant, nach 1200 begonnen, die von Laon, 1173 schon ziemlich fortgeschritten, die von Soissons, ungefähr um 1200 gebaut, die von Chartres, 1240 vollendet, die von Rheims, nach einem verheerenden Brande seit 1212 neuerbaut. Die Kathedrale von Amiens, nach Viollet le Duc das Ideal einer Kathedrale des 13. Jahrhunderts, ward nach einem Brande 1220 in Angriff genommen und mit Ausschluß der Façade 1288 zum Ausbau gebracht. Die Kathedrale von Beauvais sollte sie übertreffen, aber die Anlage war zu kühn, der Bau stürzte zusammen.

Das Höchste, was Frankreich in der gothischen Baukunst leisten sollte, war erreicht. Die folgenden großen Dome, denn nur sie kommen hier in Betracht, zeigen bei all ihrer Schönheit und bei all ihrem Reichthum dennoch, daß von jetzt an die Erfindung aufhört. Die Erfahrungen in Beauvais hatten die Architekten vielleicht erschreckt; die Dome von Troyes und Tours verrathen nach dem Ausdrucke Viollet le Duc's [1] eine Kunst, die ihr volles Mannesalter erreicht hat, die nichts mehr sucht, nichts Neues zu finden hofft, die in ihren Werken nicht dem Triebe poetischer Begeisterung folgt, sondern den kalten, rechnenden Verstand und die ruhige Erfahrung zu Rathe zieht.

Der Dom von Köln kommt und stellt sich mitten in diese Entwicklungsreihe hinein, und zwar an den glücklichsten Platz, unmittelbar hinter Amiens und Beauvais. Nach Viollet le Duc [2] benutzte der Meister von Köln die schönen Gliederungen, welche die Meister von Beauvais und Amiens entwickelt hatten, und er wußte zugleich jene Fehler zu vermeiden, in die seine Vorbilder gefallen waren. Derselbe Schriftsteller stellt den Entwurf des Chores von Beauvais höher, als den des Kölner Domes, gesteht aber für die Ausführung dem letztern die Palme zu. Herr de Verneilh, der die Abhängigkeit des Kölner Domes von den nordfranzösischen Vorbildern, wenn auch übertreibt, dennoch für das Wesentliche siegreich nachweist, urtheilt: „Das Chor des Kölner Domes ist etwas besser, als das von Amiens, viel besser, als das von Beauvais.“ [3] Schnaase [4] erklärt dieses „etwas besser“ in folgender Weise: „Im Wesentlichen hat der Meister des Kölner Chores den Dom von Amiens zum Vorbilde

[1] II. p. 340.

[2] Dictionnaire, II. p. 337.

[3] Didron, Annales, VI. p. 237.

[4] Geschichte der bildenden Künste. 2. A. V, S. 416.

genommen, aber es ist die Nachbildung eines großen Meisters, der nichts ungeprüft annahm, sondern die Intentionen seines Vorgängers erforschte und besser auszudrücken suchte und die Details so glücklich verbesserte, daß sein Werk neben jenem Vorbilde wie die reife, prachtvoll entwickelte Blume neben der nur halb geöffneten Knospe erscheint." „Aber," wird man einwerfen, „dann ist Köln nicht mehr der Ruhm Deutschlands, sondern nur mehr eine französische Kathedrale auf deutschem Boden." Schnaase hat diesen Einwurf widerlegt, indem er schreibt[1]: „Das Verdienst der Erfindung des Chores, der dann doch, da er dem von Amiens nachgebildet, nur in sehr bedingter Weise das Eigenthum des ausführenden Meisters war, ist kein geringes. Die starke Betonung künstlerischer Selbständigkeit und völliger Originalität ist nur die Folge falscher, unpraktischer Theorien. Die Kunst steht stets im historischen Zusammenhange; sie ist keine Schöpfung aus dem Nichts, sondern geht überall von gegebenen Verhältnissen aus. Vor Allem aber gilt dieß von der Architektur: ihre besten Werke sind nicht die, in welchen die künstlerische Individualität hervortritt, sondern die, in welchen sie in die objective Gestaltung übergeht. Und darin bestand hauptsächlich der Vorzug der mittelalterlichen Baumeister, daß sie von jener falschen Prätention noch nicht berührt und vielmehr nach besten Principien und im engsten Schulzusammenhange zu arbeiten gewohnt waren. Diese Gemeinschaft ganzer künstlerischer Generationen ist aber, wenigstens für die Architektur, etwas viel Größeres und Schöneres, als die Genialität eines vereinzelten, seine Zeitgenossen weit überragenden Künstlers (dem Boisserée's Phantasie den Domplan zuschreibt), so daß wir auch in ästhetischer Beziehung diese neue Aufklärung des Sachverhältnisses (d. h. des Zusammenhanges des Kölner Domes mit der nordfranzösischen Bauschule) nicht zu bedauern brauchen."

So edel der Patriotismus war, der den verdienstvollen Boisserée nach Beendigung der Befreiungskriege für sein deutsches Vaterland begeisterte und ihn im Kölner Dom ein urdeutsches Werk des Mittelalters finden ließ, ebenso widerlich kommt uns der Byzantinismus derjenigen vor, welche den engherzigen, ausschließlichen Nationalitätsschwindel unserer Tage in jene großartige Vergangenheit übertragen, gleich als ob schon das 13. Jahrhundert an jenem Hader gekrankt hätte, welcher heute Europa zerklüftet und zum Feldlager macht. Damals einte ein Glaube alle

---

[1] A. a. O. S. 412.

Herzen. Es gab Eifersüchteleien, die Geschichte der Kreuzzüge beweist es, aber es waren das nur kleine vorübergehende Störungen. Eine Kirche, Eine Sprache, Eine Wissenschaft einte alle Christen zum gemeinsamen Streben. Damals konnte ein hl. Thomas, ein Italiener, Professor sein in Köln, Paris, Rom, Bologna und Neapel. Was eine Nation erfand, ward gleich zum Gemeingut Aller.

Nur Eine Kunst konnte damals auf die Dauer in Europa herrschen, eine lebendige Kunst, die nicht an fabrikmäßiges Schablonenwesen gebunden war, sondern welche die provinziellen Eigenthümlichkeiten und die Individualität der Künstler achtete, aber Alles nach einem gemeinsamen Gesetz regelte. Selbst wenn der Dom von Köln nie erbaut worden wäre, wenn statt des durch christliche Liebe so regen Verkehrs zwischen den Völkern des Abendlandes eine chinesische Mauer zwischen Deutschland und Frankreich errichtet worden wäre, die Gothik hätte trotzdem den Sieg errungen. Vielleicht hätte man, wenn der Dombau nicht dazwischengetreten wäre, am Rheine eine Gothik entwickelt, welche in der Mitte gestanden hätte zwischen der Backsteinbau-Gothik des Nordens und der Sandstein-Gothik Frankreichs. Die letzten Bauten des Übergangsstils an St. Cunibert und Groß-Martin in Köln zeigen, welche Wege man eingeschlagen hätte, und oft kommt die Versuchung, zu wünschen, daß der Dom diesen Entwicklungsgang nicht auf andere Bahnen gelenkt, aber der Sieg der Gothik, den der ganze Übergangsstil vorbereitet und eingeleitet hatte, war unabwendbar, denn er war nur die reife Frucht des consequenten Entwicklungsganges der christlichen Baukunst des Abendlandes. Daß diese Entwicklung sich in Nordfrankreich rascher vollzog, lag in der Blüthe, die jenes Land um 1200 erlebte, in der Vorzüglichkeit und dem Reichthum des zur gothischen Baukunst so sehr passenden Steinmaterials; lag darin, daß die Cultur dort vielleicht rascher ihren Höhepunkt erreichte, als in den mehr nordisch gelegenen Ländern, und daß man dort leichter mit alten Traditionen bricht und sich dem Neuen ergibt, als in dem mehr conservativen Deutschland.

Hier drängen sich zwei Fragen auf. Wer war der Baumeister, der die neue Bauart in Köln einführte? Wie kam es, daß man in Köln die altererbten Formen so plötzlich aufgab und so entschieden in neue Bahnen einlenkte, daß man fast ohne Vermittlung vom Übergangsstil zur Hochgothik oder Mittelgothik griff? Die erste Frage zwingt uns, unsere Unwissenheit einzugestehen. Trotz aller noch so fleißigen Nachforschungen ist noch keine sichere Spur vom ersten Dombaumeister entdeckt. Man

nannte Albert den Großen, den Bischof Simon von Paderborn, endlich einen Heinrich Sunere, aber die heutige Kritik hat ihnen allen die Ehre, den Plan zum Dom entworfen zu haben, abgesprochen. Der erste, bis heute sicher beglaubigte Baumeister ist Meister Gerhard von Rile, verschieden von seinem Zeitgenossen Gerhard von St. Trond, mit dem ihn Einige verwechselten. Durch Urkunde vom Jahre 1257 schenkte ihm das Domkapitel wegen seiner Verdienste einen größeren Bauplatz, auf dem er schon ein steinernes Haus erbaut hatte. Also war er schon mehrere Jahre vorher am Dombau thätig; ob er aber schon vor 1248 dort angestellt war, ob er die Pläne entwarf, insoweit damals von Plänen die Rede war, ist eine Frage, zu deren Lösung keine sicheren Anhaltspunkte zu Gebote stehen.

Weit wichtiger und interessanter ist die Beantwortung der zweiten Frage. Denn was ist mit dem bloßen Namen eines Baumeisters gewonnen? Wie viel Licht würde es dagegen bieten, wenn man wüßte, wie die Kölner, angefangen vom Erzbischofe und vom Rathe bis hinunter zu den Letzten der Geistlichkeit und der Bürgerschaft, zu dem glücklichen Entschlusse kamen, nicht in der altererbten Weise, die immer schwer verlassen wird, zu bauen, sondern die zuletzt in Amiens und Beauvais, sowie in der Ste. Chapelle zu Paris gewonnenen Fortschritte und Erfahrungen zu benutzen.

Den ersten Anhaltspunkt zur Beantwortung dieser Frage bieten uns die engen Beziehungen, die zwischen Köln und Nordfrankreich bestanden. Die Päpste, mit denen Deutschland und besonders die Erzbischöfe von Köln in den Wirren der Zeiten der Hohenstaufen so regen Verkehr unterhielten, weilten damals oft in Frankreich; 1245 war in Lyon das 13. ökumenische Concil gefeiert worden, und 1248 kam von dort die Bulle Innocenz' IV., welche für den Neubau des Kölner Domes reiche Ablässe bewilligte. Konrad von Hochstaden war nach der Gallia Christiana eccl.[1] einem Banquier in Paris verschuldet, die Kölner Handelsleute reisten oftmals in jenen Gegenden herum, und Gerhard von Rile hat dort offenbar seine künstlerische Erziehung erhalten, obwohl er aus der Nähe von Köln gebürtig war. Die großen Bauten, die um jene Zeit im benachbarten Lande vollendet waren oder der Vollendung entgegengingen, waren also den Kölnern nicht unbekannt, und deren Schönheit konnte nicht ohne Einfluß auf sie sein.

---

[1] Col. III. p. 693.

Nun hatte aber zudem der gothische Stil gleichsam schon seine Vorposten bis in die Stadt Köln hinein vorgeschoben und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, den vollen Sieg zu erringen. Freiburg und Straßburg wie Offenbach am Glan liegen zwar im Rheingebiete, sind also eng mit Köln verbunden; aber erinnern wir an frühgothische Bauten, die auch geographisch noch näher um Köln liegen, zuerst an die frühgothische Liebfrauenkirche von Trier, 1227—1243, und an die Kirche von Ahrweiler, 1245 begonnen. Eine Menge frühgothischer Kirchen finden wir bei den neuentstandenen Orden der Dominicaner, Franciscaner und Deutschherren. Während die Cistercienser, mehr conservativ, einstweilen noch im Übergangsstil bauen, stehen diese neueren Orden bereits auf der vollen Höhe der frühgothischen Baukunst, eine Thatsache, die sich leicht aus ihrer größeren Beweglichkeit erklärt. Ihre Mitglieder waren Weltbürger, waren meist vielgereiste Leute. In einer Zeit, die sich so sehr für christliche Kunst interessirte, mußten sie, weil sie so Vieles in aller Herren Länder sahen, und nicht durch die Fesseln der Tradition einer Schule oder ihres noch so jungen Ordens gebunden waren, alle neuen Errungenschaften, die in irgend einem christlichen Lande gemacht worden, sich aneignen, weiter verbreiten und fortbilden. Uns will es scheinen, als ob man ihren Einfluß für die Verbreitung der Gothik noch nicht genug in die Wagschale gelegt hätte. Man dachte nur an die Wanderungen der Baumeister, nicht aber daran, daß nicht die Baumeister allein einen Stil verbreiten, sondern vielmehr jene, welche die Baumeister einer neuen Schule herbeirufen und ihnen Beschäftigung geben, sie in den Stand setzen, Steinmetzhütten zu gründen, als Centren einer neuen Provinzialschule.

In Köln gründete der deutsche Orden schon 1215 die frühgothische Katharinenkirche; das Dominicanerkloster, dessen Chor 1271—1278 nach dem Vorbild des Domes unter Albert dem Großen gebaut wurde, hatte seine Kirche schon lange vorher im gothischen Stile vollendet. Der Name Albert des Großen zwingt uns, seinem Antheil am Dombau einige Worte zu widmen. Es ist bekannt, wie groß sein Einfluß in Köln war, wie er beim Erzbischof und Klerus sowohl als bei der Bürgerschaft in solchem Ansehen stand, daß er sie in ihren Streitigkeiten versöhnen konnte. In einem wohlgeordneten Orden stützt sich der Einfluß des Einzelnen immer auf das Tugendbeispiel und die Kenntnisse Aller. Wer konnte eher die Entscheidung auf die Seite der Gothik lenken, als das Dominicanerkloster, und wenn man nach einem Namen sucht, wen soll-

ten wir eher nennen, als Bruder Albert? So möchte sein Verdienst um den Kölner Dombau nicht, wie Viele ehemals glaubten, darin bestehen, daß er die Pläne machte oder einem Techniker bei deren Anfertigung zur Seite stand, sondern darin, daß er auf die Fortschritte hinwies, welche die Baukunst im Nachbarlande gemacht hatte, und Erzbischof, Geistlichkeit und Bürgerschaft vermochte, ein Opfer zu bringen, dem althergebrachten, treu gepflegten und liebgewonnenen Stil ihrer Väter zu entsagen und einen Baumeister mit zahlreichen Gesellen zu berufen, um einen Dom zu gründen, der mit jedem andern in der christlichen Welt in die Schranken treten könne.

4. Grundsteinlegung und Baugeschichte des Chores.

Schon aus dem Jahre 1247 ist uns ein Kapitelsbeschluß erhalten, in dem der sofortige Angriff des Neubaues bestimmt ausgesprochen ist. Die Vorarbeiten wurden begonnen. Um einige Gebäude, die auf dem Bauplatze sich befanden, zu entfernen, unterhöhlten die Arbeiter die Mauern derselben und stützten sie auf Balken, an die sie Feuer anlegten, das die Balken verzehren und so die Mauern fallen machen sollte. Aber das Feuer griff um sich und zerstörte einen Theil des alten Domes.

Obgleich der Brandschaden insoweit gut gemacht wurde, daß der Gottesdienst in dem alten Dome wie vorhin gefeiert werden konnte, war dieser Brand dennoch eine Anregung, den Neubau um so eifriger zu fördern und desto reichlicher Beiträge zu sammeln und zu geben.

Am 14. August 1248 ward, wie schon erzählt ist, der Grundstein gelegt. Vielversprechend war der großartige Grundriß des Chores, glänzend die Feier der Grundsteinlegung, groß der Eifer beim Baue der gewaltigen Fundamente, welche den Riesendom tragen sollten. Aber das Werk, zu dessen Grundsteinlegung kriegerische Fürsten aus dem Lager herbeigerufen worden waren, sollte nur zu bald die traurigen Folgen des Krieges an sich selbst erfahren.

Schon Konrad von Hochstaden bekriegte zweimal die Stadt Köln. Unter seinen Nachfolgern wurden die Fehden in immer größerer Ausdehnung, mit immer wachsendem Hasse geführt. Die Schlachten von Frechen und von Lechenich waren nur Vorspiele zu der von Worringen 1288. In allen wurde der Erzbischof geschlagen, in den beiden letzteren sogar jedesmal gefangen genommen. Köln litt aber noch mehr als sein Fürst und Erzbischof. Der Handel der Stadt war gelähmt, seine Kirchen

lagen unter dem Interdikte des Erzbischofes und des Papstes, seine Einwohner waren excommunicirt. An einen stetigen Ausbau des Domes war nicht zu denken.

Nichtsdestoweniger scheint das Werk nie ganz geruht zu haben, vielleicht deßhalb, weil das Kapitel schon damals den Bau in seine Hand genommen hatte. So sind Verträge, die das Domkapitel mit dem Burggrafen von Drachenfels abschloß, erhalten aus den Jahren 1267, 1273, 1285, 1294, 1306, 1319. Im Jahre 1273 durften drei Brecher und drei Vorschläger Steine fördern, im Jahre 1294 aber vier Brecher und drei Vorschläger. Damals baute man also eifriger, als 1273. Ein bedeutsames Zeichen für den Baubetrieb bieten auch die Urkunden, welche sich auf die zum Bau so nöthigen Gelder beziehen.

Von 1248 kennen wir eine Urkunde des Erzbischofs Konrad von Hochstaden und eine des Papstes Innocenz IV., welche denen, die Beiträge geben, Ablässe versprechen. 1257 erhält derselbe Erzbischof die Erlaubniß zu einer Collecte durch ganz England. 1264, 1279, 1298 erließen die damals regierenden Erzbischöfe neue Hirtenbriefe, in denen sie um Geldbeiträge baten. Vermächtnisse zum Besten des Baues werden 1256, 1315, 1317, 1318, 1319 und 1320 erwähnt. 1313 verzichtet der Schatzmeister zu Gunsten des Baues auf die Opfer, die auf dem Hauptaltar niedergelegt wurden, indem er in anderer Art entschädigt wurde.

So interessant all diese Notizen sein mögen, für die eigentliche Baugeschichte des Chores geben sie keine Aufklärung, für die uns nur folgende höchst dürftige Nachrichten erhalten sind. Zuerst die Namen einiger Baumeister des Chores: Gerhard von Rile, der 1302 schon verstorben ist, dann Meister Arnold 1296 und 1301—1330 sein Sohn Johann, dessen Siegel wir kennen und das, übereinstimmend mit dem der ältern Baumeister von Straßburg, auf rechtsliegendem Schrägbalken drei Hämmer zeigt. Über die eigentliche Bauführung wird gemeldet, daß man 1251 acht kleine Häuschen zwischen der Vorhalle (dem Kreuzgange?) des alten Domes und der Kapelle des hl. Johannes, die an der Südseite lag, abgerissen hatte, um Platz für den Neubau zu gewinnen. 1279 sagt der Erzbischof Siegfried von Westerburg, der Neubau sei schon in prächtigem und würdigem Glanze emporgestiegen — surrexit. Vielleicht zeigt uns das neue Siegel der Stadt von 1270 die Chortheile, die schon vollendet waren (fünf hohe Fenster). 1297 stiftet der Domvikar Gerhard von Xanten eine Vikarie im neuen Bau am

Altare des hl. Johannes des Täufers und des hl. Laurentius. Er erwähnt 18 Altäre, die wir im Chorumgange finden. 1318 wird der Altar der allerseligsten Jungfrau im neuen Bau erwähnt. 1320 wurden die großen Chorfenster eingesetzt. Eine alte Inschrift meldet, Konrad von Hochstaden habe den alten Dom erweitert und 1320 habe der Gottesdienst im neuen Chore begonnen. Daraus folgt, daß das neue Chor mit dem alten Dome verbunden war, wie sich noch heute in Le Mans das gothische Chor an das romanische Langhaus anschließt. Am 27. September 1322, also volle 74 Jahre nach der Grundsteinlegung, konnte Erzbischof Heinrich von Virneburg das Chor einweihen. Seine Nachfolger, besonders der ebenso weise als kunstsinnige Heinrich von Gennep (1349—1362), vollendeten die innere und äußere Ausschmückung des Chores.

Die Baugeschichte des Domes ist noch so dunkel, daß jeder Versuch zu ihrer Aufklärung bei billig Denkenden auf wohlwollende Aufnahme rechnen kann. Selbst Vermuthungen könnten Fingerzeige geben, die zuletzt doch auf den rechten Weg leiten. Man erlaube uns daher, hier die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse zusammenzustellen, zu ordnen und zu erweitern, und sie so der Prüfung anheimzugeben.

Da, wie nachgewiesen ist, das Chor in engster Beziehung zu der nordfranzösischen Bauschule steht, so bietet uns die Baugeschichte von Rheims und Amiens Aufschlüsse über die Art und Weise, wie man auch in Köln vorangegangen sein möchte. In Rheims findet man nun nach Viollet le Duc[1] solche Verschiedenheiten zwischen den unteren Chorpartien und den oberen, die sich über die Dächer des Kapellenkranzes erheben, daß man für die oberen Theile einen anderen Baumeister annehmen muß. In Amiens hatte 1218 ein Brand die alte Kathedrale gänzlich zerstört. Beim Neubau waren zuerst die Schiffe errichtet und 1237 eingewölbt worden; dann erst ging man an den Chorbau. 1258 verzehrte ein Brand die schon vollendeten Dächer der Chorkapellen. Eine genaue Untersuchung des Gebäudes zeigt nun, daß die alten Steine bis an die Triforiengallerie von dem Feuer angegriffen und verkalkt sind. Die höheren Theile sind unversehrt. Viollet[2] schließt daraus, daß man den Hochbau erst nach Vollendung des Kapellenkranzes begann. Ein drittes Beispiel bietet Limoges, dessen Kathedrale um 1270 begonnen wurde. Nach H. de Verneilh[3] unterscheidet man am dortigen Chor drei Bauperioden. In die erste fällt die Apsis mit ihren fünf Kapellen und den zwei ersten Traveen neben dem Chore; in die zweite kommen die beiden folgenden Traveen neben dem Chore, die dem zweiten Umgange am Kölner

[1] Dictionnaire de l'architecture, II. p. 317 s.

[2] L. c. p. 325.

[3] Didron, Annales, VIII. p. 130 s.

Dome entsprechen; eine dritte Bauperiode bezeichnet dann der Hochbau des Chores mit seinen Fenstern und Gewölben.

Wir haben also drei französische Kathedralen, die der Zeit und dem Stile nach neben dem Kölner Dom stehen, in denen man zuerst die Kapellen und Umgänge des Chores vollendete, um dann erst an den Oberbau zu gehen — ein Verfahren, das auch vom rein technischen Standpunkte aus das richtigste, vielleicht das einzig mögliche scheint.

Untersucht man nun das Chor von Köln, so findet man schon im Äußeren einen Gegensatz zwischen den unteren Theilen und den oberen über den Dächern der Kapellen. Unten ist Alles schwer, einfach, oben aber findet sich ein verschwenderischer Reichthum. Man könnte meinen, der Baumeister habe diesen Gegensatz zwischen dem massiven Unterbau und dem leichten Oberbau beabsichtigt. Geht man indessen in's Innere, so findet man an den sechs Säulen des Chorabschlusses, an allen Säulen der Chorumgänge, an den Halbsäulen und Seiten der Kapellen und der Abschlußwände des Chorbaues einen Säulendurchschnitt, der dem von Rheims, Amiens, Altenberg und dem der älteren gothischen Bauten entspricht. Die kleineren Säulen (Dienste) sind nämlich in den Kern der Säule mit einem Viertel ihres Umfanges eingelassen und der Kern schneidet sie in scharfen Ecken ab, indem er selbst überall seine ursprüngliche Form behält. Dazu kommt als dritter Beweis, daß das Maßwerk der Chorkapellen dem des Chores der Ste. Chapelle entspricht, das des zweiten Umganges, der die Langseiten bildet, dem in den Langseiten derselben Kapelle gleich ist. Diese Maßwerke, die einem Vorbilde entnommen sind, stammen also aus e i n e r Zeit. Übergehen wir einzelne kleinere Analogieen zwischen der Ste. Chapelle, Amiens, Beauvais und Köln. Das Gesagte genügt, um zu beweisen, daß die Schriftsteller Recht haben, welche den Kapellenkranz und den zweiten Umgang des Chores einer ersten Bauperiode zuschreiben, in welcher französischer Einfluß noch sehr stark war. Auch der erste Umgang möchte mit den fünf Gewölben, die auf den erwähnten sechs älteren Chorsäulen ruhen, dieser ersten Periode angehören [1]. Wir begreifen nicht, auf welchen Grund hin Herr Ennen [2] die Stiftung des Domvikar Gerhard von Xanten [3] am Altar des hl. Johannes des Täufers und des hl. Laurentius in nova fabrica Coloniensi von 1297 als eine Stiftung pro futuro bezeichnet. Von 1248—1297 konnte man bequem die genannten Theile vollenden, da man in Rheims die entsprechenden Theile von 1212—1230 [4] fertigstellte, in Amiens aber in noch kürzerer Zeit. Untersucht man die weiteren Säulen des Chorbaues, so findet man, daß die acht, welche die Langseiten des hohen Chores tragen (mit Ausschluß der Transseptpfeiler, von denen später die Rede sein wird), eine etwas spätere Bildung zeigen. Ihr innerer Kern

---

[1] Vgl. Mertens und Lohde, Zeitschrift für Bauwesen, 1862. — Schnaase, V. S. 411, Anm.

[2] Baugeschichte, 1863, S. 25.

[3] Bei Lacomblet, Urkundenbuch, II. Nr. 974.

[4] Viollet, l. c. p. 321.

ist an vier Stellen ausgekehlt, auch ihr Sockel ist anders, als der der oberen Säulen. Demgemäß drängt sich die Frage auf, ob nicht die Errichtung dieser acht Säulen und die Einwölbung der ihnen entsprechenden sechs Joche des ersten Chorumganges einer zweiten Bauperiode angehört, die wohl auch noch vor dem Jahre 1297 abschloß. Die unterste Travee des Chores bezeichnet dann eine dritte Periode. Die Gründe, die dafür sprechen, mögen, einzeln genommen, nicht genügen; im Zusammenhange scheinen sie uns entscheidend.

Es sind folgende: 1) Der Durchschnitt der beiden oberen Transseptsäulen ist weiter entwickelt, als der der früheren Chorsäulen. Man vergleiche Schmitz' Dom von Köln, Lief. 14, Taf. 5, Nr. 1 zum Transseptpfeiler Lief. 11, Taf. 5, Nr. 1 und bemerke, wie im Transseptpfeiler die großen Dienste herausgezogen sind, wie der innere Kern nicht wie in den acht Säulen der Langseite des Chores ausgekehlt ist, wie der Durchschnitt dieser beiden Transseptpfeiler ein System zeigt, das ganz einzig dasteht im Dome. 2) Das Maßwerk des Fensters der in Rede stehenden unteren Travee ist ein dem übrigen Maßwerk des Domes durchaus fremd gegenüberstehendes. Schmitz gibt es nur im Übersichtsblatt, Lief. 24, Taf. 4. Klarer findet es sich bei Boisserée (Dom, Taf. 11). Während die übrigen acht Fenster der Langseite des Chores die gleiche leichte, zierliche Kreuzrose zeigen, hat das der unteren Travee oben ein steifes, radförmiges Muster, während die unteren Rosen sich in ihren Details archäisirend an die unteren Fenster des zweiten Chorumganges anschließen. Wichtig scheint uns, daß sich dasselbe Maßwerk in zwei Fenstern auf dem Originalriß der Thurmfaçade findet und in zwei Wimpergen über zwei oberen Chorfenstern. Da diese Wimperge, wie wir nachher sehen werden, später sein mögen, als das Maßwerk der übrigen hohen Chorfenster, so stände die letzte Travee in naher Beziehung zum Urheber des alten Thurmentwurfes. 3) Die Glasfenster der unteren Travee scheinen nicht gleich denen der übrigen Chorfenster zu sein. Nicht nur ist die Farbe (besonders das Grün) fahler — ein Umstand, der weniger Gewicht hat, weil das Fenster an einer dunkleren und mehr geschützten Stelle sich befindet —, sondern auch das Muster scheint später und nüchterner, als das der übrigen Chorfenster. Man sehe es sich bei Boisserée (Dom, Taf. 11) an und bemerke besonders das Linienflechtwerk in den drei Kreisen des Maßwerkes. 4) In Limoges sind die beiden letzten Traveen später und enger[1]; in Beauvais stammen drei Pfeiler der Vierung erst aus dem 16. Jahrhundert[2]; in Le Mans fehlen alle vier. Es lag also nahe, auch in Köln diese gewaltigen Vierungspfeiler erst später zu beginnen. 5) Der alte Dom wurde allmählich abgebrochen, wie das neue Werk voranschritt. Sollte sich nicht das neue Chor genau an das Querschiff des alten angeschlossen haben (Ampliat hoc templum, sagt die Inschrift), und sollte man nicht das alte Chor haben stehen lassen, bis die Transseptpfeiler errichtet wurden?

---

[1] Didron, Annales, VIII. p. 131.

[2] Viollet, II. p. 334 s.

Wenden wir uns zu den äußeren Theilen. Zwirner begründete schon 1842 im Domblatt, I. Nr. 6, daß die Strebepfeiler später seien, als die Wände des Hochchores, nachdem Boisserée[1] berichtet hatte, daß man zur Einfügung der Strebebogen das Laubwerk über den Fensterbogen gewaltsam verletzen mußte. Nichtsdestoweniger geht Weyden zu weit, wenn er im Domblatt Nr. 70 annimmt, die Strebebogen seien erst nach 1322 eingesetzt. Der Chor konnte doch nicht eingeweiht werden, ehe er eingewölbt war, die Wölbung aber setzt die Vollendung des Strebewerkes voraus. Sollte es aber möglich gewesen sein, die übrigen Gewölbe ohne das der letzten Travee an der Vierung einzufügen, so möchte die Annahme, daß das letzte Gewölbe aus der Zeit nach 1322 entstanden sei, der näheren Untersuchung werth sein.

Bekanntlich ist das Strebewerk der Nordseite einfacher, als das der Südseite. Den Grund zu dieser Erscheinung, die sich auch in Amiens und sonst findet, suchten Einige in symbolischen Rücksichten; Andere meinten, man habe die Nordseite, die durch andere Gebäude verdeckt war, nicht so ausgezeichnet, als die mehr sichtbare Südseite; noch Andere wollten die Rücksicht auf Ersparnisse geltend machen, während Manche behaupteten, die Nordseite sei einfacher, weil sie älter sei. Wir müssen hier darauf aufmerksam machen, daß der Grundriß beider Seiten über dem Triforium noch keinen Unterschied zeigt[2], daß die Verschiedenheit erst höher anfängt[3]. Wichtiger ist, daß nicht nur die obersten Fialen an der nördlichen Seite reicher sind, als ihr Unterbau, und daß sie auf das System der Südseite zurückgreifen, sondern daß auch die Wimperge an beiden Seiten gleichen Reichthum und entsprechende Muster aufweisen, daß besonders zwei Wimperge das oben besprochene auffallende Maßwerk der letzten Traveen und des alten Thurmentwurfes zeigen. Sollte darin nicht ein Fingerzeig gefunden werden, daß diese obersten Theile, welche nur secundären Constructionswerth haben, erst später, vielleicht nach der Einweihung aufgesetzt worden sind? Man hatte vielleicht an der Nordseite angefangen, die Strebepfeiler bis zur obersten Schlußfiale zu errichten, war dann zur Südseite übergegangen, hatte 1322 das Chor eingewölbt und nach 1322 die obersten Fialen und die Wimperge hinzugefügt, denen die oberste Dachgallerie mit ihren Fialen folgte.

Noch später scheinen die Gallerien über dem Triforium der Langseite des Chores und die Gallerie, welche den zweiten Chorumgang und die Chorkapellen umsäumt. Ihre Formen, besonders die ineinandergeschobenen Vierpässe scheinen die spätesten, die am Chore vorkommen. Wie sehr unterscheiden sie sich von dem Maßwerk der unteren Fenster und der Triforien, auf denen sie ruhen? Was die Baldachine über den Chorkapellen und die Engel angeht, die in ihnen stehen, so setzt Viollet (II. S. 477) sie um den Anfang des 14. Jahrhunderts. Sie können entweder vielleicht mit der Gallerie über

---

[1] Dom, Text, S. 86.

[2] Vgl. Schmitz, Dom, Lief. 5, Blatt 1 u. 2.

[3] Vgl. a. a. O., Lief. 19, Blatt 6, und Lief. 20, Blatt 6.

dem Triforium der Chorrundung aus der Zeit vor der Errichtung der Strebepfeiler stammen, oder aber auch mit den übrigen Gallerien bei Beendigung des Werkes nach 1322 verfertigt worden sein. Die rücksichtslose Restauration aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat die Details so verwischt, daß eine feste Zeitbestimmung sehr erschwert ist.

Faßt man Alles zusammen, so möchte Meister Gerhard von Rile die Chorkapellen und unteren Umgänge errichtet haben; Meister Arnold, der ihm gegen 1295 folgte, hätte dann den Bau der Oberwände des Chores, mit Ausnahme der letzten Travee, geleitet; dem Meister Johann († 1330 oder 1331), dem Sohne des Meister Arnold († 1301), gebührt dann das Verdienst, bis 1322 das Strebesystem und die Gewölbe des Chores vollendet und vielleicht nach 1322 die noch fehlenden, mehr decorativen Theile hinzugefügt zu haben [1].

Stephan Beissel S. J.

P. Goudanus am Hofe Maria Stuarts.

(Ungedruckter Gesandtschaftsbericht aus dem Jahre 1562.)

Immerfort wird das tragische Schicksal der schönen, edlen, unglücklichen Königin Maria Stuart die Augen der Nachwelt auf sich ziehen und ein beliebter Stoff nicht nur für Tragödiendichter, sondern auch für Geschichtsforscher bleiben. Besonders in Deutschland, wo Schillers Trauerspiel das Andenken an dieselbe lebendig erhielt, hat sich die Geschichtschreibung wieder mit allem Eifer diesem Gegenstand zugewandt. Das vorige Jahr sah fast zugleich zwei ausführliche Biographien Maria Stuarts (von Gädeke und Opitz) erscheinen. Wir glauben deßhalb dem Wunsche unserer Leser zu entsprechen, wenn wir über dieselbe Königin einige ungedruckte Actenstücke, welche P. van Lommel, S. J., in einem Archive unserer Gesellschaft gefunden hat, hier mittheilen. Es sind das Briefe des holländischen Jesuiten Goudanus (Nikolaus Floris aus Gouda), welcher von Pius IV. nach Schottland gesendet worden und nun in schlichtester Einfachheit dem P. General der Gesellschaft Jesu seine Erlebnisse und Wahrnehmungen erzählt.

Die Corruption des Klerus hatte in Schottland der Reformation die Wege bereitet und eine verbrecherische revolutionäre Adelspartei im

---

[1] Vgl. Schnaase, V. S. 415. — Kugler, Baukunst, III. S. 218, 220.

Bunde mit fanatischen Prädicanten derselben zum Siege verholfen. Kurz darauf, im Jahre 1561, kehrte Maria Stuart nach dem Tode ihres Gatten, Franz II., und ihrer Mutter, der Regentin Schottlands, aus Frankreich in ihr Vaterland zurück. Ebendahin sandte nun sofort Pius IV. den P. Goudanus als seinen Nuntius mit Briefen an die Königin, die Bischöfe und verschiedene Großen des Reiches: eine gefahrvolle Sendung wegen des unglaublich großen Fanatismus von Knox und andern Prädicanten. Goudanus traf das Volk und den Adel zum großen Theil dem Glauben der Väter zugethan, die junge Königin aber völlig rath- und hilflos inmitten von Todfeinden der katholischen Kirche und preisgegeben der Gewalt ihres schändlichen Bastardbruders, des Grafen von Mar (später Grafen von Murray); er sah den Episkopat, Klerus und die übrigen Katholiken eingeschüchtert durch das Wüthen einiger protestantischen Zeloten und die Furcht vor englischer Invasion. Dem Bericht des P. Goudanus werden wir die Stellen aus seinen späteren Briefen hinzufügen, welche seine schottische Mission betreffen. Trotz der schlimmen Lage des Reiches hatte der Pater doch noch nicht alle Hoffnung auf dessen Zurückführung zum Katholicismus aufgegeben.

Admodum Reverende in Christo Pater.

Pax Christi.

Cum in Hollandia agerem circa festum Paschae, feria tertia hebdomadae Sanctae, allatae mihi sunt literae Reverendi Patris Everardi Provincialis, quibus me evocabat Lovanium. Quo cum venissem, ostendit mihi literas Reverendi Patris Salmeron, Generalis Vicarii, una cum Brevi Apostolico, et literis Reverendissimi Cardinalis Amulii; quibus mihi iniungebatur, ut in Scotiam irem, allaturus Reginae, Episcopis et nonnullis illius Regni proceribus brevia Apostolica, quae ad me missa erant.

Quid autem in caussa fuerit, cur non statim post transmissas ad me literas eo me contulerim, sed in mensem usque Junii expectaverim, et meis et Reverendi Patris provincialis literis tum ad ipsum Cardinalem, tum ad Patrem Generalem Vicarium datis, ali-

Hochwürdigster Pater!

Der Friede Christi sei mit Ihnen!

Am Dienstag in der Charwoche erhielt ich in Holland, wo ich um die Zeit des Osterfestes verweilte, einen Brief des hochw. P. Provinzials Everardus, mit der Weisung, nach Löwen zu kommen. Bei meiner Ankunft daselbst zeigte er mir ein Schreiben des hochw. P. Generalvicars Salmeron zugleich mit einem apostolischen Breve und einem Briefe des hochwürdigsten Cardinals Amulius, die mir den Auftrag ertheilten, mich nach Schottland zu begeben, um der Königin, den Bischöfen und einigen Vornehmen jenes Reiches die mir zugeschickten apostolischen Breves zu überbringen.

Die Ursache, welche mich veranlaßt hat, nicht sofort nach Empfang der mir übersandten Schreiben abzureisen, sondern bis in den Monat Juni zu warten, haben wir, der hochw. P. Provinzial und ich, in unseren Briefen an den Cardinal selbst und an den P. Generalvicar mehrmals

quoties significatum est, ut supervacaneum sit illa hic repetere. Itaque nunc ea tantum hic referam, quae in hac nostra missione acta sunt, praesertim cum iis ad quos missi sumus. Deinde illorum ac totius Regni statum paucis aperiam. Ex quibus praeter alia et hoc facile intelliget Reverentia Vestra cur non licuerit prius vel ad Cardinalem vel ad Reverentiam Vestram scribere et rerum nostrarum certiorem facere.

dargelegt, so daß ich eine Wiederholung hier für überflüssig erachte. Ich werde daher jetzt nur über den Verlauf unserer Sendung und insbesondere über die Verhandlungen mit jenen, zu welchen wir geschickt wurden, Bericht erstatten. Dann will ich ihre und des ganzen Reiches Lage kurz auseinandersetzen. Daraus werden Ew. Hochwürden unter Anderem auch leicht den Grund entnehmen, weßhalb ich nicht früher an den Cardinal oder an Sie schreiben und Ihnen über unsere Angelegenheiten Nachrichten geben konnte.

Inprimis Dei Optimi Maximi, qui omnia disponit suaviter, singulari gratia factum est, ut cum adhuc essem Lovanii et me itineri accingerem, novae mihi vires praeter meam ac multorum expectationem adderentur, deinde ut Sacerdos quidam Scotus accederet, Edmundus nomine, Sacrae Theologiae baccalaureus, qui non modo se comitem ac ducem itineris in Scotiam usque ultro obtulit, sed etiam toto tempore quo ibi versati sumus, mira charitate ac studio nobis adfuit, sine cuius aut alterius similis opera hoc nostrum negotium non potuissemus conficere. Cum igitur hoc viro velut angelo Raphaele duce venissemus primum in Zeelandiam decimo Iunii, mox eadem Dei providentia et gratia navim Scoticam invenimus, quae eodem pene momento quo illuc venimus solvebat, ita ut haereticis Scotis, qui partim in litore partim in navi de nobis nescio quid suspicabantur, non liceret per temporis angustiam multa de nobis inquirere et cursum nostrum impedire, quod utique fecissent, si caussam nostrae profectionis intellexissent. Itaque duce Christo navim conscendimus, mare ingredimur decimo Iunii vento satis secundo illo quidem die. Altero autem tanta oborta est tempestas, ut pene submergeremur,

Als ich noch in Löwen mit den Vorkehrungen für die Reise beschäftigt war, erhielt ich durch eine besondere Gnade Gottes, der Alles liebevoll anordnet, wider mein und Vieler Erwarten neue Kräfte. Er fügte es auch, daß ein schottischer Priester, Namens Edmund [Hay], Baccalaureus der Theologie, zu mir kam, der sich nicht nur von selbst als Begleiter und Führer für die Reise nach Schottland anbot, sondern auch während unseres ganzen Aufenthaltes daselbst uns mit bewunderungswürdiger, thätiger Liebe unterstützte. Ohne die Hilfe eines solchen Begleiters, der uns wie ein Engel Raphael zur Seite stand, hätten wir uns unseres Auftrages nicht entledigen können. Unter seiner Führung gelangten wir am 10. Juni glücklich nach Seeland. Durch eine gnädige Fügung derselben göttlichen Vorsehung trafen wir dort ein schottisches Schiff, welches fast gerade bei unserer Ankunft im Begriffe stand, die Anker zu lichten. Deßhalb hatten die schottischen Häretiker, die theils am Ufer, theils auf dem Schiffe ich weiß nicht welchen Verdacht gegen uns schöpften, keine Zeit, Erkundigungen über uns einzuziehen und unsere Abfahrt zu verhindern. Denn wäre ihnen der Zweck unserer Reise bekannt geworden, so würden sie dieselbe ohne Zweifel nicht gestattet haben. Unter dem Schutze Christi, unseres Führers, bestiegen wir also das Fahrzeug und schifften uns am 10. Juni ein. An diesem

sed Dominus Iesus sua nos bonitate per R. V. et Societatis preces liberavit ac novem dierum spatio salvos et incolumes in Scotiam perduxit; pridie vero quam navi egrederemur, vehementer de nobis suspicari coeperunt Scoti, qui non pauci aderant haeretici, et curiosius de nobis interrogare M. Edmundum, ut quinam essemus, et qua gratia illuc veniremus intelligerent. At ille cum stomacho quodam: „Quid mihi," inquit, „cum illis, aetatem habent, respondeant pro se," ac ita mansimus incogniti. Cum autem appulissemus in ipso portu, secreto nos duxit M. Edmundus in domum cognatae suae, ubi eadem pene hora commode Dominus Iesus ad nos misit quendam fidelem Reginae Servitorem, M. Stephanum, Scotum, per quem statim Reginae significavimus nostrum adventum, rogantes ubi et quo habitu, peregrinorum an ecclesiastico, ad se venire vellet; sed antequam certum ab ea responsum acciperemus, totum illic mensem ac plus eo expectandum fuit. Quae quidem dilatio etsi ob varia negotia, quibus Regina interpellabatur, acciderit, mihi tamen divina quadam dispensatione contigisse videtur. Nam ego interea dolore pedum, quo multis diebus laborabam, liberatus sum, et tibia altera, quae mihi infortunio quodam vi tempestatis in navi laesa fuit, curata est. Interim tamen omnem dedimus operam tum per litteras ad Reginam datas, tum per nuntios et maxime per M. Edmundum, ut Reginam conveniremus, quam et ipsemet Edmundus accessit et colloquendi facultatem impetravit. Ceterum cum de

Tage hatten wir ziemlich günstigen Wind; am folgenden aber erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß wir beinahe zu Grunde gegangen wären. Doch Dank den Gebeten von Ew. Hochwürden und der ganzen Gesellschaft befreite uns Jesus in seiner Güte aus der Gefahr und führte uns in neun Tagen gesund und wohlbehalten nach Schottland. Am Tage, bevor wir das Schiff verließen, begannen die in nicht geringer Anzahl anwesenden schottischen Häretiker starken Verdacht gegen uns zu hegen und gar neugierig sich bei Mr. Edmund über unsere Personen und den Zweck unserer Reise zu erkundigen. Er jedoch erwiederte ihnen mit scheinbarem Unwillen: „Was gehen mich die an? Sie sind alt genug, sie mögen für sich antworten"; und so blieben wir unerkannt. Nach unserer Landung im Hafen führte uns M. Edmund heimlich in das Haus seiner Verwandten, wo Jesus uns fast zur nämlichen Stunde einen treuen Diener der Königin, M. Stephan, einen Schotten, zuschickte, der uns gerade gelegen kam. Sofort ließen wir durch ihn der Königin unsere Ankunft melden und bei ihr anfragen, wo und in welchem Anzuge, ob in dem von Fremden oder in dem von Priestern, wir zu ihr kommen sollten. Über einen ganzen Monat mußten wir auf eine bestimmte Antwort warten. Obschon dieser Verzug in den zahlreichen Geschäften der Königin seinen nächsten Grund hatte, so scheint er mir doch eine Fügung der göttlichen Vorsehung zu sein. Denn ich ward inzwischen von Fußschmerzen, woran ich seit vielen Tagen litt, befreit, und das eine Schienbein, welches durch einen Unfall infolge der Gewalt des Sturmes auf dem Schiffe verletzt war, wurde geheilt. Unterdessen bemühten wir uns jedoch auf alle Weise, sowohl durch Briefe an die Königin, als durch Boten und besonders durch M. Edmunds Vermittlung eine Audienz bei derselben zu erlangen; Letzterer begab sich auch selbst zu ihr und erhielt die Erlaubniß zu der Unterredung.

modo colloquendi inter se agerent (non enim expedire videbatur, ut publice coram eius consiliariis literae Pontificis legerentur et ea quae in mandatis habebam proponerentur eo quod omnes sint haeretici, et Sedis Apostolicae hostes capitales) visum est Reginae, ut secreto mecum ageret. Quamobrem etiam iussit M. Edmundo et M. Stephano, ut me ad se clam adducerent Edinburgum, Regni Metropolim; eo enim intra paucos dies erat ventura. Interea fama per totum Regnum spargitur advenisse Nuntium summi Pontificis, qua fama haeretici, ac tota ipsorum congregatio adeo perturbata est atque indignata, ut qui ipsorum caput est et primarius in civitate Regia concionator, nomine Joannes Knox, Scotus natione, in singulis pene concionibus suis in Pontificem tamquam Antichristum, inque eius Nuntium, quem nunc diabolicum nunc ipsius Baal ac Beelzebub Nuntium appellabat, mirum in modum debaccharetur ac universum populum una cum Regni proceribus, qui semper eius concionibus magno numero ac pompa intersunt, concitare niteretur adversum nos, quin et adversus ipsam Reginam, quod tales in suum Regnum admitteret et audiret, qui purum evangelium, quod illis tandem illuxisset, corrumpere niterentur. Unde factum est ut multi nobis graviter minarentur, nec liceret iam nobis tuto prodire in publicum. Quamobrem nos duxit M. Edmundus in domum parentum suorum, a quibus humanissime excepti duobus fere mensibus apud illos latuimus. Qui etiam, cum ad Reginam iremus, propter pericula et in-

In Bezug auf die Art und Weise, in der dieselbe stattfinden sollte, hielt es die Königin für das Beste, im Geheimen mit mir zu verhandeln (denn es schien nicht räthlich, daß das Schreiben des Papstes öffentlich in Gegenwart ihrer Räthe vorgelesen und meine Aufträge in deren Beisein vorgelegt würden, weil sie alle Häretiker und Todfeinde des apostolischen Stuhles sind). Deßhalb gab sie dem M. Edmund und dem M. Stephan die Weisung, mich heimlich nach Edinburg, der Hauptstadt des Reiches, zu ihr zu führen; denn dorthin wollte sie in wenigen Tagen kommen. Inzwischen verbreitete sich durch das ganze Reich das Gerücht, es sei ein Nuntius des Papstes eingetroffen. Dadurch geriethen die Häretiker und ihre ganze „Congregation" in eine solche Aufregung und Entrüstung, daß ihr Haupt und angesehenster Prediger in der königlichen Hauptstadt, Namens John Knox, ein Schotte, fast in jeder seiner Predigten gegen den Papst als den Antichrist und gegen seinen Nuntius, den er bald einen vom Teufel, dann wieder einen von Baal und Beelzebub selbst geschickten Sendling nannte, außerordentlich lärmte und tobte. Auch bemühte er sich, das ganze Volk, sowie die Großen des Reiches, die immer in großer Zahl und mit vielem Gepränge seinen Predigten beiwohnen, gegen uns, ja selbst gegen die Königin aufzuhetzen, weil sie Leute in ihr Reich aufnehme und anhöre, die das reine Evangelium, welches ihnen endlich leuchte, zu entstellen suchten. Die Folge davon war, daß Viele schwere Drohungen gegen uns äußerten und wir nicht mehr mit Sicherheit öffentlich ausgehen konnten. Deßhalb führte uns M. Edmund in das Haus seiner Eltern, wo wir auf das Freundlichste aufgenommen wurden. Während fast zweier Monate hielten wir uns bei ihnen verborgen. Sie gaben uns auch, als wir zur Königin gingen, wegen der Gefahren und Nachstellungen, die sie für uns fürchteten, drei berittene Begleiter mit, welche uns wohlbehalten nach Edinburg zu ihr bringen

sidias quas nobis metuebant tres adiunxerunt nobis equites, qui nos per viam salvos Edinburgum ad Reginam ducerent. Cum igitur venissemus Edinburgum, dimissis equitibus, per campos et moenia civitatis duce M. Stephano non sine periculo in domum Eleemosynarii Reginae venimus, qui licet paulo ante non parum ob metum haereticorum detrectaret nos hospitio excipere, tamen in gratiam Reginae ac Summi Pontificis tandem nos excepit et mox Reginae nos adesse significavit. Quae ut omnia secreto ageret, iussit nos altero die, videlicet 24. Iulii, ipso profesto divi Iacobi, ad aulam suam adduci per dictum Eleemosynarium in cubiculum quoddam secretum, idque eo tempore quo eius aulici concioni praedicti haeretici intererant, ne quis nostri colloquii conscius esset. Ac ego quidem solus primum ad Reginam admissus sum; quam cum reverenter nomine Pontificis salutassem et caussam, propter quam illuc missus essem, paucis proposuissem, eique literas Suae Sanctitatis tradidissem, respondit se quidem ea, quae latino sermone proposueram, intellexisse, sed non ita commode posse ad omnia respondere latine. Quo audito rogavi, num ei placeret, ut intromitterentur ad colloquium M. Ioannes Rinatus, confrater meus, Francus, et M. Edmundus, Scotus, qui ante fores parati expectabant, per quos ut fideles interpretes, quicquid vellet, commode posset proponere. Ubi annuit, mox illi sunt ingressi, et statim Regina se convertit ad M. Edmundum ut suum Scotum, quem antea noverat, et scotice respondere coepit.

sollten. Bei der Stadt angekommen, entließen wir die Reiter und gelangten unter der Führung des M. Stephan querfeldein bis an die Mauern derselben. Nicht ohne Gefahr gelang es uns, hinüberzukommen und das Haus des Almoseniers der Königin [1] zu erreichen. Obgleich dieser sich kurz vorher aus Furcht vor den Häretikern ganz entschieden geweigert hatte, uns zu empfangen, so nahm er uns doch endlich aus Rücksicht gegen die Königin und den Papst auf und meldete jener sofort unsere Anwesenheit. Dieselbe ließ uns, um Alles im Geheimen abzumachen, am folgenden Tage, dem 24. Juli, der Vigil des hl. Jakobus, durch den besagten Almosenier in ein geheimes Gemach ihres Schlosses führen, und zwar zur Zeit, wo ihre Hofleute der Predigt des genannten Häretikers beiwohnten, damit Niemand von unserer Unterredung Kenntniß erhielte. Zuerst wurde ich allein zur Königin zugelassen. Ich begrüßte sie ehrfurchtsvoll im Namen des Papstes, gab kurz die Ursache meiner Sendung an und überreichte ihr dann das Schreiben Sr. Heiligkeit. Sie antwortete, zwar habe sie das in lateinischer Sprache Mitgetheilte verstanden, könne aber nicht so fertig auf Alles lateinisch antworten. Ich fragte sie dann, ob es ihr genehm sei, daß M. Johannes Rinatus, mein Mitbruder, ein Franzose, und M. Edmund, ein Schotte, die vor der Thüre warteten, zur Unterredung zugelassen würden; durch Vermittlung dieser zuverlässigen Dolmetscher könne sie ohne Schwierigkeit Alles, was sie wolle, mittheilen. Auf ihre bejahende Antwort traten jene sofort ein. Sogleich wandte sich die Königin an „ihren Schotten", M. Edmund, den sie bereits früher kennen gelernt hatte, und begann in schottischer Sprache zu antworten. Der Inhalt ihrer Erwiederung ist der Hauptsache nach dieser: Zunächst entschuldigte sie sich,

[1] René Benoist, Doctor der Sorbonne, welchen die Königin aus Frankreich mit sich gebracht hatte.

Summa autem responsi haec est. Primum se excusavit, quod non alio modo maioreve honore Nuntium Pontificis exciperet ob perturbatissimum Regni statum. Deinde cum literas seu Breve Apostolicum legisset, respondit se optare, ut Summus Pontifex magis spectet promptam eius voluntatem, quam ea quae ab ipsa facta sint, ex quo in Regnum rediit. Suam etiam Sanctitatem cupit intelligere quam perturbatum suum Regnum invenerit. In quo ut conservet scintillam fidei et semina catholica, seipsam nimirum et eos, qui orthodoxae Religioni etiam nunc adhaerent, se multa coactam et invitam ferre, quae alioqui nollet.

Quod vero ad Mariam Angliae Reginam in Christo defunctam attinet, cuius exemplo eam suis literis Summus Pontifex hortabatur ad defensionem fidei, respondit, longe diversam esse rationem tam in ipsa Regina quam in ipso Regno eiusque proceribus. De Concilio autem Tridentino, ut eo curet quosdam e suis transmitti, respondit, se cum Episcopis acturam, qua ratione id fieri possit, quamquam in hoc rerum statu parum felicem speraret successum. De se demum affirmavit, malle se mox obire mortem quam fidem catholicam deserere; et haec prima eius responsio ad principale negotium a nobis propositum ac Breve Apostolicum. Cum autem viderem eam premi temporis angustia et ob illorum qui concioni intererant reditum, non tunc licebat quicquam aliud de Religione proponere. Quamobrem velut consilium ab ea petens, proposui de literis Summi Pontificis ad Episcopos datis, qua ra-

daß sie wegen der äußerst unruhigen Zustände des Reiches nicht in anderer Weise oder mit größeren Ehrenbezeugungen den Nuntius des Papstes empfange. Als sie dann das apostolische Schreiben oder Breve gelesen hatte, antwortete sie, es sei ihr Wunsch, der Papst möge mehr auf ihre Bereitwilligkeit sehen als auf das, was von ihr thatsächlich seit der Rückkehr in das Reich geschehen sei; es liege ihr daran, daß auch Se. Heiligkeit erkenne, in welcher Gährung sie ihr Reich angetroffen habe. Um in demselben einen Funken und Samen des katholischen Glaubens, nämlich sich selbst und die auch jetzt noch der orthodoxen Religion treugebliebenen Anhänger, zu erhalten, dulde sie Vieles gezwungen und gegen ihren eigenen Willen.

Was aber Maria, die in Christo verstorbene Königin von England, angeht, durch deren Beispiel der Papst sie in seinem Schreiben zur Vertheidigung des Glaubens ermahnte, so erwiederte sie, sowohl die Königin selbst als das Reich und die Großen desselben hätten sich in ganz anderen Verhältnissen befunden. Bezüglich des Concils von Trient — sie sollte nämlich dafür sorgen, daß Einige aus ihrem Reiche dorthin geschickt würden — lautete ihre Antwort, sie werde mit den Bischöfen darüber verhandeln, auf welche Weise das geschehen könne, obgleich sie bei der gegenwärtigen Sachlage wenig Hoffnung auf glücklichen Erfolg habe[1]. Endlich versicherte sie in Betreff ihrer selbst, daß sie lieber gleich sterben, als den katholischen Glauben verlassen wolle. Das war ihre erste Antwort bezüglich der wichtigsten von uns ihr vorgelegten Angelegenheit und des apostolischen Breve's. Da ich jedoch bemerkte, daß sie wegen Mangel an Zeit und der Rückkehr ihrer Hofleute, die der Predigt beiwohnten, Eile habe, konnte ich damals

[1] Die Königin schrieb am 31. Jan. 1563 an Pius IV., daß die Zeitumstände es ihr nicht ermöglichten, Prälaten auf das Concil zu schicken. Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de Maria Stuart, I. 177.

tione illis commode reddi possent, an videlicet quosdam ad se vocare vellet, an potius ut ego ipse singulos adirem. Respondit fieri non posse, ut illis per me literae redderentur. Mox adiecit, id sine tumultu fieri non posse. Metuebat enim ab haereticis tumultum excitatum iri, si Pontificis literae redderentur Episcopis. Tum ego: „Mihi tamen commissum est, ut eis literas traderem.“ Iterum respondit, id fieri non posse, „nisi forte uni, inquit, reddantur“. Is erat Episcopus Rossensis, praeses Concilii sive Parlamenti, qui tum aderat in Civitate. Ad quem et ipsa Regina eodem die suum misit secretarium, ut me ad colloquium admitteret. Ceterum quid ille responderit, postea dicetur commodius. Aliud igitur proposui Reginae, si bonum illi videretur, me velle alloqui fratrem suum, D. Jacobum, comitem de Mar (is enim, licet nothus sit, totum paene Regnum gubernat) eique caussam meae legationis velle proponere, ne quid sinistri de me suspicaretur, quasi quicquam vel adversus ipsum vel alios Regni proceres molirer. Respondit, se illi propondituram, an me velit ad colloquium admittere; sed nihil postmodum ea de re audivi. Et sane (prout postea comperi) non expediebat me in eius conspectum venire; adeo sunt amaro et obstinato animo adversus Pontificem. Posthac petii velut salvum conductum seu securitatem tantisper dum in illo Regno agerem. Respondit, neminem (ut putabat) publice mihi quicquam mali illaturum.

nichts Anderes mehr in Bezug auf die Religion zur Sprache bringen. Deßhalb ging ich zu den Briefen des Papstes an die Bischöfe über, unter der Form einer Anfrage, wie dieselben ihnen füglich übergeben werden könnten, ob sie nämlich einige zu sich berufen wolle oder vielmehr wünsche, daß ich selbst zu den Einzelnen hingehe. Sie erwiederte, von mir könnten ihnen die Briefe nicht zugestellt werden, und fügte sodann hinzu, das könne ohne Tumult nicht geschehen. Einen solchen befürchtete sie nämlich von Seiten der Häretiker, wenn die päpstlichen Schreiben den Bischöfen übergeben würden. „Es ist mir aber doch aufgetragen,“ fuhr ich fort, „ihnen die Briefe einzuhändigen.“ Das könne nicht geschehen, erwiederte sie; „dieselben müßten denn etwa nur Einem zugestellt werden“. Sie meinte damit den Bischof von Roß, der Präsident des Parlaments und gerade in der Stadt anwesend war [1]. Zu ihm schickte denn auch die Königin selbst an dem nämlichen Tage ihren Secretär, damit er mich zur Unterredung zulasse. Was er geantwortet, werde ich füglicher später berichten. Ich legte ihr nun die weitere Frage vor, ob sie es für rathsam erachte, daß ich ihren Bruder Jakob, den Grafen von Mar (der, obwohl einer unehelichen Verbindung entsprossen, fast die ganze Regierung in Händen hat), um eine Unterredung angehen und ihm die Ursache meiner Sendung auseinandersetzen solle, damit er nicht etwa Verdacht gegen mich schöpfe, als ob ich gegen ihn selbst oder die anderen Großen des Reiches Etwas im Schilde führe. Sie erwiederte, sie werde ihn fragen, ob er mich zu einer Unterredung zulassen wolle; aber ich habe nachher nichts mehr darüber gehört. In der That war auch, wie ich später erfuhr, eine Zusammenkunft mit ihm nicht rathsam; eine so hartnäckige Erbitterung herrscht hier gegen den Papst. Dann ersuchte ich sie um eine Art Geleitsbrief

[1] Heinrich Sinclair war Bischof von Roß 1560—1565.

Si quid clam et privatim ab improbis fiat, sese ne per justitiam quidem id impedire posse. Deinde addidit: „Si id agerem, magis vos proderem, ac maius periculum vobis ut jam cognitis immineret. Nunc vero velut incogniti tutius potestis latere. Proinde ne exeatis, inquit, in publicum, sed continete vos in secreto quodam cubiculo." Postremo dixi, me voluisse quidem cum illa agere, si ratio temporis pateretur, de modo iuvandi suum populum, qui tam misere nunc seducitur. Et quia tempus non erat prolixius agendi (quod oportebat nos dimissos esse antequam aulici, eius scilicet frater cum suis, e concione redirent), breviter dixi, facillimum ac convenientissimum inter cetera modum esse illum, quem sequeretur ipse imperator ac plurimi principes tum saeculares tum ecclesiastici, inter quos est Reverendissimus Cardinalis Lotharingiae, eius avunculus: nimirum ut collegium aliquod institueretur, in quo ad manum haberet pios et doctos viros, qui et populum et ipsam juventutem, Reipublicae seminarium, catholice ac pie instituerent. Respondit uno verbo, id fieri posse suo tempore, nunc vero pro hoc rerum statu non posse. His ita peractis, nos dimisit. Paulo post eodem die misit ad me suum Secretarium, rogans quaenam illa sint, quae praeterea vellem ipsi proponere. Respondi duo esse praecipue, quae tum quidem verbo indicavi Secretario. Postea vero literis ipsi Reginae latius explicavi. Alterum est, me quidem cogitasse, antequam in Scotiam venissem, ut illam variis rationibus, exemplis et scriptu-

für die Zeit meines Aufenthaltes in ihrem Reiche. Sie antwortete, Niemand würde mir (wie sie glaubte) öffentlich etwas Übles zufügen. Gegen geheime Nachstellungen von ruchlosen Menschen aber könne sie mich nicht einmal auf dem Wege der Justiz sicherstellen. Dann fuhr sie fort: „Wenn ich das thäte, würde ich Sie vielmehr verrathen; Sie würden erkannt werden und so in einer größeren Gefahr schweben. Jetzt hingegen können Sie im Incognito mit mehr Sicherheit verborgen bleiben. Gehen Sie deßhalb," sagte sie, „nicht öffentlich aus, sondern halten Sie sich an irgend einem geheimen Wohnorte auf." Zuletzt sagte ich noch, ich hätte mich, wofern die Zeit es erlaubte, noch mit ihr darüber besprechen wollen, wie ihrem jetzt so jammervoll irregeleiteten Volke zu helfen sei. Da wir zu einer ausführlicheren Verhandlung keine Zeit mehr hatten (denn wir mußten uns vor der Rückkehr der Hofleute, nämlich ihres Bruders und seines Anhanges, entfernen), sagte ich kurz, das leichteste und passendste Mittel sei dasjenige, welches der Kaiser selbst und sehr viele weltliche und geistliche Fürsten, unter ihnen auch der hochwürdigste Cardinal von Lothringen, ihr Oheim, gewählt: es solle nämlich ein Collegium gegründet werden, worin sie fromme und gelehrte Männer bereit hielte, die sowohl dem Volke als auch vorzüglich der Jugend, der Pflanzschule des Staates, einen religiösen Unterricht auf katholischer Grundlage ertheilen könnten. Sie erwiederte mit einem Worte, das könne seiner Zeit geschehen, bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge sei es nicht möglich. Hiermit entließ sie uns. Am nämlichen Tage noch schickte sie ihren Secretär zu mir und ließ fragen, was ich ihr außerdem noch habe vorlegen wollen. Ich antwortete, es sei vor Allem ein Zweifaches, was ich dann nur ganz kurz dem Secretär bezeichnete. Später aber setzte ich es der Königin selbst in einem Briefe weiter auseinander. Das Eine ist dieses: ich hätte zwar vor meiner

rarum testimoniis in vera et orthodoxa Religione confirmarem. Ceterum posteaquam veni in Scotiam, tam multa me a viris fide dignis audivisse de eius in fide constantia et singulari pietate, ut supervacaneum iudicarem, si id agere vellem. Quin potius me rogare illam, ut serio cogitet, quam multa bona (quae scripto explicavi) ex hac eius in fide constantia sequerentur, et gauderet de tam singulari gratiae dono sibi a Deo collato ac in eo perseveraret. Alterum vero dixi hoc esse, quod voluissem latius illi explicare piam Pii Pontificis mentem, voluntatem et singularem eius amorem, quo afficitur tum erga ipsius Reginae majestatem, tum erga totum Scotiae Regnum, cuius pacem, tranquillitatem et salutem singulariter amat ac promovere studet, quemadmodum et omnium Christianorum et totius Ecclesiae Catholicae, cuius fidem, unitatem, pacem ac salutem summa cura ac diligentia ut verus Ecclesiae Pastor ac supremus Christi in Terris Vicarius, conservare ac promovere studet. Postea iterum ad me misit Regina suum Secretarium, postulans sibi tradi literas Pontificis ad Episcopos datas, se vero curaturam, ut Episcopis suo tempore redderentur; quas ei tradidi ea lege, ut in suis ad Pontificem literis significaret, se illas in suam fidem recepisse, ac per me Episcopis reddi non potuisse. Quod libenter fecit. Nam mihi ipsas literas apertas legendas tradidit, et cum lectae essent a M. Edmundo et M. Ioanne, confratre meo, subsignatas

Ankunft in Schottland den Gedanken gehabt, sie durch verschiedene Gründe, Beispiele und Zeugnisse der Schrift in der wahren und orthodoxen Religion zu bestärken. Nach derselben hätte ich jedoch von glaubwürdigen Männern so Vieles über ihre Standhaftigkeit im Glauben und ihre ausgezeichnete Frömmigkeit vernommen, daß ich es für überflüssig erachtete. Ich bäte sie vielmehr, sie möge ernstlich erwägen, wie viel Gutes (ich habe das schriftlich näher angegeben) durch diese ihre Standhaftigkeit im Glauben bewirkt werde, und sich freuen über ein so ausgezeichnetes, ihr von Gott verliehenes Gnadengeschenk und in demselben ausharren. Das Zweite, sagte ich, sei dieses: ich hätte ihr ausführlichere Mittheilungen machen wollen über die liebreiche Gesinnung des Papstes Pius und die besondere Gewogenheit, womit er sowohl ihrer königlichen Majestät als auch dem ganzen Königreich Schottland zugethan sei; nichts liege ihm mehr am Herzen als der Friede, die Ruhe und das Wohl des schottischen Volkes, sowie das aller Christen und der ganzen katholischen Kirche, deren Glauben, Einheit, Frieden und Heil er mit dem größten Eifer und Interesse als wahrer Hirt derselben und höchster Stellvertreter Christi auf Erden zu erhalten und zu befördern bemüht sei. Nachher schickte die Königin wiederum ihren Secretär zu mir und verlangte, ich möge ihr die an die Bischöfe gerichteten Schreiben des Papstes übergeben, sie würde sie zur rechten Zeit den Bischöfen übermitteln. Ich willfahrte ihrem Wunsche unter der Bedingung, daß sie in ihrem Schreiben an den Papst zu erkennen gebe, sie habe die Besorgung derselben auf sich genommen, weil ich selbst sie den Bischöfen nicht habe zustellen können. Das that sie mit Freuden. Denn sie übergab mir den Brief selbst geöffnet zur Durchsicht [1]; und nachdem ihn auch M. Edmund und M. Johannes, mein Mitbruder, gelesen, unter-

[1] Dieß geschah offenbar in einer anderen Audienz bei der Königin.

clausit. Et haec fere summa est eorum, Reverende Pater, quae cum Regina sunt acta. Nunc quid cum Episcopis et quibusdam illius Regni proceribus sit actum, paucis dicam.

Cum igitur ad Episcopum Rossensem (ut ante dicere coepi) misisset Regina suum Secretarium, ut mecum ageret, respondit Episcopus, seipsum ad Reginam venturum et cum ipsa ea de re acturum. Ad quam cum mox a prandio eiusdem diei venisset, dixit se nullo modo audere mecum agere. „Si enim ad me (inquit) veniret Nuntius Pontificis quocumque loco, quocumque tempore, quocumque demum habitu, et ego cum eo agerem, certus sum quod intra 24 horas domus mea devastaretur, et ego me ac mea omnia maximo periculo exponerem.“ Quod cum mihi ab Eleemosynario Reginae significaretur, conatus sum literis illi explicare ea, quorum gratia ad illum missus essem, rogans ut vel mihi vel potius Summo Pontifici responderet. At cum nihil responderet, denuo ad illum scripsi literas, quas per priorem Carthusiae, virum doctum et pium, qui saeculari veste indutus illic sollicitat apud Reginam, ut bona sui monasterii ab haereticis direpta aliqua saltem ex parte restituantur — per hunc, inquam, priorem denuo literas misi ad Episcopum; cui cum literae redderentur, respondit: „Non gratam mihi (inquit) rem facis.“ Cum autem prior instaret, ut literis meis responderet, vel potius ad Pontificem scriberet, respondit: „Quid faciam? Non audeo respondere. Quis adferet literas? Quid, si inciderent in manus haereticorum? Nec poterit (in-

zeichnete sie ihn und machte ihn zu. Das wäre nun, hochwürdiger Pater, die Hauptsache von meinen Verhandlungen mit der Königin; jetzt noch kurz etwas über die mit den Bischöfen und einigen Großen jenes Reiches.

Die Königin hatte (wie ich früher angedeutet) ihren Secretär zum Bischof von Roß geschickt, damit derselbe mit mir in Verhandlung trete. Er antwortete, er selbst werde zur Königin kommen und mit ihr über diese Angelegenheit reden. — An dem nämlichen Tage nun, kurz nach dem Mittagessen, begab er sich zu ihr und sprach sich dahin aus, er wage durchaus nicht, sich mit mir in Verhandlungen einzulassen. „Denn,“ sagte er, „wo, wann und in welchem Anzuge auch immer der päpstliche Nuntius zu mir käme und ich mit ihm verhandelte, so würde mein Haus ohne Zweifel innerhalb 24 Stunden zerstört werden und ich mich und all das Meine der größten Gefahr aussetzen.“ Nachdem mir dieses von dem Almosenier der Königin mitgetheilt worden, suchte ich ihm brieflich die Angelegenheiten auseinanderzusetzen, wegen welcher ich zu ihm geschickt sei, und bat ihn, er möge entweder mir oder lieber dem Papste selbst antworten. Als keine Erwiederung erfolgte, schrieb ich ihm von Neuem. Durch einen Karthäuser-Prior, einen gelehrten und frommen Mann, der in Weltkleidern sich dort aufhält und bei der Königin um eine wenigstens theilweise Wiedererstattung der von den Häretikern geraubten Güter seines Klosters nachsucht, schickte ich diesen zweiten Brief an den Bischof. Als ihm derselbe übergeben wurde, sagte er: „Was Sie da thun, ist mir nicht angenehm.“ Der Prior jedoch drang in ihn, er möge meinen Brief beantworten oder lieber an den Papst schreiben. Da erwiederte er: „Was soll ich thun? Ich wage nicht, zu antworten. Wer wird den Brief überbringen? Was würde geschehen, wenn er den Häretikern in die Hände fiele? Und der Nuntius wird nicht entkommen können,

quit) evadere Nuntius, quin literae inspiciantur.“ Proinde rogabat priorem, ut ipsum apud me excusaret; propter administrationem iustitiae et alia nescio quae negotia impediri ipsum, quominus posset scribere. Hoc de illo. Erat tunc temporis in eadem civitate Episcopus Dumblanensis, cuius cognatus, nomine Guilielmus Shiswinus, iam coadjutor institutus se Romae voluit Societati adiungere. Ad hunc Episcopum non accessi eo tempore, quo conatus sum adire Rossensem; sed post octo dies, cum se inde in suam Civitatem et Episcopatum recepisset, in quo videbar mihi tuto posse cum illo agere, rogavi quemdam eius cognatum ut me ad illum duceret (aberat enim itinere unius fere diei). Quo cum venissem mutato plane habitu ac velut famuli ipsius officium agens, ita ut a nemine tamquam Nuntius possem agnosci, non tamen ausus est me ad colloquium admittere, eadem de caussa, qua recusavit Rossensis Episcopus. Ex his duobus Episcopis, de quibus prae ceteris fere aliquid sperare licebat, coepi colligere quid de ceteris futurum esset, si eos adire voluissem. Licet enim Regina (ut ante dixi) indicasset, illis literas seu Brevia Apostolica per me reddi non posse, in qua sententia etiam alii catholici et boni viri fuerunt, tentassem tamen vel secreto illos adire et de negotio mihi commisso coram communicare. Sed cum hoc non liceret, conatus sum per literas significare

ohne daß der Brief gelesen wird.“ Er bat deßhalb den Prior, ihn bei mir zu entschuldigen, daß er durch die Verwaltung der Justiz und andere, ich weiß nicht welche, Geschäfte verhindert sei, zu schreiben. Doch genug hiervon. In Edinburg war damals auch der Bischof von Dunblane[1] anwesend, dessen Verwandter, Namens Wilhelm Shiswinus[2], obgleich er schon als Coadjutor angestellt war, zu Rom in die Gesellschaft eintreten wollte. Zu diesem Bischof ging ich nicht, so lange ich mich bemühte, zu dem von Roß Zutritt zu erlangen; aber acht Tage später, als er sich von Edinburg in seine Bischofsstadt zurückbegeben hatte, wo ich ohne Gefahr mit ihm verhandeln zu können glaubte, bat ich einen Verwandten desselben, mich zu ihm zu führen (er war nämlich ungefähr eine Tagereise weit entfernt). Obgleich ich ganz incognito dahin gekommen war und mich stellte, als ob ich sein Bedienter wäre, so daß ich von Keinem als Nuntius erkannt werden konnte, wagte er dennoch nicht, mich zu einer Unterredung zuzulassen, und zwar aus demselben Grunde, aus dem der Bischof von Roß es verweigerte. Aus dem Verhalten dieser beiden Bischöfe, von denen ich wohl eher als von den übrigen etwas hoffen konnte, schloß ich, wie geringe Aussicht ich habe, bei den andern Zutritt zu erhalten. Denn wiewohl die Königin (wie ich vorhin bemerkte) versichert hatte, daß ihnen die apostolischen Schreiben oder Breves von mir nicht übergeben werden könnten — eine Ansicht, die von vielen andern katholischen und trefflichen Männern getheilt wurde —, so würde ich dennoch den Versuch gemacht haben, mich heimlich zu ihnen zu begeben und über den mir gegebenen Auftrag mündlich mit ihnen zu verhandeln. Da dieses aber nicht möglich war, suchte ich ihnen brief-

[1] Wilhelm Shisholm, † 1564.

[2] Von Andern wird er Wilhelm Shisholm, wie sein Oheim, genannt. Seit 1564 Bischof von Dunblane, ward er wegen seiner katholischen Gesinnung verbannt und 1569 auf den Stuhl von Vaison in Frankreich transferirt. † 1593.

ea, quorum gratia illuc missus essem. Itaque scripsi ad reliquos Episcopos (non omnes tamen, duo enim sunt haeretici, et duae Sedes vacant, nempe Candidae Casae et Brechienensis; sunt tamen illic nominati). E quibus duo mihi responderunt, videlicet Archiepiscopus S. Andreae literis quidem ad me datis, et Episcopus Dunkeldensis literis etiam ad Pontificem datis; quas cum his mitto ad P. V. Dunkeldensis autem etiam ausus est solus prae ceteris me ad colloquium admittere; sed ea lege et conditione, ut me fingerem famulum cuiusdam trapezitae, qui ab illo debitam pecuniam exigeret, ne vel ab eius familia agnoscerer, licet agat nunc in insula quadam ab hominibus satis seiuncta. Qui etiam me prandio excepit, sed ita ut toto prandio nihil nisi de pecunia tractaretur. Sic enim inter nos convenerat. Ex his facile intelligit R. V., quid cum illis bonis viris de negotio Religionis agi potuerit. Et haec quidem de Episcopis.

Quod ad proceres seu consiliarios attinet, sciet R. V., nullum Reginae

lich den Zweck meiner Sendung auseinanderzusetzen. Ich schrieb daher an die übrigen Bischöfe (mit Ausnahme von zweien, die Häretiker sind [1]. Zwei Bischofsstühle sind zudem vacant, nämlich der von Galloway und der von Brechin; doch sind die Bischöfe schon ernannt). Nur zwei von ihnen antworteten mir, nämlich der Erzbischof von St. Andrews [2] und der Bischof von Dunkeld [3]. Letzterer sandte mir auch ein Schreiben an den Papst, welches ich mit diesem Briefe Ew. Hochwürden überschicke. Der Bischof von Dunkeld wagte es jedoch auch — er allein von allen — mich zu einer Unterredung zuzulassen, aber nur unter der Bedingung, daß ich als Diener eines Wechslers aufträte, der die Bezahlung einer Schuldforderung von ihm verlange; ich sollte selbst nicht von Hausangehörigen erkannt werden, obgleich er sich gegenwärtig auf einer vom Verkehre ziemlich abgeschlossenen Insel aufhält. Er lud mich auch zum Mittagessen ein, aber während der ganzen Mahlzeit wurde nur von Geld gesprochen. So waren wir übereingekommen. Aus dem Gesagten werden Ew. Hochwürden leicht erkennen, was für Verhandlungen mit diesen guten Leuten in Betreff der Religion stattfinden konnten. So viel über die Bischöfe.

Was die Großen des Reiches oder Räthe anbelangt, so werden Ew. Hoch-

[1] Es fielen ab: Robert Stewart, Bischof von Caithneß, der jedoch nach Keith (An historical of the Scotish Bishops down to the year 1688. Ed. M. Russel. Edinburgh 1824. p. 215) nur Administrator war und nie zum Priester geweiht wurde; Alexander Gordon, Bischof der „Inseln", der freilich zum Bischof von Galloway ernannt, doch wahrscheinlich als solcher nie von Rom anerkannt wurde, da P. Goudanus den Stuhl von Galloway vakant nennt; James Hamilton, seit 1558 Bischof von Argyll, vielleicht aber nie zum Bischof consecrirt; später noch Adam Bothwell, seit dem 8. October 1562 Bischof von Orkney. P. Goudanus meint an obiger Stelle wahrscheinlich Gordon und Hamilton.

[2] Johannes Hamilton, 1570 ermordet.

[3] Robert Crichton. Nach Gams (Series episcoporum Eccl. cath.) wäre er freilich bereits den 22. December 1561 gestorben. Doch das ist ein Versehen. Keith, auf den sich P. Gams beruft, sagt nur: He was now 1550 promoted to this See and continued bishop here till he was outed by the new Reformers. He was bishop here 22. Dec. 1561, d. i. dieß Datum steht durch ein Document fest.

adesse consiliarium catholicum. Omnia enim fere per haereticos in aula Reginae et totius Regni gubernatione tractantur, quamquam sint multi Nobiles et Comites catholici, sed hi ab aula et publica administratione abstinent propter haereticorum vim et tyrannidem. Cum autem inquirerem, quibus potissimum Brevia Apostolica reddi possent, tres mihi praecipue sunt commendati; quibus per fidelem nuntium (non enim mihi ipsi eos adire licebat) illa transmisi, una cum literis meis, quibus mentem et benevolentiam Summi Pontificis erga ipsos et totum Scotiae Regnum explicavi, a quibus etiam expecto responsum per M. Edmundum mihi transmittendum.

Hactenus quid cum Regina, Episcopis et nonnullis comitibus actum sit, diximus. Nunc de eorumdem ac totius Regni statu, praesertim quod ad Religionem attinet, nonnihil dicemus.

Est profecto misera ac miseranda rerum facies illis, si religionem spectemus. Nam omnia pene monasteria eversa sunt, quaedam etiam funditus deleta, templa et altaria diruta, omnia sacra profanata, Christi et Sanctorum imagines confractae et reiectae. Nullum toto Regno celebratur officium ecclesiasticum, nullum Missae sacrificium offertur publice praeterquam in solius Reginae Sacello. Nulla etiam sacramenta publice administrantur more Catholico. Nec parvulos quidem baptizare licet nisi haereticorum more idque praescripto ab eis tempore, die videlicet Dominico, ita ut multi parvuli sine baptismo moriantur. Illi, quos vocant ministros, partim sunt Monachi apostatae, partim laici et plebeii, prorsus indocti et abiectae conditionis homines, sutores, calciarii, pel-

würden wissen, daß der Königin kein katholischer Rath zur Seite steht. Denn fast alle Hof- und Staatsämter sind von Häretikern besetzt, obgleich es noch viele katholische Adelige und Grafen gibt. Aber diese halten sich der Gewaltthätigkeit und der Tyrannei der Häretiker wegen vom Hofe und den Staatsämtern fern. Als ich nachforschte, welchen wohl am ersten die apostolischen Breves übergeben werden könnten, wurden mir vorzüglich drei empfohlen. Da ich persönlich nicht zu ihnen kommen konnte, so übersandte ich ihnen die genannten Breves durch einen zuverlässigen Boten. Zugleich schickte ich ihnen ein Begleitschreiben, worin ich die wohlwollende Gesinnung des Papstes gegen sie selbst und das ganze Königreich Schottland hervorhob. Ich erwarte auch Antwort von ihnen durch Vermittlung des M. Edmund.

Nachdem ich nun in Vorstehendem über die Verhandlungen mit der Königin, den Bischöfen und einigen Grafen Bericht erstattet, will ich jetzt noch Einiges über die Lage derselben und die des ganzen Reiches, namentlich in religiöser Beziehung, beifügen.

Von diesem Gesichtspunkte aus bietet sich uns in der That ein klägliches und bejammernswerthes Schauspiel dar. Es sind fast alle Klöster, zum Theile von Grund aus, zerstört, die Tempel und Altäre zertrümmert, alles Heilige entweiht, die Bilder Christi und der Heiligen zerbrochen und weggeworfen. Kein kirchliches Officium wird im ganzen Reiche abgehalten, kein Meßopfer öffentlich dargebracht, außer in der Kapelle der Königin. Auch werden keine Sacramente öffentlich nach katholischem Brauch gespendet. Selbst die kleinen Kinder dürfen nur nach den Gebräuchen der Häretiker und zwar zu der von ihnen vorgeschriebenen Zeit, nämlich am Sonntag, getauft werden, so daß viele derselben ohne Taufe sterben. Ihre sogenannten „Ministri“ sind theils abgefallene Mönche, theils Laien, ganz ungebildete Menschen niedrigen Standes:

liones et id genus alii, qui singulis suis concionibus horribili temeritate debacchantur in Summum Pontificem, in Sacrosanctum Missae sacrificium, Sanctorum invocationem, cultum imaginum, ac missam idololatriam vocant, et alia id genus impia dogmata, quae hic longum esset recensere, simplici ac rudi populo tradere non cessant. Et tantus est istorum hominum furor et insania, ut non solum Sanctorum imagines abjecerint, sed etiam sanctissimorum Patrum volumina incendio tradiderint, ita ut nec oecumenicis Conciliis nec traditionibus Apostolicis ullus relictus sit locus; sola sacra Scriptura apud ipsos valet, quam suo arbitratu pervertunt, et in sensum alienissimum trahunt contra dogmata Ecclesiae. Illi vero quos superintendentes appellant, visitant quidem diligenter ecclesias, quas vi et tyrannide, exclusis legitimis Pastoribus, occupant, sed ita, ut non solum miserum populum iam seductum in impia doctrina confirment, sed plerosque alios, etiam sacerdotes a vera Religione abducant. Non procul ab eo loco, ubi eram hospitio exceptus, tres sacerdotes uno die orthodoxae Religioni abrenuntiarunt publice, cum illic adessem. Ex his superintendentibus (ut vocant) unus, et quidem primarius inter ipsos, Theologiae doctor, Monachus, septuaginta plus minus annos natus, publice duxit uxorem, cum illic essem, ut videlicet non tantum verbis, sed etiam exemplis confirment suam doctrinam, qua passim e suggestu vociferantur contra votum castitatis. Miris praeterea technis isti miserum populum conantur seducere. Illi autem qui magistratum gerunt, sic suo funguntur officio, ut etiam in caussis forensibus interrogent homines, num sint catholici seu pa-

Schuster, Flicker, Kürschner und Andere von gleichem Schlage, die in allen ihren Predigten mit entsetzlicher Vermessenheit gegen den Papst, gegen das heilige Meßopfer, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder poltern und toben, die Messe Götzendienst nennen und andere dergleichen gottlose Sätze — es würde zu weit führen, sie hier anzugeben — unaufhörlich dem einfachen und ungebildeten Volke vorpredigen. Und so groß ist die Wuth und der Wahnsinn dieser Menschen, daß sie nicht nur die Bilder der Heiligen auf die Seite geschafft, sondern auch die Werke der heiligen Väter verbrannt haben, so daß weder von den allgemeinen Concilien noch den apostolischen Überlieferungen bei ihnen irgendwie Rede ist; nur die heilige Schrift, die sie nach ihrem Gutdünken verdrehen und gegen die Glaubenslehren der Kirche in einem ganz falschen Sinne erklären, hat Ansehen bei ihnen. Ihre sogenannten Superintendenten aber besuchen zwar fleißig die Kirchen, welche sie durch Gewalt und Tyrannei in ihren Besitz gebracht haben und aus denen sie die gesetzmäßigen Hirten fernhalten, aber so, daß sie nicht nur das unglückliche, schon verleitete Volk in der gottlosen Lehre befestigen, sondern auch viele Andere, selbst Priester, von der wahren Religion abwendig machen. Nicht weit von dem Orte, wo ich als Gast aufgenommen war, schworen während meines Aufenthaltes daselbst drei Priester an einem Tage öffentlich den alten Glauben ab. Zur selben Zeit feierte einer der angesehensten Superintendenten, ein Mönch und Doctor der Theologie, im Alter von ungefähr 70 Jahren öffentlich seine Hochzeit. Sie wollen nämlich ihre Lehre, wonach sie allenthalben auf der Kanzel gegen das Gelübde der Keuschheit losfahren, nicht nur durch Worte, sondern auch durch Beispiele bekräftigen. Durch außerordentlich schlaue Kunstgriffe suchen sie das unglückliche Volk zu verleiten. Diejenigen aber, welche ein öffentliches Amt beklei-

pistae (ut ipsi loquuntur), an vero de ipsorum congregatione sint. Et si intellexerint, eos catholicos esse, eorum caussa vel prorsus negligitur, vel tarde admodum expeditur. Porro Regni proceres suam quidem Reginam agnoscere videntur, sed ita ut ipsi suo uti jure non permittant. Variis enim modis illam oppugnant et in suam sententiam pertrahere nituntur; cui etiam multa licet falsa persuadentur, ac subinde minis Anglorum deterrent; praesertim si quid tentare seu agere velit pro fidei defensione, persuadent, Anglos denuo Scotiam invasuros, quemadmodum abhinc triennio factum est, cum mater eius piae memoriae per Gallos, quos ad se vocaverat, haereticos exturbare vellet. Quid hic quaeso agat pia domina juvencula, in deliciis enutrita et vix annos viginti nata, et sola, destituta omni praesidio humano et consilio bono, adeo ut etiam eius confessarius, paulo antequam inde discederem, eam reliquerit et in Franciam redierit cum aliquot domesticis Reginae catholicis, ac nunc paene sola sit relicta in medio haereticorum, quorum conatibus tamen pro viribus resistit, quantum potest. Sed quantis in periculis pia domina versetur, quivis facile potest intelligere. Interim proceres Regni nimium abutentes suae Reginae bonitate et clementia, agunt quod volunt, curiose observantes, ne quis ad Reginam accedat, quin caussam inquirant, si res sint alicuius momenti, nisi secreto admodum fiat, ut nobis usu venit. Et horum quidem studia ac impios conatus vident Episcopi, qui bona ex parte sunt catholici. Sed eo nunc res rediit, ut si maxime velint non possint istorum impietati resistere. Quod unius Dunkeldensis Episcopi

ben, verwalten dasselbe in der Weise, daß sie auch bei Processen die Leute fragen, ob sie katholisch oder (wie sie sagen) Papisten seien, oder aber ihrer „Congregation" angehören. Und wenn sie vernehmen, es seien Katholiken, so wird die Angelegenheit entweder ganz bei Seite geschoben oder äußerst langsam besorgt. Die Großen des Reiches sodann scheinen zwar die Königin anzuerkennen, doch gestatten sie ihr nicht, von ihren Rechten Gebrauch zu machen. Denn auf verschiedene Weise suchen sie dieselbe zu bekämpfen und auf ihre Seite zu ziehen; auch bringen sie ihr viele falsche Ansichten bei und benützen oft ihre Furcht vor den Engländern, um sie einzuschüchtern; besonders wenn sie für die Vertheidigung des Glaubens etwas unternehmen will, dann reden sie ihr ein, die Engländer würden von Neuem in Schottland einfallen, wie vor drei Jahren, als ihre Mutter frommen Andenkens mit Hilfe der herübergerufenen Franzosen die Häretiker vertreiben wollte. Was soll da, frage ich, die fromme, jugendliche Herrscherin thun, die in Üppigkeit erzogen und kaum 20 Jahre alt ist und allein, ohne menschlichen Schutz und Rath dasteht? Denn auch ihr Beichtvater hat sie kurz vor meiner Abreise von Schottland verlassen und ist mit einigen katholischen Bedienten derselben nach Frankreich zurückgekehrt; und so ist sie jetzt fast allein inmitten der Häretiker, deren Bestrebungen sie jedoch nach Kräften zu widerstehen sucht. Aber in wie großen Gefahren die fromme Fürstin schwebt, kann Jeder leicht einsehen. Die Großen des Reiches indessen mißbrauchen gar sehr die Güte und Milde ihrer Königin und thun, was sie wollen; sie stehen eifrig auf der Lauer, so daß Niemand in Sachen von einiger Wichtigkeit ohne ihr Mitwissen zu ihr kommt, es geschehe denn ganz im Geheimen, wie es bei uns der Fall war. Ganz offen unter den Augen der zum guten Theil noch katholischen Bischöfe treiben sie ihr frevelhaftes Unwesen. Es ist jetzt schon so weit gekommen, daß letztere auch beim besten

exemplum satis declarat. Is enim cum circa festum Paschae proxime praeteritum sacramenta Ecclesiae more Catholico administrare ac populum suum per Catholicum concionatorem docere vellet, tam graviter est apud Reginam accusatus tamquam publici decreti violator, ut ab incepto etiam jussu Reginae coactus sit desistere; publico enim decreto, quod nescio quo astu in ipso paene ingressu Reginae in Regnum ediderunt illi proceres, est sancitum et uno iam anno confirmatum, ut nihil mutaretur in Religione, sed omnia in eo statu permanerent, usque ad publicam parlamenti congregationem, quo fuerunt, cum Regina rediit. Itaque silent Episcopi et sibi vivunt, ut taceam plerosque iis praesidiis destitutos esse, quibus valeant hostibus resistere et stare in die praelii, praeter unum Episcopi Dumblanensis coadiutorem, cuius et supra memini. Is enim, etsi tantum sit coadiutor institutus, vivo adhuc suo Episcopo, virum tamen se praebet insignem, tum in publicis concionibus, tum privatis exhortationibus, quibus multos in fide confirmat, ac omnino se talem exhibet, uti ab omnibus bonis iure ametur atque praedicetur. Sunt praeter hunc et alii quidam Catholici concionatores, sed rari admodum, et ii fere tales, qui articulos nunc controversos vel non audeant attingere vel commode non possint explicare. Sunt et nonnulli religiosi, sed pauci admodum, et hi vel incertis vagantur sedibus, vel apud suos amicos se continent in habitu seculari. Sunt etiam nonnulli sacerdotes, sed tales, ut a laicis non facile discernas externo habitu. Sunt praeterea nobiles quidam et divites Catholici, qui subinde missam audiunt, sed clam et

Willen ihrer Gottlosigkeit nicht mehr widerstehen können. Das beweist hinreichend das Beispiel des Bischofs von Dunkeld. Als dieser nämlich um die Zeit des letzten Osterfestes die Sacramente der Kirche nach katholischem Brauche spenden und seine Gläubigen durch einen katholischen Prediger belehren ließ, wurde er so schwer bei der Königin als Übertreter eines öffentlichen Decretes angeklagt, daß er sich sogar durch einen Befehl derselben genöthigt sah, von seinem Vorhaben abzustehen. Jene Großen haben nämlich, ich weiß nicht mittels welcher Hinterlist, gerade zur Zeit, als sie in's Land kam, ein öffentliches Decret erlassen, welches bestimmte, in Betreff der Religion solle nichts geändert werden, sondern bis zum Zusammentritt des Parlamentes Alles so bleiben, wie es bei der Rückkehr der Königin gewesen. Und dieses ist nun schon ein Jahr in Kraft gewesen. Deßhalb schweigen die Bischöfe und leben für sich; denn davon will ich nicht reden, daß es den meisten an dem gebricht, was nothwendig wäre, um sich den Feinden zu widersetzen und am Tage des Kampfes fest dazustehen. Eine Ausnahme macht nur der schon früher erwähnte Coadjutor des Bischofs von Dunblane. Denn obgleich dieser bloß das Amt eines Coadjutors versieht, da sein Bischof noch lebt, so erweist er sich doch sowohl durch öffentliche Predigten als Privatermahnungen, wodurch er Viele im Glauben befestigt, als einen ausgezeichneten Mann und tritt in jeder Hinsicht so auf, daß er von allen Gutgesinnten mit Recht geliebt und gerühmt wird. Außer ihm gibt es noch einige andere katholische Prediger, aber nur sehr wenige, und die meisten von ihnen haben nicht den Muth, die Controverspunkte zu berühren, oder sind nicht im Stande, sie gehörig auseinanderzusetzen. Auch Ordensleute sind noch einige hier, aber in sehr geringer Anzahl, und diese haben keinen bestimmten Wohnsitz oder verweilen verkleidet bei ihren Freunden. Die wenigen noch vorhandenen

privatim domi suae, ita ut nulla sit illis libertas publice profitendi ea, quae verae et orthodoxae sunt Religionis, nisi se suaque omnia extremo periculo velint exponere. Quod autem ad ipsum vulgus et communem populum attinet, sunt equidem multi admodum catholici, sed mira servitute premuntur ab adversariis, quamobrem saepenumero suspirant ac ingemiscunt expectantes redemptionem Israel; qui et magna spe aluntur se tandem aliquando liberatos iri, dum vident suam Reginam adeo constantem in fide Catholica et orthodoxae Religioni tam pie faventem. Illi vero, qui e populo fallaciis haereticorum seducti sunt, paulatim intelligunt, se vana spe lactatos et falsa libertatis promissione deceptos esse, ita ut bona sit spes, universum populum haud difficile reduci posse ad catholicam fidem; ceterum qua ratione, mox dicam, si prius ex bonorum et Catholicorum sententia indicavero, quae sit tantorum malorum quae supra attigimus caussa. Ea autem haec est, nempe quod sublata sit electio ordinaria in collatione abbatiarum et similium dignitatum; quod beneficia ecclesiastica passim conferantur vel pueris vel prorsus indignis, quibus nihil minus cordi est, quam honor Dei vel officium Ecclesiae; quod unus et idem multa possidet beneficia etiam sub eodem tecto. Cuiusdam enim praelati filius in ecclesia sui patris Archidiaconus est et bis canonicus. Accedit impura nimis et scandalosa sacerdotum et clericorum vita; denique crassa nimis negligentia praelatorum, qui eo nunc miseriae redacti sunt, ut si ma-

Weltpriester kann man im Äußeren kaum von Laien unterscheiden. Außerdem gibt es noch einige vornehme und reiche Katholiken, welche zuweilen heimlich in ihren Häusern die Messe hören; aber sie dürfen nicht öffentlich als Anhänger des wahren, orthodoxen Glaubens auftreten, wenn sie nicht sich und all das Ihrige der äußersten Gefahr aussetzen wollen. Unter dem gewöhnlichen Volke selbst gibt es allerdings noch sehr viele Katholiken; aber sie werden von ihren Gegnern ganz erstaunlich geknechtet und bedrückt, so daß sie oft seufzen und klagen und der Erlösung Israels entgegenharren; große Hoffnung auf endliche Befreiung flößt ihnen die Wahrnehmung ein, daß ihre Königin in dem katholischen Glauben so standhaft und treu ergeben verharrt. Die aus dem Volk durch Ränke der Ketzer irregeleitet sind, sehen allmählich ein, daß sie durch eitle Hoffnungen angelockt und durch die fälschlich in Aussicht gestellte Freiheit getäuscht worden. Man hat deßhalb gegründete Aussicht, das ganze Volk könne leicht zum katholischen Glauben zurückgeführt werden; auf welche Weise — werde ich sogleich angeben; ich will aber zuerst noch den Grund bezeichnen, der nach der Meinung der gutgesinnten Katholiken die so großen, eben geschilderten Übelstände herbeigeführt hat. Es ist die Vernachlässigung einer gesetzmäßigen Wahl bei der Übertragung der Abtswürde und ähnlicher Ehrenstellen, die allenthalben übliche Verleihung kirchlicher Pfründen an Knaben oder an ganz Unwürdige, denen nichts weniger am Herzen liegt, als die Ehre Gottes oder das kirchliche Amt, endlich die Ertheilung vieler Beneficien, sogar an einer Kirche, an Einen und denselben. So ist z. B. der Sohn eines Prälaten an der Kirche seines Vaters Archidiakon und Inhaber zweier Kanonikate. Hierzu kommt noch das gar unsittliche und Ärgerniß erregende Leben der Priester und Kleriker; endlich die große Fahrlässigkeit der Prälaten, welche jetzt in eine solche Nothlage hineingerathen sind, daß sie selbst beim

xime velint, non possint ea quae sui sunt muneris exequi; tantus est haereticorum furor et audacia. Nolo hic recensere horum praelatorum vitam et exempla et quos sibi deligant successores: profecto tales, ut non sit mirum, lupos gregem Domini invadere sub talibus Pastoribus ac omnia devastare.

besten Willen die Obliegenheiten ihres Amtes nicht mehr erfüllen können; so groß ist die Wuth und die Verwegenheit der Häretiker. Ich will hier auf den Lebenswandel dieser Prälaten und die Nachfolger, welche sie sich wählen, nicht näher eingehen. Wenn man sieht, was die Letzteren für Männer sind, dann wundert man sich in der That nicht mehr, daß unter ihnen die Wölfe in die Heerde Christi eindringen und Alles verwüsten.

Sed his omissis, dicam paucis ex bonorum virorum sententia, qua ratione Regnum illud juvari possit ac veteri Religioni restitui.

Ac primo quidem necessarium esse iudicant, ut Regina catholico et potenti nubat marito, qui sua authoritate et potentia fidei hostes coerceat, cum multis rationibus seu argumentis se flecti patiantur. Deinde curandum, ut Regina Catholicos et prudentes habeat consiliarios. Praeterea ut instituantur veri Episcopi et praelati, quibus officium Ecclesiae et salus populi sit cordi. Mittantur etiam viri graves cum potestate et authoritate a Sede Apostolica, qui de vita praelatorum et pastorum inquirant eosque reforment vel etiam, si opus sit, ab officio removeant. Instituatur denique Collegium aliquod, in quo ad manum sint viri docti et pii, qui et populum et juventutem, Reipublicae seminarium, catholice et pie doceant. Hoc quoque existimant curandum esse per Philippum Regem Hispaniarum, ne quid moliantur Angli adversus Scotiae Reginam. Nam hoc solo metu eam deterrent eius Consiliarii ac Regni peiores haeretici, ne se haereticorum congregationi opponat aut ea quae orthodoxae Religionis sunt

Ich will indeß darüber hinweggehen und kurz andeuten, wie nach der Ansicht gutgesinnter Männer Schottland gerettet und zum alten Glauben zurückgeführt werden kann.

An erster Stelle halten sie es für nothwendig, daß der Königin ein katholischer und mächtiger Gemahl zur Seite stehe, der durch sein Ansehen und seine Macht die Feinde des Glaubens in Schranken halte, da sie durch viele Gründe oder Argumente sich beugen lassen. Dann ist dafür zu sorgen, daß die Königin von katholischen und klugen Räthen umgeben sei; ferner müssen wahre Bischöfe und Prälaten eingesetzt werden, denen das kirchliche Amt und das Heil des Volkes am Herzen liegt. Auch würde es rathsam sein, daß der apostolische Stuhl umsichtige, mit großen Vollmachten versehene Männer hierher schicke, um über das Leben der Prälaten und Hirten Untersuchungen anzustellen und sie zu reformiren oder nöthigenfalls ihres Amtes zu entsetzen. Endlich sollte ein Collegium gegründet werden mit gelehrten und frommen Männern, die im Stande wären, das Volk und die Jugend, die Pflanzschule des Staates, im katholischen Glauben zu unterrichten und zu einem frommen Leben anzuleiten. Auch dafür müsse — so glauben sie — durch Philipp, den König von Spanien, gesorgt werden, daß die Engländer nichts gegen die Königin von Schottland in's Werk setzen. Denn allein durch die Furcht davor schrecken ihre Räthe und die schlimmsten Häretiker des Reiches sie ab, sich der „Congregation"

promoveat. Quamquam illi religio maxime sit cordi, sed ut ante dixi sancta animi sui desideria perficere non potest, eo quod sola sit et omni paene humano praesidio destituta. Quod si adesset, non dubium, quin hoc regnum mox restitueretur orthodoxae fidei, cum plurimi sint in eo Catholici non tantum plebeji, sed etiam nobiles ac potentes nec adeo multi sint aut potentes adversarii; qui etiam sibi non parum timent a Catholico ac potenti Principe, ac fere vident suum Regnum in tanto furore et impietate diu subsistere non posse.

Sed finem faciam, si prius indicavero, quid passi sint parentes D. Edmundi, deinde quo pacto inde simus reversi in Flandriam.

Tanta igitur minati sunt adversarii tum ipsi Edmundo, quod eo nos duxisset, tum eius parentibus, quod nos hospitio excepissent, ut coactus sim ad Reginam scribere eamque rogare, ne facile credat calumniis et mendaciis, si quae ad illam contra parentes Edmundi deferrentur. Quid vero nobis sint minati, longum esset dicere. Hoc tantum referam, quod a viris fide dignis audivi, omnes paene portus fuisse obsessos, ne illaesi cum literis discederemus, ita ut magna arte et industria sint usi M. Edmundus et eius cognatus, M. Guilielmus (qui ambo se societati iam adiunxerunt), ut tuto illinc discederemus. Itaque me tamquam nautam vestiunt, et cum nauta sic paciscuntur, ut aliquot miliaribus a portu per scapham in mari navim conscenderemus atque ab Edmundo

derselben zu widersetzen oder die Interessen der orthodoxen Religion zu befördern. Obschon ihr die Religion sehr am Herzen liegt, so kann sie doch, wie schon vorhin bemerkt, die heiligen Wünsche ihres Herzens nicht ausführen, weil sie allein steht und fast allen menschlichen Schutzes beraubt ist. Hätte sie irgend welchen Rückhalt, so würde ohne Zweifel dieses Reich bald zum orthodoxen Glauben zurückkehren; denn es gibt hier noch sehr Viele, nicht nur aus den niederen Ständen, sondern auch Vornehme und Mächtige, die der katholischen Kirche ergeben sind. Die Gegner aber sind nicht so sehr zahlreich und mächtig; zudem fürchten sie einen katholischen, mächtigen König nicht wenig; auch sehen sie wohl ein, daß ihre mit solcher Wuth und Gottlosigkeit geführte Herrschaft nicht lange bestehen kann.

Doch ich will schließen. Nur noch ein Wort über die von Edmunds Eltern erduldeten Drangsale und unsere Rückkehr nach Flandern.

Sowohl gegen Edmund selbst, der uns dahin geführt, als gegen seine Eltern, die uns gastlich aufgenommen, haben die Gegner so viele Drohungen ausgestoßen, daß ich mich genöthigt sah, mich brieflich mit der Bitte an die Königin zu wenden, den etwaigen Verleumdungen und Lügen gegen die Eltern Edmunds nicht leicht Glauben zu schenken. In Bezug auf die gegen uns gerichteten Drohungen will ich, um nicht weitläufig zu werden, hier nur Eines mittheilen, was ich von glaubwürdigen Zeugen vernommen habe. Es sollen nämlich fast alle Häfen besetzt worden sein, damit wir nicht mit heiler Haut mit den Briefen entkämen, und es bedurfte daher großer Umsicht und Klugheit von Seiten des M. Edmund und seines Verwandten, des M. Wilhelm (die beide schon in die Gesellschaft eingetreten sind), um in Sicherheit die Abreise von da zu bewerkstelligen. Sie verkleideten mich deßhalb als einen Matrosen und verabredeten sich mit einem Schiffsherrn, wir sollten, einige tausend Schritte vom Hafen

separaremur. Itaque mansit illic ad tempus dux nostri itineris M. Edmundus, tum ut nos tutius discederemus, tum ut praedam haud poenitendam aliquot juvenum quam venatus erat colligeret ac secum adduceret, ut apud nos catholice instituantur. Ne tamen soli veniremus, eius cognatus, M. Guilielmus, se comitem ac ducem praebet in reditu tantamque nobis charitatem ostendit, ut difficile sit explicare. Itaque paratis omnibus, duce Christo e Scotia solvimus, navim flandricam ingredimur 3. Septembris, ac 13. eiusdem mensis venimus Antwerpiam salvi et incolumes Dei gratia. Inde mox properantes Lovanium venimus eodem die, ubi non invento P. provinciali mox concessimus Coloniam atque inde Moguntiam, ubi inventis Patribus Reverendo Patre Natale et Patre provinciali non parum in Domino recreati sumus.

entfernt, vermittelst eines Nachens auf dem Meere das Schiff besteigen und uns von Edmund trennen. So blieb denn unser bisheriger Führer, M. Edmund, für eine Zeit lang dort zurück, damit wir mit größerer Sicherheit abreisen könnten. Sodann wollte er auch eine nicht unerhebliche Beute, eine Anzahl junger Leute, welche er gewonnen hatte, zusammenbringen und mit sich herüberführen, damit sie bei uns katholisch unterrichtet und erzogen würden. Um uns jedoch nicht allein reisen zu lassen, gesellte sich sein Verwandter, M. Wilhelm (Crighton), uns als Begleiter und Führer auf dem Rückwege bei. Fast unbeschreiblich ist die Liebe, welche uns dieser bewies. Nachdem nun so alle Vorkehrungen getroffen waren, fuhren wir unter Christi Schutz und Führung von Schottland ab und bestiegen am 3. September ein flandrisches Schiff, das uns am 13. desselben Monats durch Gottes Gnade gesund und wohlbehalten nach Antwerpen brachte. Von da eilten wir noch an demselben Tage nach Löwen. Da wir den P. Provinzial dort nicht fanden, reisten wir sofort nach Köln und von Köln nach Mainz, wo wir ihn mit dem hochwürdigen P. Natalis trafen und uns nicht wenig im Herrn erfreuten und erholten.

Et hactenus de nostra in Scotiam profectione et reditu quaedam diximus. Sunt alia particularia, quae verbis commodius quam literis explicari possunt; quae et ipse M. Edmundus et M. Guilielmus, quos in dies expecto, plenius referre poterunt.

Soviel theile ich Ihnen über unsere Reise nach Schottland und Rückkehr mit. Es sind noch andere Einzelheiten, die man füglicher mündlich als schriftlich auseinandersetzen kann und worüber auch M. Edmund (Hay) und M. Wilhelm (Crighton), die ich mit jedem Tage erwarte, ausführlicher berichten können.

De cetero Christum Optimum Maximum precor, ut quod per supremum suum in terris Vicarium coepit in Regina eiusque Regno consolando, per eundem Pontificem perficiat ad sanctissimum nominis sui honorem suique populi salutem. Idem Pientissimus Iesus R. P. V. nobis et

Im Übrigen bitte ich Christus, den höchsten Herrn, er möge das, was er durch seinen obersten Stellvertreter auf Erden begonnen hat, um der Königin und ihrem Reiche Hilfe zu bringen, durch denselben Oberhirten zur Ehre seines heiligsten Namens und zum Heile seines Volkes vollenden. Derselbe gütigste Jesus wolle Ew. Hochwürden uns und seiner

Ecclesiae suae diu servet incolumem. Vale.

Moguntiae pridie Calendas Octobris 1562.

R. P. V.
Filius indignus
Nicolaus Goudanus.

(A tergo:)

Admodum R[do] in Christo Patri M. Iacobo Laynez praeposito Generali Societatis Iesu, Tridenti.

Kirche lange gesund und wohl erhalten. Leben Sie wohl!

Mainz, den 30. September 1562.

Ew. Hochwürden
unwürdiger Sohn
Nikolaus Goudanus.

(Auf der Rückseite:)

Dem hochwürdigsten P. M. Jakobus Laynez, General-Vorsteher der Gesellschaft Jesu, in Trient.

Admodum R[de] in Christo Pater!

Pax Christi!

Vehementer desidero, ut R. V. et in primis summo Pontifici ac Cardinali Amulio innotesceret, quam difficile ac periculosum fuit literas S. Sanctitatis seu brevia Apostolica iis, ad quos mittebantur, reddere et cum iisdem de negotio Religionis agere, et quam sit miserabilis status Religionis in eo Regno, in quo alioqui multi sunt Catholici, qui mira tyrannide premuntur ab adversariis, qui etiam vehementer aspirant ad redemptionem et veterem statum orthodoxae Religionis, ad quem haud ita difficile reduci posse videntur, tantummodo si metu Anglorum, quos regnum invasuros et congregationi haereticorum opem allaturos timent, liberarentur, et caput esset in Regno masculum, potens et catholicum. Nam ipsa Regina catholicae Religioni plurimum favet, et Episcopi majori ex parte sunt Catholici ac boni desiderii; plurimi etiam item nobiles sunt Catholici; plurimi quoque inter plebeios Catholici, et qui seducti sunt ab haereticis, non ex animo eis adhaerent et paulatim intelligunt se esse deceptos. Adversarii autem non ita multi et potentes, sed confidentes in brachio Anglorum, qui saepe illuc suos legatos mittunt et animos Scotorum sibi de-

Hochwürdigster Pater!

Der Friede Christi sei mit Ihnen!

... Ich wünsche sehr, es möchte Ew. Hochwürden und besonders dem Papste und dem Cardinal Amulius bekannt werden, wie schwierig und gefährlich es war, die Schreiben Sr. Heiligkeit oder apostolischen Breves denen, welchen sie zugeschickt wurden, zu übergeben und mit diesen in Betreff der Religion zu verhandeln, und wie traurig es um die Religion in jenem Lande bestellt ist. Übrigens gibt es in demselben noch viele Katholiken; aber sie werden mit außerordentlicher Tyrannei von den Gegnern bedrückt; sie seufzen auch sehr nach Befreiung und nach dem alten Rechtsbestande der orthodoxen Religion; und dieser könnte, wie es scheint, ohne so große Schwierigkeit zurückgeführt werden, wenn sie nur von der Furcht, die Engländer möchten zur Unterstützung der „Congregation" der Häretiker in das Reich einfallen, befreit wären und ein mächtiger und katholischer Herrscher an der Spitze des Landes stände. Denn die Königin selbst ist der katholischen Religion sehr ergeben, und die Bischöfe sind zum größeren Theile katholisch und von gutem Verlangen beseelt; auch sehr viele Adelige sind katholisch; ebenso gibt es sehr viele Katholiken unter dem Volke; und die von den Häretikern Irregeleiteten hängen ihnen nicht von Herzen an und sehen allmählich ein, daß sie betrogen worden sind. Die Gegner aber sind nicht so zahlreich

vincire student eorum presbyteri, qui sunt haeretici, alioqui naturaliter fere se oderunt. Itaque bona spes est, hoc Regnum liberari posse ab haeretica servitute. Si Summus Pontifex ea praestare velit, quae suis ad Reginam literis est pollicitus, non dubito, quin Scotiae Regnum cito orthodoxae Religioni restitueretur. Sed haec et alia, quae ad hanc caussam pertinent, R. V. plenius intelligere poterit ex M. Edmundo, duce nostri itineris, quem propediem expecto ex Flandria venturum, et cum aliquot juvenibus Scotis iturum Romam. . . .

E Moguntia 2. Octobris 1562.

R. V.

Filius indignus

Nicolaus Goudanus.

(A tergo:)

Admodum R^do^ in Christo Patri Iacobo Laynez, Generali Praeposito Societatis Iesu, Tridenti.

Admodum R^do^ Pater!

Pax Christi.

Scripsi R. V. de negotio, cuius gratia missus fui in Scotiam, ex Moguntia et Colonia, et quia minus commode scripto quam verbis coram omnia, quae ad eam rem pertinent, explicari possunt, petii, ut R. V. interrogaret duos illos Scotos nobiles, M. Edmundum et M. Guilielmum, quorum alter me in Scotiam duxit, alter reduxit, qui ambo nunc iverunt in Urbem, ut se societati adiungant, et iam illos Tridenti R. V. adfuisse confido. Illi enim plene omnia referre possunt, ut deinde recte

und mächtig, sondern vertrauen auf die Hilfe der Engländer, die zahlreiche Sendlinge dorthin schicken und deren Prediger die Gemüther der Schotten zu gewinnen trachten. Sonst ist ihnen der Haß gegen einander fast angeboren. Es ist deßhalb gegründete Hoffnung vorhanden, dieses Reich könne noch von der Knechtschaft der Häresie befreit werden. Will der Papst ausführen, was er in seinem Schreiben an die Königin versprochen hat, so zweifle ich nicht, daß das Königreich Schottland bald zur orthodoxen Religion zurückkehren werde. Doch dieses und anderes hierauf Bezügliche werden Ew. Hochwürden vollständiger von M. Edmund, unserem Führer auf der Reise, erfahren können. Ich erwarte, daß er nächstens aus Flandern kommen und mit einigen schottischen Jünglingen nach Rom gehen wird. . . .

Mainz, den 2. October 1562.

Ew. Hochwürden

unwürdiger Sohn

Nikolaus Goudanus.

(Auf der Rückseite:)

Dem hochwürdigsten P. M. Jakobus Laynez, General-Vorsteher der Gesellschaft Jesu, in Trient.

Hochwürdigster Pater!

Der Friede Christi sei mit Ihnen!

Ich habe Ew. Hochwürden über die Angelegenheit, um derentwillen ich nach Schottland geschickt worden, von Mainz und Köln aus geschrieben; und da alles darauf Bezügliche besser mündlich als schriftlich erörtert werden kann, so habe ich Sie gebeten, die beiden adeligen Schotten zu befragen, von denen der eine mich nach Schottland hin-, der andere zurückgeführt hat. Beide sind jetzt nach Rom gegangen, um in die Gesellschaft einzutreten. Hoffentlich sind sie schon in Trient bei Ew. Hochwürden gewesen. Diese können Ihnen über Alles ausführlich Bericht erstatten, damit alsdann Se. Heiligkeit über den Zustand Schottlands

informetur Sua Sanctitas de statu illius Regni, quod equidem vehementer optarem; nam bona spes est, Regnum illud posse reduci ad veram et orthodoxam fidem (ut alias late scripsi), si modo Pontifex recte informatus ea praestare velit, quae suis ad Reginam literis est pollicitus; et hoc obnixe precor R. V. (licet ipsa multum occupetur nunc Tridenti negotiis Universalis Ecclesiae), ut particulare totius corporis membrum non exiguum, Scotia, inquam, diligenter et calide commendetur Reverendissimo Cardinali Amulio et Summo Pontifici. Vellem etiam intelligere a R. V., quid hac in re a me sit praetermissum; certe Reverendus Pater Natalis, cum a me audiisset, quod egissem in Scotia, respondit: „Bene est; imo, inquit, nimium egisti, quamquam alii forte aliter sentiant.“ Sane ipse M. Edmundus, Scotus, putavit necessarium esse, ut ego ipse adirem Pontificem vel eius Vicarium, ut plene de omnibus informetur Pontifex. Sed hoc certius per ipsum Edmundum et eius cognatum, M. Guilielmum, Scotos, fieri posse existimo. Est hic Lovanii quidam M. Ninianus, Scotus, qui nobiscum venit ex Scotia, qui multo plura novit de statu Episcoporum et totius Regni, quem optarem esse Romae, et fortasse haud aegre adduci posset, ut eo proficisceretur, praesertim si illi provideretur locus in collegio Germanico, vel simili. Est tenuis fortunae, qui seipsum alere non potest; alioqui est vir doctus et pius, qui etiam editis libellis se in Scotia opposuit primario haeretico, qui nunc illic grassatur.

wahrheitsgemäß unterrichtet werde, was ich meinestheils sehr wünschte. Denn es läßt sich hoffen, daß dieses Reich zum wahren und orthodoxen Glauben zurückgeführt werden könne (wie ich in anderen Briefen weitläufig erörtert habe), wenn nur der Papst wahrheitsgemäß unterrichtet wird und das ausführen will, was er in seinem Schreiben an die Königin versprochen. Wieder und wieder ersuche ich Ew. Hochwürden (obgleich Sie jetzt zu Trient durch die die ganze Kirche betreffenden Angelegenheiten sehr in Anspruch genommen sind), Schottland, das ein so wichtiges Glied der gesammten Kirche ist, fleißig und dringend dem hochwürdigsten Cardinal Amulius und dem Papste zu empfehlen. Auch möchte ich von Ew. Hochwürden erfahren, was in dieser Angelegenheit von meiner Seite gefehlt ist. Der hochw. P. Natalis antwortete mir, nachdem ich ihm die Art und Weise auseinandergesetzt, wie ich mich in Schottland meines Auftrages entledigt: „Es ist gut; ja Sie haben zu viel gethan, wenngleich Andere vielleicht anderer Ansicht sein mögen.“ Allerdings glaubte der Schotte M. Edmund, es sei nothwendig, daß ich selbst zum Papste oder seinem Stellvertreter gehe, damit Se. Heiligkeit vollständig von Allem in Kenntniß gesetzt werde. Doch halte ich dafür, daß dieses mit mehr Sicherheit durch Edmund selbst und seinen Verwandten, M. Wilhelm, die aus Schottland gebürtig sind, geschehen könne. Es ist hier zu Löwen ein gewisser M. Ninianus, ein Schotte, der mit uns von Schottland gekommen und über die Lage der Bischöfe und des ganzen Reiches viel besser unterrichtet ist. Ich wünschte, er wäre in Rom. Vielleicht könnte er ohne Mühe bewogen werden, dahin zu reisen, besonders wenn für seinen Aufenthalt im Collegium Germanicum oder einem ähnlichen Vorsorge getroffen würde. Er hat wenig Vermögen und kann sich selbst nicht ernähren. Übrigens ist er ein gelehrter und frommer Mann, der auch durch Herausgabe von Schriften in

Schottland den Hauptthäretiker, der jetzt dort wüthet, bekämpfte.

Accepi tribus abhinc diebus literas Episcopi Abardonensis ad me datas, quas paucis abhinc diebus accepi, ad quem scripsi in Scotia (nam ipsum adire non licuit nec expediebat). Illas R. V. transmitto, ut videat animum eius erga fidem, et omnes fere Episcopi eiusdem sunt animi, sed ob tyrannidem haereticorum nihil audent in hoc rerum statu, quo vident ipsam Reginam nihil posse. Quod autem dicit, se scripturum Summo Pontifici, ubi acceperit Breve Apostolicum, sciet R. V., me illi copiam Brevis transmisisse per M. Edmundum; sed ipsum originale relictum est in manu Reginae, quae noluit Brevia illa a me tradi propter periculum, sed ea in suam fidem recepit, ut Episcopis suo tempore traderentur. . . .

Vor drei Tagen erhielt ich ein an mich gerichtetes Schreiben des Bischofs von Aberdeen [1], welchem ich in Schottland geschrieben habe (denn persönlich mit ihm zusammenzukommen, war mir nicht möglich und auch nicht rathsam). Ich überschicke dasselbe Ew. Hochwürden, damit Sie seine Gesinnung in Betreff des Glaubens kennen lernen; fast alle Bischöfe theilen dieselbe, aber wegen der Gewaltthätigkeit der Häretiker wagen sie bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nichts zu unternehmen; sehen sie doch, daß selbst die Königin nichts ausrichten kann. Was die Äußerung des Bischofs betrifft, er werde dem Papst nach Empfang des apostolischen Breve's schreiben, so werden Ew. Hochwürden wissen, daß ich ihm durch M. Edmund eine Copie desselben zugeschickt habe; das Original selbst jedoch ist in den Händen der Königin zurückgeblieben; der Gefahr wegen gab diese nicht zu, daß jene Breves von mir selbst übergeben würden; sie nahm dieselben vielmehr auf ihre Verantwortlichkeit in Empfang, um sie seiner Zeit den Bischöfen zu übermitteln. . . .

Cum has vellem obsignare, venit ad me Scotus ille Ninianus, cuius supra memini, dicens, Cancellarium Regni Scotiae, Comitem de Huntly, ad quem misi una cum meis literis Breve Apostolicum et a quo hactenus expectavi responsum, interfectum esse et filium eius secundogenitum obtruncatum a fratre Reginae bastardo, haeretico. . . .

(A tergo:)

Admodum R^{do} in Christo Patri M. Jacobo Laynez, Generali praeposito Societatis Jesu, Tridenti.

Eben wollte ich diesen Brief zusiegeln, da überbrachte mir der oben erwähnte Schotte Ninianus die Nachricht, der Kanzler des Königreiches Schottland, Graf Huntly, dem ich das apostolische Breve mit einem Begleitschreiben zugeschickt und von dem ich noch immer eine Antwort erwartete, sei ermordet und sein zweitgeborener Sohn in Stücke gehauen worden und zwar von dem häretischen Bastard-Bruder der Königin. . . .

(Auf der Rückseite:)

Dem hochwürdigsten P. M. Jakobus Laynez, General-Vorsteher der Gesellschaft Jesu, zu Trient.

P. Goudanus knüpfte zuerst das Band, welches die Königin mit der Gesellschaft Jesu in Beziehungen brachte, die bis zu deren Hin-

[1] Wilhelm Gordon, Bischof von Aberdeen 1547—1577.

richtung fortbestanden. Die Jesuiten scheuten selbst die Todesgefahr nicht, um in ihren Kerker zu dringen, ihr die Tröstungen der Religion zu bringen und sie über die höchste Stufe der christlichen Vollkommenheit, die Liebe zum Kreuze, zu unterrichten. Sie empfiehlt sich denn auch immer den Gebeten der Gesellschaft, wie sie auch ihrerseits für dieselbe beten will: „J'offriray mes oraisons simples et indignes à Dieu pour la preservation de votre saincte compaignie en son service, auquel je luy supplie me donner la grace de vivre et morir." (Revue des questions historiques, 1867, II, 617.) Demselben Pater, M. Edmond, an den sie diese Worte richtete, schrieb sie etwas später, sie sei mehr denn je entschlossen, den Kreuzesweg, welchen Jesus ihr gezeigt, mit dessen Gnade zu wandeln und freue sich, ihren Theil am Kreuz in dieser Welt zu haben (Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de M.-St. V, 71). Noch im Tode empfahl sie sich dem Gebete des P. La Rue und „allen seines Ordens" und ließ ihm sagen, „er möge sich erinnern, daß sie ihm versprochen, für die Religion zu sterben, sie habe dieses Versprechen gehalten" (je suis quicte de ma promesse; Labanoff VI, 174). Die Königin erfüllte auch den Rath, welchen ihr P. Goudanus gegeben; sie ließ junge Schotten in den Collegien der Gesellschaft erziehen, bekümmerte sich im Kerker mit mütterlicher Zärtlichkeit um „ihre armen Studenten" und trug auch durch ihre Freigebigkeit zur Gründung des schottischen Collegs in Douai bei; der Sohn ihres Secretärs, P. Hippolyt Curle, vollendete die Gründung, indem er für diesen Zweck das ganze Vermögen seiner von Maria Stuart reich beschenkten Familie (siehe diese Zeitschrift XV, 15) verwendete. Derselbe Jesuit setzte ihr denn auch in der Kirche S. André in Antwerpen ein prachtvolles Mausoleum, mit der Inschrift: „Nach 19 Jahren Gefangenschaft der Religion wegen enthauptet, vollendete sie das Martyrium." Es war diese Ansicht gar nicht selten unter den Patres, wie unter den Katholiken überhaupt. In Anbetracht, daß „die gewissesten Gründe" die Unwahrheit der gegen Maria Stuart erhobenen Anklagen beweisen, daß der Haß gegen die katholische Religion, welche sie mit der größten Standhaftigkeit bekannt, der eigentliche Grund ihrer Hinrichtung war, daß sie mit wunderbarem Starkmuth die Todespein ausgestanden, glaubt auch Benedict XIV., daß vielleicht keine von allen Bedingungen fehle, die zu einem wahren Martyrium erforderlich sind (De canoniz. SS. l. 3. c. 13. n. 10. Ed. Rom. 1748).

G. Schneemann S. J.

Recensionen.

Leben der ehrwürdigen Dienerin Gottes Mutter Magdalena Sophie Barat und Gründung der Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu. Von Dr. **L. P. J. Baunard**, Ehrendomherr von Orléans und Professor an der katholischen Universität in Lille. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einem Vorworte von Dr. Otto Zardetti, Domcapitular, geistlicher Rath und Domcustos in St. Gallen ꝛc. Mit Genehmigung der geistlichen Obern. 2 Bde. gr. 8⁰. XLVIII, 484 u. 492 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Fr. Pustet, 1880. Preis: *M.* 6.

Als wir vor längerer Zeit das französische Original der vorliegenden deutschen Bearbeitung zur Hand nahmen, wuchs mit der fortschreitenden Lesung auch unsere freudige Überraschung. Wir hatten bloß eine geistreiche Biographie einer außerordentlichen, frommen Ordensfrau erwartet, die höchstens zur persönlichen Erbauung geeignet wäre, und statt dessen fanden wir eine der interessantesten, großartigsten Episoden der Kirchengeschichte neuerer Zeit, eine Darstellung wunderbarer Offenbarung der Macht des Allerhöchsten, dessen Arm zu keiner Zeit verkürzt und der mitten im Völkersturm der Revolution und Weltkriege das Schwache erwählt, um das Starke zu beschämen, der das Senfkörnlein seiner Schöpfung gedeihenssicher hineinlegt in das zerklüftete, zerwühlte, zerstampfte, blutgetränkte Erdreich einer glaubens-, königs- und gesetzlosen Nation! Und im Grunde konnte das Lebensbild der Stifterin der Gesellschaft vom allerheil. Herzen Jesu nichts Anderes werden, als ein interessanter, ja ergreifender Beitrag zur Geschichte der Kirche unserer Tage. Geb. 1779 in Frankreich, dem Herd des großen Weltbrandes, der auch das alte Paradies der Kirche in vielen Ländern verheeren sollte — dann kurz nach Robespierre's Sturz von ihrem, kaum aus dem Kerker befreiten priesterlichen Bruder sogar nach Paris geführt, ohne daß weder er, noch sie über den Zweck dieser Reise sich klar gewesen —, konnte die Böttcherstochter aus Joigny, Sophie Barat, nicht verfehlen, mit dem trostlosen Zustand der damaligen französischen Kirche bekannt zu werden und auch dem Leser in ihrer Entwicklungsgeschichte ein deutliches Bild jenes Zustandes zu vermitteln. Und doch: während draußen der Sturm noch tobt, an ein Klosterleben noch so wenig zu denken ist, daß selbst der Säcularklerus sich nur verkleidet seinem Amte zu widmen wagt, bereitet die Vorsehung, dem Gärtner gleich, im Stillen schon die Pflänzlinge, welche den verwüsteten Garten seiner Kirche bald zieren und mit Früchten bereichern sollen. Zum Schutze dieser Pflanzschule, zu ihrer Entwicklung und Erstarkung scheut Gott

kein Mittel seiner Gnade und Weisheit. Oder wer sollte nicht staunen, wenn er die Wege des Herrn mit jenem Manne betrachtet, der berufen war, als sichtbarer Gärtner jener kleinen Pflanzung Gottes Licht und Nahrung zu geben? Nicht der Bruder, welcher das Werk begonnen, sondern der Paulus einer neuen Apostelschaar sollte es mit seinem Feuergeiste beseelen und vollenden. Was dazu nöthig war, das erzählt das Leben des P. Varin selbst, der im buntesten, providentiellsten Wechsel die Soutane mit der Dragoner-Uniform und den Husaren-Mantel mit dem Talare vertauscht, und mit einem unersättlichen Thatendurst jener Fahne folgte, die ihm zumeist des Muthes zu heischen und der Gefahr zu verheißen schien. „Macht Alles aus mir — nur keinen Mönch!“ sprach er zu seinen Freunden, und wenige Tage nachher schon hatte Gott ihn zum „Mönch“ gemacht! Mit seinen vier älteren Genossen, die er indeß durch Thatkraft und Eifer oder doch Erfolg überragt, faßt er den großartigen Gedanken, das von der Vorrevolution zerstörte Werk eines anderen Soldaten Christi, die Gesellschaft Jesu, wieder herzustellen, und da unüberwindliche Schwierigkeiten dieß vorläufig unmöglich machen, so entrollt er darum nichtsdestoweniger die Kreuzesfahne, unter die auch Ignatius seine Schaaren berief, und unter dem Namen der „Gesellschaft des Herzens Jesu“ oder, wie später sie genannt wurden: „Väter des Glaubens“ — das kleine Häuflein siegesgewiß gegen die Festung des Unglaubens. Das war um die Wende des Jahrhunderts, 1800. Gleichwie in einer Heidenmission galt es damals in Paris, Seele um Seele dem Glauben wieder zu erobern, aber damit war auf die Dauer nicht geholfen. Es mußte für die Heranbildung christlicher Familien, für die Erziehung der Jugend nothwendig gesorgt werden, und dazu bedurfte es auch des Apostolates der Frauen. So begegnen sich denn endlich nach so vielen Kreuz- und Querpfaden zu der von Gott gewollten Stunde jene beiden Feuerseelen des P. Varin und der Mutter Barat in dem großartigen Gedanken des Apostolates und der Liebe zum Herzen des Erlösers. Zwei Jahre später öffnen sich die Thore des ersten Pensionates der neuen Genossenschaft in Amiens. Die Kinder der Armen waren die ersten Zöglinge jener, denen Gott als unverkennbaren Beruf die allmälige Christianisirung der höheren Klassen durch Erziehung der Töchter zugetheilt hatte. Das Exil allein hatte die französische Aristokratie leider nicht zu besseren Grundsätzen bekehrt, das alte leichtfertige Blut war auch durch das Unglück nicht abgekühlt — und so bedurfte es eines völlig *neuen* Geschlechtes zum Werk der Restauration in der Gesellschaft. Wenn heute wieder — Dank sei dem Himmel — in Frankreich der Adel durchgehends auch der gläubigste Theil der Nation, ja wenn allgemach sogar das mit Recht verschrieene Philisterthum, die Bourgeoisie anfängt, religiöser zu werden, so ist das nicht zum geringsten Theil das Werk jener zahlreichen Frauengenossenschaften, deren erste und vorzüglichste in gewissem Sinne die Gesellschaft des heiligen Herzens war. Diesen providentiellen Beruf der Töchter des heiligen Herzens sollten, so meinen wir, Jene mehr beachten, welche immer von den vornehmen, aristokratischen Tendenzen jener Ordensfrauen reden. Arme wie Reiche machte der Herr, aber darum soll der

Reiche doch nicht an seinem religiösen Theil zu kurz kommen, zumal von ihm wie das Übel so auch das Heil der Gesellschaft auszugehen pflegt. Übrigens bietet gerade diese Biographie eine der schlagendsten Antworten auf jenen nicht eben seltenen und unzarten Vorwurf. Eine Stifterin, die zu müd ist, um eine römische Fürstin zu empfangen, aber noch Kraft genug hat, arme Wäscherinnen bei ihrer Arbeit zu besuchen; eine Oberin, die ihr Gebet nicht unterbricht, um eine vornehme Dame zu sprechen, wohl aber um ein armes Köhlermädchen zu unterrichten, — eine solche Mutter kann ihren Töchtern keinen anderen Familiengeist beigebracht haben, als den ihres himmlischen Bräutigams, von dem es heißt: er war „demüthig von Herzen"! Eine wahre Erfrischung ist es für den Leser, wenn er fast bei jeder neuen Klosterstiftung erfährt, wie Christus der Herr der entstehenden Genossenschaft als unzweifelhaften Beweis seiner Liebe zur Erstlingsgabe die Kinder der Armen zuführt, und wie die Töchter des demüthigen Herzens, vergessend die Pracht ihrer väterlichen Hallen, den Glanz ihrer fürstlichen Heimathsstätte und die in Seide gekleideten Gespielinnen ihrer Jugend, sich hocherfreut den armen, oft abstoßenden, an Geist und Körper vernachlässigten Kleinen entgegenstürzen, um sie wie Schätze, die man zu verlieren fürchtet, in ihren Armen, an ihren Herzen zu bergen. So geschah es im ersten Hause der Gesellschaft, so geschieht es überall, wo die Umstände es erlauben, auf der ganzen weiten Welt. Ja das Kleine, Demüthige, das Nichtige ist groß geworden, das Senfkorn, in Blut und Liebe gesät, ist aufgegangen und beschattet als Baum die weiten Lande. Zwischen dem kleinen Hause von Amiens und den vielen, vielen Ordenshäusern der Genossenschaft in Europa, Amerika, Asien, Afrika und Australien — wie wenige Jahre und wie viele Wunder der Allmacht Gottes! Wie P. Roothaan schon im Jahre 1850 der Mutter Barat bemerkt, „ist es in der Kirchengeschichte ohne Beispiel, daß ein geistlicher Orden den Stifter oder die Stifterin so lange behalten hat", als die Gesellschaft des heiligen Herzens die ihrige zu besitzen das Glück hatte. Die ganze segensreiche Thätigkeit und wunderbare Ausbreitung der Genossenschaft in ihrem ersten Jahrhundert concentrirt sich daher auch in dem Herzen der ersten Generaloberin, und die Geschichte der Einen ist eben um so interessanter, als sie sich mit der Geschichte der Andern deckt. Die demüthige Ordensfrau meinte zwar auf das eben mitgetheilte Wort des Jesuitengenerals: „Es gereiche ihr wenig zum Lobe und beweise nur, daß keine andere Stifterin sich so geschont habe, wie sie" — allein das Buch und die Wahrheit sind da, um uns die für eine Frau wahrhaft erstaunlichen Arbeiten, Reisen und Unternehmungen zu erzählen. Man denkt unwillkürlich bisweilen an die männlichste aller neueren Heiligen — Theresia a Jesu, beim Anblick der stets sich mehrenden Gründungen, der wachsenden Zahl der Schwestern und der damit für die Oberin zunehmenden Sorgen und Mühen! Was das Kind einst im Traume geschaut und in harmloser Einfalt seinen Gespielen erzählt, das hat sich erfüllt: sie ist zur „grande reine" geworden und zählt Fürstentöchter und die Edelsten der Nationen zu ihrer Familie. Allein auch ihr Herz, das Herz der armen Böttcherstochter, hat sich königlich erweitert, ver-

edelt — oder sagen wir es nur mit einem Worte: vergöttlicht durch die Gnade und die Liebe voll der Erbarmung des göttlichen Herzens Jesu. Wie die Geschichte der Congregation selbst wunderbar und voll der Beweise der Vorsehung, so auch die Geschichte der Stifterin, d. h. ihres innersten Lebens. Das Centrum, der Quell, die Kraft und das stets unerreichbare Ideal dieses Lebens aber war wiederum das göttliche Herz des Erlösers, welches sein Wohlgefallen daran nahm, mitten im 19. Jahrhundert, vielmehr mitten im Sturm der Revolution und dem Eise des Unglaubens in dieser Seele die herrlichsten Blüthen der Liebe, des Opfers und der Großmuth zu treiben. So sieht oft der Wanderer in den Tropen staunend aus einer modernden Baumleiche die farbenstolzen, duftreichen Orchideen sprossen und das zarteste Leben auf dem eigenen Boden des Todes entwickeln. Und was bei dieser inneren Geistesentwicklung der M. Barat den modernen Leser — man entschuldige den Ausdruck — fast wohlthätig berührt, ist der anscheinend so ganz alltägliche Charakter dieser Entwicklung. Nur höchst selten ahnt man mehr ein übernatürliches, wunderbares Eingreifen, als man es sieht, so daß dieses Lebensbild wie gemacht scheint, dem „wunderbangen" Geschlecht des 19. Jahrhunderts das Werk der Gnade und Heiligung annehmbar zu machen. Dadurch wollen wir jedoch keineswegs die Wunder dieses Lebens läugnen, und abgesehen von den Tugendbeispielen, über welche wir das Urtheil der Kirche in nicht allzuferner Zukunft erwarten, muß schon das lange Leben bei so aufreibender Thätigkeit fast ein Wunder genannt werden.

Fünfundachtzig Jahre Leben waren für M. Barat ebenso viele Jahre der Krankheit und Leiden. Bald leidend an den Gliedern, bald die Folgen eines Falles erduldend, bald wegen allgemeiner Schwäche in einem Korbsessel umhergetragen oder sich mühsam an einem Stock hinschleppend, sehen wir sie ihr ganzes Leben hindurch stets schwach und doch Großartiges vollbringend, stets sterbend und doch bis zu den fernsten Weltenden ihren Töchtern neues Leben mittheilend. Mit Recht sagt Dr. Zardetti bei dieser Betrachtung, daß M. Barat, „die geistig so starke und körperlich so schwache Frau, die schönste Realisirung jenes apostolischen Wortes geworden: ‚Wenn ich schwach bin, bin ich stark, und in der Schwäche bewährt sich die Kraft.'"

Diese Kraft, welche keine andere war, als „die Kraft von Oben", war übrigens der Oberin sehr vonnöthen. Das Werk, zu dem sie berufen, erforderte nicht bloß Heiligkeit, Arbeit und Leidensmuth — es erforderte auch das, was Gott dem Propheten verhieß: „Frontem duriorem frontibus eorum", Kraft der Energie, des männlichen Festhaltens und Widerstehens zur Stunde des Einsturzes. Doch wir können hier dieß Alles nicht einmal in Kürze andeuten, wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen, und dürfen das um so kühner, als die geschickte Hand der Übersetzerin manches gar zu sehr „Französische" der Wendungen u. s. w. fortließ oder dem deutschen Ohr minder fremdartig zustimmte. Ob dieß Werk der Germanisirung zu Gunsten des allgemeinen Eindruckes nicht noch etwas weiter hätte ausgedehnt, besonders durch Weglassen einzelner Züge hätte vollendet werden können, wagen wir nicht zu entscheiden, obgleich sich der Wunsch darnach rege

macht. Doch es ist durchaus nicht unsere Absicht, kritisch ein Werk zu zerlegen, das die Begeisterung, gestützt auf die ausführlichsten Berichte der Augenzeugen, geschrieben hat und das in erster Linie sich an die Töchter wendet, deren Herzen es das Andenken der Mutter erhalten soll. In weiteren Kreisen sodann findet das Buch seinen natürlichen Weg durch die zahlreichen Zöglinge der Genossenschaft, für die ein schöneres Erinnerungszeichen an die Wohlthat einer christlichen Erziehung kaum denkbar ist, als die Geschichte jener Frau, durch deren Vermittlung Gott so vielen Tausenden von Kindern das Brod der Erkenntniß und Weisheit brechen wollte. An dritter Stelle endlich findet das Buch als die Entstehungsgeschichte einer Ordensgenossenschaft, die in schlimmen Tagen eng mit den Schicksalen der Religion verknüpft war, seinen angewiesenen Platz in jeder wissenschaftlichen Bibliothek. Der gewöhnliche Christ, dem es eine erbauende, erhebende und anregende Lectüre bietet, wird dasselbe nicht aus der Hand legen ohne die Überzeugung, daß in allen Lebensstellungen und zu allen Zeiten eine gründliche Heiligkeit möglich ist, und daß eine wahre, recht verstandene Andacht zum Herzen Jesu der Grundquell dieser Heiligkeit, sowie aller Gnade und Erbarmung ist für Zeit und Ewigkeit.

W. Kreiten S. J.

De re metrica Hebraeorum, disseruit *G. Gietmann* S. J. gr. 8°. IV u. 135 S. Freiburg i. Br., Herder, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Die ganz bestimmten Aussagen der Alten, eines Flavius Josephus z. B. und des hl. Hieronymus, daß die Hebräer eine regelmäßige Versmessung besessen hätten, und die Natur der Poesie selbst, welche ein System der Versmessung zu erheischen scheint, haben immer und immer wieder bewirkt, daß man sich bei der Annahme eines gewissen Parallelismus der Satzglieder nicht beruhigte, sondern nach festen Gesetzen und eigentlichen Metren in der hebräischen Poesie suchte. Welch beachtenswerthe und interessante Entdeckung auf diesem Gebiete Dr. G. Bickell machte, ist den Lesern dieser Blätter bereits mitgetheilt worden (vgl. diese Zeitschrift 1879, Bd. XVI S. 548). Dr. Bickell hat, einem von Cardinal Pitra angeregten Gedanken nachgehend, von der syrischen Metrik aus die hebräischen Verse einer Untersuchung unterworfen und in seiner Broschüre durch zahlreiche Beispiele die Annehmbarkeit seines Systems im Großen und Ganzen hinlänglich bewiesen.

Die obige Schrift des P. Gietmann fußt auf dem Grundgedanken des Bickell'schen Systems. Der hebräische Vers ist accentuirend, nicht quantitirend, und setzt sich aus einfachen Jamben und Trochäen zusammen. Der rhythmische Accent trifft entweder die (masoretische) Tonsylbe oder die Nebentonsylbe. Die Halbsylben können ihrer Natur gemäß gezählt oder übergangen werden.

Worin sich obige Broschüre von der Bickells unterscheidet und worin sie dessen System einer Abänderung unterwirft, bezw. einer weiteren Vervollkommnung und strengerer Consequenz entgegenführt, ist kurz Folgendes: Das Erste ist, daß sie das gesammte Material vorlegt, wie es nicht bloß in

den eigentlich poetischen Büchern (Job, Sprüche, Psalmen) geboten ist, sondern auch in den übrigen Theilen der heiligen Schrift sich zerstreut findet; so die Klagelieder, das Hohelied, der zweite Theil (Kap. 40—66) des Isaias nebst einigen Kapiteln des ersten Theiles; Gen. 4, 23 (Lied Lamechs); Gen. 49 (Segen Jakobs); Ex. 15; Num. 21, 17—20 (Brunnenlied); Num. 23 (Balaams Sprüche); Deut. 32. u. 33. Kap.; 1 Sam. 2, 1—10 (Anna's Gesang); 2 Sam. 1, 19 u. f. (Bogenlied); 23, 1—7 (letzte Worte Davids); Hab. 3. Kap. Dr. Bickell hatte in seiner Broschüre seine Methode auf verhältnißmäßig wenige Stücke angewandt, aus einzelnen größeren Poesien, z. B. dem Hohenliede, nur wenige Verse als einem bestimmten Metrum angepaßt hervorgehoben. Besonders letzterer Umstand konnte Zweifel an der Durchführbarkeit des Systems erwecken. Dieses muß sich durch die Anwendbarkeit auf das Ganze bewähren. Daher hat P. Gietmann das gesammte Material vollständig dem Leser unterbreitet. Und darin erkennen wir einen Hauptvorzug des Schriftchens. Bei den metrischen Regeln ist gleich die Anwendung auf das gesammte vorliegende Gebiet gegeben; sind Ausnahmen oder poetische Formen gefordert, wird gleich dem Leser mitgetheilt, wie oft und wo das zu thun sei, um den Vers meßbar herzustellen. Stimmt man etwa mit einer vorgeschlagenen Maßregel nicht überein, so weiß man auch gleich, wie oft und wo man derselben Schwierigkeit begegnen werde. Dadurch wird die wünschenswertheste Übersicht und Beherrschung des ganzen Gebietes der hebräischen Poesie ermöglicht.

Diese Durcharbeitung des Gesammtgebietes hat nun P. Gietmann zur Überzeugung gebracht, daß unter Beibehaltung des Grundprincipes von Bickell einige Modificationen seines Systemes angebracht werden müßten. Und das ist das Zweite, wodurch sich diese Schrift von der Bickells unterscheidet. Wir wollen diese Modificationen kurz skizziren:

1. Eine Betonung der Halbsylben bleibt ausgeschlossen. Das kann unserer Meinung nach dem Systeme nur zur Empfehlung gereichen. Denn was Einen von vornherein in Bickells System mißtrauisch und kopfschen machen könnte, ist, daß so viele Sylben je nach Bedürfniß nicht bloß ausgelassen oder gezählt, sondern sogar betont werden könnten.

2. Die lange Vortonsylbe wird nie verkürzt. Auch dadurch gewinnt das System an Consequenz und Consistenz.

3. Die metrischen Regeln des P. Gietmann machen keine Änderung des überlieferten hebräischen Consonanten-Textes nothwendig — nur Deut. 33, 4 wird Moses getilgt —, was um so mehr Beachtung verdient, als Rohling, der im Anhang zu seinem Spruchbuch eine Transscription der Proverbien nach Bickells Methode versucht, solcher Änderungen weit mehr als hundert in diesem einzigen Buche anbringt.

4. Manche tonlose, aber aus irgend einem Grunde nicht verflüchtigte Sylben können bei der Zählung unberücksichtigt bleiben, doch können diese im Ganzen wenig zahlreichen Sylben auch betont werden. Das Material hierüber findet sich S. 4—7.

5. Eigenthümlich ist dem Systeme des P. Gietmann, daß die unbetonten

Suffixe und Flexionsendungen auch verkürzt werden können. Er behauptet, und die reichlich vorgelegten Beispiele (S. 8 u. f.) beweisen es auch, daß ohne diese Annahme eine ganze Masse Verse nicht gelesen werden können; versteht man sich aber hierzu nach Analogie des verwandten Syrischen, so fließen ganze Psalmen, z. B. 90, 137, und eine Anzahl Verse ohne weitere Schwierigkeit.

6. Zu gleicher Kategorie werden einige unbetonte, einsylbige Wörter und Partikeln gerechnet (S. 12 u. f.) und mit den vorfindlichen Beispielen belegt. Diese Aufzählung und Hinweisung hat zugleich den Vortheil, daß sie Jeden vor die Alternative stellt, entweder diese Regel anzuerkennen, oder zuzusehen, wie sonst mitten unter ganz regelmäßig gebildeten Versen mit diesen widerhaarigen Sätzen auszukommen ist.

7. Neben der Verkürzung der Suffixe kann aber auch öfters eine Verlängerung eintreten, wofür die Sprache selbst Belege und Anhaltspunkte bietet (S. 14, 15).

8. Nach ähnlicher, in dem vorliegenden Sprachschatze selbst befolgter Analogie werden auch andere Wortformen öfters hergestellt (S. 21 u. f.).

Dieses Letztere mag auf den ersten Anblick befremden. Wahr ist allerdings, daß in der Sprache sich Doppelformen, wie har und harar (der Berg); çel, çillo, çilalo, çelalim, çilale u. dgl. erhalten haben. Der Verfasser glaubt nun — und darin mag er auch Recht haben —, daß dergleichen Doppelformen noch mehr existirten, und er macht von dieser Analogie Gebrauch, um manche Verse, die, in ganz regelrechter metrischer Umgebung befindlich, sich sonst nicht fügen wollen, lesbar zu machen, ohne zu anderen Mitteln (z. B. Betonung eines Halbvocales u. dgl.) greifen zu müssen. Es schien ihm besser, analoge, poetische Formen zu fordern (die durch Abschreiber, nachdem das Metrum unbekannt geworden war, leicht mit den gewöhnlichen prosaischen vertauscht werden konnten, um so mehr, da es sich gewöhnlich nur um die Wiederholung desselben Buchstabens[1] handelt), als so tiefgreifende Inconsequenzen und Schwankungen, wie die Betonung der Halbvocale, zuzulassen oder willkürlich an dem überlieferten Textbestande zu ändern. Freilich können manche Verse auch durch andere Mittel geheilt werden. In den meisten dieser Fälle weist P. Gietmann auch auf sie hin; oft z. B. genügt eine Umstellung der Worte; hie und da die Einfügung einer durch den griechischen Text allenfalls beglaubigten Partikel, oder des Artikels u. dgl. Auch hier befolgt der Verfasser seine umsichtige Methode: er deckt die Wunde des Verses auf, schlägt das Heilmittel vor und überläßt es der Consequenz des Lesers, welche Kategorie ihm in sich vortheilhafter scheint. Da das gesammte Material vor den Augen des Lesers ausgebreitet ist, so ist er wieder vor die Alternative gestellt, entweder die Vorschläge des P. Gietmann hinzunehmen, oder für so und so viele bestimmte Fälle ein anderes consequentes Auskunftsmittel sich gefallen zu lassen.

Aber stellen diese Ausnahmen nicht wieder das ganze System in Frage?

---

[1] Oder nur um veränderte Aussprache.

Darauf antwortet P. Gietmann treffend: fac latina metra tertio quartove saeculo ut usu, ita memoria hominum excidisse et nota tantum medii aevi pronuntiatione restituenda esse: plus novi introducendum esset, quam toto hoc libro propositurus sum, ratione vel accentus (montés, díctatús), vel mensurae vocum (păter, făcere), vel legum metricarum (monstrum͡ horrendum͡ infandum͡ ingens cui͡ lumen ademtum͡ est . . . natum ante͡ ora pătris pātrem, qui͡ obtruncat ad aras . . . tenébras; illĭus; senéctutém). Und welche poetische Licenzen finden sich erst bei Plautus!

9. Im Unterschiede von Bickell wird bei P. Gietmann das Aleph im Anfange nicht weggeworfen, das i des Hiphil und die Pausalformen beibehalten.

Die Schrift selbst zerfällt in drei Theile. Der erste Theil bietet die metrischen Regeln nebst den nothwendigen Belegen. Der zweite Theil wendet diese auf die gesammte hebräische Poesie an, ist also ein vollständiger metrischer Commentar zu den einzelnen Büchern. Der dritte Theil bringt ungefähr hundert carmina in lateinischer Transscription.

Diese Anordnung ist allerdings wissenschaftlich. Allein dem, der Lust hat, in die hebräische Poesie sich hineinzulesen oder durch den Augenschein sich zu überzeugen, ob ein haltbares System aufgestellt werden kann, ist entschieden zu rathen, beim dritten Theile zu beginnen und an den vorgeführten Beispielen selbst zu sehen, wie ganze Psalmen und Lieder (Gen. Kap. 49; Deut. 33 u. s. f.) ohne allen Anstoß metrisch dahinfließen. Sodann nehme man das Buch Job und die Proverbien zur Hand und vergleiche im zweiten Theile den metrischen Commentar. Diese beiden Bücher sind am besten geeignet, durch die überaus große Regelmäßigkeit der Verse und die Leichtigkeit der Messung, die gerade wegen der Durchgängigkeit und Stetigkeit *kein Zufall sein kann*, den Beweis für das Vorhandensein des siebensylbigen Verses im Hebräischen ad oculos zu führen. Wer sich dann mit den Schwierigkeiten bekannt machen will, der studire den ersten Theil eingehend.

Der Verfasser hat überall eine recht einfache und doch klare, lateinische Umschrift des Hebräischen angewendet. Jede Seite des ersten Theiles legt Zeugniß ab, mit welch unermüdlichem Fleiße der Verfasser sein Gebiet oft und oft durchforschte.

Der Druck ist mit Rücksicht auf die vielen diakritischen Zeichen, Accente, Häkchen u. dgl. ein sehr guter und correcter zu nennen.

Wir empfehlen die Schrift allen Freunden der hebräischen Sprache und der heiligen, inspirirten Poesie.

J. Knabenbauer S. J.

Die alexandrinische Übersetzung des Buches Isaias. Von Dr. **Anton Scholz.** (Eine Rectoratsrede.) Würzburg, Leo Wörl, 1880. Preis: *M.* 1.

Nach kurzer einleitender Darlegung, daß eine griechische Übersetzung des Alten Testamentes den Bedürfnissen der Synagogen in Ägypten entsprach und daher von den Lehrern in den Synagogen ausging, behandelt Herr

Dr. Scholz, auf seinen speciellen Gegenstand eingehend, zwei Fragen: 1. Nach welchen Grundsätzen hat der Verfasser übersetzt? 2. Was für ein Text lag ihm vor, und in welchem Zustande war dieser? — Wir müssen uns auf wenige Bemerkungen beschränken. Der Herr Verfasser betont S. 20 sehr das Handwerksmäßige der Anfertigung von Abschriften. Allein dabei muß denn doch auch beachtet werden, daß die Synagoge gewiß amtlich die Fortpflanzung des Textes überwachte. Nimmt ja der Verfasser selbst an, daß die Übersetzung amtlichen Ursprunges sei (S. 7); war aber ein Text amtlich im Gebrauch (S. 18), so ist es, selbst abgesehen von der den heiligen Schriften gezollten religiösen Achtung, undenkbar, daß auf die gewissenhafte Erhaltung desselben keine amtliche Sorge verwendet wurde. — Aufgefallen ist uns, daß neben manchen angeblichen „Zusätzen" zum hebräischen Texte (S. 29—31) auch einige größere Stellen willkürlich geopfert werden. So 8, 19—22. 56, 8—11. Was erstere Stelle anlangt, so ist es kein Grund, deren Unechtheit anzunehmen, weil die Ermahnung bereits dem Sinne nach in V. 11—18 enthalten sei. Denn die Fälle sind bei Isaias nicht selten, in denen ein und derselbe Gedanke in zwei Ansätzen gegeben wird (man vergl. z. B. 5, 25. 26. 7, 21. 23. 10, 25. 28). Ferner ist die detaillirtere Ausführung von 19—22 im Vergleich zu 11—17 ganz nach der sonstigen Art des Propheten. Sodann ist es unrichtig, „daß diese V. 19—22 außer Verbindung mit dem Vorhergehenden stehen" (S. 24). Sie zeigen, im Anschluß an V. 16. 17, wie der lebendige Gott von den Seinigen zur Zeit der scheinbar aussichtslosen Trübsal bekannt werden müsse; — ebenso unhaltbar ist die weitere Behauptung, „zum Folgenden gehören sie ihrer Natur nach noch weniger". Gerade sie bereiten durch den Gegensatz die folgende Prophetie vor: das äußerste Dunkel für die Ungläubigen, Lichtfülle für die Gläubigen; gerade diese beanstandeten Verse bilden einen rhetorisch meisterhaft gezeichneten Hintergrund, auf dem sich die messianische Lichtfülle in Kap. 9, 1—6 vortrefflich abhebt, gerade so, wie Kap. 34 und 35, und näher noch 10, 33. 11, 1. Ferner ist die matutina lux, V. 20, schon das Vorspiel zu 9, 2 ganz in isaianischer Art. Das Alles verräth keinen Interpolator. Ebenso wenig ist Frage und Antwort Zeichen späterer Einschiebung. Wie kann man beim lebendig plastischen Stile des Isaias so Etwas vermuthen? (Man vergl. 14, 8. 16. 21, 5. 22, 13.) Überdieß hat noch kein Kritiker die Stelle beanstandet. Ebenso ließen sich die anderen „Zusätze" ganz gut gegen den hyperkritischen Eifer vertheidigen.

Der Verfasser schreibt S. 5: „Dogmatische Anschauungen, welche zu ihrer Voraussetzung die Identität des uns vorliegenden hebräischen Textes mit dem haben, welcher aus der Hand der Verfasser selbst hervorging, höchstens einige Schreibfehler abgerechnet, und die den geschriebenen Buchstaben, fast möchte ich sagen, wie einen Fetisch behandeln, müssen mit ängstlicher Sorge solchen Arbeiten aus dem Wege gehen." Diese Worte wird man nicht unbeanstandet hinnehmen können, es sei denn — was wir auch gerne annehmen möchten — der Herr Verfasser beabsichtige damit nur jene Ansichten zu treffen, welche z. B. die officielle formula consensus helv. 1675 als unverrückbare Grund-

lage ihrer Dogmatik aufstellt: Gott habe so väterlich für den Buchstaben der Schrift gewacht, daß kein Punkt und Jota verloren ging; der heutige hebräische Text sei bis auf das letzte und kleinste Vokaltüpfelchen herab θεόπνευστος, so daß jeder textkritische Versuch die Grundlage des Glaubens in Gefahr bringe (fidei nostrae principium in discrimen adducere). Zur Vermeidung von Mißverständnissen hätten wir bei einer Rede vor einem gemischten Publikum eine deutlichere Erklärung, resp. Einschränkung gewünscht. Dem Textkritiker ist jede Partikel, jede Wortstellung wichtig, und er wird von seinem Standpunkte aus die Identität des Textes (d. h. die diplomatisch genaue, textkritische) anzweifeln oder läugnen, wo in Betreff des Sinnes keine oder nur eine verschwindend kleine Divergenz erscheint. Diese letztere wesentliche Identität kann bestehen und besteht thatsächlich trotz der vielen tausend Textvarianten, die in den alten Übersetzungen und der Vulgata und ihren Codices sich finden. Wie diese wesentliche Identität zu verstehen und festzuhalten sei, zeigen z. B. die Citate der Apostel, die oft nicht genau die Worte und den Buchstaben, wohl aber den Sinn des Alten Testaments bieten. — Übrigens erkennen wir gern und lobend den großen Fleiß an, der sich in der so eingehenden und genauen Vergleichung des hebräischen und griechischen Textes von Isaias bekundet — eine höchst schätzenswerthe Zusammenstellung (S. 29—47) bringt unter 25 Titeln alles darauf bezügliche Material in recht übersichtlicher Gruppirung.

J. Kn.

Leben des ehrw. Dieners Gottes Clemens Maria Hoffbauer, Generalvikars und vorzüglichen Verbreiters der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Von M. Haringer. Zweite Ausgabe. Regensburg bei Pustet, 1880. Preis: *M.* 3.20.

Der ehrw. Clemens Maria Hoffbauer wirkte als Apostel zur Zeit des seichtesten Unglaubens, welche den Schluß des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts umfaßt. Vorstehende Biographie ist ganz geeignet, den heilsamen Einfluß, welchen er während seines Lebens ausübte, für immer fortzusetzen, indem sie sein an so vielen Wechselfällen reiches und sichtbar die göttliche Vorsehung aufweisendes Leben schildert, seine eindringlichen Worte und Ermahnungen berichtet, sein herrliches Tugendbeispiel vor Augen stellt, seine Wunder erzählt, und zwar Alles auf Grund officieller Documente oder Angaben von Augenzeugen. Darum sei das vortreffliche Werk unseren Lesern bestens empfohlen. Wir glauben aber, dieser warmen Empfehlung einen Wunsch hinzufügen zu sollen, daß nämlich der hochw. Verfasser in einer folgenden Auflage der Aufforderung der „Histor.-polit. Blätter" und des „Katholik" nachkommen möge und die wider Sailer erhobene Anklage auf Deismus einfachhin unterdrücke. Am wenigsten ist die Vorrede der Ort für eine solche Beschuldigung, weil letztere dort jedem, auch dem oberflächlichen Leser sofort in die Augen springt. Wir beabsichtigen keineswegs, Alles, was Sailer gesprochen oder gethan, zu loben; aber Deismus ist für einen Bischof ein geradezu greuliches Verbrechen, so daß diese enorme Beschuldigung auch den heiligen Stuhl mittreffen muß, der trotz der inständigsten Abmahnungen einen solchen Mann präconisirt hat. Der Verfasser sagt: „Jedoch hat unseres Wissens Niemand geläugnet, daß die Stellen, die wir zur Begründung unseres Urtheils anführten, wirklich deistisch lauten." Der „Katholik" indeß hatte ge-

schrieben: „Auch sind die von Haringer angeführten Stellen durchaus nicht genügend, um diese Beschuldigung zu begründen, denn sie lassen sich in einem günstigen Sinne auslegen." Die neue Stelle, welche der Verfasser zur weiteren Begründung seines Vorwurfes anführt, ist aber so unverfänglich, daß man wirklich staunen muß, wie darin ein deistischer Sinn gefunden werden kann. Sailer sagt (im dritten Bande seiner Moral, S. 73, nicht 91, wie Haringer citirt), man könne die Principien des Katholicismus „in zwei, Liebe und Gehorsam, zusammendrängen" und bringt hierfür ein französisches Citat (wahrscheinlich von Bonald), das er also übersetzt: „Der Christianismus setzt zu dem reinen Theismus der Gottesverehrer nur das Opfer des Verstandes hinzu, und der Katholicismus ist und fordert weiter nichts, als die Vollendung dieses Opfers. Heilig lieben und demüthig glauben: siehe da die ganze katholische Religion! Wir haben eigentlich nur zwei Artikel des Glaubens: die Liebe zu dem unsichtbaren Gott und den Gehorsam gegen die Kirche, sein lebendiges Orakel." Wie war es möglich, in Worten, welche das vollendete sagrifizio dell' intelletto, heilige Gottesliebe, demüthigen Glauben, vollkommenen Gehorsam gegen die Kirche als das sichtbare Orakel Gottes erheischen, Deismus zu finden? Der Verfasser verwechselt offenbar reinen Theismus (das, was die bloße Vernunft über die Verehrung eines Gottes erkennt) mit Deismus (im gewöhnlichen Sinne Annahme eines außerweltlichen Gottes ohne göttliche Vorsehung). Auch das weitere Citat aus Sailers Moral wird mit Unrecht zu einem Angriff auf Sailer verwandt: „In der Moral (Bd. I S. 85) rühmt er (Sailer) mit zwei Worten den Scharf- und Tiefsinn des hl. Thomas, um dann seiner nicht mehr zu gedenken; zugleich spricht er aber mit Geringschätzung von der Scholastik: ‚Nach und nach (schreibt er) ward die christliche Moral auf diesem Wege ein Inbegriff von dornichten Fragen und dornichten Antworten, welche die himmlische Weisheitslehre nur zu oft ungenießbar für das Gemüth, kraftarm für den Willen, manchmal auch verwirrend für Verstand und Gewissen machten, so daß man in dieser Vermischung des Göttlichen und Menschlichen kaum mehr das Eine oder das Andere, weder Christus noch Aristoteles herausfinden konnte.' Man weiß, daß der hl. Thomas in seiner Summa immer den Aristoteles, den er einfach den Philosophen nennt, zu Grunde legt; daher fällt der Vorwurf der Vermischung des Göttlichen mit dem Menschlichen ganz auf den hl. Thomas." So weit Haringer. Nun sehen wir uns einmal die Stelle bei Sailer an. Dieser hatte an Plato und Aristoteles gerühmt, daß sie „das ganze Gebiet des menschlichen Denkens und Wissens gewissermaßen erschöpft" haben und „beide noch diese Stunde den Umfang des menschlichen Geistes bezeichnen"; dann spricht er von der Verbindung der Moral mit der aristotelischen Philosophie in der Scholastik: „Anfangs ward sie von scharf- und tiefsinnigen Männern durch alle Gänge der Speculation durchgeführt, doch so, daß Aristoteles überall die Form, das Evangelium und die Kirchenlehre, die Materie — wenigstens das Richtmaß hergegeben haben." Sailer nennt hierauf einige Namen bis auf „Thomas Aquinas, den englischen Lehrer", „statt allen". Jetzt erst folgen die oben citirten Worte, worin Sailer offenbar von der Ausartung der Scholastik spricht, gegen die gleichfalls Leo XIII. in seiner Encyklika sich erhebt. Dennoch findet Sailer auch unter den späteren Scholastikern noch „Männer, die den Scharf- und Tiefsinn des Thomas Aquinas zu erwecken oder nachzubilden im Stande waren". Sailer citirt im Verlaufe seines Werkes nur wenig Autoren, aber keinen habe ich häufiger citirt gefunden, als den hl. Thomas. Es ist also falsch, daß Sailer mit zwei Worten Thomas rühmt, „um seiner nicht mehr zu gedenken"; falsch, daß Sailer durch die über Ausartung der Scholastik klagenden Worte „mit Geringschätzung von der Scholastik" überhaupt gesprochen; falsch, daß „der Vorwurf der Vermischung des

Göttlichen mit dem Menschlichen ganz auf den hl. Thomas falle". Hätte der hochw. Herr Verfasser einfach gesagt, Sailer befolge nicht die scholastische Methode, sei also nicht in Harmonie mit der letzten Encyklika, so hätte er hiermit eine unzweifelhafte Wahrheit, wenn auch wegen der allgemeinen Abirrung jener Zeit keinen Grund zu einem besonderen Tadel, ausgesprochen. Allein es mißfällt in hohem Grade die gewaltsame Auslegung einer Stelle, besonders wenn sie geschieht, um einen Theologen oder gar einen Bischof als unkirchlich zu erweisen. Doch genug und übergenug, um den oben ausgesprochenen Wunsch, der, wie wir glauben, ziemlich allgemein getheilt wird, zu motiviren. Beide obengenannte Zeitschriften hatten ja gleicherweise ihre Bitte ausführlich begründet.

Matthias Aymans S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die wahre Kirche Jesu Christi in ihrer Wesenheit und in ihren Beziehungen zur Menschheit. Von Dr. Joh. Zwerger, Fürstbischof von Seckau. 8°. 256 S. Graz 1880. Preis: *M.* 2.

Der erste Theil dieses Werkes handelt von der wahren Kirche Christi, und zwar so, daß der hochwürdigste Herr Verfasser zuerst Nothwendigkeit, Gründung und Aufgabe derselben bespricht, sodann deren Einrichtung und Verfassung, ferner ihre Eigenschaften und Merkmale, und endlich die Frage über ihre Mitglieder behandelt. Im zweiten Theile aber werden die Beziehungen der Kirche zur Menschheit, nämlich zum einzelnen Menschen, zur Familie, zur menschlichen Gesellschaft und zum Staate erörtert. Der hochwürdigste Verfasser scheint bei der Abfassung der Schrift vorzüglich das katholische Volk im Auge gehabt zu haben. Und in dieser Beziehung kann dieselbe nicht genug empfohlen werden, da sie allen Katholiken sehr nützlich sein wird: nicht nur deßhalb, damit diese über die Wahrheit ihrer Kirche mehr aufgeklärt und in ihrem Glauben bestärkt, sondern namentlich auch darum, damit sie zu einem wahrhaft christlichen Leben angeregt werden. Das Werk bezeugt wiederum, in wie hohem Grade der Verfasser die Gabe besitzt, auch die schwierigsten Fragen in klarer, faßlicher Weise zu behandeln. — Das Werk erschien auch in den „Gaben des katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1879". Der hochwürdigste Herr Fürstbischof ist Protector dieses sehr verdienstvollen Vereines.

Die Reliquien des kostbaren Blutes unseres göttlichen Heilandes, insbesondere die Reliquie des kostbaren Blutes zu Brügge in Flandern. Zur Belehrung und Erbauung für alle Stände dargestellt von A. Jor. Kl. 8°. 102 S. Luxemburg, bei Brück, 1880. Preis: *M.* 1.

Es ist wohl schwer, ein Buch zur Belehrung und Erbauung für alle Stände zu schreiben; dennoch ist diese Aufgabe in vorstehendem Schriftchen, dessen Widmung Se. Eminenz der Cardinal Hergenröther anzunehmen geruht hat, glücklich gelöst. Es ist so geschrieben, daß auch ein Theologe und Historiker dasselbe mit Interesse lesen, zugleich aber ein größeres Publikum sich daran erbauen wird. Das Vorwort gibt ziemlich vollständig die Literatur über den Gegenstand an. Dann behandelt der Ver-

fasser die Existenz der Reliquien des kostbaren Blutes im Allgemeinen, die von vielen Scholastikern dawider gemachten Einwürfe, die geschichtlichen Zeugnisse für die Echtheit jener Reliquien und insbesondere die Geschichte der Reliquien des heiligen Blutes in Brügge, endlich die Verehrung des kostbaren Blutes. Sehr gefällt die Ruhe und Objectivität, womit der Verfasser seinen Gegenstand erörtert. Für eine neue Ausgabe möchten wir empfehlen, etwas ausführlicher über die Reliquien des heiligen Blutes in Weingarten zu handeln, was ohne Zweifel dem Büchlein viele Leser in Schwaben gewinnen würde.

Aus den zahlreichen anderen Monographieen heiliger Orte und Cultgegenstände mögen hier noch die folgenden in empfehlende Erinnerung gebracht werden:

Das Gnadenbild der Mater ter Admirabilis von Ingolstadt in Baiern. Geschichtlicher Bericht und Gebete. Von F. Hattler J. S. Mit einer Abbildung. Kl. 12°. 87 S. Freiburg, Herder, 1880[1]. Preis: 40 *Pf.*

Lourdes und seine Wunder nach eigener Anschauung und authentischen Berichten, nebst einem Anhang über Paray-le-Monial. Von Dr. Friedrich Hense. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 12°. 251 S. Paderborn 1880. Preis: *M.* 1.20.

Geschichtliche Nachrichten über die heiligen Hostien in der Grabkirche zu Deggendorf. Zusammengestellt von P. Benedict Braunmüller O. S. B. 16°. 56 S. Deggendorf 1879. Preis: 20 *Pf.*

Luxemburger Wallfahrtsbuch. Geschichte des Gnadenbildes der Trösterin der Betrübten zu Luxemburg, nebst Belehrungen und Gebeten. Von P. J. Müllendorff, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der Obern. Vierte, bedeutend vermehrte Auflage. 12°. 198 S. Luxemburg, Peter Brück, 1878.

Commentarius in Evangelium S. Joannis, quem in usum praelectionum scripsit P. Jos. Corluy S. J. Gandavi, 1880.

Der früher (1878. XV. S. 530—536) von uns besprochene treffliche Commentar des P. Corluy S. J. zum Evangelium des hl. Johannes ist in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen. Zahlreiche kleine Zusätze, Bereicherungen, Verbesserungen erhöhen den Werth und die Brauchbarkeit des Buches, für dessen Vorzüglichkeit auch die Thatsache spricht, daß es bereits in mehreren theologischen Lehranstalten Belgiens und sogar an der Löwener Universität in usum praelectionum angewandt wird. Wir dürfen auch constatiren, daß die in unserer Besprechung vorgebrachten Desiderien durchgängig eine eingehende Berücksichtigung erfahren haben.

Chosroae Magni Episcopi Monophysitici explicatio precum missae. E lingua Armeniaca in Latinam versa per Dr. P. Vetter, Repet.

---

[1] Dieselbe Verlagshandlung hat auch durch die Knöfler'sche Anstalt in Wien einen sehr wohl gelungenen xylographischen Farbendruck dieses Bildes ausführen lassen unter dem Titel: Gnadenbild Maria Schnee in Rom, nach frommer Sage vom hl. Lukas gemalt. Originalbild der „Dreimal heiligen Mutter" in Ingolstadt. Größe: 55 Ctm. Höhe und 37 Ctm. Breite. *M.* 6.

Conv. theol. Tubing. 8°. p. XI et 64. Friburgi Brisgoviae, Sumptibus Herder, 1880. Preis: M. 1.10.

Die vom monophysitischen Bischofe Chosroas geschriebene Erklärung der Meßgebete führt uns in's zehnte Jahrhundert zurück. Indem sie einen Einblick in die armenische Liturgie jener Zeit thun läßt, gibt sie zugleich sehr interessante Aufschlüsse über die damalige Dogmengestaltung der armenischen Kirche. Daß Chosroas den Grundirrthum der Monophysiten in der bestimmtesten Weise vorträgt, darf uns natürlich nicht wundern. Er thut es z. B. p. 13, wo er von Christus sagt: „Deitatis potentiam ut Deus monstrans et humana peccatis exceptis ut homo ferens, unius naturae." Einzelne orthodox klingende Wendungen, welche daneben auftauchen, wird man daher nicht zu seinen Gunsten urgiren dürfen. Der Übersetzer sagt freilich in seinen Prolegomena (p. X) einfachhin: „orthodoxe rursus docet p. 28." — Für den Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssacramente wie für die richtige Erfassung des Werthes und der Bedeutung des heiligen Meßopfers finden sich herrliche Belegstellen. Über die Art und Weise aber, wie Christus unter den Gestalten des Brodes und Weines zugegen ist, spricht sich Chosroas minder klar und minder correct aus. Wiederholt nennt er die Seinsweise Christi in der Eucharistie eine Vereinigung mit dem Brode und Weine, und er vergleicht dieselbe mit der Einigung, die das göttliche Wort mit der menschlichen Natur eingegangen. Wenn der armenische Bischof dadurch noch nicht gerade der später im Abendlande auftretenden Impanations-Theorie das Wort redet, so dürfte es doch sehr zweifelhaft bleiben, ob er wirklich die Transsubstantiation deutlich erkannt und gelehrt habe. Die von Dr. Vetter angeführten Stellen (Proleg. p. X et XI) reden freilich von irgend einer Veränderung, irgend einer Verwandlung; hätten wir sonstige Anhaltspunkte, daß Chosroas für eine Wesensverwandlung eintrete, so wären wir wohl berechtigt, auch diese Stellen in gleicher Weise zu erklären. Aber dergleichen Anhaltspunkte fehlen gänzlich. Angesichts der nicht vereinzelten Stellen, wo er umgekehrt bloß von einer Vereinigung spricht, kann daher eine Rechtfertigung des Chosroas in diesem Lehrpunkte nur als eine sehr gewagte erscheinen. — S. 21, Anm. 2, wäre bei der etymologischen Erklärung des Wortes „tntesuthiun", welches in der armenischen Liturgie für „Menschwerdung" gebraucht wird, ein Hinweis auf das ganz gleichbedeutende οἰκονομία der griechischen Väter gewiß am Platze gewesen. — Die Übersetzung des Dr. Vetter verdient alles Lob.

Geschichte der katholischen Gemeinde in Büderich von den Tagen der Reformation bis auf die neueste Zeit. Nach den Acten des Pfarrarchives und des Decanatsarchives Xanten zusammengestellt von J. H Schoofs, Pfarrer. 8°. 205 S. Wesel 1880.

Vorstehende Schrift enthält eine mustergiltige Monographie über die Kirchengemeinde Büderich, welche trotz aller Wechselfälle und Bedrängnisse, die über sie ergangen sind, beharrlich den katholischen Glauben bewahrt hat. Die Kirchengeschichte des Niederrheins hat durch den Verfasser einen willkommenen Beitrag erhalten, wodurch manche Irrthümer, welche seit 300 Jahren protestantische Geschichtschreiber zusammengetragen haben, widerlegt worden sind. Die Schrift ist aber für unsere Zeit noch von ungleich größerem Belange. Wer die preußischen Traditionen bezüglich der Behandlung katholischer Religionssachen kennen lernen will, wird in diesem Büchlein genugsam Belehrung finden. Möchten doch bald ähnliche Monographieen nachfolgen!

Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie. Von Dr. Michael Geistbeck. 131 S. gr. 8°. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung, 1879. Preis: *M.* 1.20.

Mit Recht hat der Verfasser dieses Büchleins den mathematischen oder astronomischen Theil kurz (35 Seiten) behandelt, dagegen das Hauptgewicht auf den physikalischen gelegt. Es sind hier in durchaus passender und relativ ausführlicher Weise die einschlägigen Partieen aus Geologie, Meteorologie, Zoologie, Botanik 2c. verwerthet worden. Die Darstellung ist, wie der Zweck es erforderte, knapp gehalten, ohne jedoch den Inhalt zu verdunkeln, indem sowohl die außerordentliche Klarheit und Bestimmtheit im Ausdruck als auch die vielen (46) und schönen Figuren das Verständniß wesentlich erleichtern. Der Zweck, einen brauchbaren Leitfaden für den Schulunterricht zu liefern, ist vollständig erreicht; ja auch solchen, die, ohne weitläufigere Studien in den Naturwissenschaften gemacht zu haben, in der Geographie sich näher umsehen wollen, wird das Schriftchen in vielen Punkten bessere Dienste leisten, als ein Conversations-Lexikon; freilich wäre in diesem Falle ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß der technischen Ausdrücke erwünscht. Unter anderm scheint auch eine richtigere Formulirung der Ansicht über „Religionsschöpfung" (S. 110) nothwendig.

Populäre Geologie von N. Wies, Professor am Athenäum in Luxemburg. Mit zahlreichen Holzschnitten. 8°. XV u. 308 S. Luxemburg, Peter Brück, 1876. Preis: *M.* 8.

Dieses Buch unterscheidet sich durch seine nüchterne, streng systematische und knappe Fassung ganz wesentlich von den vielen populären Schriften geologischen Inhaltes. Der Autor, der leider bald nach dem Erscheinen des Buches starb, wollte auch nicht wie jene bloß unterhalten und spielend einige Begriffe über Erdbildung und die Zustände unseres Planeten in früheren Zeiten einem weiten Leserkreis beibringen, sondern stellte sich die schwierigere Aufgabe, einen möglichst kurzen, klaren, auch dem Laien leicht faßbaren Abriß unseres gesammten Wissens in der Geologie im Allgemeinen zu bieten. Mit mehr Genauigkeit und Details werden die im Großherzogthum Luxemburg vorkommenden geologischen Formationen in eigenen Abschnitten besprochen, weil das Werk das Verständniß der fast gleichzeitig von demselben Verfasser herausgegebenen geologischen Karte Luxemburgs auch Jenen vermitteln sollte, welche sich nie mit geologischen Studien abgegeben hatten. Das hindert jedoch nicht, daß es sich trotzdem seine volle Selbständigkeit bewahrte. Ja die Specialisirung der allgemeinen Fragen durch den Hinweis auf die concreten Beispiele in diesem einen Lande wird auch dem Nichtbesitzer der Karte lehrreich und interessant sein. Wenn der mit der einschlägigen Literatur Vertraute alsbald erkennt, daß das Buch sich in Inhalt und Form sehr enge an eines unserer besten neueren Lehrbücher der Geologie anschließt, ja oft nur ein kurzer Auszug desselben wird, so kann dieß demselben wohl keinen Eintrag thun. Ein ganz besonderer Vorzug des Buches liegt darin, daß es überall einen streng christlichen Standpunkt festhält und auch der ungläubigen Naturforschung gegenüber offen und frei vertheidigt. Weil einige Sätze des letzten Bogens von der geistlichen Behörde beanstandet worden waren, wurde sofort der ganze Bogen geändert und neugedruckt nachgeliefert, resp. in den noch nicht abgesetzten Exemplaren ausgewechselt. Die zahlreichen Holzschnitte sind gut und zweckentsprechend ausgewählt. Sie erhöhen bedeutend das Verständniß und den Werth des Buches.

Miscellen.

„Parlamentarische Größen Österreichs.“ Unter diesem Titel hat ein gewisser Herr Walter Rogge, der auch „Die Gegenwart“ mit politischen Beiträgen beglückt, in „Unsere Zeit“ (Heft 4, S. 553) in stark moussirendem Feuilletonstil die hervorragenden Männer des österreichischen Staatslebens zu skizziren begonnen. Von verschiedenen Curiositäten, welche uns in diesem stilistischen Feuerwerk begegneten, setzte uns besonders ein Zug in Verwunderung, womit gleich in erster Linie Graf Heinrich Jaroslaw von Clam-Martinic als Führer der „Feudalen“ gezeichnet wird. Nachdem der Verfasser nämlich all das „vormärzliche“ Unheil geschildert, womit die böhmischen Magnaten die österreichische Monarchie bedroht haben sollen, fügt er (S. 562) die Versicherung hinzu: „Das ist keine Übertreibung: in jedem dieser autochthonen ‚Magnaten‘ steckt so etwas von dem Jesuitenpräfecten Piscalar, der als Chef des Schulwesens für Tirol unter Thun sich erkühnen durfte, in einem Gymnasialprogramm die deutsche Sprache eine ‚freigelassene‘ zu schimpfen, die seit der Reformation zum Unterricht völlig ungeeignet, der selbst das Polnische als Schulsprache vorzuziehen sei.“ Wir haben uns über dieses Curiosum an den hochw. P. A. U. Piscalar S. J. in Feldkirch gewandt und erhalten von ihm folgende Antwort:

„‚Unsere Zeit‘ erweist mir zu viel Ehre, wenn sie mich mit dem Grafen Clam in so innige Verbindung bringt, daß sie meint, es stecke etwas von mir in ihm, wie auch in anderen böhmischen Magnaten. Schade, daß die Begründung so übel ausgefallen ist. Der Verfasser des Artikels macht mich zum Chef des Schulwesens in Tirol unter Thun — daran ist kein Wort wahr. Er behauptet ferner, als solcher Chef habe ich mich erkühnt, in einem Gymnasialprogramm die deutsche Sprache als eine ‚freigelassene‘ zu schimpfen, die seit der Reformation zum Unterricht völlig ungeeignet, der selbst das Polnische als Schulsprache vorzuziehen sei. Daran ist wieder kein Wort wahr. So bleibt von der Lamentation des Herrn Walter Rogge nichts übrig, was richtig wäre, als mein Name. Wenn der Verfasser ‚die parlamentarischen Größen Österreichs‘ so wahrheitsgetreu behandelt, wie mich, so erfährt man aus seinen Artikeln nichts, als wen er unter die ‚Größen‘ aufzunehmen beliebe.“

Die „Cultur“ und das „Cultur-Examen“.

Die Taktik, welche seit mehr als einem Jahrhundert im Kampf der Apostasie und der radikalen Negation gegen das Christenthum zur Verwendung kam, hat heute bereits ihre besondere, wenn auch noch nicht abgeschlossene Geschichte. Sie fällt zudem in ihrer thatsächlichen Entwicklung nahezu mit der Geschichte des modernen „Liberalismus“ zusammen. Durch letzteren hat die Taktik, von der wir reden, ihre politisch-praktische Ausbildung erhalten. Das ideelle Rohmaterial lieferte und liefert fortwährend die „moderne Wissenschaft“; die weitere Appretur besorgt eine bekannte internationale Fabrik liberaler Schlagwörter und liberaler Gesetzesvorlagen; den liberalen Kammermajoritäten bleibt dann die Krönung des Werkes vorbehalten, sie geben ihm das Gepräge der Legalität und die „Majestät des Gesetzes“. Es wäre eben so interessant als nützlich, den historischen Nachweis hierfür in einem umfassenden Rahmen zu liefern. Der christusfeindliche Lügengeist im Bunde mit planmäßiger Heuchelei dürfte schwerlich in irgend einer früheren Periode der christlichen Zeit eine grellere Illustration aufzuweisen haben, als die, welche aus einem derartigen Gesammtbilde resultiren müßte. Sie wäre ohne Zweifel hinreichend, manche wahrheitsliebenden, aber in dem künstlich heraufbeschworenen Nebel der öffentlichen Meinung befangenen Geister mit einem Male aufzuklären. Wie manche Maske, welche heute noch den christlichen Traditionen des Volkes gegenüber mit einem gewissen conservativen Anstand („Mäßigung“ heißt die bekannte Tugend) getragen wird, würde in jener Beleuchtung sofort durchsichtig und darum unbrauchbar werden! Auch das betäubende Feldgeschrei gegen „Ultramontanismus“, „Klerikalismus“, „hierarchische Herrschgelüste“, und wie sie alle heißen, die heuchlerisch fingirten Ziele des öffentlichen Hasses, würde länger nicht mehr vorhalten; denn Niemand könnte darin etwas anderes erkennen, als feig entstellte Variationen über das alte Voltaire'sche Lied „écrasez l'infâme“. Wir glauben sogar, daß eben damit auch der

einzig richtige Schlüssel gegeben wäre, um in mehr als einem Lande des „christlichen“ Europa die officielle Sprache, officielle Motivirungen gewisser liberaler Gesetzesvorlagen, diplomatische Actenstücke kirchenpolitischen Inhalts u. s. w. in ehrliches Deutsch zu übersetzen.

An Material könnte es der Feder nicht fehlen, die es unternehmen wollte, das gedachte Bild als Warnungstafel für Gegenwart und Zukunft zu entwerfen. Wir erinnern nur an die seculäre Maurerarbeit, zunächst den modernen Staat als solchen und das gesammte öffentliche Leben immer mehr seines ererbten positiv-christlichen Charakters zu entkleiden, und an die Spitze der staatlichen Institutionen das Princip des religiösen oder wenigstens confessionellen Indifferentismus zu setzen, selbstverständlich nur im Interesse der „Gleichberechtigung Aller vor dem Gesetz“, unter Betonung des ehrwürdigen Namens der „Gewissensfreiheit“, des gesetzlichen Schutzes für alle bestehenden kirchlichen Genossenschaften, vorab derjenigen, zu welcher sich die Mehrheit der Staatsangehörigen bekannte. Wäre man ehrlich auf diesem Standpunkte stehen geblieben, so hätten die Katholiken, wenn auch nicht principiell, so doch praktisch und thatsächlich sich in den neuen Zustand einleben können. Aber das sollte nach dem Gedanken der Eingeweihten nur eine Etape sein in der Strategie des großen „Culturkampfes“. Sie war dazu bestimmt, vorerst im Namen der Gewissensfreiheit Raum zu schaffen für die freie Bewegung der religiösen Negation und des Unglaubens, sowie seines Apostolats in Wort und Presse, um das Staatsprincip der religiösen Neutralität und mit ihm die ungläubige Aufklärung auch in die Kreise des Volkslebens zu tragen. War im Volke selbst diese breitere Grundlage geschaffen, dann galt es, die zweite Etape zu beschreiten, wo der moderne Staat sich endlich seiner Eigenschaft als „Culturstaat“ bewußt wird und als solcher seine unbegrenzte Allmacht und seine directe Competenz auf jedem menschlichen Culturgebiete proclamirt, namentlich auf dem Gebiete der Volkserziehung und der Schule. Auf dieser Etape stehen wir jetzt. Nicht in allen Ländern fand der Liberalismus die Bahn zu diesem Ziele gleichmäßig geebnet; aber seine negativen Principien waren elastisch genug, um stets mit den gegebenen Factoren zu rechnen und nöthigenfalls auf Umwegen oder mit Umgehung einer Zwischenetape schließlich doch auf denselben Standpunkt zu gelangen. Am reinsten finden wir zur Zeit den Etapengang des liberalen Fortschrittsplanes in Belgien verwirklicht. Das taktische Recept der Loge wurde hier im Verlauf der letzten 50 Jahre ohne wesentliche Störung ausgeführt,

und das dießjährige Nationalfest bezeichnet die Stufe liberaler Entwicklung, auf welcher die Umwandlung des freiheitlichen und religiös indifferenten Rechtsstaates in den liberalen Culturstaat sich vollzieht, mit der Aufgabe, nunmehr aus der Neutralität herauszutreten und den modernen Culturzielen im Kampfe gegen die eingewurzelte christliche Cultur die Souveränität und die Macht des Staates zur Verfügung zu stellen. Die bisherige liberale Thätigkeit war nur Vorbereitung und Aussaat, jetzt erst soll die liberale Ernte beginnen; sie besteht vor Allem in der Confiscirung der Jugend für die inzwischen mehr und mehr entschleierte „Religion und Moral der Zukunft", deren einziges Ziel die Erde und deren Grundlage der wissenschaftliche Atheismus ist. „Um alle positiven Religionssysteme zu verdrängen," — so lautete das Gutachten eines bekannten Vorkämpfers der „modernen Civilisation", — „halte ich zwei Mittel für vollkommen hinreichend: die religiöse Indifferenz des Staates und gute Schulen." Es ist kein Zufall, daß gegenwärtig mit einer überraschenden Gleichzeitigkeit überall die Schulfrage auf der Tagesordnung der liberalen Gesetzgebung steht, entweder um die Schule ausschließlich in die Hand des Staates zu legen oder, wo dieß bereits geschehen, dieselbe mit Ausschluß jedes kirchlichen Einflusses möglichst ergiebig im Interesse „der Cultur" zu verwerthen. Welch eine Summe von Verletzungen der natürlichen und unveräußerlichen Rechte der Eltern und der heiligsten Interessen der christlichen Familie, welche Summe despotischer Knechtung der bürgerlichen Freiheit und des Gewissens, aber auch welche Summe phrasenhafter Heuchelei hat in mehr als einem europäischen Lande die liberale Taktik auf diesem einen Gebiete bereits zu Tage gefördert! Wer aber die eigentlichen Ingenieure dieses Unternehmens und sein ausgesprochenes Ziel kennen will, dem empfehlen wir als Lectüre die lehrreichen Enthüllungen, welche der „Courrier de Bruxelles" im Verlauf des verflossenen Jahres aus authentischen Sitzungsacten belgischer Logen (zumeist dem Jahre 1864 entstammend) gebracht, und deren wesentlichen Inhalt auch die „Hist.-polit. Bl.", 1879, Bd. 83, in mehreren Artikeln dem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht haben [1].

---

[1] In einer Versammlung belgischer Freimaurer zu Antwerpen (26. Dec. 1864) sprach ein hervorragender Br.·.·. in einem feierlichen Toaste folgende Worte, die wir nur mit Widerstreben niederschreiben können: „Un grand poète . . . disait: ‚On a reproché à la révolution de creuser un gouffre. Ce n'est pas vrai; la révolution n'a pas creusé de gouffre; elle a creusé une fosse, elle l'a creusé pour y

Es ist jedoch unsere Absicht nicht, auf eine Charakterzeichnung des modernen Culturkampfes im Allgemeinen näher einzugehen. Wir begnügen uns vielmehr, im Einzelnen hierzu einen kleinen Beitrag zu liefern, der allerdings geeignet ist, weithin den Gesammtplan der Angriffspartei zu beleuchten.

Woher stammt das sogen. „Cultur-Examen“? — Welcher Zweckbestimmung hat es nach der Absicht seiner Erfinder zu dienen? — Das ist die kurze Frage, deren objective Beantwortung wir dem Leser selbst nahezulegen versuchen wollen. Der Gegenstand beansprucht auch nach seiner theilweise erfolgten Erledigung im Großherzogthum Baden, sowie nach dem bekannten Schicksal von Artikel 1 der maigesetzlichen Vorlage dieses Jahres im preußischen Landtage noch immer das volle Interesse der deutschen Katholiken.

Es ist bekannt, mit welcher Leichtigkeit der Auffassung und des Verständnisses, mit welcher logischen Consequenz die Männer des französischen Umsturzes von 1793 die materialistische und atheistische Wissenschaft ihrer philosophischen Lehrer sich angeeignet, und wie sie daher kein Bedenken trugen, sie auf dem Wege des Gesetzes zum Gemeingut der Nation zu machen. Durch Decret wurde der alte Gott feierlich abgesetzt und der christliche Cultus unter Strafe gestellt. Damit, meinte man, wäre das Christenthum definitiv abgethan und an dessen Stelle der einzig legitime Cultus der „Vernunft“ für immer eingesetzt. Doch die weiterblickenden Lehrer fanden die prompte Gelehrigkeit ihrer Schüler doch etwas bedenklich, ein Gefühl, welches von nun an die Vertreter der neuen Philosophie mehr und mehr zu einer gewissen Vorsicht stimmte. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß die einmal populär gemachte Gottlosigkeit zugleich mit dem Sturz der Religion auch den der öffentlichen Moral, folglich der Bedingungen der gesellschaftlichen Sicherheit und des frohen Lebens-

---

descendre le cadavre du passé.' — Ce qui est vrai de la révolution, est vrai de la maçonnerie, dont la révolution n'a été que la formule profane. Oui, un cadavre est sur le monde; il barre la route du progrès; ce cadavre du passé, pour l'appeler par son nom carrément, sans périphrases, c'est le Catholicisme. Oui, le Catholicisme est un cadavre. . . . C'est ce cadavre, mes FF.·.·., que nous avons aujourd'hui regardé en face. Et si nous ne l'avons pas jeté dans la fosse, nous l'avons soulevé du moins de manière à l'en rapprocher de quelques pas." — Dieser hervorragende Br.·.·., der also sprach im Jahre 1864, nennt sich van Humbeeck und steht heute als Unterrichtsminister an der Spitze des officiellen belgischen Schulwesens (!).

genusses nach sich ziehen müßte. Um dieser drohenden Gefahr sittlicher Anarchie und Barbarei zu begegnen, blieb der Philosophie in der That nur eine Alternative: entweder die bisherige, historische Stütze der Moral, die Religion, wenigstens für die Massen, wieder nothdürftig zu befestigen, oder aber auf dem Wege derselben naturalistischen „Wissenschaft", welche die Religion zerstörte, eine neue, von aller Religion unabhängige Stütze der Moral zu erfinden. Das Erstere wurde bekanntlich nothgedrungen als politische und provisorische Maßregel thatsächlich adoptirt, während das Letztere von nun an als das dringendste Problem die gesammte „moderne Philosophie" beschäftigte. Gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde besonders die französische Literatur mit einer Unzahl von Schriften philosophisch-moralischen Inhalts überschwemmt, darunter nicht wenige bändereiche Versuche einer neuen Grundlegung der Moral ohne Gott, auf rein naturalistischer und anthropologischer Grundlage; ja Saint-Lambert (1717—1803) trug kein Bedenken, seine vier Bände der seichtesten anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen als „Catéchisme universel" (1799) zu bezeichnen. Selbstverständlich brachte es die neue Moral niemals weiter als bis zu den hohlen Phrasen von „moralischem Gefühl", von „Harmonie der Naturtriebe", von „Erfahrungssätzen allgemeiner Nützlichkeit" u. dgl. Von irgend welcher Begründung einer wahren sittlichen Verbindlichkeit, einer Gewissenspflicht konnte keine Rede sein, noch viel weniger von der Aufstellung eines den Leidenschaften imponirenden Sittengesetzes. Daran konnte auch der Umstand nichts ändern, daß man gewisse Vorarbeiten auf diesem Gebiete nach Möglichkeit zu verwerthen nicht versäumte. Man erinnerte sich mit Wohlgefallen an die Entdeckung des englischen Philosophen Shaftesbury (1671—1713), daß die Moral keineswegs innerlich und wesentlich an die Religion geknüpft sei. Vor Allem aber glaubte man in der Kant'schen Moralphilosophie, worin der Gedanke Shaftesbury's zur Entwickelung kam, die siegreichste Bundesgenossin gefunden zu haben. Hier war ja, wie man es besser nicht wünschen konnte, die ganze Religion von der Moral absorbirt, und das Princip der letztern, sowie aller sittlichen Verbindlichkeit ausschließlich in die autonome menschliche Vernunft verlegt, somit die Annahme eines göttlichen Gesetzgebers überflüssig gemacht; und Kant selbst trug kein Bedenken, sich zu rühmen, eine sittliche Tugend begründet zu haben, welche weder einer irdischen noch einer himmlischen Stütze bedürfe. Die christliche Philosophie hat das Kant'sche Moralprincip freilich längst

als einen mit Widersprüchen behafteten philosophischen Unsinn entlarvt. Allein die Auctorität des Königsberger Philosophen trug nicht wenig dazu bei, den Grundsatz von der Selbständigkeit der Moral und ihrer inneren Unabhängigkeit von jeder Religion zur Würde eines Axioms der modernen Wissenschaft zu erheben. Und das war unstreitig eine wichtige Errungenschaft für die weitere Taktik im Kampfe gegen das positive Christenthum. War einmal die Vernunft als die höchste und einzige Gesetzgeberin auf sittlichem Gebiete anerkannt, so war ja zu erwarten, daß die bisherigen starren sittlichen Grenzen sich zeitgemäß erweitern, und die Anforderungen der Moral dem Bedürfnisse der Zeit und den Fortschritten der „modernen Wissenschaft" sich harmonisch anschließen würden. Damit war zugleich auf socialem und politischem Gebiet ein „Princip der freien Forschung" gewonnen, welches demselben Princip auf religiösem Gebiet vollkommen analog war, und daher praktisch für eine politisch-sociale Reform verwerthet werden konnte. Die Rache der Logik ist unerbittlich.

Auf diesen Standpunkt religionsloser, rein wissenschaftlicher Moral stellten sich in der That fast alle Häupter der socialistischen Bewegung in Frankreich während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Unter Anderen machte Saint-Simon (1760—1825) den ergiebigsten Gebrauch davon. Er unternahm es, von eben diesem Standpunkte aus, der „Moral der Zukunft" die zweckentsprechende Bahn der Entwicklung in klaren Umrissen vorzuzeichnen. Das Programm dieses Mannes und die Vorschläge zu dessen Ausführung sind es, die uns hier hauptsächlich interessiren, weil sie zugleich eine bestimmte und authentische Antwort auf die von uns gestellte Frage enthalten.

In seiner Schrift, die den Titel führt: „L'industrie ou Discussions politiques, morales et philosophiques", spricht sich Saint-Simon sehr offen über diesen Gegenstand aus. In der „Troisième considération sur la morale", Introd. § 1, lesen wir in wörtlicher Übersetzung Folgendes: „Seit der Vervollkommnung, welche durch das Christenthum in die Moral gebracht wurde, hat diese Wissenschaft keinen sehr bedeutenden Fortschritt gemacht; sie ist während 18 Jahrhunderten in einem Zustande fast absoluter Stagnation geblieben." Weiterhin (§ 2) stellt der Verfasser sich die Frage, welche Schritte denn der Moral zu thun übrig bleiben, „um ihr Ziel, die höchstmögliche Beglückung (die irdische ist gemeint) des Menschengeschlechtes, vollkommen zu erreichen", — und er antwortet: „Es bleiben zwei Hauptaufgaben in der Moral zu er-

füllen, nämlich: ihre Lücken zu ergänzen und ihr selbst neue Grundlagen zu geben."

„Große Lücken" in den moralischen Ideen findet der Gründer des „Saint-Simonismus" hauptsächlich in zweierlei sittlichen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft: einerseits in dem „gegenseitigen Pflichtverhältniß der Regierenden und der Regierten", andererseits in den „Beziehungen von Volk zu Volk". Bezüglich des ersten Punktes ist sein Ideal, wie sich nicht anders erwarten läßt, das Princip der absoluten Demokratie, und zwar in socialistischer Form. „Diese Lücke der Moral," so schließt er seine Kritik des herkömmlichen Verhältnisses, „wird erst dann ausgefüllt werden können, wenn die Menschen dazu gekommen sind, den Regierenden nicht als den (selbstberechtigten) Leiter (directeur), sondern als den Agenten, den Bevollmächtigten (chargé d'affaires) der Gesellschaft zu betrachten." — In den Beziehungen der Völker zu einander sollen „durch den Einfluß der wahren ökonomischen Principien", mehr als das Christenthum es bisher vermocht habe, dauernde Freundschaft und Verbrüderung der Nationen auf Grund ihrer „gemeinsamen Interessen" herbeigeführt und begründet werden.

Es wird aber vom Verfasser selbst die zweite Aufgabe bezüglich der Moral als weit wichtiger bezeichnet. Darum wollen wir ihn hier selbst sprechen lassen, jedoch nicht, ohne zuvor den christlichen Leser um Entschuldigung zu bitten. Saint-Simon fährt fort:

„Das ganze System der moralischen Ideen muß umgegossen, es muß auf eine neue Basis gestellt werden; mit einem Wort: man muß von der himmlischen zur irdischen Moral übergehen. Abgesehen von den Unzuträglichkeiten, welche einer Begründung der Moral auf dem Boden der Theologie entgegenstehen, genügt es hier, zu bemerken, daß thatsächlich die übernatürlichen Ideen beinahe überall vernichtet sind und fortan mit jedem Tage mehr ihre bisherige Herrschaft verlieren werden.... Der menschliche Geist ist fortgeschritten seit der Einführung der christlichen Moral, und dieser Fortschritt hat zum Resultat, daß die Zeit der Theologie für immer vorüber ist. ... Das Christenthum hat die Moral um einen großen Schritt vorwärts gebracht ... aber man muß anerkennen, daß sein Reich zu Ende und die Zeit, in der es von Nutzen war, schon weit hinter uns ist. Die Ära der positiven Ideen (des Materialismus) beginnt; man kann fortan der Moral keine anderen Motive mehr geben, als greifbare, sichere und gegenwärtige Interessen. So ist der Geist des Jahrhunderts,

und so wird, für immer, mehr und mehr der Geist der zukünftigen Generationen sein. Das ist der große Schritt, dem die Civilisation zustrebt: er wird in der Errichtung der irdischen und positiven Moral bestehen."

Im § 3 vernehmen wir sodann die Methode, nach welcher der Verfasser dieses Ziel für erreichbar hält:

„Ein so großartiges Unternehmen, wie der totale Systemwechsel in der Moral, ist nicht das Werk eines Tages. Es fällt uns nicht schwer, zuzugeben, daß es noch nicht unsere Generation ist, der es vergönnt sein wird, unter dem Einfluß des neuen Systems zu leben; denn dieses System ist heute noch nicht organisirt, es ist noch weniger adoptirt. Die Arbeit des Menschengeschlechtes, welche auf dessen Herstellung abzielt, hat, man kann es mit Recht annehmen, mit Luthers Reformationswerk begonnen. ... Es erübrigen die nothwendigen philosophischen Arbeiten, um die alten Ideen einer Revision zu unterziehen, um sie auf die Principien der Industrie als ihre Grundlage zu stellen, um die ganze Moral auf die Production zu beziehen, so wie man die Politik auf dieselbe beziehen wird. Wir müssen uns bewußt sein, daß wir uns in der Epoche des Übergangs befinden von der theologischen zur industriellen Moral; wir leben in der letzten Periode dieser Übergangszeit, da, wo sich die Arbeiten der planmäßigen Gesammtconstruction zu vollziehen haben, die unentbehrlich sind, soll das durch Luther begonnene Unternehmen zur Vollendung gelangen. Das ist die Rolle, die uns zukommt, die Rolle, die uns zugewiesen ist durch den Gang der Civilisation. Es liegt uns ob, die neuen moralischen Ideen zu schaffen; haben wir aber deßhalb auch die neuen moralischen Institutionen in's Leben zu rufen? — augenscheinlich nicht; aus dem einfachen Grunde, weil erst die Ideen vorhanden sein müssen, bevor man daran denken kann, sie zu organisiren. Auch wäre es Thorheit, die gegenwärtig noch bestehenden moralischen, d. h. religiösen Institutionen unmittelbar unterdrücken zu wollen. Man hat es ja versucht in unserer Revolution; allein was war die Folge? Diese Institutionen sind wieder hergestellt, und nach vielem Unheil ist man wieder auf dem Punkte angelangt, von dem man ausgegangen. Es verhält sich mit dem Priesterthum genau so, wie mit dem Königthum: es zu vernichten, ist noch unmöglich; es ist das eine Aufgabe, die unseren Nachkommen vorbehalten bleibt und die sich ganz ruhig und von selbst vollziehen wird, wenn wir weise genug sind, uns der Entwicklung des mensch-

lichen Geistes zu accommodiren und keine Generation überspringen zu wollen.

„Allein, läßt sich auch das Priesterthum wie das Königthum noch nicht vernichten, so kann es doch verbessert werden. Wir können immerhin den Übergang zu den neuen moralischen wie politischen Institutionen befördern, wenn wir sie auch nicht mit Gewalt erzwingen können. Es ist unmöglich, den theologischen Unterricht in der Moral plötzlich durch den industriellen zu ersetzen; aber es ist sehr wohl möglich, den Übergang von dem einen zum andern zu erleichtern. Wie kann das geschehen? Durch welches Mittel läßt sich, ohne das Priesterthum zu unterdrücken, erreichen, daß dasselbe die Moral nach mehr positiven Principien lehrt? — Dieses Mittel, hier ist es:

„Man verlange von unserem Parlament ein Gesetz, kraft dessen Keiner zum Priester geweiht werden kann, wenn er nicht zuvor in einem Examen bewiesen hat, daß er auf der Höhe der positiven Wissenschaften steht, d. h. daß er die wesentlichen Kenntnisse der reinen wie der angewandten Mathematik, der Physik, der Chemie und der Physiologie sich angeeignet hat.

„Von dem Tage an, an welchem eine solche Verfügung in Kraft tritt, wird die priesterliche Vorbildung genöthigt sein, einen positiven Charakter anzunehmen; der Priester wird nahezu aufhören, Theologe zu sein, um allmählich fast nur (positivistischer) Philosoph zu werden. Dieses Mittel ist zugleich sehr praktisch; es thut den religiösen Institutionen keine Gewalt an und wird keinen Widerspruch erfahren. Man beschränkt sich darauf, zu verlangen, daß die Priester unserer Zeit auf der Höhe ihres Jahrhunderts stehen, wie ihre Standesgenossen im Mittelalter auf der Höhe des ihrigen standen. Läßt sich dann wohl befürchten, der Klerus werde sich dagegen sträuben, auf die Gefahr hin, den Schein auf sich zu laden, als wollte er nur aus Idioten sich recrutiren? — Die öffentliche Meinung möge sich zu Gunsten dieser Übergangsmaßregel unserem Vorschlage gemäß erklären, und das Parlament wird nicht zaudern, eine gesetzliche Verpflichtung zu votiren, der sich die Priester nicht entziehen werden.“

Jeder Commentar zu der Lection dieses erfahrenen Culturkämpfers wäre durchaus überflüssig. Wir haben zum Schluß nur noch ausdrücklich zu constatiren, daß die Idee des „Cultur-Examens“ dem socialistischen Hauptquartier entstammt, daß sie erfunden

ist zu dem Zweck, das katholische Priesterthum hinterlistig zu profaniren, an die Stelle der christlichen Theologie unvermerkt eine rein naturalistische Wissenschaft, an die Stelle des Christenthums den wissenschaftlichen Atheismus zu pflanzen. — Als Nutzanwendung drängt sich die Frage auf: Wo sind die wahren Bundesgenossen des Socialismus?

Theodor Meyer S. J.

Der Dom von Köln.

(Fortsetzung.)

5. Das Innere des Chores.

Nachdem wir kurz die Geschichte des Baues skizzirt, gehen wir nun zu dessen ästhetischer Würdigung über. Da indessen auf diesem Gebiete so verschiedene Ansichten über die Bedeutung der gothischen Kunst und den Werth der heutigen Restaurationen verbreitet sind, so scheint es am besten, in objectiver Weise zu berichten, was das Mittelalter gethan hat, und dann jedem Einsichtigen zu überlassen, weitere Schlüsse zu ziehen.

Das Chor bildet eine Kirche von vier Jochen, denen der siebenseitige Chorschluß folgt. Um die vier Joche des Chores und um den siebenseitigen Chorschluß führt ein Umgang mit 4 + 7 + 4 Jochen, von denen jedes halb so breit ist, als jene vier Joche des Chores, und der etwas mehr als ein Drittel ihrer Höhe hat. Ein zweiter Umgang von je vier Jochen begleitet an beiden Seiten nur die vier unteren Chorjoche. Ihm entsprechen um die sieben Seiten des Chorschlusses sieben fünfseitige Kapellen. Zwischen dem Chore und dem ersten Umgange finden sich Steinschranken, die an den geraden Seiten der drei unteren Joche von einer an der Rückwand, nach den Umgängen hin, reich gegliederten Wand gebildet sind, die aber im vierten obersten Joche und im siebenseitigen Chorschlusse durchbrochen waren.

Der zweite Umgang hat an der Südseite drei große Fenster, von denen leider das unterste durch einen Strebepfeiler halb geblendet ist; die entsprechenden Fenster an der Nordseite schloß die Sacristei von Alters her. Jede Chorkapelle zeigt drei Fenster, nur die beiden ersten

verlieren durch Treppenthürmchen eines der drei Fenster. So hat der Chorbau im untersten Stockwerke 22 Fenster, die alle 45 römische[1] Fuß hoch, in den Kapellen 7, in dem zweiten Umgange 17 Fuß breit sind.

Über dieser stattlichen Fensterreihe des zweiten Umganges und der Chorkapellen erhebt sich im Chore selbst eine zweite Reihe in der Rückwand der Gallerie (Triforium), welche sich um das ganze Chor herumzieht. Sie bietet dem Auge ein reizendes Schauspiel durch den steten Wechsel von Licht und Schatten, welche die freistehenden Säulen der vorderen Seite in dem dunkeln Gange hervorrufen, der sich hinter den Säulenbündeln verliert. Hier fällt das Maßwerk der Gallerie mit dem der durchbrochenen Rückwand zusammen, dort schneidet es ihre Fenster in stets wechselnden Formen und bildet immer neue Lichteffecte. Ist das Auge durch die erste Fensterreihe an das eindringende Licht gewöhnt, hat es einen Augenblick ausgeruht im Halbdunkel der Triforien-Gallerie, dann wird es überrascht und fast geblendet durch die 15 gewaltigen Chorfenster, die sich 53 Fuß hoch über das Triforium aufbauen und die bis an das 150 Fuß hohe Gewölbe reichen. Alle diese Fenster waren nach einem Systeme verziert. Unten zeigten sie in den Nebenhallen Heiligenbilder unter hohen Baldachinen, in den großen Chorfenstern die lange Reihe von 48 Königen Juda's, den Vorfahren Christi und der allerseligsten Jungfrau. Jeder ist acht Fuß hoch und steht mit Scepter und Reichsapfel unter seinem Thronbaldachin. Über den Baldachinen ist ein reiches Teppichmuster ausgespannt, das bis an das Maßwerk reicht, in dessen Kreisen und Ecken das lebhafteste Farbenspiel sich zeigt. Unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit dieser Muster, die Farbengebung ist glänzend, ohne je unruhig oder bunt zu werden. Mit dem glücklichsten Erfolge sind im Allgemeinen jene alten Regeln über die Farbenzusammenstellung beobachtet, welche die Heraldik uns bis heute bewahrt hat. Blau und Roth sind Hauptfarben. Ihnen stehen die Metalle Gold und Silber, für die Gelb und Weiß eintreten, gegenüber. Grün, Purpur, Violett statt des heraldischen Schwarz, das sich nur in den Grisaillemustern selbständig findet, sind Hilfsfarben, die sich mit Metallen und Grundfarben vertragen, doch mehr zu letzteren gehören. So viel wie möglich steht nach alter Regel eine Hauptfarbe nicht neben der andern, sondern sie wechselt mit einem der Metalle.

---

[1] Die Maße sind im römischen Fuß, den die Baumeister des Mittelalters zu Grunde legten und durch den allein die Verhältnisse klar werden.

Streifen von Gelb oder Weiß schieben sich darum so oft zwischen die Farben und begrenzen die Muster. Wo die Zeichnung große Flächen einer Farbe bringt, die ein zu grelles und hervorstechendes Licht geben würden, treten entweder Teppichmuster ein oder aber schattirte Muster, Striche, Streifen, welche den Glanz der Farbe brechen und auf kleinere Stellen beschränken. Wie nach den Regeln der alten Heraldik meist das erste und vierte Viertel des Schildes gleiche Farbe haben, und ebenso das zweite und dritte Feld übereinstimmen, so sind in den Figurenfenstern je zwei Bilder so zusammengestellt, daß die erste auf rothem, die zweite auf blauem Grunde steht; dafür aber hat der Baldachin über der ersten blauen und der über der zweiten Figur rothen Hintergrund. Diesen einfachen Regeln verdanken die alten Fenster die ruhige Pracht ihres Farbenreichthums, in der sie mit den glänzendsten Goldmosaiken den Vergleich aufnehmen können. Als Teppichmuster den architektonischen Gliedern sich unterordnend, schließen sie harmonisch das Ganze ab. Nur zwei Fenster sind von oben bis unten mit Figuren verziert: das mittlere Fenster der mittleren Chorkapelle mit Bildern aus Christi Leiden, und das mittlere hohe Chorfenster. In letzterem finden sich unten im Anschlusse an die Reihe der Könige von Juda die drei heiligen Könige der Heiden, die, vor Maria und ihrem Kinde knieend, ihre Opfer anbieten. Über ihnen stehen in zwei Reihen abwechselnd die Brustbilder von elf Königen und elf Propheten. Der hervorragende Platz, den diese beiden Fenster in der Achse des Domes und über dem Hauptaltar einnehmen, hat ihnen diese bevorzugte Behandlung verdient. Aber auch diese Fenster ordnen sich der Architektur unter, bleiben bescheidene Teppichmuster und lenken Auge und Herz keineswegs von dem Mittelpunkt des Ganzen, vom Altare, ab.

Die oberen Figuren der beiden zuletzt erwähnten Fenster stehen auf blauem Grunde. Da aber die blaue Farbe starke Strahlen ausgießt, haben die Künstler jede Darstellung, wie es im ganzen zwölften und dreizehnten Jahrhundert Gebrauch war, zuerst mit einem rothen, dann mit einem weißen breiten Streifen umsäumt, die durch ihre Farben den Glanz des blauen Glases beschränken und fest begrenzen. Wir erwähnen dieß hier, damit man sieht, wie im Mittelalter einfache, allgemein angenommene, lang erprobte Regeln den Künstlern ihre Aufgabe erleichterten.

Leider haben die meisten alten Fenster in den 500—550 Jahren, in denen sie der Einwirkung des Lichtes und der Witterung ausgesetzt

waren, so viel von ihrer alten Herrlichkeit verloren, daß sie den oberflächlichen Beschauer abstoßen. Nur wenn ein lichter Sonnenstrahl sie erhellt, kann man ihre ehemalige Wirkung würdigen. Welche Pracht entfaltete sich im 14. Jahrhundert, wenn das Sonnenlicht durch all diese bunten Fenster, von denen keines den Namen eines Glasgemäldes in Anspruch nehmen wollte, in das Innere drang! Überall fand es nicht nur die reichsten Profile, an denen es sich in hellere und tiefere Schatten abstufte, sondern auch die reichste Vergoldung und Bemalung, auf der es freundlich spielte.

Alle Kapitäle waren roth bemalt, ihre Blattornamente aber vergoldet und wohl, wie in der Ste. Chapelle von Paris, mit einem schwarzen Rande gesäumt, der die Linien besser hervortreten ließ. Auch die Gewölberippen hatten ihre Farben, aber in der Nähe der Schlußsteine wurde ihre Bemalung reicher, Gold trat hinzu, um oben in der Mitte eines jeden Gewölbes, wo die Rippen sich kreuzen, das heilige Zeichen des Heiles als Schlußpunkt und Halt des Ganzen klar zu betonen. Um noch mehr an den Himmel zu mahnen, an den die Gewölbe erinnerten und an dem einstens das Kreuz erglänzen wird, zeigten die Gewölbefelder auf dunklem Grunde goldene Sterne. Senkt sich der Blick, den die gewaltigen Fenster emporzogen, so muß er an einer der 14 schlanken Säulen herabsteigen, die nicht mehr, wie in Amiens und in den früheren Kathedralen, durch horizontale Glieder getheilt und unterbrochen sind. Das Auge findet dafür einen Ruhepunkt in den Statuen, die sich an sie anlehnen, und die Christum, Maria und die heiligen zwölf Apostel darstellen.

Vergleicht man die anderen Dome jener Zeit, so findet man, daß auch in ihnen das Chor auf 14 Säulen ruht, z. B. in Paris, Soissons, Chartres, Amiens, Tours, Langres, Le Mans, Rouen; in anderen erhält man ebenfalls 14 Säulen, sobald man die vorderen Säulen der Vierung hinzunimmt, z. B. in Beauvais, Troyes, Bayeux, Coutances, Clermont, Limoges, Narbonne, Altenberg, Nymwegen u. s. w. Ein so oft wiederkehrendes Verhältniß muß einen tieferen Grund haben. Das Chor ist ein Bild der ganzen Kirche. Diese aber ruht auf Christus, Maria und den heiligen Aposteln. Kann man zweifeln, daß ihre Bilder an den 14 Säulen des Kölner Domchores etwas Anderes sind, als Fingerzeige, gewissermaßen Inschriften, welche uns auslegen, was diese Säulen bedeuten, auf die das Gebäude sich stützt? Sagen sie nicht: Wie auf diesen Säulen, die unsere Statuen, unsere Namen tragen, diese

sichtbare Kirche von Stein aufgebaut ist, so sind wir die Grundpfeiler der geistigen Kirche Christi auf Erden?

Da die Bildsäulen, wie gesagt, die geraden Linien der so lang gestreckten Säulen unterbrechen sollten, so gab ihnen der Meister in feinem architektonischen Takt eine etwas gebogene Stellung, durch die sie zudem nicht nur mehr Leben, sondern auch einen reicheren Faltenwurf erhielten. Die technische Meisterschaft, mit der sie ausgeführt sind, der reiche Schmuck ihrer mit Gold, Farben und Edelsteinen ausgestatteten Gewänder, die mit Blättern und Blumen geschmückten polychromirten Sockeln, auf denen sie stehen, die vergoldeten Baldachine, die sie krönen, sind vollgiltige Beweise von der Tüchtigkeit der damaligen Bildhauer, vom Kunstsinne des Erzbischofs Wilhelm von Gennep († 1361), der sie stiftete, und von der Verehrung, die man ihnen zollte. In sinniger Weise stehen auf den Baldachinen über den Häuptern der Apostel musicirende Engel, welche sich gewissermaßen mit den Geistlichen vereinen sollten, die unten im Chore das Lob Gottes und seiner Heiligen sangen. Nur die Baldachine über den Bildern Christi und Maria's, die rechts und links neben dem Altare stehen, enden in Kreuzblumen, weil der König und die Königin des Himmels keinen Engel über sich finden dürfen und weil das Kreuz besonders ihr Ehrenzeichen ist.

An jene Engel über den Baldachinen der Apostel reihten sich ehemals andere Engel an, die in den Zwickeln gemalt waren, welche die Chorbogen unter der durchbrochenen Triforien-Gallerie bilden. In Befolgung des schönen alten Gedankens, der sich in so vielen griechischen Kirchen findet und der an der äußeren Seite des Chores von Rheims noch erhalten ist, umgaben sie als dienende Geister den eucharistischen Opferaltar. An den geraden Chorseiten sah man zwanzig Engel mit Saiteninstrumenten, welche ihr Sanctus, Sanctus, Sanctus sangen. In der Chorrundung trugen einige Weihrauchfässer, andere aber die Geräthe, deren man sich bei der heiligen Messe bedient. Die strenge Zeichnung, das lebhafte Colorit, die großen Linien ihrer in schönen Falten geordneten Kleidung ließen sie aus kunstreich gepreßtem Goldgrund als großartige Gestalten hervortreten und erfüllten die Gläubigen mit Ehrfurcht vor dem heiligen Opfer, das so große Diener umschwebten.

Der Hochaltar erhob sich in der Mitte der Chorrundung. Man stieg auf vier und dann noch einmal auf drei Stufen zu ihm empor. Diese sieben Stufen erinnerten, wie das durch die Krypta so sehr emporgehobene Chor der romanischen Kirchen, an die Erhabenheit des

Opfers, das sich dort vollzog, und an die Größe des Sacramentes, das im Chore aufbewahrt wurde. Ihr Vorbild fanden sie in den sieben Stufen (die heilige Schrift nennt sechs Stufen und einen Fußschemel) am Throne Salomo's. Der Hochaltar selbst war ein schwarzer Marmortisch von 15 Fuß Länge und 7 Fuß Breite. Seine vier Seiten waren mit Statuen von weißem Marmor verziert, von denen nur noch an der Vorderseite die Krönung Maria's und die Statuen der zwölf Apostel unter gothischen Bogenstellungen und Wimpergen erhalten sind. Einen Aufsatz hatte er nicht. Der Thron des Erzbischofs stand hinter ihm, und wenn derselbe an ihm das heilige Opfer feierte, wendete er sein Angesicht dem Volk zu. An Feiertagen zierte man den Altar mit silbernen, reich vergoldeten Statuen Christi, Maria's und der Apostel. An den vier Ecken standen eherne Säulen, auf denen sich Engel mit Wachslichtern befanden. Das heilige Sacrament wurde in einem thurmartigen, 60 Fuß hohen Tabernakel aufbewahrt, das aber erst im Jahre 1508 auf der Evangelienseite erbaut wurde. Von seiner Pracht und von der Menge der Figuren, die an ihm angebracht waren, konnten die alten Kölner, die im Anfange dieses Jahrhunderts lebten und es noch gesehen hatten, nicht genug erzählen. Dem Allerheiligsten gegenüber befanden sich auf der Epistelseite unter einem mit Giebelwerk und Fialen verzierten Baldachin die Sitze für den Celebranten, den Diakon und den Subdiakon.

An den beiden Langseiten des Chores zieht sich noch heute die doppelte Reihe der reich geschnitzten Chorstühle mit ihren 108 Sitzen hin. Wie in Aachen, gehörte der erste Sitz zur Rechten dem Papste; über ihm stand ehemals ein Bild des hl. Sylvester; der erste zur Linken war der des Kaisers. Die Inschriften: Latus Papae auf der Evangelienseite, Latus Imperatoris auf der Epistelseite, sind eine deutliche Hinweisung, wie das Mittelalter die Stellung eines Kaisers auffaßte.

Während die Chorstühle sonst hölzerne Rücklehnen haben, sieht man auf der schon erwähnten steinernen Rückwand der Kölner Stühle eine Reihe von Wandgemälden, die um die Zeit der Einweihung des Chores, d. h. um 1322, entstanden sind. Leider verbietet uns der beschränkte Raum, der für diese Arbeit zu Gebote steht, auf eine Beschreibung dieser kostbaren Denkmäler der alten Kölnischen Schule einzugehen. Wie sehr selbst das Mittelalter diese Bilder schätzte, erhellt klar aus dem Umstande, daß man für die Chorstühle, die nach Einigen fünfzig, nach Anderen hundert Jahre nach denselben entstanden sind, auf

die sonst gebräuchliche hohe Rückwand mit ihrem Baldachin-Aufsatz verzichtete.

Oberhalb dieser Fresken und der Chorstühle sieht man noch die eisernen Kolben, von denen einst an Festen die kostbaren Teppiche mit gestickten Figuren herabhingen. Nach denjenigen zu urtheilen, die sich in Rheims erhalten haben, wird man unsere Verluste nie genug beklagen, vielleicht nie ersetzen können.

Alles glänzte im Kölner Domchor in den reinsten Farben, und nur der, welcher die Ste. Chapelle gründlich betrachtet hat, kann sich in einem dunklen Bilde vorstellen, wie reich und prächtig es einst gewesen, als all seine Flächen, all seine architektonischen Glieder, selbst die Fensterbrüstungen polychrom ausgestattet waren, als in jeder der sieben Kapellen noch ein reicher Altar mit seiner gemalten oder geschnitzten Rückwand stand und die Muttergottes-Kapelle ihre Fresken und Bildwerke in frischem Glanze zeigen konnte. Denke man sich noch die kunstreichen Grabmäler, die reich ausgestatteten Grabplatten hinzu, dann wird man einsehen, daß Jene, die in der alten Beschreibung des Graltempels ein poetisch verklärtes Bild des Kölner Domchores finden wollen, von der Wahrheit nicht so weit entfernt sind.

6. Das Äußere des Chorbaues.

Dem Glanze des Inneren entsprach die gediegene Pracht des Äußeren.

Trotzig wachsen die unteren Theile aus der Tiefe der Fundamente hervor. Bis zu den Dächern der Chorkapellen und der Seitenschiffe ist Alles streng, einfach gegliedert. Doch zum schmucklosen Unterbau bildet gleich die erste Gallerie vor den Dächern der Kapellen einen entschiedenen Gegensatz; so reich lehnt sie sich auf die Blätterkrone des Gesimses, das wie ein Kranz sich hinzieht um alle Kapellen, ihre Strebepfeiler und die Umgänge des Chores. Im Gegensatze zu den vertikal aufstrebenden Pfeilern betont das Maßwerk dieser ersten Gallerie durch ihre fest ineinandergeschobenen Vierpässe entschieden die Horizontale. Aber diese Horizontallinie ist ihrerseits wieder gemildert durch die großen Strebepfeiler, welche weiter hinaufsteigen, und durch zwölf kleine Fialen, in welche die kleineren Strebepfeiler der Chorkapellen auslaufen. In diesen zwölf Fialen, deren vordere Hälfte frei ausgearbeitet auf zwei schlanken Säulen steht, befanden sich zwölf Engel mit Posaunen. Sie

erinnerten an jene Posaunen, mit denen die Priester des alten Bundes die Feste des Herrn ankündeten und das Volk zusammenriefen, sie zu feiern.

Hinter diesen Engeln und hinter der Gallerie, die am Fuße ihrer Thürmchen die sieben Chorkapellen und die Joche des zweiten Umganges krönt, erheben sich die Dächer dieser Kapellen und der doppelten Chorumgänge. Diese Dächer verdecken einen Theil der Fenster des Triforium, das aus dem Hintergrunde hervorsieht. Auf dem Triforium ruht die zweite äußere Gallerie, aus der die gewaltigen Fenster des Chores, 80 Fuß hoch, über die Seitenschiffe hervorwachsen. Sie sind der Stolz des Chorbaues. Ein reich durchbrochener Wimperg und je zwei hohe und schlank aufsteigende Fialen heben ihre Bedeutung. Diese Fialen stützen ihrerseits die dritte äußere Gallerie, die im Gegensatz zu den beiden unteren entschieden die Vertikallinie betont und zum großen Dache überleitet. Ihre Füllung besteht deßhalb aus kleinen aufsteigenden Spitzbogen, hinter denen das gewaltige Chordach emporsteigt als Abschluß des Hochbaues. Vor den Fenstern drängt sich der Wald der wuchtigen Strebepfeiler, welche das ganze Gebäude halten und tragen. In Beauvais stürzte das Chor zwölf Jahre nach seiner Vollendung ein; in Amiens mußte es mit eisernen Ankern und Ketten zusammengeschweißt werden; in Utrecht warf ein Sturm das Schiff des Domes zu Boden; das Kölner Chor steht noch fest — es ist nur um einige Zoll aus dem Loth gewichen —, trotz des gewaltigen Druckes der weiten, himmelhohen Gewölbe, trotz Jahrhunderte dauernder Vernachlässigung. Die einzelnen Fialen, in denen sich die Masse der Strebepfeiler zertheilt und auflöst, gehören nach dem gewichtigen Zeugnisse Ungewitters zu den schönsten Leistungen der gothischen Kunst und werden für immer mustergiltige Vorbilder bleiben. Wer mit unbefangenem Auge dieß Riesenwerk ansieht; wer an die Massen denkt, die hier aufgethürmt sind, an die geistreiche Construction, die unter so gefälligen, leichten Formen solche ungeheuren Kräfte in Druck und Gegendruck gegen einander stemmt und ausgleicht: dem wird es nie einfallen, in absprechender, nüchterner Kritik zu untersuchen, wie viele Steine man hätte sparen können und ob die Baumeister nicht mit einer einfacheren Construction ihre Zwecke hätten erreichen können. Unsere Zeit ist in dem Studium der mittelalterlichen Kunst, das erst 50—60 Jahre alt ist, noch so wenig fortgeschritten, daß man besser thäte, von den Alten zu lernen, statt sie von seinem Pulte aus zu kritisiren, was so leicht ist und was gerade die am meisten thun,

die nie ein gründliches Werk über gothische Construction studirten. Die gothischen Baumeister waren trotz der Freigebigkeit, mit der sie ihre Dome verzierten, nichts weniger als Verschwender; ging doch die Tendenz ihrer Kunst auf möglichste Ersparung der Steinmasse. Wenn Jemand meint, größere Einfachheit sei schöner gewesen, so möge er bedenken, daß jede Kunst, die ihren Höhepunkt erreicht hat, anfängt, sich in Details und Ornamente zu verlieren.

Auch an symbolischen Erinnerungen ist dieß Strebesystem reich. Der Grundriß der Strebepfeiler zeigt, nicht nur aus constructiven Gründen, das Zeichen des Kreuzes, das die Kirche Christi hält und stützt. Überall haben die Steinmetzenkünstler Blumen und Laubwerk mit freigebiger Hand hingestreut. Sie durchsuchten Felder und Fluren ihrer Heimath, gingen über die Berge und in die wasserreichen Thäler, um die Pflanzen aufzusuchen, die ihr Meißel am besten in Stein nachbilden könnte und die am besten sich in die Harmonie des Ganzen einfügen ließen. Wie erhebend ist ihr freigebiger Opfersinn, mit dem sie so viele Blumen um das Haus stellten, in das der Sohn Gottes täglich herabsteigen und in dem er fortwährend gegenwärtig wohnen will!

Zwischen den Gebilden der Pflanzen und Blumen drängen sich überall die Gestalten der Thierwelt hervor. Die gothische Kunst war in dieser Hinsicht, besonders im Innern der Kirchen, weit maßvoller, als die romanische, aber sie trug der Symbolik und dem Humor genug Rechnung, um diese Gebilde der Phantasie nicht ganz zu verbannen. Auch die Thierwelt sollte ihren Platz finden, auch sie wurde herbeigerufen. Die ganze Schöpfung sollte helfen am Baue des Tempels, in dem der Mensch, wie einstens im Paradiese, das Gott für ihn so reichlich ausgestattet hatte, wieder in innigen Verkehr treten sollte mit seinem Gotte.

Auch im 19. Jahrhundert muß ein katholisches Herz sich an diesen Gebilden des katholischen Mittelalters erbauen. Die Propheten, Christus, die Apostel, die Legenden, sie alle stellten so oft den Teufel dar unter dem Bilde unreiner oder blutgieriger oder gefräßiger Thiere. Wie oft erzählen die Legenden, der Teufel habe in Gestalt von Thierlarven die Heiligen zu erschrecken gesucht? Sagt nicht der Apostel, die bösen Geister schwebten um uns in der Luft? Wenn wir hinzunehmen, daß der hl. Augustin immer wieder darauf zurückkommt, Gott benütze die Bösen zu seinen Zwecken, besonders um seine Tenne zu reinigen, war es dann nicht ein geistreicher Gedanke der mittelalterlichen Meister, diese

Thiergestalten, die ihre entstellten Züge als Bilder gefallener Geister kennzeichnen, hoch oben anzubringen, um das zerstörende Wasser, diesen Erzfeind ihrer Kirchen, wegzuschaffen und es weit weg hinauszuspeien in die Luft? Es gibt an einem Bauwerk kaum eine prosaischere Aufgabe, als die der raschen Entfernung des Regenwassers, und unsere Zeit löst sie in entsprechender Weise so nüchtern, wie möglich. Man vergleiche dagegen die wahrhaft künstlerische, echt architektonische und monumentale Art, mit der das Mittelalter an seinen Riesenbauten den Wasserlauf regelte und leitete.

Den Schluß des Chorbaues bildet das gewaltige Dach des mittleren Theiles. Es war im Mittelalter so reich ausgestattet, daß es das Bauwerk würdig abschloß und krönte. Die Bleidecke des Daches war mittels flacher Zinnlöthungen mit vielfachen Zieraten gemustert, zwischen denen eine Inschrift glänzte, welche in riesigen Buchstaben das Lob der heiligen drei Könige verkündete. Den Dachfirst schloß eine Reihe vergoldeter Blumen, deren Abschluß der vergoldete Dachreiter bildete, von dessen Spitze ein leuchtender Stern hinaussah in's gesegnete Rheinland.

Im Jahre 1331, also neun Jahre nach der Weihe des Chores, kam Petrarca nach Köln. Erstaunt über die Pracht und den Reichthum des Chores, schrieb er an seinen Freund und Beschützer, den Cardinal Colonna: „Zu Köln sah ich den überaus herrlichen Dom. Er ist zwar noch nicht vollendet, aber die Einwohner haben Recht, wenn sie ihm den Beinamen geben: ‚der Schönste'."

(Fortsetzung folgt.)

Stephan Beissel S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

10. Der Stadtpoet von Amsterdam.

„‚Die Kunst ist lang, das Leben ist kurz', sagte Hippokrat. Niemand wird mit der Kunst, wohl aber mit Anlage zur Kunst geboren. Man steigt keuchend und schwitzend, auf langem Wege die steile Höhe des Parnasses empor. Übung und Muth wetzen das Genie und Straucheln lehrt aufmerken, so daß man, im Verlauf der Zeit zurückblickend, Fehler und Abirrungen, im

Reim oder sonst begangen, verwerfen lernt, auch wahrnimmt, wie nicht Alles in gleich guter Stimmung gedichtet ist. Selbst der gute Vater Homer schlummert zuweilen. Und dieselbe Jahreszeit ist nicht jedes Jahr ganz dieselbe; auch Früchte und Blumen, welche demselben Keim und Stengel entsproßten, sind oft nicht wenig verschieden. Darum wünschte ich lieber einen Theil meiner grünen und unreifen Verse nicht wieder gedruckt und habe deren abermaligen Druck einige Jahre verhindert. Da ich indeß vernahm, daß Hartgers, auf das dringliche Anhalten einiger Freunde und Gönner niederländischer Dichtkunst, meine zerstreuten Gedichte in einer Sammlung zu vereinigen und auf's Neue zu veröffentlichen gedenkt, so muß ich's gegen meinen Willen geschehen lassen, daß man als Kunst einige Reime und Verse mitversteigere, die besser ausgeschieden und verworfen würden."

Mit diesem anspruchslosen Geständniß begleitete Vondel die Ausgabe seiner kleineren Dichtungen, welche der Buchhändler Hartgers 1644, drei Jahre nach seiner Conversion, herausgab. Das buchhändlerische Unternehmen beweist, daß Vondel trotz aller stattgehabten Angriffe zahlreiche Freunde und Gönner zählte, trotz seines Rücktritts zur Kirche auch beim protestantischen Publikum Anerkennung fand. Aber auch an Gegnern fehlte es noch immer nicht. In der Sammlung von Hartgers waren die religiös-politischen Hechelgedichte (hekeldichten) ausgelassen worden, besonders diejenigen, welche mit den religiösen Anschauungen des Convertiten nicht mehr übereinstimmten und welche er als Katholik lieber der Vergessenheit anheimgegeben hätte. Dieses Umstandes bemächtigte sich ein junger industriöser Mann von etwa 20 Jahren, sammelte alle ausgelassenen Stücke, schrieb eine Einleitung, worin des Dichters Kunst zwar gelobt, sein religiöser Charakter aber nach dem gewöhnlichen Schimpfrecept (Wankelmuth, Phantasterei, mala fides u. s. w.) angegriffen wurde, und gab das Büchlein als „Zweiter Theil von Vondels Poesie" 1647 zu Schiedam[1] heraus. Besonders fiel der feindliche Herausgeber über die „Einleitung zu Grotius' Testament" her, welche den Protestanten ganz und gar nicht bequem war. So erzählt Brandt, und fügt bei, daß es dem jungen Menschen ganz ernst damit gemeint war, Vondel zu schaden, daß derselbe aber, zu reiferen Jahren gelangt, seinen Streich bereut und Vondel, wie auch dessen Freunden, Abbitte geleistet habe. Wie jetzt ziemlich feststeht, war dieser junge Mann Niemand anders als Brandt selbst und er hat sein Unrecht dadurch gut gemacht, daß er

---

[1] Brandt sagt „zu Rotterdam", was aber ein Versehen ist. S. J. A. Alberdingk-Thijm, Portretten van Joost van Vondel. Amsterdam, van Langenhuyzen, 1876. S. 120. N. Kunstbode. I. Nr. 14, und van Lennep. IX. 145.

später selbst Vondels aufrichtiger Freund und Lebensbeschreiber geworden ist.

So nahe übrigens der boshafte Herausgeber den religiösen Überzeugungen des Dichters trat, als Dichter hat er ihm wohl nur sehr unbedeutend geschadet. Der zweite Theil spendete den Protestanten den allerdings nicht sehr vielsagenden Trost, daß Vondel auch einmal ihnen angehört, mit ihnen gegen Papisten und Spanier gewettert und für das unfehlbare Privaturtheil geschwärmt hätte, daß sein schönes Talent nur durch Wankelmuth und Charakterschwäche ihnen abtrünnig geworden sei, lockte sie aber durch eben diesen schlechten Trost an, auch ferner von seinen Leistungen Notiz zu nehmen und dieselben, so weit es anging, sich gefallen zu lassen.

Vondel erleichterte ihnen diesen geistigen Verkehr, indem er bald nach seiner Conversion von der ausschließlichen Behandlung religiöser und zwar specifisch-katholischer Stoffe wieder allmählich auf die freiere und weitere Bahn zurücklenkte, auf welcher er sich früher bewegt hatte, seine literarischen Studien fortsetzte, an dem öffentlichen Leben seiner Vaterstadt und Heimath den regsten Antheil nahm und durch Gelegenheitsdichtung einen ansehnlichen Kreis von Freunden und Bekannten erfreute. Er war wieder ganz der Vondel von ehedem: der unermüdlich fleißige Arbeiter am Aufbau niederländischer Sprache und Literatur, der begeisterte Sänger der freien Niederlande, ihrer Staatsmänner, Helden, Künstler und Gelehrten, der allzeit muntere Gesellschafter der feiner gebildeten Bürgerwelt, der unerschöpfliche Stadt- und Festpoet der großen Handelsmetropole Amsterdam.

Stadtpoet von Amsterdam zu sein, war damals keine Kleinigkeit. Die Vereinigten Niederlande waren eine Großmacht ersten Ranges, die erste Seemacht der Welt. Holland war die mächtigste der sieben freien Provinzen, Amsterdam die Seele von Holland. Die mächtigen Bürgerfamilien der Stadt schickten ihre Söhne als Gesandte nach London, Stockholm, Moskau und Paris, als Admirale und Capitäne hin über den atlantischen und stillen Ocean, als Statthalter und Colonialbeamte nach den Molukken und nach den Antillen, nach Vorderindien und Brasilien, nach New-York, das damals noch Neu-Amsterdam hieß, und nach dem fünften Welttheil, der den Namen Neu-Holland trug. Sie regierten die Insel Ceylon und das Capland. Sie pachteten den Häringsfischfang an der englischen Küste und den Walfischfang in Grönland, sie machten den Engländern und Dänen die Küsten Nordamerika's streitig,

den Spaniern die Philippinen, den Portugiesen nahmen sie die Herrschaft über die Sunda-Inseln ab und für einige Zeit sogar das Scepter über Brasilien. 35 000 Schiffe unter ihrer Flagge befuhren den Ocean und der große Mittelpunkt dieser Seeherrschaft war Amsterdam, dessen Paläste, Magazine, Festungswerke ein Riesenwald von Masten umzingelte. Ihre Seehelden: Tromp, de Ruyter, de Witt und wie sie alle heißen, führten mit den Admiralen Cromwells und den letzten Stuarts den größten Weltkampf, der bis dahin zur See geführt war; ihre Staatsmänner tagten neben den Repräsentanten der ältesten Dynastien auf dem Friedenscongreß zu Münster, verhandelten mit Kaisern und Königen über die entscheidendsten Lebensfragen der europäischen Politik; ihre Würdenträger, wenn auch nur Häupter großer Bürger- und Kaufherrnfamilien, beanspruchten mit vollem Recht, von den Gesandten der Mächte al pari behandelt zu werden, so gut wie die Vertreter der alten Seerepublik Venedig, in deren Bundesgenossenschaft Holland um diese Zeit mehr als einmal die gemeinsame Sache der europäischen Christenheit verfocht [1].

Aber Amsterdam war nicht nur der Mittelpunkt des damaligen Welthandels, sondern auch der Sitz eines regen geistigen und religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, so gut wie das damalige Paris oder London. Nichts ist falscher, als sich die Niederländer jener Zeit als philisterhafte Krämer und Mäkler, rohe Matrosen und Schiffszimmerleute zu denken. Ihr Hugo Grotius war der erste Rechtsphilosoph jener Zeit, dazu ein bedeutender Humanist und Theolog, ihr Johann de Witt ein Staatsmann ersten Ranges, ein hervorragender Mathematiker, ein republikanischer Charakter von altrömischem Metall. Ihr Christian Huyghens förderte die Mathematik durch die wichtigsten Forschungen, entdeckte und berechnete den großen Ring des Saturn und stellte zuerst die Undulationstheorie des Lichtes auf. Ihre protestantischen Theologen Voetius, Coccejus, Maresius, Makovius, Amesius, Alting rechnen die Protestanten noch heute zu den hervorragendsten Größen ihrer theologischen Wissenschaft. Mit den blühenden Hochschulen zu Leyden, Franeker und Gröningen wetteiferten die Akademien von Utrecht und Harderwyk, von Deventer und Amsterdam in allseitiger Pflege des intellectuellen Lebens.

---

[1] Diese Bundesgenossenschaft gefiel sogar P. C. Hooft. Er fragt:

„Wo ist ein Paar so beherzt, so kräftig und klug,
Wie der Leu mit dem Schwert und der Leu mit dem Buch?"

d. h. der holländische Löwe und der Markuslöwe mit dem Evangelienbuch.

Classische Philologie und Bildung waren in Amsterdam und Leyden durch Männer von europäischem Ruf vertreten: zu Amsterdam lehrte Caspar Barläus, zu Leyden Gerhard und Isaac Voß. Neben den classischen Studien blühte eine einheimische Geschichtschreibung und Literatur empor. Die schönsten classischen Stücke, wie die Electra des Sophokles, kamen auf das Theater und fanden Beifall. Italienische und deutsche Künstler, wie z. B. Sandrart, ließen sich in Holland nieder. Die feinere Gesellschaft der großen Handelsstadt stand ganz auf der Bildungshöhe ihrer Zeit. Als Zufluchtsort aller Bedrängten bot sie den verschiedensten religiösen, politischen und wissenschaftlichen Richtungen Raum zur Entwicklung dar. Hier trafen portugiesische Juden mit englischen Puritanern, verbannte Franzosen mit deutschen Wiedertäufern zusammen. Hier wuchs mit dem Studium der Naturwissenschaften die neuere Philosophie auf; hier entwickelte sich, neben dem bunten Treiben protestantischer Secten, die moderne Aufklärung. Während Vondel sich mit den Amsterdamer Prädicanten satirisch herumschlug, stellte Descartes in Amsterdam, Leyden und Harlem astronomische Beobachtungen an. Während Vondel in Amsterdam Davids Psalmen übersetzte, ward Spinoza in derselben Stadt am Studium cartesianischer Philosophie zum Pantheisten.

Dem regen bunten Geistesleben der holländischen Hauptstadt ging ein nicht minder erregtes politisches zur Seite. Kaum hatte der völkerrechtliche Friedensschluß zu Münster dem achtzigjährigen Kampf der abgefallenen Niederlande mit Spanien ein Ende gemacht, da trat schärfer als je der Dualismus hervor, welcher in der Verfassung des neuen Großstaates lag und dessen freie Bürger in zwei feindliche Heerlager trennte. Hier die aus den tüchtigsten Bürgerfamilien hervorgewachsene Aristokratie der sieben unabhängigen Staaten, mächtig durch ihren Reichthum, ihr Talent, ihre Energie und Freiheitsliebe, gestützt auf die republikanische Verfassung und auf ihre Verdienste um dieselbe — dort ein Fürst, nur durch das Gebot der Nothwendigkeit von den souveränen Staaten zu ihrem Oberfeldherrn und in gewissen Fällen zum Schiedsrichter bestellt, mächtig durch seinen militärischen Einfluß und die ruhmreichen Siegeserinnerungen seines Stammes, im Kampfe gegen die Aristokratie gestützt auf die Armee, auf die Plebs, auf alle Mißvergnügten, die an der bestehenden Ordnung etwas auszusetzen hatten. Die aristokratische Bürgerpartei stand seit dem Kampfe zwischen Oldenbarneveldt und Moritz von Oranien im Bunde mit den Verfechtern der religiösen

Toleranz und Freiheit; die Oranische Partei stützte sich auf die Bekenner des alten starren Calvinismus. Prinz Friedrich Heinrich, seit 1625 Statthalter über die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Overyssel, hatte durch weise versöhnliche Politik die Gegensätze einigermaßen zu balanciren und die beiden Parteien zu einheitlicher Action gegen Spanien zu einigen gewußt. Aber bei seinem Tode (1647) brach der innerlich fortbestehende Gegensatz wieder zum offenen Kampfe aus. Wilhelm II., sein Sohn und Nachfolger, 21 Jahre alt, als der westphälische Friede geschlossen wurde, begabt und ehrgeizig, benützte die erste sich darbietende Gelegenheit, um seine Macht zu erweitern. Als Schiedsrichter in einem Competenzstreit, welcher sich zwischen der Provinz Holland und den andern vier Provinzen entspann, maßte er sich dictatorische Gewalt gegen die erste Provinz an, verhaftete den Admiral Witte Cornelisz de With, der ohne seine Erlaubniß aus Brasilien in den Haag gekommen war, ließ sechs der einflußreichsten Abgeordneten der Provinz Holland im Schloß Löwenstein einkerkern und eine Truppenabtheilung auf Amsterdam losmarschiren, um die Stadt zu überrumpeln (30. Juli 1650). Nur der Muth und die Entschlossenheit der Amsterdamer Bürger rettete die Stadt vor dem Überfall und gab dem Grafen Wilhelm von Nassau, Statthalter der Provinzen Friesland und Gröningen, Zeit, ihre Freiheit zu sichern. Als Wilhelm II. bald darauf starb, beschlossen die Generalstaaten, die im Januar 1651 im Haag zusammentraten, dieses Amt nicht wieder zu besetzen. Unterdessen aber umdüsterte sich der politische Horizont von außen. Cromwell, als Haupt der englischen Republik, erließ noch in demselben Jahr die Navigationsacte, durch welche Schifffahrt und Handel der Niederlande auf's Empfindlichste eingeschränkt wurden. Ohne vorherige Kriegserklärung griff der englische Admiral R. Blake am 29. Mai 1652 die holländische Flotte unter Martin Tromp an, weil dieser sich geweigert hatte, seine Flagge vor den Engländern zu streichen. Umsonst suchte der Großpensionär Adrian Pauw, als Gesandter nach London beordert, den Ausbruch eines Seekrieges zu hemmen. Der Krieg ward erklärt und fast zwei Jahre lang beiderseits mit größter Energie geführt. Der holländische Handel litt empfindliche Störung, aber die holländischen Waffen eroberten sich, trotz mancher Niederlage, den glänzendsten Ruhm. Noch im August 1652 zersprengte der Admiral Michael de Ruyter eine der seinigen weit überlegene Flotte bei Plymouth. Im October mußten sich de Ruyter und Witt vor den vereinigten Flotten

Blake's und Askue's zurückziehen, aber schon im December trieb sie Martin Tromp in die Themse zurück. Eine Seeschlacht bei Portland (28. Februar 1653), fortgesetzt am 1. und 2. März in der Nähe der Insel Wight, blieb unentschieden, die Holländer verloren 18, die Engländer 24 Schiffe. Johann van Galen, Admiral der holländischen Flotte im Mittelmeer, errang am 15. März bei Livorno einen glänzenden Sieg über die englische Flotte, die an der Küste von Toscana kreuzte, starb aber neun Tage darauf an seinen Wunden. In zwei folgenden Seeschlachten (12. Juni und 10. August) konnte Tromp gegen die Übermacht der Engländer keinen Vortheil gewinnen, in der zweiten fiel er von einem der ersten Schüsse; doch die Seinigen wehrten sich so wacker, daß der Sieger fast eben so großen Verlust erlitt, als der Besiegte: General Monk 8 Schiffe, die Holländer 10.

Als der Friede von Westminster 1654 dem langen Seekampf ein Ende machte, entwickelten sich neue innere Wirren. Durch den geheimen Vertrag mit Cromwell (acte van seclusie), welcher die Oranier auf immer von der Statthalterschaft ausschloß, kränkte Johann de Witte auf's Tiefste deren noch immer mächtige Partei. Auf religiösem Gebiet rief die Philosophie des Descartes eine neue Bewegung hervor, indem die eine Partei der protestantischen Theologen, an deren Spitze Voet (Voetius) stand, die cartesianische Philosophie als glaubensgefährlich verurtheilte, während die andere unter Cock (Coccejus) das Studium der Philosophie und der weltlichen Wissenschaften auf's Eifrigste empfahl. Jene wurden von der Partei der Oranier, diese von der Partei der Aristokraten gestützt. Bis 1672 blieb indeß die letztere am Ruder. Unter ihrem glänzenden Führer, dem Großpensionär Johann de Witt, einem der größten niederländischen Staatsmänner, befestigte sie sich in ihrer Macht durch neue Grundgesetze gegen die frühere Statthalterschaft („das ewige Edict" und die „Harmonieacte"), griff 1655—60 entscheidend in den schwedisch-polnischen Krieg ein und führte siegreich einen zweiten Seekampf gegen England.

Das war die Welt, die Zeit, in welcher Vondel lebte und dichtete. Bei einem zarten Lyriker, bei einem nur um sein Theater besorgten Bühnendichter wäre es durchaus überflüssig, an all das zu erinnern. Aber Vondel war der Sänger dieser bunten Welt, der Sänger dieser erregten Zeit. Er hat sie als Dichter mitgelebt. In seinen Oden, Liedern, Festgesängen, politischen Gedichten, Satiren und Epigrammen zieht sie in buntem Schauspiele, bald jubelnd, bald trauernd, bald kampf-

lustig, bald Frieden athmend, bald erhaben pathetisch, bald wild aufflammend, aber immer von wahrer, begeisterter Vaterlandsliebe durchhaucht, an unserem Blicke vorüber.

Jetzt dankt er in schwunghafter Ode dem sonst so verhaßten Boreas, daß er Hugo Grotius, die Zierde Hollands, länger in der Heimathstadt zurückgehalten, jetzt weiht er dem scheidenden Freunde das letzte Lebewohl, jetzt klagt er trauernd am Grabe des Besten der Männer. Katholiken und Protestanten streiten sich um Grotius: Vondel nimmt ihn für die katholische Kirche in Anspruch. In den Streit hinein klingt fröhliche Festmusik: die Polenkönigin Louise Marie von Gonzaga besucht auf Weihnachten die holländische Weltstadt, und Vondel heißt sie im Namen derselben willkommen. Das Jahr darauf führt der Kurfürst von Brandenburg eine andere Louise, die älteste Schwester des Statthalters Wilhelm II., als Braut heim; in feierlicher Hochzeitsrede mahnt Vondel sie:

„Gemeiner Freiheit Schutz und Schirm zu sein,
Des Landmanns Hals nicht unter's Joch zu beugen,
Vor Qual und Druck die Treuen zu bewahren,
Mit Mutterhuld zu walten ob dem Reich:
Güte macht Fürst und Fürstin Göttern gleich!"

Wieder tönt die Todtenglocke. Man trägt den Humanisten Caspar Barläus zu Grabe. Statt Rache zu nehmen für die hämische Unduldsamkeit, die Baerle und Hooft gegen ihn bewiesen, trauert Vondel herzlich um die Beiden, welche Amsterdam zu einem zweiten Thal Tempe gemacht, deren Freundschaft selbst der Tod nicht lösen kann.

In vollstem Herzensjubel aber zieht er den Friedensboten entgegen, welche mit dem Ölzweig auch die feierliche, völkerrechtliche Urkunde bringen, daß Europa die Niederlande als selbständige Republik anerkannt; mit gleichem Jubel spricht er den Segensspruch zum Bau eines neuen Stadthauses und stimmt den Bausang an.

Dazwischen klingen Grabgesänge, Glückwünsche, Hochzeitslieder aus dem Freundeskreis. Martin Lootens gratulirt Vondel, daß er, trotz so vieler Sterbefälle ringsum, den Muth hat, die verwaiste Stadt mit einer frohen Hochzeit zu trösten. Der Braut seines Freundes Jakob Hinlopen, des großen Walfischfängers in Grönland, wünscht er Glück, daß sie ihn, den Beherrscher aller Walfische, in's Netz gebracht. Seinen Freund David Leeuw (Löwe) malt er als unzähmbaren Löwen.

„Nein, wir sind zu frei geboren:
Niemand legt uns Fesseln an.
Soll die Maid den Mann beherrschen,
Bringen in den Zauberbann?
Soll ein Leu sich zähmen lassen,
Der die eig'nen Kräfte kennt?
Vor wem soll ein Leu erblassen?
Freiheit ist sein Element,
In der Freiheit muß er leben,
Muß er sterben, wie ein Held,
Das ist ihm als Recht gegeben,
Ihm urkundlich zugestellt!"

Doch wie der grimme Wüstenkönig auch die Mähne schüttelt, Fräulein Cornelia Hooft macht alle seine Freiheitsideen zu nichte, nimmt den „Löwen an's Band" und der Dichter gratulirt zur glücklichen Bändigung. Aber während die Einen neue Familien gründen, sinken andere liebe Freunde in's Grab. Jetzt folgt der Dichter im Trauermantel dem Leichenzug des wackern Bürgermeisters Pankras, jetzt hat er den Tod des großen Philologen Gerard Vossius zu beklagen, jetzt ist er in Trauer um den trefflichen Stadtorganisten Dietrich Zweling und mit ihm trauert Orgel und Stadt.

Inzwischen ist die Revolution in England ausgebrochen. Eine ganze Reihe von Gedichten zeichnet ihren Beginn, Fortschritt, ihr blutiges Ergebniß. Der Dichter ist wohl Republikaner, aber nicht Revolutionär. Er ehrt als Patriot vor Allem die gesetzliche rechtmäßige Ordnung. In Holland ist's die Republik, in England ist's die Monarchie. Lange bevor Cromwell als tyrannischer Gewaltherrscher der niederländischen Republik feindlich gegenübertritt, erhebt Vondel schon seine Stimme gegen die hungrigen „puritanischen Bettelsäcke", die aus ihren unwirthlichen Öden herniedersteigen, um Faß und Speicher der wackern Bürgerschaft von London zu leeren. Zürnend verfolgt er sie in seinen geharnischten Liedern und Satiren: Klage über die Rebellen in Großbritannien. — Morgenwecker der Sabbatisten. — Der Rath der Abenteuer. — Mundus vult decipi (1644). — Henriette de Bourbon's Großmuth zu Whitehall entstellt. — Karl Stuarts gemarterte Majestät. — Auf die Königsmörder von England (1649). — Die Pfingstblume von Schottland (1651). — Protector Währwolf (1653). — Cromwells heuchlerisches Schreckensregiment züchtigt er in folgenden derb drastischen Versen:

Protector Währwolf.

Mylord Isegrim, vom Teufel besessen,
Hat dem guten Hirten die Kehle abgefressen:
Dafür ward er selbst bestellt nun zum Hirten
Über Schafe und Böcke, die weitverirrten.
Fleischhalle und Beil bewacht er mit Hunden,
Die Häupter sind mit Halsbändern wie Rekel gebunden.
Er mag die Schafe scheeren, schinden, schlachten um die Wette,
Spicken und braten am eigenen Fette:
Er kriegt dafür von den Blinden und Seh'nden
Steuer und Schiffsgeld, Zoll und Zehnten.
Doch liest er die Bibel, dann ist es schon,
Als predigt' der Teufel die Passion,
Dann kann er Schweinsthränen weinen und glucken,
Ganze Sümpfe voll, draus Krokodile gucken.
Ach, arme Gentlemen! Beklagt eure früheren Sünden:
Bald wird er den Schwanz über'n Kopf euch binden.
Ihr quältet König Karl, so nach wie vor:
Jetzt putzt euch der Schrubber, der Protector.

Doch ein größerer, schönerer Horizont geht jetzt vor dem Dichter auf. Die Helden der Niederlande waffnen sich zum Kampfe gegen die Anmaßungen Cromwells, gegen die Verletzung des bestehenden Seerechts durch die Navigationsacte. Tromp, de Ruyter, de Witt, van Galen ziehen aus mit ihren herrlichen Flotten. Der Canal und das Mittelmeer hören den Donner ihrer Kanonen. England macht Holland die Weltherrschaft streitig, welche sie den Spaniern abgenommen. Beide Republiken bieten ihre ganze Macht auf. Amsterdam hallt wieder von ängstlichen Befürchtungen, von Trauerbotschaften, von neuen Rüstungen, von Kampfesruf, von Siegesnachrichten. Die Helden der Niederlande verrichten Meisterstücke der Kriegskunst zur See, Wunder der Tapferkeit. Wie glüht des Dichters Herz mitten in diesem Kampfe! Wie wird er zum Herold der allgemeinen Begeisterung! Wie besingt er den Heldenmuth eines Tromp, eines de Ruyter, eines Galen! Freilich, seine Verse sind nun nicht immer glatt frisirt, aber Kraft glüht darin und Feuer eines wahren Patrioten.

Schiffskrone für Johann van Galen.

Soll der Leu von Holland rasten
Nach dem ersten, zweiten Strauß?
Nein! Schon holt zum Schlage wieder
Nach dem Mittelmeer er aus,
Dort an des Toscaners Strand,
Trifft in's Herz von Engelland

Und zerreißt's — die Fetzen fliegen!
Klagt nun noch, er werd' nicht siegen!

Schiffe packt er mit den Zähnen,
Feuer trifft das Pulverhaus,
Wenn die grimmen Augen lodern,
Lunten gleich, zum Haupt hinaus,
Wenn er wüthet, wenn er rast,
Gluth aus seinen Nüstern blast,
Blutgetränkte Meereswellen
Schäumend aus dem Rachen quellen.

Um den Meerfluch abzuzahlen,
Steht am Posten Jeder treu,
Und der muth'ge, wack're Galen
Setzet alle Segel bei,
Da er fünfzehn Räuber sieht
Außer Medici's Gebiet
Taumeln auf dem salz'gen Grunde,
Wie ein Rudel Wasserhunde.

„Auf, ihr Diebe! Auf zum Streifzug!
Treibet jetzt Verrätherei!"
Rief er, „die ihr Schiffe raubtet,
Als man baut' auf eure Treu',
An des Herzogs Freundesstrand
Sich're Ruhe sucht' und fand,
In des freien Hafens Wellen,
Unbesorgt um Raubgesellen.

„Seid ihr Krieger, zieht den Schweif nicht
Ein, wie Rekel, scheu und wirr.
Stümper in Gefahr! Hier gibt es
Nicht Rebhuhn auf Zinngeschirr!
Keine Saucen, fein und gut,
Kocht man in des Kampfes Gluth,
Hier schaut man ganz and're Tonnen,
Als der Brauer braut in Lonnen![1]

„Keine meilenbreite Brustwehr
Schützt euch. Poltern hilft nicht viel.
Rüstig Bord an Bord zu keilen:
Das ist des Bataviers Stil!"
So rief Galen. Auf sein Wort
Keilt man munter Bord an Bord,
So daß Brust und Rippen stöhnen
Unter der Geschütze Dröhnen.

---

[1] Für „London".

Tausend Italieneraugen
Von Livorno's Mauerkranz
Spähen seewärts nach der Küste
In den wilden Waffentanz,
Wen des Märzsturms jäher Blitz,
Wen das donnernde Geschütz,
Gluth und Dampf in wirrem Ringen
Soll erretten, soll verschlingen.

In das eine Bein getroffen,
Galen auf dem andern ruht,
Fest am Mast und unverdrossen,
Immer kühn und wohlgemuth
In der Kugeln Hagelsturm,
Ein granit'ner Felsenthurm,
Froh bereit, auch Leib und Leben
Für das Vaterland zu geben.

Keinen scheut er. In des Feindes
Räuberhöhle bringt er vor,
Stürmt und ringt, zurückgeschlagen,
Wieder zu dem Wall empor.
Hei! wie toll er stößt und preßt!
Endlich fällt das Drachennest,
In dem eig'nen Netz ergriffen,
Das gespannt war unsern Schiffen.

Hurrah! wie die Funken stieben!
Wie das Schlachtgewitter rauscht!
Einer springt, Zwei sinken nieder,
Drei erfaßt des Siegers Faust.
Schreckensbleich die Andern flieh'n,
Sich dem Tode zu entzieh'n,
Bergen sich im Meer gleich Möven,
Nicht zu reizen mehr den Löwen.

Stolz mag Livius nun prahlen
Mit den Helden von Papier:
Wägt sie ab mit unser'm Galen,
Uns'res Heldenruhms Panier!
Fragt den Herzog, der geseh'n
Diesen Siegestag ersteh'n,
Flammen hin durch seine Lande,
Und die Pest entflieh'n vom Strande.

Das heißt fegen seine Straße
Von heillosem Schlamm und Schaum!
Frei nach Smyrna zieht die Flotte,
Füllt der Schiffe weiten Raum
Mit des Perserreiches Pracht,
Kehret fröhlich heim und lacht

Über Englands Königsschlächter,
Gottes und des Rechts Verächter.

Ja, das heißt die See befreien
Und den Handel von Gefahr,
Und so tauschen wir, was Stambul,
Was Italien uns beut dar,
Ein für Indiens reiche Fracht,
Ein für das, was Hollands Macht
Selbst erringt und mag ersinnen,
Gold'ne Schätze zu gewinnen!

Dieselbe Kraft patriotischer Begeisterung durchwogt die gleichzeitigen Gedichte: Freie Seefahrt (an Admiral Martin Tromp). — Leichenfeier Johann van Galens. — Tod des Admiral Tromp. — Nicht Krämergeist, nicht Habsucht, nicht blinder Nationalgeist ist der Quell dieser Begeisterung, sondern wahre, heilige Liebe zum Vaterland. Für sich begehrt der Dichter keine Ruhmeskränze, keine goldene Beute. Nachdem die ruhmvollen Schlachten geschlagen, die Macht des Vaterlandes neu gefestigt ist, zieht er froh hinaus auf's Land, ergeht sich unter den grünen Eichen der Villa Rustenbergh, freut sich mit den Bienen am Buchweizenfeld und sehnt sich, frei und ledig aller Stadtsorge, mit den Vögeln im Busche um die Wette zu singen.

Lied im Freien (Wildzang).

Was sang das munt're Vögelein
Im Garten auf dem Baum?
„Wie herrlich blinkt der Sonnenschein
Am gold'nen Himmelsraum!
Wie rauscht im frischen Eichenlaub
Der kühle Morgenwind,
Wie strahlt der Butterblume Gold,
Des Lieds kein End' ich find'!
Frei fliegen wir, frei geben wir
Des Herzens Wünschen Recht,
Indeß der Filz sein Potgeld spart,
O Mensch! du armer Knecht!
Kein Eichbaum grünt in Amsterdam!
O Börse, sorgenkrank,
Wohin noch nie die Freude kam,
Kein sel'ger Herzensdank!
Wir Vögel fliegen, warmbeflaumt,
Im Baume ein und aus,
Der Himmel schafft uns Trank und Kost,
Ist unser Dach und Haus.
Wir säen nicht, wir mähen nicht,

Uns nährt des Bauern Hand,
Die Tafel deckt zur Erntezeit
Für uns das ganze Land.
Wir minnen ohne Haß und Neid
Und halten Tanz und Sang,
Das Brautfest hat nicht fixe Zeit,
Es währt das Leben lang!"
Wer nun ein Vöglein werden will,
Schaff' sich ein Flaumgewand,
Flieh' aus dem Stadtlärm, wild und schrill,
Hinaus in's freie Land!

Da auf grüner Au, zwischen den blühenden Büschen, ergötzt sich der anspruchslose Sänger an den Eclogen und Georgica seines lieben Virgil, erfreut seine Freunde mit neuen Gelegenheitsversen und wirft auch wohl einen muntern Scherz zu Papier wie den folgenden:

Der gestörte Minnegott.

Die stolze Venus sprach
Zu ihrem kleinen Zwerg:
„Geh' hin, bestürm' das Dach
Des trotzigen Rustenberg,
Das uns'rer Fackeln, uns'rer Waffen spottet für und für
So frech: es nagt schon lang am Herzen mir!"

Husch! zog Cupido gleich
Die schnellen Flügel an,
Nahm seinen zähen Bogen
Und einen Köcher voll
Der besten Pfeile — spitz und leicht und glatt,
Und schwebt dahin auf luft'gem Pfad.

Im Fluge sah der Gott,
Der alle Welt bezähmt,
Des Schlosses Giebel schon
Von fern durch Busch und Baum
Aufragen und zieht ein mit siegesfrohem Sinne:
Welch Schloß, welch Bollwerk trotzt der Macht der Minne!

Doch fand in diesem Kreis
Er bitter sich enttäuscht,
Bei rüst'ger Arbeit bot
Ihm Jeder Widerstand,
So rasch er auch in jugendlichem Zorn
Bei ihrem Werke Alle nahm auf's Korn.

Der Erste warf die Scheer'
Ihm grollend nach dem Haupt —
Ein fährliches Gewehr;
Wie stand der Gott verblüfft!

Ein Anderer schleuderte — es war kein Spaß —
Ihm auf den Leib ein bleiern' Dintenfaß.

Der Dritte hielt ein Messer
In seiner Faust und hieb
Und stach die Kreuz und Quer,
Wie auch der Minn'gott fluchte,
Zerschnitt den Bogen ihm, brach ihm den Pfeil,
Der lose Schütze blieb kaum selber heil.

Der Vierte spaßte nicht,
Er griff das lange Rohr,
Das manchen Vogel spießt',
Legt' an und droht' und schwor,
Den Schützen, eh' er sich könnt' einmal recken,
In seine Vogeltasche einzustecken.

Da floh der Minnegott
Dahin, woher er kam,
Und klagt sein Leid der Mutter:
Nicht Pfeil, nicht Minneflamm'
Trifft dieß Geschlecht, das, immer treu und stet
An seinem Werk, den Müßiggang verschmäht."

Doch es ist schwer, kaum erreichbar, in kurzer Skizze von dieser äußerst mannigfaltigen Gelegenheitsdichtung ein deutliches Bild zu entwerfen. Von all den pikanten Ingredienzen, mit welchen Leben und Lied der meisten modernen Dichter durchsäuert ist, findet sich da so gut wie nichts. Keine verschmähte Geliebte, keine untreue Geliebte, kein schmelzender Mondenschein, keine romantischen Träumereien, keine Verzweiflung, keine Raserei, keine verzauberten Prinzessinnen, kein glückseliges Zigeuner- und Vagabundenthum, keine Pistolenduelle, keine hängenswerthen Gedanken, kein Weltschmerz! Da blüht weder die berühmte blaue Blume der Romantik, noch die Myrte des neueren Classicismus, weder orientalische Palmen, noch wilde Lianen aus tropischer Zone.

Ist irgendwo Hochzeit im Freundeskreise, so bringt Vondel dem glücklichen Paar sein Hochzeits-Carmen. So viele er deren schon verfaßt, weiß er doch immer wieder etwas Schönes, Neues, Gemüthliches zu sagen. Stirbt ein Rathsherr, Bürgermeister oder sonst bedeutender Mann, so wird denselben bald in einer schwunghaften Ode, bald in einem treffenden Epigramm ein Denkmal gesetzt. Ist irgendwo ein neues Gemälde aufgestellt, kömmt ein neues bedeutendes Werk heraus, der Maler, der Dichter oder Schriftsteller muß zum Dank dafür ein Gedicht haben. Brennt Kirche oder Stadthaus ab, so erhält die

Bürgerschaft eine herzliche Elegie; wird ein neues Stadthaus, ein neues Festungswerk gebaut, so erhält sie einen Bausang. Empfängt die Stadt feierlich einen Fürsten oder eine Fürstin, so hält der Stadtpoet seine Begrüßungsrede in Alexandrinern; schickt sie Geschenke, so legt er ein paar Verse bei; errichtete sie Jemanden eine Statue, dann schreibt er die Inschrift; ist ein Fest, so darf sein Spruch ebenso wenig fehlen, als Blumenkränze, Glockengeläute und Festmusik. Das geht so fort von 1641 bis 1674, wo der 87jährige Greis seine letzten zwei Hochzeitslieder dichtete.

Die Sammlung seiner kleineren Gedichte ist wie eine große Zeitung, in welcher das bunte Menschenleben nach allen Seiten hin besprochen wird. Da treffen wir Leitartikel über die brennendsten Zeitfragen und über die wichtigsten Tagesereignisse, aber auch Todesanzeigen, Hochzeitsaufgebote, Einladungen zu Festen und Festberichte, Nekrologe, Bücherannoncen, Kunstkritiken, persönliche Streitfragen, Alles in buntem Wechsel, wie es Jahr für Jahr mit sich bringt. Alle die bedeutenden Namen, deren wir schon gedacht, ziehen da an uns vorüber: Grotius, de Witt, die beiden Huyghens, Voetius, Coccejus, Tromp, de Ruyter, Wassenaer, die beiden Voß, Barläus; dazu die regierenden Fürsten und Potentaten dieser Zeit: Kaiser Ferdinand III. und Leopold I., Christian von Schweden, Karl X. von Schweden, Friedrich III. von Dänemark, die Päpste jener Zeit von Urban VIII. bis zu Clemens IX., der Protector Cromwell, Karl II. von England, die Statthalter Wilhelm II. von Oranien, Moritz von Nassau, der kriegerische Bischof Christoph Bernard Galen von Münster. Aber wie in Dante's Gesängen mischt sich in die glänzende Procession weltgeschichtlicher Gestalten das Bürgerthum in all seinen Schattirungen, wie es nur in Republiken zur Geltung kommt, in Monarchien vor den Sternen höherer Ordnung meist verschwindet. Ja, Vondel bringt weit mehr als der große Florentiner in's Volk herab. Da erscheinen neben den feierlichen Bürgermeistern und Schöffen, Gesandten und Diplomaten, Bischöfen und Theologen Leute von allen Ständen, Altern und Berufsklassen: Musiker und Maler, Ärzte und Juristen, Mathematiker und Physiker, Land- und Seeoffiziere, Handelsleute und Grundbesitzer; junge Brautleute, die Hochzeit halten; alte Bürger, die ein Jubeljahr feiern; Studenten, die doctoriren; Mädchen, die den Schleier nehmen; Prädicanten, die Katholikenhetze treiben; Ordenspriester, die nach mühevollem Wirken das Zeitliche segnen; Beamte, die nach Ostindien abgehen; Krieger, die von Candia wiederkehren.

Und das sind nicht Lieder eines demagogischen Strebers, der nur im Interesse der eigenen Eitelkeit irgend welcher Coterie dient: es sind die Lieder eines schlichten Mannes, eines ehrwürdigen Greises, der in guten und bösen Tagen ganz in und mit seinem Volke lebt, dessen Interessen von den höchsten und würdigsten Gesichtspunkten auffaßt, das Vaterland um Gotteswillen liebt, neidlos alles Gute und Große anerkennt, Niemand verachtet, in der bescheidensten Lebensstellung sich glücklich fühlt, von ganzem Herzen demokratisch denkt und dichtet, für den schlichtesten seiner Mitbürger ebenso gut ein Lied hat, wie für die Häupter und großen Männer seiner Republik.

Die Zahl dieser kleineren Dichtungen, von der Conversion Vondels bis zu dessen Tode, mag zwischen 400 und 500 betragen. Er hat wohl deren noch mehr verfaßt, die dem Fleiße der Sammler entgingen. Das religiöse Element ist dabei lange nicht so stark vertreten, als das weltliche, was aber gar nicht befremden kann und noch viel weniger auf eine Abnahme des religiösen Eifers hindeutet. Wie früher, waren es meist biblische Stoffe, die er in seinen Dramen behandelte; religiöse Stoffe, die er in seinen langen Lehrgedichten ausführte, die er als seine Hauptarbeit auffaßte und bevorzugte. Dazu übersetzte er in dieser Zeit das ganze Buch der Psalmen in den mannigfaltigsten gereimten Versmaßen, so lebendig, schwunghaft, reich in Sprache, Reim und Formvollendung, daß man sein Psalterium, der Königin Christine nach deren Conversion zugeeignet, füglich als Kern seiner religiösen Lyrik betrachten könnte. Daran reihen sich Übersetzungen der schönsten Lobgesänge des Breviers, wie des Benedictus, des Magnificat, des Stabat Mater, Paraphrasen des Vaterunsers und des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und einige sehr innige Betrachtungen zum Leiden Christi: „Gethsemane“ oder Engelstrost und „Ecce homo“. Legendenartig gemüthlich ist die

Einsame Andacht in den Fasten.

Ein stiller Klausenar
Nahm seiner Horen wahr,
Wo 's Bächlein spiegelklar
  Längs seiner Zelle fließt,
Den Kleegrund glättend netzt,
Die dürren Lippen letzt,
Den Busch in Saftstrom setzt
  Und mild begießt.
Da geht er sorgenlos.
Doch was taucht, hehr und groß,

Dort fern im Waldesschooß
Auf wie ein Dom?
Andächtig, liebentbrannt
Dringt sein Blick unverwandt,
Bogengleich, straff gespannt
Hoch über'n Wolkenstrom,
Wo Engelein singen,
Musiciren und klingen
Und tanzen und springen
Um Gott, ihre Sonne, ihr seliges Loos:
„O Jubel, o Lust, wie reich, wie groß!"

Nun saß, nun sprang er was,
Nun fleht', nun sang er das,
Schrieb wohl ein Blatt und las.
Dann pries sein Mund
In Weisen, süß und mild,
Gott, seiner Hoffnung Schild,
Der Flammen noch so wild,
Löscht aus zur Stund'.
Dann sprach er wohlgemuth:
„Kenn' dich, Gespensterbrut,
Schreckgeist, der nimmer ruht.
Mit Gottes Wort
Nach langer Fastenfrist
Den Herren Jesus Christ
Mit Pracht und Höllenlist
Drängtest an Bord.
Wie du Alles auch mengelst,
Uns lockest und gängelst,
Dein Antlitz verengelst:
Der Neid bist du, Ausgeburt höllischer Qual.
Pack' dich! Ich begehr' nicht den gift'gen Pokal!

„Kenn' deine Possen gleich,
Sind nur ein Gaukelstreich;
Höll' ist dein Himmelreich,
Voll Weh, voll Pein.
Du hüllst den Stein in Gold,
Prüfst mich gar fein und hold,
Man geizt nach deinem Sold.
Doch Stein bleibt Stein.
Die Kost ist viel zu rauh;
Wird's auch dem Leibe flau:
Manna wähl' ich und Thau.
O plumper Fund!
Thor, wer in's Netz dir geht!
Kiesel sind kein Bankett;
Leckeres Mahl nur weht
Lockend zum Mund.

Pech dampfst du und Kohlen,
Geh' anderswo johlen,
Geh' Andere dir holen!
Gott's Knecht hält treu sich, einfältig und recht
Zu Jesus und kämpfet mit ihm sein Gefecht.

„Böt'st du mir noch so viel,
Als einst im Bergschauspiel,
Als ohne Maß und Ziel
Stolz beut die Welt:
Nichts will ich, nichts davon,
Nicht süßer Freude Lohn,
Nicht Ruhm, Palast und Kron',
Alles zerfällt.
Wollust sei mir dieß Buch,
Dieß Plätzchen mir genug,
Das Stumme macht mich klug
Mit trautem Klang.
Da schützt mich Gottes Hut,
Sein Geist, das höchste Gut,
Flammet mit Lebensgluth
Durch meinen Sang.
Magst, Welt, du entschweben,
Jesus ist mein Leben,
Will Alles mir geben,
Der Herr und sein Kreuz, sie halten hier Wacht —
Das Traumbild der Hölle zerstiebet in Nacht."

Wie übrigens unter den profanen, so sind auch unter den geistlichen Gedichten die meisten Gelegenheitsgedichte. Sind jene der Wiederhall des großen politischen und bürgerlichen Lebens, das die mächtige Weltstadt belebte, so sind diese der sanfte Wiederschein des katholischen Lebens, das mitten im babylonischen Wirrwarr der protestantischen Secten, neben dem emporkeimenden Unglauben still und unscheinbar, aber mächtig und segensvoll emporblühte und einen immer ansehnlicheren Kreis der Amsterdamer Bürgerschaft mit den Interessen und Schicksalen der katholischen Weltkirche verknüpfte. Sie führen dem katholischen Leser ein ähnliches, freundliches und tröstliches Bild vor, wie es die katholische Kirche heute vielfach in großen, vorherrschend heterodoxen oder ungläubigen Großstädten darbietet. Sie ist die Beraubte, Entwürdigte, Verschmähte, gesetzlich Verbannte. Nur ihr wird, bei allgemeinem Ruf nach Freiheit, die Freiheit beschränkt und verkümmert. Sie, die einst ganz Europa als Königin mit tausend Wohlthaten überhäufte, schleicht jetzt als dienende Magd in den Straßen herum und wird nur darum geduldet, weil sie Armen, Verlassenen, Leidenden

die Hilfe spendet, die sonst Niemand spenden will. Aber sie ist da, spendet Wohlthaten aller Art mit voller Hand aus; zieht, im allgemeinen Verfall und in der Zersplitterung der religiösen Überzeugungen, die edleren Gemüther, die klareren Geister erst vereinzelt, dann zahlreicher an sich; wächst unter stetem Kreuz und vielfacher kleinlicher Verfolgung; mehrt sich durch Bekehrte, durch Verbannte und Auswanderer, durch Glaubensboten, die eigener Opfergeist zur Verbreitung des Evangeliums antreibt; entwickelt, obwohl von allen Seiten gehemmt, die mächtige Triebkraft, die sie schon in den ersten Jahrhunderten in den Großstädten der Römer entwickelte, und zeitigt die schönsten Blüthen christlicher Vollkommenheit und heldenmüthigen Opfersinns.

Das ist das wohlthuende Bild, das uns aus Vondels religiösen Gelegenheitsgedichten entgegenleuchtet. Noch am 27. Januar 1651 beschlossen die Generalstaaten, welche soeben die Oranische Statthalterschaft abgeschafft hatten, daß die reformirte Religion gemäß der Synode von Dordrecht auch fürder Staatsreligion bleiben und alle gegen die Katholiken erlassenen Ordonnanzen in Kraft bleiben sollten. Und doch lebten Katholiken, eifrige Katholiken durch das ganze Land hin. Katholische Missionäre, Weltpriester und Mitglieder verschiedener Orden wirkten in allen Provinzen. Keine Chikanen bigotter Staatsbeamten vermochten sie wegzuscheuchen, keine Macht der öffentlichen Meinung vermochte ihre Thätigkeit aufzuhalten. Die Zahl der Katholiken wuchs stetig und ihr Eifer nahm zu. In Amsterdam wirkten ausgezeichnete Priester, wie der Pfarrer Leonhard Marius, die Jesuiten Peter Laurens und Augustin van Teylingen, der Convertit Nihusius [1]. Söhne braver und begüterter Familien folgten dem Priesterberuf und gingen nach dem nachbarlichen Löwen, um dort ihre Studien zu machen und nach Vollendung derselben als Apostel in ihre Heimath zurückzukehren. Edle Töchter solcher Bürgerfamilien, denen Reichthum und Schönheit die glänzendsten irdischen Aussichten eröffneten, entsagten der Welt und weihten sich in verschiedenen Orden dem Dienste Gottes. Angesehene Bürger standen für die Interessen der Kirche ein, folgten den kirchlichen Ereignissen mit innigster Theilnahme und befanden sich in regem Verkehr mit ihren unmittelbaren Seelsorgern, auch direct mit dem apostolischen Stuhl. Kurz, Rom war auch in Amsterdam, und Vondel war auch der Sänger dieser

---

[1] S. Räß, Convertiten, V. 97 ff.

katholischen Kreise, wie er in der Öffentlichkeit für ihren bedeutendsten Repräsentanten galt.

Wer sich in die Zeitlage hineindenkt, wird nicht ohne Rührung die vielen liebevollen, glaubensfreudigen Herzensergießungen lesen, mit welchen der echtkatholische Dichter bis in's Greisenalter hinein seine Glaubensgenossen ermuthigte: wie er bald einen Studenten der Theologie für den Kampf begeistert, der seiner harrt; bald einem neugeweihten Priester herrlicher, als es die schönste Festrede könnte, die Größe und Erhabenheit der empfangenen Würde und des eucharistischen Opfers auseinandersetzt; bald einer frommen Braut Christi den Ruhm einer hl. Agnes oder einer hl. Clara besingt, oder das Glück der religiösen Gelübde mit einer Innigkeit erhebt, die an die mittelalterlichen Dichter des Franciscanerordens, an Spee und Balde erinnert. So singt er z. B. bei der Einkleidung seiner Nichte Anna Bruiningh im Kloster der armen Clarissen zu Brüssel:

„Wenigen hat Gott verliehen,
All', was Herz und Aug' entzückt,
In dem Lenze ihres Lebens
Gott zu weih'n, das ew'ge Wort,
Jesu rechte Hand zu trauen,
Ihm zu folgen unter's Kreuz,
Ohne Umseh'n, ohne Reue,
Still, gehorsam, arm und keusch,
Nachts zu beten und zu wachen
Auf dem Berg, dem keuschen Mund
Süßen Wohlschmack zu versagen,
Immer gottgetrost und froh,
In Gedanken stets erhoben
Zu des Himmels Heiligthum,
Voll Vertrauen dein zu harren,
Auf der Seelen Bräutigam.
Solch ein Loos, das allerschönste,
Solch ein köstliches Juwel
Ist jetzt Anna zugefallen
Aus des Himmels reichem Schooß;
Cherubine, Seraphine
Steigen nieder, um der Maid
Festtag glänzend zu bestrahlen,
Da sie rüstig, froh im Geist,
Nach Franciscus' strenger Regel
Folgt der heil'gen Clara Spur,
Freudig hintritt zum Altare,
Wie von süßem Minnepfeil
Aus den Höh'n in's Herz getroffen."

All die erwähnten Männer: Marius, Teylingen, Laurens, Rihusius, hat Vondel in seinen Gedichten verewigt. In herzlichem Trauerlied klagt er um den verstorbenen Provikar und Erzpriester Heinrich Bleß. Dankbar setzt er dem seeleneifrigen Jesuiten Halman die Grabschrift:

„Hier ruht nun Halman, der nicht Ruhe kannte,
Bis seines Eifers Gluth im Tod erlosch."

Bewundernd feiert er die Kunstfertigkeit des durch seine Blumenmalerei berühmten Laienbruders Daniel Seeghers; munter fordert er den angehenden Theologen Wandelman auf, ein muthiger Vertheidiger der katholischen Wahrheit zu werden:

„Onder 't piepen, brullen, bassen
Vlammen-spuwen en grimassen
Van 't veelhoofdig helsch gespan,
Wandelt wakkre Wandelman,
Zonder haar of nop te zengen,
Met een zucht, om elk te brengen
In Gods heillicht, daar men niet,
Niet dan God en klaarheid ziet."

„Einmal römisch geworden," sagt van Lennep, „war es klar, daß Vondel, wie alle Convertiten, für die Lehre einstand, welche für die orthodoxeste galt, und so viel mehr zu jener Partei hinüberneigte, die man heute gewöhnlich die ultramontane nennt, als zu ihren Gegnern." Das ist durchaus wahr, wenn man sich den Ultramontanismus nicht als Partei denkt, sondern als jene schlichte, einfache, kirchliche Gesinnung, mit welcher alle treuen Katholiken von jeher den apostolischen Stuhl als Mittelpunkt der kirchlichen Einheit, als unfehlbaren Lehrstuhl der Wahrheit, als Sitz der höchsten geistlichen Machtfülle verehrten; jene schlichte, kindliche Gesinnung, mit welcher die Gesellschaft Jesu gleich den andern religiösen Orden allzeit die Rechte und Prärogative des Papstthums vertheidigt hat. In diesem Sinne war Vondel recht ultramontan, recht jesuitisch.

Eine ganze Reihe von Gedichten und eine Menge von Stellen in seinen größeren Arbeiten bezeugen diese innige Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl. Sämmtlichen Päpsten, die während seines langen Lebens denselben innehatten: Urban VIII., Innocenz X., Alexander VII., Clemens IX., Clemens X., hat er durch feierliche Loblieder, Grabgesänge, Widmungen seine Ehrfurcht ausgedrückt; an Clemens X. unterzeichnete der 83jährige Greis, da ihm die Ärzte das Dichten verboten

hatten, wenigstens eine Ergebenheitsadresse. Aus seinen Liedern spricht der innigste Glaube an die göttliche Einsetzung und die erhabene Weltbestimmung des Primats, die größte Begeisterung für die päpstliche Machtfülle und für die Unfehlbarkeit des im Papst fortlebenden Apostelfürsten.

Eine andere Reihe kleinerer Dichtungen feiert den vielgehaßten und vielgeschmähten Orden der Gesellschaft Jesu; ihren Stifter Ignatius von Loyola; den großen Apostel Indiens, den hl. Franz Xaver; den edeln Freund Karls V., Franciscus von Borgia, der die herzogliche Krone mit jener der Demuth vertauscht; den gelehrten Athanasius Kircher, den „Ödipus der Hieroglyphen"; den Orden selbst, als Leuchtthurm der Irrenden in sturmbewegter Zeit; die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu in der Republik Venedig, aus welcher sie durch die Ränke Sarpi's und anderer Feinde fünfzig Jahre (1606—1657) ausgeschlossen war.

Gewissermaßen den Übergang von der religiösen zur politischen Gelegenheitsdichtung bilden drei Kreise von Gedichten, in welchen beide Elemente vereint erscheinen. Die Heldin des ersten ist die berühmte Königin Christine von Schweden, deren freundschaftliche Beziehung zu Grotius den Dichter schon zu mehreren Gedichten inspirirte, deren Conversion, Thronentsagung und Romfahrt vor Allem seine mächtigste Begeisterung wachrief. Einen zweiten Kranz von Gedichten von schon vorherrschend politischem Gepräge bilden jene, welche den Seekämpfen der Venetianer gegen die Türken gewidmet sind. Eine kleinere Anzahl von Gedichten endlich verherrlicht das heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Aufgabe und Weltstellung er ganz im großartigen Sinne des Mittelalters auffaßt. Der Kaiser ist ihm noch der erste und erhabenste Fürst im Rath der europäischen Mächte, der gottgesetzte Schirmherr der Kirche, der Schiedsrichter der christlichen Völker, der Mittelpunkt ihrer Familie, ihr Anwalt und Oberfeldherr gegen die feindliche Gewalt des Islams. Voll von dieser hehren Aufgabe des deutschen Kaiserthums, begrüßt er in einer Epistel an Nihusius die Wahl Leopolds I. zum römischen König, gibt dem Prinzen Moritz von Nassau, der für Kur-Brandenburg 1657 zur Kaiserwahl zog, seine poetische Instruction mit und huldigt dem neuen Kaiser Leopold I. in herzlichem Lied:

Auf die Krönung des römischen Königs und Kaisers Leopoldus, allzeit Mehrer des Reiches.

Laßt den rhein'schen Birkenmeier[1] kreisen nun, wie sich's gebührt!
Denn des Reiches Fürsten haben einen Kaiser uns gekürt.
Goldgeschmückt, im Krönungsmantel steht der Sohn des Ferdinand,
Mit des Reiches heil'gem Scepter, mit des Apfels Diamant.
Grüßet froh die junge Sonne, die im Osten sich erhob,
Da die alte uns verblichen, Schreckensnacht das Reich umwob.
Seht am Mainstrom hell sie strahlen und vergolden Stadt und Land:
Nacht und Nebel, Streit und Hader flieh'n von dem beglückten Strand.
Türken und Tataren ziehen jeder heim, es weicht die Noth
Und was dunkler, schreckensvoller Deutschland mit dem Fluch bedroht'.
Leopoldus schmückt die Krone mit der Ahnherrn Majestät,
Würd'ger Väter Muth und Weisheit seiner Kraft zur Seite steht.
Byzanz starrt darob erschrocken; doch die Donau rauscht beglückt,
Freudig läuten rings die Glocken, und der Rheinstrom jauchzt entzückt.
Alles jubelt, Alles jauchzet, hofft, vereint zum Freudengruß
Froher Jahre, gold'ner Zeiten Freude, Frieden, Überfluß.
Herrlich ragt, wie Deutschlands Eichen, durch der Zeiten Sturmgebraus,
Sohn des Ferdinand, dein Stammbaum, dein ehrwürdig Kaiserhaus.
Laß auch uns, Bataviens Söhne, unten weit am fernen Rhein
Deiner Macht und deines Sieges, deines Segens theilhaft sein!

A. Baumgartner S. J.

Die Reform unserer Gymnasien.

XI. Die Heranbildung praktischer Schulmänner.

Wir haben in der vorhergehenden Abhandlung gezeigt, daß der heutige Bildungsgang der Lehramts-Candidaten uns im besten Falle Gelehrte, in den wenigsten Fällen praktische Schulmänner liefert.

Nun aber gilt vom Lehrer das Nämliche, wie vom Gymnasiasten: Nicht ein großes Maß des Wissens, sondern die Fertigkeit im Können gibt den Ausschlag. Wie oft haben sich Männer, die ein glänzendes Staatsexamen abgelegt hatten, nachher als mittelmäßige Praktiker bewährt, weil sie ihr Wissen den Knaben nicht methodisch vermitteln konnten![2]

---

[1] Ein Pokal aus Birkenholz.

[2] Der Verfasser der schönen Artikel „Leben und Schule" in den histor.-polit. Bl. (Bd. X S. 335) führt als Hauptgebrechen der modernen Schule an „die mangelhafte

Man ist von dem Irrthume F. A. Wolfs ausgegangen, daß es für den Gymnasiallehrer eine eigene „Alterthumswissenschaft" gebe, die man auf der Universität, wie Rechts- und Heilkunde, studiren müsse, und so ist man auf eine eigene „philosophisch-philologische" Facultät verfallen, welcher so ziemlich alle jene Hochlehrer, die man sonst nicht unterbringen kann, eingereiht werden. Hier soll sich der künftige Lehrer durch ein Labyrinth von theoretischen Hilfsfächern winden und sich mit einem Wissen anfüllen lassen, das er später zum kleinsten Theile verwerthen und, soweit er es nöthig hat, viel leichter selbst erwerben kann. Aber es handelt sich ja gar nicht um die graue Theorie und die ars longa, sondern um die Praxis und die vita brevis. Für einen begabten jungen Mann ist es leicht, in kürzester Zeit in den Geist und die Methode philologischer Studien einzubringen; aber „selbst ist der Mann"! Er muß durch Selbststudium unter Anleitung eines erfahrenen Mannes das Nöthige erringen [1]. In diesem Geiste hatte J. G. J. Hermann seit 1834 die Direction des philologischen Seminars zu Leipzig geführt, wie er schon vorher als Professor darauf drang, das eigene Urtheil der Candidaten in engerem Kreise des Forschens zu wecken und zu schärfen, Gründlichkeit und Geschmack in Betreibung der philologischen Studien zu verbreiten. So wurden seine Schüler tüchtige Schulmänner, nicht weil, sondern obgleich sie auf der Universität gewesen waren; denn nicht durch die Vorlesungen, sondern durch eine entferntere Oberleitung ihrer Privatstudien und durch den Anstoß zu selbsteigener Thätigkeit wurden sie oft in wenigen Semestern soweit gefördert, daß sie mit Ehren ein Schulamt antreten konnten.

Ausbildung der Lehrer selbst, von welchen mehrere nur wie akademische Docenten sich zu verhalten wissen, andere ohne alle Lehrgabe unterrichten, und nicht wenige von der Erziehung der Jugend so viel wie nichts verstehen, was nicht selten auch an ihren eigenen Kindern wahrzunehmen ist. Meistens ergibt sich am Ende der langen Mühe eine einseitige Verstandesbildung (nicht einmal!), in deren Gefolge nur zu häufig die Flachheit, der Dünkel und Unglaube sich einzustellen pflegen. Auch der Gewinn an Kenntnissen steht mit der darauf verwendeten Zeit in keinem günstigen Verhältnisse, und erfahrene Lehrer selbst bekennen, daß bei einer zweckmäßigeren Einrichtung und Methode dieselben oder noch bessere Resultate leichter in vier als jetzt in acht Jahren zu erreichen wären".

[1] „Nur wer sich mit eig'nen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften —
Kunst ist keine Kameradschaft." Lenau.

Hieran haben wir einen deutlichen Fingerzeig, wie der praktische Schulmann herangebildet werden muß, und wir freuen uns, mit dieser Anschauung nicht allein zu stehen. In den „Neuen Jahrb." (1878, S. 384) schließt ein erfahrener Verfasser seine Vorschläge für die „Bildung des jungen Philologen" mit den Worten: „Meine Meinung ist, daß die Philologie keine Alterthumswissenschaft, ja überhaupt keine Wissenschaft (à la F. A. Wolf) sei, sondern daß sie eine Thätigkeit sei, nennen wir es künstlerische Thätigkeit, welche den Zweck hat, durch eigene Arbeit den Geist des Alterthums in seinen hervorragendsten Erzeugnissen, der Sprache und der Literatur, kennen zu lernen. Die Studienzeit ist dazu bestimmt, zu dieser Kunst eine Anleitung und in derselben die nothwendige technische Übung zu geben, den jungen Mann Geist, Methode und Ziel seiner Thätigkeit kennen zu lehren, ihn in eine bestimmte Richtung einzuweisen und vor falschen Wegen zu hüten. Da hierzu nicht bloß Belehrung nöthig ist, sondern auch Vorbilder, so wird die Anleitung ihm solche Vorbilder aufstellen, und überhaupt den Geist des eigenen, freien, selbständigen Arbeitens in ihm erwecken. Und da die alten Sprachen sich der Seele nicht besser einpflanzen, als durch den lebendigen Gebrauch ihrer, so wird es gut sein, wenigstens eine dieser Sprachen bis zum freiesten Gebrauch einzuprägen."

Die zwei Angelpunkte, um welche sich die philologische Bildung tüchtiger Schulmänner drehen muß, sind das Wissen und das Können, aber beide so in einander verflochten, daß sie sich gegenseitig tragen: das Wissen soll nicht ein passives Aufnehmen des von Anderen Errungenen, sondern die Frucht des eigenen Thuns und Könnens sein; und dieses eigene Erzeugniß befähigt den jungen Mann, den Gang der selbstgemachten Arbeit auch dem Knaben beizubringen. Was ich als fertige Waare von einem Anderen geschenkt erhalten habe, kann ich einem Dritten nur wieder als Geschenk geben; was ich selbst hervorgebracht habe, darin kann ich auch Andere unterrichten, daß sie es ihrerseits hervorbringen können. So wenig Jemand durch Vorlesungen über Farben, Formen und Anatomie zum Maler wird, so wenig wird ein junger Mann durch das Anhören akademischer Vorträge über Philologie zum Schulmanne.

A. Das Wissen.

Wir setzen natürlich Lehramts-Candidaten voraus, welche ihr sechsjähriges Gymnasium und dreijähriges Lyceum mit Ehren durchlaufen

und die verschiedenen Jahresprüfungen anstandslos bestanden haben. Eine derartige Bildung möchte wohl für das Lehramt in den untersten Klassen des Gymnasiums ausreichen; aber es ist immerhin ein solches Maß des Wissens beim angehenden Lehrer wünschenswerth, daß er vorkommenden Falls ohne zu langwierige Vorbereitung in den sämmtlichen Gymnasial-Klassen mit Nutzen unterrichten kann.

Nämlich einer der beklagenswerthesten Übelstände an unserer Neuschule ist der endlose Wechsel der Lehrer und der Schüler, über welchem jede Geistes- und Charakterbildung der Jugend bitteren Schaden leidet; ein Wechsel, welcher dort am großartigsten auftritt, wo er am nachtheiligsten wirkt, an den größeren Gymnasien. So berichtet W. Gebhardi über das achthundert Schüler und siebenundzwanzig Lehrer zählende Gymnasium zu Posen[1]: „Von den 800 Schülern bekommt der einzelne Lehrer nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil auf eine kleine Spanne Zeit in seine Behandlung; sie gehen zu schnell und zu häufig von Hand zu Hand. Wie viel lohnender und erfolgreicher muß die Thätigkeit eines Lehrers sein, der beispielsweise seine Schüler in dem wichtigsten Unterrichtszweige der Gymnasien, dem Latein, vier Jahre in den beiden obersten Klassen ausbildet und durch die Pforten der Anstalt bis zum Übergang auf die Hochschule begleitet, als der Zustand, wo der Schüler denselben Unterricht in der gleichen Zeit mindestens bei vier verschiedenen Lehrern durchmacht! Dieser Umstand kann für die Resultate am Schluß unmöglich segensreich sein."

Nun ja, diese Einrichtung hatte bestanden, bevor ein unsäglich abhängiges Beamtenthum sich der Gelehrtenschule bemächtigte und diese in eine verwickelte Bildungsfabrik umgestaltete: das Aufsteigen des Lehrers mit seiner Klasse war ehedem in allen nur möglichen Fällen stehende Sitte. Auch die Ratio studiorum schreibt den Provincialen vor, daß die Lehrer mit jener Klasse beginnen sollen, welcher sie an Wissen überlegen sind, damit sie auf solche Weise jährlich mit einem Guttheil ihrer Schüler zur höheren Klasse mitaufsteigen können[2]. Es wäre nun das denkbar Vollkommenste, wenn jeder Lehrer seine Klasse von Anfang bis Ende des Gymnasial-Cursus begleiten könnte; weil dieß jedoch bei der Verschiedenheit der Begabung in den seltensten Fällen durchführbar ist,

---

[1] „Neue Jahrbücher", 1877, S. 407 f.

[2] Reg. prov., n. 29: „Curandum etiam, ut nostri initium docendi faciant ab ea schola, qua superiores scientia sint, ut sic quotannis ad altiorem gradum cum bona parte suorum auditorum possint ascendere."

so muß der Wechsel des Lehrers doch nach Kräften vermindert, daher jeder Candidat für die sämmtlichen Gymnasial-Klassen vorgebildet werden.

Aber von wem? Sicher nicht von Universitäts-Professoren; denn sie können wohl akademische, aber nicht leicht Gymnasial-Lehrer heranbilden, besonders da Männer wie Hermann sehr selten auftreten. Wie im Gegentheile jeder Handwerker von einem Meister seines Gewerbes, so muß der Lehramts-Candidat von einem bewährten Manne seines Faches in das künftige Amt eingeleitet werden. Aus diesem Grunde halten wir wenig von den mit Universitäten verbundenen philologischen Seminarien, nicht bloß weil sie zu akademisch sind, sondern auch weil sie keine Sicherheit für die persönliche Erziehungstüchtigkeit ihrer Schüler bieten. Sind doch unsere Universitäten großentheils vom religiösen Nihilismus angesteckt und außer Stande, christliche Schulmänner zum Heile der studirenden Jugend zu liefern. Vor Allem müßten wir Katholiken schmerzliche Einbußen in kirchlicher Beziehung fürchten, wie neueste Erfahrungen beweisen [1]. Mehr als jedes andere Amt fordert jenes des Gymnasial-Lehrers eine Hingabe und einen Opfergeist, wie sie nur auf dem Boden eines lebendigen Glaubens gedeihen. Weder in theoretischer, noch in praktischer, noch in religiöser Beziehung können wir daher dem künftigen Schulmann den Besuch einer Universität oder eines mit ihr verknüpften philologischen Seminars empfehlen.

Der angehende Schulmann muß von einem bewährten Schulmanne herangebildet werden.

Der Gymnasialplan der Gesellschaft Jesu fußt auf einer Erfahrung von Jahrhunderten und aus allen Himmelsstrichen; er aber schreibt den Provincialen vor, zur Heranbildung junger Gymnasial-Lehrer in jeder Provinz zwei bis drei in diesem Fache bewährte Schulmänner zu bestimmen, welche sich ausschließlich mit diesem Amte beschäftigen sollen [2].

---

[1] „Daß überhaupt eine wesentlich bessere Ausbildung der Gymnasiallehrer durch die in Vorschlag gebrachten, vom Staat anzulegenden Seminarien zu erreichen sei, möchten wir schon deßhalb nicht zu behaupten wagen, weil in der That nicht einzusehen ist, warum aus solchen Anstalten heilsamere Resultate für die Gymnasien sich ergeben sollen, als aus den verunglückten Schullehrer-Seminarien für die Elementarschulen hervorgegangen sind." Histor.-polit. Bl., Bd. X S. 339.

[2] Ratio studiorum, Reg. prov., n. 22: „Ad conservandam humaniorum literarum cognitionem et magistrorum veluti seminarium fovendum, binos minimum aut ternos habere studeat in provincia his literis et eloquentia praestantes. Quod consequetur, si ex iis, qui ad haec studia idonei propensique sunt, non-

Hier haben wir bis auf's Wort das ächte „Seminar", nur heißt es nicht philologisches, sondern Seminarium magistrorum, und wird nicht von Hochlehrern, sondern von erprobten Schulmännern des Gymnasialfaches geleitet.

Jedem Unbefangenen muß es in die Augen springen, daß dieß der einzig natürliche Weg zur Gewinnung fähiger Lehramts-Candidaten ist. In jeder Provinz gibt es einige ältere Lehrer, die für das Schulamt kaum noch die nöthige Geistesfrische und Körperkraft besitzen, die aus naheliegenden Gründen die Pensionirung nicht nachsuchen, die jedoch ganz ausgezeichnet für die Leitung eines Seminars wären. Zwei Männer dieser Art würden hinreichen; selbstverständlich müßte die von ihnen geleitete Anstalt mit einem größeren Lyceum verbunden sein, so daß das Leben und Wirken der Lehrer und Schüler, das Ziel und der Geist der Gymnasial-Bildung stets verkörpert vor den Blicken der Studirenden ständen, auch die nöthigen literarischen Hilfsmittel zur Hand wären.

Und nach welcher Methode müssen die Seminaristen geschult werden? Nicht durch das Hören von Vorlesungen, sondern durch ein solides Selbst-Studium unter der freien Oberleitung der genannten Vorstände[1]. Der junge Mann, der sich zum Gymnasial-Lehramt vorbereitet, muß sein Latein und Griechisch nebst der Geschichte so studiren, daß er seine Kenntnisse bei den Knaben pädagogisch verwerthen kann. Wie das Grundwesen des Gymnasial-Unterrichtes darin besteht, die jugendlichen Geister an der Hand des Lateins zum Können im richtigen Sprechen und Schreiben zu üben, so muß auch das Wissen des Lehrers eine Frucht des eigenen Thuns und Könnens sein. Nicht was uns mühelos mitgetheilt worden, sondern was wir selbst, allerdings unter einer gewissen entfernteren Anleitung, erstudirt haben, wird so sehr unser volles persönliches Eigenthum, gleichsam ein integrirender Theil unseres Ich, daß wir auch Andere darein einüben können, also Schulmänner sind. In diesem Geiste ist Hermann, eine seltene Ausnahme unter den Hochlehrern, vorangegangen.

„Hermann war namentlich, wie überall dem Schein, dem durch Vielwisserei erzeugten Schein von Gelehrsamkeit feind; gegen diesen

---

nullos subinde huic rei dicare studeat ceteris facultatibus quantum satis est excultos, quorum opera ac sedulitate bonorum professorum genus quoddam ac tanquam seges ali ac propagari queat." Vgl. F. J. Buß, Die Gesellschaft Jesu. Mainz 1853. 2. Abth., S. 1517 ff.

[1] Vgl. Roth, Gymnasial-Pädagogik, S. 285 ff.

Schein hat er sich ununterbrochen mit großer Energie ausgesprochen. Die wahre Gelehrsamkeit ist nicht eine *äußerlich erlernte* oder gesammelte, sondern eine mit Urtheil verbundene, in den eigenen Geist aufgenommene, zu einem Stück von uns selbst gewordene. Eine solche Gelehrsamkeit, da sie nicht ohne gründliches Studium, nicht ohne ein sicheres Bewußtsein der Gründe der Überzeugung sein kann, ist nur in einem *beschränkten Kreise* zu erwerben. Hermann hielt daher seine Zuhörer in einem eng begrenzten Raume fest und nöthigte sie, hier die geistige Kraft zusammenzunehmen, zu üben und zu bilden. Das Erste, was er von dem tüchtigen jungen Manne forderte, war die Wahrheit seines Wissens, die mit der Lauterkeit der Gesinnung Eins war. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, welche sich dieser Pflicht des strengen und mühsamen Suchens nach der Wahrheit zu entziehen suchten: gegen diese äußerte Hermann rücksichtslos seine Feindschaft und Verachtung. Er verschmähte auch den kleinen wohlerworbenen Gewinn nicht; er war überzeugt, daß auch in diesem Kleinen ein Zuwachs der geistigen Kraft und der Gesinnung liege. So hat er eine große Zahl geistig tüchtiger, im Leben überall brauchbarer, in der Gesinnung fester, ernster und freier Männer gebildet, die wie er selbst, der geistes- und willensstarke Mann, die Wahrheit und Solidität ihres Wissens in Wort und That bekundet haben."[1]

Nicht das Vielwissen, sondern das Vielkönnen und das selbsteigene Streben macht den guten Lehrer aus, darum muß er in diesem Geiste erzogen werden. Nicht als „vollendeter Gelehrter", wie unsere heutigen Prüfungs-Ordnungen voraussetzen, sondern als angehender Gelehrter soll er einmal die ihm angewiesene Klasse betreten, soll seine Aufgaben wohl vorbereiten, und zwar im Hinblicke gerade auf das Bedürfniß seiner

---

[1] Roth (S. 370) erzählt aus seiner eigenen Jugend Folgendes: „Es gab Lehrstunden, wo der Lehrer, selbst unvorbereitet, über die mangelhafte Vorbereitung der Schüler heftig schalt, und am Ende, wenn Keiner das seltene Wort kannte, selbst an die verwerflichen und verbotenen Hilfsmittel appellirte. In solchen Lehrstunden ist dem Verfasser dieses Abschnittes Homer, den er für sich eifrig zu studiren begonnen hatte, Virgil und Terenz auf lange Zeit ungenießbar geworden. Lehrstunden der Art sind Pflanzschulen aller unlauteren Neigungen und Gewohnheiten, nicht bloß durch die allerdings höchst gefährliche Langeweile und den eigentlichen Unfug, der hieraus erwächst, sondern auch durch die Unredlichkeit, die, von gewissenlosen und schwachen Lehrern fast unmittelbar in dem Schüler erzeugt, oft, was das Ärgste ist, durch eine stille oder offene Übereinkunft zwischen den Schülern und einem solchen Lehrer geübt wird."

dießjährigen Schüler, soll überzeugt sein, daß er in ernstem Fleiße zuerst das beste Beispiel geben müsse und niemals ausgelernt habe. Was hilft es im entgegengesetzten Falle, wenn der Lehrer über die Vorbereitung auf seine Schulstunden erhaben ist, wenn er jahraus jahrein stereotyp seine bestimmten Schablonen festhält, bei diesem Kapitel gerade diese Bemerkung, bei jenem diesen „Witz" macht, wenn er zwar den Cäsar, aber nicht den Sallust „kann"? [1] Diese unheilvolle Gattung von Lehrern kann nur vermieden werden, wenn der Candidat sein sprachliches Wissen und Können durch eigene saure Arbeit erringen muß, statt das auf der Universität „Gehörte" papageienartig nachzuplappern.

In solchem Geiste lese und studire der Candidat zunächst die auf den Gymnasien vorkommenden lateinischen und griechischen Auctoren, mit der Feder in der Hand und stets auf seine philologische Ausbildung bedacht; den Cornelius Nepos und Cäsar ganz, Livius großentheils, von Tacitus die Germania und die Annalen, von Cicero mindestens drei Reden mit Ausarbeitung der rhetorischen Analyse, drei philosophische Schriften und die Freundesbriefe; den Virgil und Horaz ganz, von Ovid die Fasti oder Metamorphosen. Wir haben von diesen Classikern derartige Ausgaben, daß das Anhören akademischer Vorlesungen über dieselben rein überflüssig erscheinen darf. — Unter den Griechen ist Homer vor Allem ganz zu lesen, da eine genaue Bekanntschaft mit ihm jedem Schulmanne nöthig ist, von Xenophon die Cyropädie und Anabasis, von Herodot etwa zwei Bücher, die Staatsreden des Demosthenes, einige Dialoge Platons, einige philosophische Schriften des Aristoteles, von Sophokles drei Dramen, von Äschylos und Euripides je eines mit genauerem Studium der Metrik. Dieß sind freilich zunächst nur Vorschläge, die je nach den Bedürfnissen des einzelnen Candidaten und nach dem Ermessen des Seminar-Directors modificirt werden müssen; dieser Letztere aber soll nur zu und in dem Studium anleiten, Fingerzeige geben, den Fleiß überwachen, unübersteigliche Schwierigkeiten lösen, also nur leiten, nicht lehren.

Zudem muß auf schöne und fließende Übersetzung der Alten, besonders der Dichter, gehalten werden, denn hieran erkennt man zugleich den tüchtigen Schulmann und den Philologen. Neben der soliden Lektüre muß das selbstthätige Studium der Grammatik gehen, nicht in systematischer Ordnung, die nicht viel hilft, sondern durch Studium

---

[1] „Noctes scholasticae" in den „Neuen Jahrbüchern", 1878, S. 382.

specieller Abschnitte bei vorkommenden Fällen und durch scharfe eigene Beobachtung, die bald zur Erkenntniß führt, daß man den gedruckten Grammatiken nicht unbedingt glauben darf. In derselben Weise ist auch das Sachliche in der classischen Literatur je bei vorkommenden Fällen, ja nicht nach Wolf'scher Weise als zusammenhängende „Wissenschaft", einzuprägen, weil sonst über dem realistischen Beiwerke leicht der eigentliche Zweck, eine tüchtige sprachliche Durchbildung, verloren ginge. Ebendasselbe gilt über die Literaturgeschichte der Alten und über die Stellung des jeweilig zu lesenden Schriftstellers in der gesammten Geistes-Entwicklung des betreffenden Volkes. Das ganze Gebiet der Erudition prägt sich in der angegebenen Weise am leichtesten und nützlichsten ein; etwaige Lücken lassen sich nach Bedürfniß im Verlaufe des Schulamtes selbst ausfüllen.

Es handelt sich vornehmlich im Seminar um einen ersten und nachhaltigen Anstoß zum emsigen Selbstforschen, welches den Grundton des künftigen Lehrerlebens abgibt, nicht um einen bureaukratischen Abschluß der Bildung in einem „Staats-Examen", nach welchem das Ausruhen auf den erworbenen Lorbeeren so nahe liegt, ein Verderben für die Schulen.

Da jedoch die Geschichte und die deutsche Literatur am Gymnasium nicht zu umgehen sind, so muß der Candidat in den beiden Gebieten wenigstens sich soweit umsehen, daß er sie einmal mit Ehren in der Schule geben kann, wobei nur zu bedenken ist, daß der Gymnasial-Lehrer zunächst nicht auf eine Stelle als ordentlicher Professor der Geschichte oder als Germanist an einer Universität reflectirt [1].

Dieser Kreis des Wissens, wie wir ihn hier vorschlagen, ist zwar nicht weitumfassend, geht aber desto mehr in die Tiefe und erfordert die volle Thätigkeit des jungen Mannes in einer Weise, die ihn an selbständiges und strebsames Arbeiten gewöhnt, daher eine unmittelbare Vorschule zum Lehramt ist [2].

---

[1] Auch Roth (S. 359) verlangt nur, daß der zu examinirende Candidat „von allgemeiner Geschichte und Geographie diejenige Kenntniß an den Tag legt, welche beweist, daß er sich zum Behuf des Unterrichts darin orientiren kann".

[2] An anderen Vorschlägen in Betreff der Lehrerbildung fehlt es bekanntlich nicht; ihre große Menge beweist zunächst, daß an dem bisherigen Studiengange Vieles auszusetzen ist, und in ihrer großen Mehrheit halten sie in der Hauptsache an dem heute Bestehenden fest. So schlägt H. Fischer (Die Reform der höheren Schulen. Greifswald 1876; s. „Neue Jahrbücher", 1876, S. 392 ff.) Folgendes vor: 1) ein volles Reifezeugniß ohne Compensationen; 2) eine nach Vollendung der Uni-

B. Das Können.

Das Lehramt erfordert eine Summe körperlicher und geistiger Eigenschaften, deren Nichtbeachtung sich später bitter rächt. Bei dem heutigen Bildungsgange der Candidaten jedoch wird hierauf viel zu wenig geachtet. Der Oberprimaner entscheidet sich so ohne Weiteres für „Philologie", hört darüber die nöthigen Vorlesungen, macht seine Lehrprüfung nebst Probejahr und überläßt einer dunklen Zukunft die Entscheidung darüber, ob er den Beruf zum Lehrer wirklich habe.

Wir dagegen möchten den Directoren der Lehrer-Seminarien vor Allem die Entscheidung überlassen, ob der Candidat jene Eigenschaften habe, ohne welche er niemals ein guter Lehrer sein kann. In körperlicher Beziehung muß er die entsprechende Kraft, gesunde Lungen und normale Nerven haben, wenn er nicht ein Kreuz seiner Schüler werden und sich selbst ein frühzeitiges Grab bereiten will. In Beziehung auf seelische Eigenschaften muß er in der Erkenntniß Klarheit und Deutlichkeit, im Charakter Selbstbeherrschung und edle Lebhaftigkeit besitzen, da ausgeprägte Phlegmatiker für das Lehramt kaum brauchbarer sind, als hastige Stürmer. Wir schweigen vorderhand von der unerläßlichsten Anforderung, dem christlich-gläubigen Verhalten und der Sittlichkeit des Lehrers, nicht aus Unterschätzung, sondern weil wir zu seiner Zeit ausdrücklich davon handeln werden [1]. In den früheren Zeiten, als noch

---

versitätsstudien zu bestehende rein-wissenschaftliche Prüfung bei der philosophischen Facultät ohne Rücksicht auf die Klassen, in denen Examinandus zu unterrichten wünscht; 3) einen mindestens einjährigen Cursus auf einem mit einer höheren Schule verbundenen und von deren Director, resp. Lehrern gebildeten Seminar; 4) Staatsexamen vor einer nur aus Fachmännern gebildeten Commission, welche nicht bloß die methodische Tüchtigkeit des Candidaten in Beziehung auf bestimmte Lehrfächer zu prüfen, sondern auch ganz besonders darauf zu sehen hat, ob derselbe sich des Zusammenhangs von demjenigen Lehrfache, in welchem er die facultas beansprucht, mit dem gesammten Organismus des Unterrichtes bewußt ist. — Sehen wir von dem zweiten Theile von Nr. 4 und seiner etwas unbestimmten Fassung ab, so nähert sich der Verfasser in Nr. 1 und 3, sowie im ersten Theile der Nr. 4 unserer Auffassung, kann sich aber von der akademischen Bildung nicht loswinden, weßhalb seine Vorschläge ziemlich eklektisch aussehen.

[1] Die feinfühlende Jugend, von welcher schon Juvenal sagt: „Maxima debetur puero reverentia", hat die Fehler des Lehrers rasch heraus und verliert dann schmerzlich jene Hochachtung vor dem Lehrer, welche gerade den besten Knaben am unentweihten Herde der Familie anerzogen war. Roth schreibt in seiner Gymnasial-Pädagogik (S. 370) aus eigener Jugendzeit (in dritter Person) die Worte: „Jene kindliche Achtung gegen die Lehrer, jener unbedingte Glaube an die Überlegenheit ihrer Einsichten und ihres Willens, den der Knabe von Hause aus mitbrachte, wurde

concrete Verhältnisse und die Persönlichkeit den Maßstab lieferten, wählte der Director die passenden Schüler aus und bildete aus ihnen praktische Lehrer heran; seitdem von Oben herab Alles geregelt wird, gilt die erste Rücksicht dem „Wissen", wie es sich im Staats-Examen herausstellt, und fragt man viel zu wenig darnach, ob der Mann auch zum Lehrer geboren sei.

Und doch steht das Können, das natürliche und das erworbene Können, oben an, daher muß gerade es in der Lehrerbildung am allermeisten befördert werden.

Schon die von uns vorgeschlagene Studienweise des Candidaten hat das Können im Auge; er selbst soll lernen und suchen, wobei er nicht von einem Theoretiker und bloßen Gelehrten, sondern von einem bewährten Manne der Praxis geleitet wird.

Insbesondere möchten wir noch folgende Vorschläge machen:

Im Turnus haben die Seminaristen täglich eine Stunde lang einen lateinischen oder griechischen Auctor im eigenen Kreise und im Beisein des Vorstehers, etwa am Abende, in lateinischer Sprache zu erklären, worauf eine kurze Besprechung über das Vorgetragene, Einwendungen der Zuhörer oder Bemerkungen des Dirigenten folgen. Manches in solcher Weise Gearbeitete leistet dem späteren Lehrer in der Klasse gute Dienste; die Übung selbst aber schult auf alle Fälle zum Können.

Die Fertigkeit im Latein-Schreiben und -Sprechen muß auf jede Weise eingeübt werden, weil der vollkommenen Erkenntniß einer Sprache nur Jener habhaft wird, welcher sie lesen, schreiben und sprechen kann. Hierzu tragen lateinische Lehrvorträge, das Übersetzen des Griechischen in's Latein, der Lateiner in möglichst classisches Deutsch und nach Verlauf einiger Wochen die Rückübersetzung aus dem Deutschen in's Latein und die darauffolgende Vergleichung mit dem Texte des römischen Classikers wesentlich bei. Natürlich muß auf die Verschiedenheit der Stilarten, den brieflichen, erzählenden, beschreibenden, rednerischen und philosophischen Stil, wohl geachtet, nicht der eine auf Unkosten des anderen zu sehr gepflegt werden. In ähnlicher Weise, wenn auch in geringerem

---

durch Ungleichheit des Benehmens, durch Trägheit und eitles Streben Einzelner erschüttert, durch Anderer Leidenschaftlichkeit, Kleinlichkeitsgeist, Verdrießlichkeit, sinnliche Richtung und Geistesschlaf, oft durch Beweise von Unwissenheit allzu sehr geschwächt, als daß der Vater oder die anderen tüchtigen Lehrer den Riß hätten ausfüllen können." — Das 1583 zu Bordeaux gehaltene Provincial-Concil sagt: „Tales ut plurimum evadere solent discipuli, quales fuerunt eorum magistri."

Umfange, sind die lateinischen Übersetzungen der Griechen zu Retroversionen zu benützen. Kaum möchte eine andere Praxis zur Gewinnung der Stilgewandtheit empfehlenswerther sein. Auch lateinische Versübungen in den verschiedenen lyrischen Metren sind von Nutzen.

Jährlich möchten wir ferner zwei größere lateinische Abhandlungen, je über einen lateinischen und einen griechischen Auctor, vorschlagen. Auch kleinere Vorträge, ungefähr von 3/4 Stunden, über irgend einen Stoff der Alterthumskunde, für jeden Candidaten etwa monatlich einmal, könnten das archäologische Studium, Literaturkunde ꝛc. mit Nutzen anregen.

Das edelste Können jedoch ist die Kunst des Lehrens, die man aber nicht aus der Pädagogik und Didaktik, sondern durch das lebendige Vorbild lernen muß. Während wir daher die Vormittage dem Candidaten ganz zum Selbststudium einräumen, sollten die Nachmittage dem Hospitiren in den Klassen, vorzüglich in den untersten, geweiht sein, wobei selbstverständlich die Schulen solcher Lehrer, die sich durch praktische Befähigung als wirkliche Vorbilder aufstellen lassen, bevorzugt werden müßten. Gegen Ende der Vorbereitungszeit dürfte der Besuch der obersten Klassen den jungen Mann über die Art des Lehrens bei vorgerückteren Schülern nützlich unterweisen. Auch zeitweiliges Suppliren für einen irgendwie verhinderten Lehrer, ja das Schulehalten selbst unter Oberaufsicht des Lehrers können nicht schaden.

Wir haben in den allgemeinsten Umrissen die Anlagen eines philologischen Seminars angedeutet, von welchem wir gute Schulmänner und, was eben so wichtig ist, strebsame und weiterforschende Anfänger in der Gelehrsamkeit, nicht fertigstudirte und selbstgenügsame Lehrmandarine erwarten dürfen. Über die Dauer des Seminarstudiums läßt sich kaum eine feste Norm aufstellen, doch dürften für gewöhnlich zwei Jahre hinreichen. Bietet der junge Mann die nöthigen Bürgschaften in Beziehung auf Wissen, Können und Leben, so kann er widerruflich und nach gutem Ergebnisse der Jahresprüfungen in seiner Klasse endlich fest angestellt werden. Aber warum sprechen wir nicht von vorheriger Prüfung der Candidaten? Weil uns das Zeugniß des Seminar-Vorstehers mehr gilt, als jede Prüfung, und weil diese letztere nur bei ganz unbekannten Candidaten einen Sinn hat, oder in dem Falle, daß ein Candidat sich durch ein ungünstiges Zeugniß benachtheiligt glaubt und dieß durch ein Examen beweisen will. Die Prüfung selbst müßte natürlich von Gymnasial-Lehrern abgenommen werden. Überhaupt aber haben wir uns

durch das staatliche Schulmonopol, welches die Lehrer an das Beamtenthum ausgeliefert hat, zu sehr an die Prüfungen gewöhnt und halten dieselben für untrüglich, so wenig sie beweisen mögen. Wer prüft denn die Lehrer höchsten Ranges, die an den Universitäten? Niemand! Der Privatdocent habilitirt sich, indem er durch eine Dissertation oder Disputation seine bisherigen Studienerfolge darlegt; mit der Zeit wird er, wenn es gut geht, außerordentlicher und endlich ordentlicher Professor. Aber warum sollte das Nämliche nicht auch bei der untersten Stufe der Gelehrtenschule, dem Gymnasium, durchführbar sein?

Noch müssen wir auf einen Einwurf, der uns sicher wird gemacht werden, zu sprechen kommen: ob nämlich der Stand der Gymnasial-Lehrer durch den Abgang der „Universitäts-Bildung" nicht in der öffentlichen Achtung sinken werde. Wir wissen nun allerdings wohl, daß die Gegenwart große Stücke darauf hält, daß Jemand an der Hochschule gewesen sei; wir können jedoch nicht verschweigen, daß bei solcher Meinung „der Zopf von hinten hängt". Ist eine mehrjährige Fortsetzung der Gymnasial- und Lyceal-Studien an einem philologischen Seminar nicht allermindestens dem Besuche einer Hochschule gleichzustellen? Findet ein tüchtiger Schulmann nicht die allgemeine Hochachtung und am meisten bei den Gebildetsten? Und endlich bedenke man, daß kein Jurist oder Mediciner seine Studien im praktischen Berufe so getreu fortsetzt, wie ein nach unserem Vorschlage an ernste Selbstthätigkeit gewöhnter Lehrer, welchem jedes Jahr, mitunter jeder Tag neue Studien auferlegt. Wir können daher nicht begreifen, warum die Achtung vor einem stets geistig thätigen Stand abnehmen sollte wegen des Nichtbesuches einer Universität. Sollte übrigens eine solche an dem Orte des philologischen Seminars sein, so steht dem Candidaten nichts im Wege, etwa in jedem Semester *eine* classische Vorlesung zu belegen, wenn das Privat-Studium hierdurch keinen Nachtheil erleidet.

Zum Schlusse noch ein Wort über die *Lyceal-Lehrer*. Da dieselben vorherrschend Wissenschaften vorzutragen und einzuüben haben, so muß an ihren Bildungsgang nicht derselbe Maßstab wie an jenen der Gymnasial-Lehrer angelegt werden. Im Durchschnitte mag ihnen die akademische Bildung angerathen werden, wenn sie nur nicht ausschließlich als der einzige „Weg nach Rom" aufgebürdet wird. Warum soll z. B. der Mathematik-Lehrer *nur* auf der Universität sein Fach gut lernen können? Was jedoch die Lehrer der Philosophie am Lyceum betrifft, so ist überaus zu wünschen, daß sie theologisch durchgebildete

Priester seien: einmal, weil die Theologie recht eigentlich die Vollendung der Philosophie ist, sodann weil so die Bürgschaft geboten wird, daß die Philosophie nicht zur Irreleitung der Geister diene. Ohnehin wird in den allermeisten Fällen nur der Theologe der scholastischen Philosophie, die wir aus guten Gründen wünschen müssen, mächtig sein. Was wir vor Allem und über Alles suchen und verlangen, ist die Zurückführung unserer gelehrten Stände zum christlichen Glauben und Leben; jede Bildung, welche diesem Ziele entgegenarbeitet oder aus dem Wege geht, ist ihres Namens nicht würdig, ist eine schwere Versündigung an den Söhnen der Eltern und an der ganzen Gesellschaft [1]. Wir wissen es ja, was mitunter an Universitäten und Obergymnasien den Jünglingen als „Philosophie" geboten wird, und wie unsere gebildeten Stände gerade durch die Gelehrtenschulen zu Trägern des kalten und kahlen Unglaubens geworden sind, jenes Unglaubens, der nun in breitem Strome durch die untersten Volksschichten fließt und die Dämme der gesellschaftlichen Ordnung zu durchbrechen droht.

Ein geistig kraftloses Geschlecht verschluckt gedankenlos alle ihm von der emanicipirten Gelehrsamkeit dargebotenen Bissen, wenn sie nur aus der unterweltlichen Küche stammen, erfüllt sich auf diese Weise mit dem Trotze der Empörung gegen Gott und seine Offenbarungen, gegen alle erhaltenden Grundsätze und die Fundamente der Gesellschaft; es spricht desto mehr von Freiheit, je tiefer es in Knechtschaft fällt. Das Taci=

---

[1] Am 5. April 1834 erschoß sich in Bonn der 18jährige Student der Rechte Karl von Hohenhausen, der Sohn angesehener protestantischer Eltern, ein sonst ganz vortrefflicher Jüngling, aber ein Zögling der modernen Schule, der in der Verzweiflung an sich, an der Welt und an Gott unterging. Sein unglücklicher Tod war nur die Frucht seiner Schulerziehung. Sein Vater schrieb damals: „Ein Anonymus wollte schon vor 20 Jahren den höheren Schulen die Inschrift bestimmen: ‚Hier mordet man die Menschen!' Sollte er, wenn er noch lebt und das Treiben unserer gelehrten Anstalten betrachtet, wohl geneigt sein, diese Inschrift auszulöschen? Ein Jüngling war, um in der Maturitätsprüfung zu bestehen, über vier Wochen nicht in's Bett gekommen — sollte man so Etwas gestatten? Wir werden kränkliche, gehaltlose Jünglinge bilden, welche über Alles aburtheilen, welche die Weisheit des Alters verachten, welche, weil die Akademie ihnen nach ihrem Wahne nicht viel Neues mittheilen kann, ihre schöne Zeit, für die höhere Vorbereitung auf das Leben bestimmt, mit Thorheiten vergeuden, oder gar politische Constitutionen erträumen und sich durch gefährliche Umtriebe im jugendlichen Leichtsinne dem strafenden Arme des Gesetzes überliefern. Erschlafft an Leib und Seele, kehren sie zurück, und vertraut mit Vielem geworden, ist ihnen doch die Gegenwart unbekannt geblieben." (S. den lesenswerthen Artikel „Der absolute Staat und die Schule" in den histor.=polit. Bl., V. S. 449 ff.)

teische ruere in servitium ist der Stempel aller derartigen Zeitabschnitte.

Unselbständig ist der Lehrer, denn in seinem eigenen Bildungsgange und in seinem Unterrichte ist er an das „Reglement" gebunden; unselbständig sind die Schüler, sie wollen nur das Vorgeschriebene „wissen", die Prüfung bestehen, das Brodstudium treiben und eine Versorgung erhalten [1]. Der innere Trieb zum Suchen und Selbststudium und hiermit jede edle Selbständigkeit ist gewaltig zurückgegangen, obgleich schon der Augsburger Rector Hieronymus Wolf um 1557 es als Ziel und Zweck des Gymnasiums hingestellt hatte: die Schüler durch Unterricht in der Religion, den alten Sprachen und der Philosophie zu solcher Selbständigkeit zu fördern, daß sie auf der Universität ohne Hilfe eines Lehrers selbständig zu leben und zu lernen vermögen.

Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir mit der Reform der Lehrerbildung beginnen. Wir glauben, daß der von uns gemachte Vorschlag, welcher jedoch nicht unsere Erfindung, sondern eine Rückkehr zur Geschichte ist, zum gewünschten Ziel führe.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

II. Erklärungsmysterien der Tiefenkräfte.

Wie ein großes Räthsel liegt vor uns die Welt. Wir sollen es zu lösen suchen, soweit unsere Kräfte reichen. Aus dem Wirrsal der Naturerscheinungen schwingt sich unser denkender Geist bis in die Region der

[1] Über die Reformbedürftigkeit unseres Schulwesens sprach der Director Alexi zu Saargemünd in einem Vortrage 1878 u. A. Folgendes: „Auf den höheren Lehranstalten wird über Unsicherheit im Wissen, Abneigung der Schüler gegen das Lernen, Mangel an Idealismus und das Überhandnehmen einer materialistischen Geistesrichtung geklagt. Dieselbe Erfahrung macht man auf den Universitäten. Anstatt fester Charaktere und klarer Köpfe wird ein Geschlecht herangebildet, das durch gründliches Wissen keineswegs frühere Generationen übertrifft, im Punkte der Moral vielfach lax und in der Erkenntniß der letzten Gründe des Daseins, dem höchsten Ziele der Wissenschaft, durchaus unklar ist." — Ist es ein Wunder, da die Philosophie entweder ganz vernachlässigt wird oder ein antitheistisches Kleid trägt?

beherrschenden Gesetze. Aber auch da findet er keine Rast, er schwebt weiter hinauf, um auch das Reich der Gesetze aus der Vogelperspective zu betrachten. Ihm ist es um das Gesetz der Gesetze, um die Harmonie des Weltalls zu thun, um den großen und einen, Alles umfassenden, Alles planmäßig ordnenden Gottesgedanken.

Die Kräfte der geheimnißvollen Tiefe erneuern beständig das Antlitz der Erde, indem sie der einseitig zerstörenden Macht der Atmosphäre und Gewässer siegreich entgegenwirken. Sie thun das freilich nicht, ohne hie und da Schaden anzurichten; aber im Ganzen benehmen sie sich weniger schlimm, als der unendlich schwächere Luftkreis, welcher sein gefährlich gewordenes Gleichgewicht durch Wirbelstürme der furchtbarsten Art in ein stabiles umzuwandeln pflegt. Sicher scheint demnach zu sein, daß die Tiefenkräfte von einem allgemeinen Naturgesetz beherrscht, ja in weisen Schranken gehalten werden, so daß sie mit den übrigen Kräften einträchtig zusammenwirken, um den einen Weltplan zur Ausführung zu bringen.

Sind wir so von der Zweckdienlichkeit und Einheit der Tiefenkräfte im Allgemeinen überzeugt, so fehlt es uns doch an jeder gründlicheren Erkenntniß derselben. Worin besteht ihre Einheit? Existirt nur eine Kraft? Oder beherrscht eine die übrigen? Welches ist der eigentliche Name der Kräfte? Ist ihr Sitz im innersten Kern des Planeten oder näher an der Oberfläche zu suchen? Und wie arbeiten diese Kräfte, um Continente und Oceane, Gebirg und Ebene zu schaffen?

Unmöglich ist es, hier all die Antworten zu verzeichnen, welche man auf diese oder ähnliche Fragen gegeben hat. Der größere Theil verzichtet sogar auf die Einheit der wirksamen Kräfte. Eine Kette unberechenbarer Zufälligkeiten regiert nach ihnen mit gütiger Laune die Welt. Niemals hat man versucht, die Scheidung von Ocean und Festland zu erklären, und noch weniger dachte man im Ernste an die Ursachen, welche die Größe, Form und Lage der Continente bestimmten. Nur gewisse Einzelheiten berücksichtigte man bei den Gebirgen. Damit war die wichtigste aller Tiefenkräfte, die landbildende, Alles beherrschende, von der Untersuchung ausgeschlossen. Kleinliche, zusammenhangslose und darum unfruchtbare Gedankensplitter blieben für die Erdbeben und Vulkanausbrüche übrig.

Ich denke, daß die älteren Anschauungen nur kurz zu erwähnen sind. Bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein betrachtete man die Vulkane als zufällige und rein örtliche Erscheinungen. Die Ent=

deckung Lemery's (1700), wonach ein feuchtes Gemisch von Eisenfeilicht und Schwefel zum Glühen kommt, schien zu beweisen, daß die feuerspeienden Berge ihre Wärme aus einer solchen oder ähnlichen Quelle beziehen. Bald brannten in der Tiefe schwefelige oder bituminöse Stoffe, bald ausgedehnte Steinkohlenlager. Als die Volta'sche Elektricität bekannt wurde, verfügte man über eine Kraft, die alle Wunder zu leisten vermochte. Partin (1800) ließ ein stets neu sich bildendes Bitumen durch elektrische Funken in Brand gerathen. Steffens (1810) betrachtete die wechselnden Schichten der Steinkohlenformation als galvanische Säulen, die Erdbeben als Spannungswirkung, die vulkanischen Ausbrüche als volle Entladung. Der Fortschritt chemischen Wissens lieferte neue Gedanken. Nach Davy (1808 und 1828) kamen die reinen Metalle Natrium, Kalium und Calcium mit Wasser in Berührung, zersetzten dasselbe, rissen, sich entzündend, den Sauerstoff an sich und ließen brennendes Wasserstoffgas entweichen. Allein die Vulkane brachten keine merklichen Wasserstoffflammen. Deßhalb führte Gay-Lussac (1823) die Chlorverbindungen, Daubeny (1826) die Schwefelverbindungen jener Metalle in die Vulkanlehre ein. Neuester Zeit kam die Thatsache, daß Stoß und Reibung Wärme hervorbringt, mehr als früher in das Bewußtsein der gelehrten Welt. Darum ließ Fr. Mohr Gesteinsmassen beliebig tief sinken, durch Aufstoßen schmelzen und heiß werden, um die Vulkane durch so und so viele Jahrtausende mit den nöthigen Lavamengen zu versorgen.

Alle diese und manche ähnliche „Theorien" gaben sich lediglich mit der Aufsuchung der Wärmequelle ab, aus welcher die feuerspeienden Berge ihre Kraft beziehen. An Wasser, welches in die überaus glühend gemachten Herde freiwillig hinablief und sich dort in Dampf von unendlicher Spannkraft umwandelte, fehlte es nicht. Ohne Schwierigkeit wurden also die geschmolzenen Massen an's Tageslicht heraufbefördert und gelegentlich auch Erdbeben veranstaltet, wo man deren bedurfte. Der Triumph über solche Entdeckungen des menschlichen Geistes war manchmal nicht gering. Aber gleich den Ausbrüchen der Vulkane erwiesen sich diese Theorien als unstetig und kurz leuchtende Meteore. Für einen Moment schienen sie strahlendes Licht in die dunklen Abgründe der Tiefenkräfte hineinwerfen zu wollen. Doch erloschen sie, bevor man recht zugeschaut hatte. Wie sie aufgetreten waren, so schwanden sie wieder als kurzlebige Kinder der jeweiligen Geistesrichtung oder wissenschaftlichen Mode.

Auf locale Ursachen gründet sich auch die Erklärung der Erdbeben durch Einsturz von Höhlen. Wasser löst alle Lager von Steinsalz und Gyps, zu denen es Zutritt findet. Und da nun im Kanton Wallis nicht wenig Gyps anzutreffen ist, so sah Volger in diesem Umstande einen schlagenden Beweis, daß alle walliser, alle schweizer, ja alle Erdbeben der ganzen Welt, die nicht in der Nähe eben ausbrechender Vulkane sich zeigen, durch Einsturz von Höhlen herbeigeführt werden, weil die lösende Kraft des Wassers die Grundlage der Berge zerstört. G. Bischof, Professor in Bonn, hatte schon vorher die erschütternde Wirkung der Bergschlipfe und Landrutschungen als Erdbebenursache hervorgehoben und selbst als Veranlassung der größten Katastrophen, wie der Lissaboner und der südamerikanischen, bezeichnet, indem hierbei die nämliche Ursache nur weiter in die Tiefe greifen und zufällig an vielen Punkten auf einmal thätig werden soll. Mit Säuren getränktes Wasser, das überall im Boden rinnt, löst nicht nur Steinsalz und Gyps, sondern greift jede Felssorte, besonders Kalk an, vertieft und verbreitert die unterirdischen Klüfte und bewirkt ein Nachrutschen der angrenzenden Berg- oder Küstenmassen, wo die Neigung durchweichter Thon- und Sandschichten das Gleiten ermöglicht.

Beide Ansichten haben eine gewisse, aber sehr beschränkte Berechtigung. „Noch in keinem nachweisbaren Falle,“ sagt B. v. Cotta [1], „hat eine durch Einsturz von Höhlen bedingte Erschütterung gleichzeitig einen Flächenraum von mehr als zehn oder zwanzig Quadratmeilen betroffen; in allen Fällen, in denen sich Einsturztrichter bildeten, war die Erschütterung sogar höchstens eine Meile weit bemerkbar, während die Verbreitungsgebiete der eigentlichen Erdbeben viele Hunderte, ja Tausende von Quadratmeilen einzunehmen pflegen — das Lissaboner, nach noch nicht widerlegten Angaben, sogar 700 000 Quadratmeilen. Wenn wir ferner die auf Karten verzeichneten Erschütterungsgebiete der am besten bekannten Erdbeben betrachten und mit geologischen Karten derselben Gegend vergleichen, so ergibt sich sehr bald, daß ihre Lage, Gestalt und Größe durchaus nicht mit irgend einem denkbaren unterirdischen Gesteinsverbreitungsgebiet übereinstimmt. Es wird das ganz besonders deutlich bei allen ausgedehnteren Erdbeben der Schweiz, deren ziemlich gut bekannter innerer Bau ein so äußerst wechselnder und complicirter ist.“

[1] Geologie der Gegenwart. 2. A. S. 138.

Das Gleiche läßt sich von ober- und unterirdischen Bergschlipfen sagen. Im Jahre 1877 wurde die Westküste Südamerika's durch das Erdbeben von Iquique auf eine Länge von 375 geographischen Meilen, theilweise mit furchtbarer Gewalt, erschüttert. Kurz zuvor, im Jahre 1868, hatte die gleiche Küstenstrecke eine noch entsetzlichere Katastrophe, die von Arica, zu erleiden gehabt. Wie lang, breit und hoch waren die Hohlräume, wie groß und ausgedehnt die erweichten Thon- und Sandschichten, wie breit die vom Wasser zerfressenen Klüfte, welche so kolossale Erdbewegungen veranlassen konnten? Wie vermochte die Auslaugung des Bodens in neun Jahren ein solches Werk zu Stande zu bringen, in einer Weltgegend, wo es mit den Felsschichten nicht übler bestellt ist, als in hundert anderen, die keine Erdbeben erleiden? Welches Wunder mußte helfen, daß auf Strecken von mehr als 300 Meilen der Boden nicht nacheinander, jetzt an dieser, dann an jener Stelle, einsank, sondern mit Geduld sich in der Schwebe hielt, um überall mit einemmal zusammenzustürzen? Und von welcher Art sind die Bergschlipfe und Höhlen, die als Frucht ihres Sinkens neben der chilenischen Küste Tausende von Quadratmeilen Landes ruckweise höher und höher emportrieben? Solche Fragen darf man jedoch den Vertheidigern der Einsturztheorie nicht vorlegen. Sie läugnen rundweg den innerlichen Zusammenhang der großen, welterschütternden Erdbeben, oder bestreiten deren wichtigste Nebenumstände, wie die plötzliche Hebung weiter Landstrecken und die ungeheuren Fluthwogen, welche ganze Oceane Tage lang in Aufregung versetzen — augenscheinlich die zweckmäßigste Methode, um uns über das Wesen der Tiefenkräfte die nöthige Klarheit zu verschaffen.

Die astronomisch und physikalisch festgestellte Thatsache, daß unser Erdball durch langsame Abkühlung aus dem glühendflüssigen Zustand in den heutigen übergegangen ist, bot zur Erklärung der Tiefenkräfte allgemeinere Gesichtspunkte dar, die aufzusuchen vielfältige Beobachtung zwang. „Es ist ein nicht geringer Fortschritt der neueren Geognosie,“ sagt Humboldt[1], „die Verkettung der aus der Tiefe kommenden Erscheinungen ergründet zu haben. Die Einsicht in diese Verkettung leitet von den spielenden Hypothesen ab, durch welche man vormals jede Kraftäußerung des alten Erdballs einzeln zu erklären suchte.“ Das Spiel der feuerspeienden Berge, die inneren Ergüsse plutonischen Ge-

[1] Kosmos, I. S. 209.

steins, die heißen Quellen, Geysirs und Schlammvulkane, die großen und kleinen Erschütterungen des Bodens, das Aufsteigen von Gebirg und Continent, das Schwanken der Länder und Meere, alle diese auf den ersten Anblick so verschiedenartigen Phänomene leitet der berühmte Naturforscher mit den meisten Gelehrten seiner Zeit aus der planetarischen Wärme ab, indeß sein persönliches Verdienst in der näheren Bezeichnung der Art und Weise gipfelt, wonach die planetarische Wärme thätig wird. Das Wesen des Vulkanismus, als der Gesammtheit der aus der Tiefe entspringenden Erscheinungen, erkennt er in „der Reaction des Innern des Planeten gegen seine Rinde und Oberfläche“ [1].

Seitdem das große Wort gesprochen, ist demselben viel Lob und einiger Tadel zugewendet worden. Frägt Jemand nach der Ursache irgend eines plutonischen Ereignisses, so bekommt er unfehlbar zur Antwort, daß es ein Werk der „Reaction des Innern unseres Planeten gegen seine Rinde und Oberfläche“ sei. Und Beide, der Fragesteller und der Antwortende, finden sich durch die Auskunft befriedigt; der Letztere, weil er darin die höchste Errungenschaft des forschenden Menschengeistes erkennt; der Erstere, weil er in eine abgründige Tiefe der Wissenschaft blickt, vor welcher er sich schwindelnd zurückzieht. Nur hie und da trifft sich Einer, der sinnend steht: „Was will denn diese Reaction bedeuten? Worin besteht sie? Welches ist ihr eigentlicher, gut deutscher Name? In welcher Art wirkt sie herauf? Wo ist die Action, gegen die sie reagirt?“

Humboldt selbst hat die famose „Reaction des Planeteninnern“ nicht so ganz unbestimmt gelassen, obschon er den Mangel an Klarheit eingesteht. „Der innere Zusammenhang der Erscheinungen,“ sagt er [2], „ist noch in Dunkel gehüllt. Elastische Flüssigkeiten (d. h. Dämpfe und Gase) sind es gewiß, die sowohl das leise, ganz unschädliche, mehrere Tage dauernde Zittern der Erdrinde (wie 1816 zu Scaccia in Sicilien), als die sich durch Getöse verkündigenden furchtbaren Explosionen (d. h. Erdbeben) verursachen. Der Herd des Übels, der Sitz der bewegenden Kraft liegt tief unter der Erdrinde; wie tief, wissen wir ebenso wenig, als, welches die chemische Natur so hochgespannter Dämpfe sei. An zwei Kraterrändern gelagert, am Vesuv und auf dem thurmartigen Fels, welcher den ungeheuren Schlund des Pichincha bei

---

[1] Kosmos, I. S. 209. [2] Kosmos, I. S. 221.

Quito überragt, habe ich periodisch und sehr regelmäßig Erdstöße empfunden, jedesmal 20—30 Sekunden früher, als brennende Schlacken oder Dämpfe ausgestoßen wurden. Die Erschütterung war um so stärker, als die Explosionen später eintraten und also die Dämpfe länger angehäuft blieben. In dieser einfachen, von so vielen Reisenden bestätigten Erfahrung liegt die allgemeine Lösung des Phänomens. Die thätigen Vulkane sind als Schutz- und Sicherheitsventile für die nächste Umgebung zu betrachten. Die Gefahr des Erdbebens wächst, wenn die Öffnungen der Vulkane verstopft, ohne freien Verkehr mit der Atmosphäre sind; doch lehrt der Umsturz von Lissabon, Carácas, Lima, Kaschmir und so vieler Städte von Calabrien, Syrien und Kleinasien, daß im Ganzen doch nicht in der Nähe noch brennender Vulkane die Kraft der Erdstöße am größten ist. ... In den Erdbeben offenbart sich demnach eine vulkanisch vermittelnde Macht. Aber eine solche Macht, allverbreitet wie die innere Wärme des Planeten und überall sich selbst verkündend, wird selten und dann nur an einzelnen Punkten bis zum eigentlichen Ausbruchsphänomen gesteigert. Die Ausfüllung der Spalten mit aus dem Innern hervorquellenden Massen stört allmählich die freie Communication der Dämpfe. Durch Spannung wirken diese dann auf dreierlei Weise: einfach erschütternd (wie bei den gewöhnlichen Erdbeben); ruckweise hebend (wie es in Chile sich ereignet); und endlich ununterbrochen, nur in langen Perioden merklich hebend (wie in einem großen Theil von Schweden beobachtet wurde)."

Diese Auseinandersetzungen Humboldts, welche die mittlerweile herrschend gewordenen Ansichten über die Tiefenkräfte kurz zusammenfassen, bilden nicht nur die Grundlage, sondern ungefähr auch das ganze Wissen der sogen. vulkanischen Theorie. Die Wasserdämpfe und Gase unserer feuerspeienden Berge entquellen dem tiefen und glühendflüssigen Innern des Planeten unterhalb der Kruste, ohne daß man weiß, wie sie dahin gerathen, ja, Welttheile erschütternd, explodiren sie dort urplötzlich in erstaunlich großen Massen, ohne daß wir uns Rechenschaft darüber zu geben vermögen, woher dieselben mit einemmal kommen. Waren sie in der Tiefe seit Anbeginn der Welt oder drangen sie von der Oberfläche hinab? Die meisten Erklärer nehmen das Letztere an, finden jedoch die Mittel nicht, um diesen Zweck zu erreichen. Wie kann eine Rinde, die unten vor Hitze und eigenem Gewicht gleich zähem Wachs fließen muß, noch Spalten öffnen? Und welche Kraft reißt dieselben auf, wo das Wasser zuerst hinunter muß, damit es Dampfgestalt be-

komme und arbeite? Wird nicht auch, von der Kruste gedrückt, die flüssige Masse des Erdkerns in den Spalten aufsteigen und sie dem Wasser verschließen? Die immer thätigen Vulkanschlünde, wie der Sangay und Stromboli, sind unaufhörlich bis zum Rande mit der schweren Lavasäule gefüllt; warum sollen es zum größeren Theile nicht die Spalten sein, worin das Wasser eindringen will? Oder wie vermag dieß leichte Element jenen mächtigen Auftrieb zu überwinden, um sich den Eingang in die glühende Tiefe zu erzwingen? Eine vulkanische Theorie, welche solche Fragen wider sich hat, ist nicht bloß dunkel, sondern unmöglich.

Viel consequenter denken jene Geologen, welche die vulkanischen Dämpfe stets frisch aus der Erde kommen lassen, ohne daß dieselben jemals die Oberfläche als Wasser gesehen haben. So nahm Angelot an, daß die glühendflüssigen Stoffe des Erdkerns beim langsamen Erstarren eine Menge von Gasen und Dämpfen entbinden, welche aufsteigend heftig explodiren und gegen die Rinde stoßen. Einige Phantasie vermag diese Vorgänge recht schön auszumalen. Denn die brodelnden Dämpfe und Gase rollen unterhalb der Kruste von Ort zu Ort, um die mannigfaltigen Erschütterungen hervorzurufen, welche eine zusammenhängende Erdbebenperiode erfordert. Heute befinden sie sich unterhalb Chile, morgen unter Peru, über drei Tagen unter Mexico. Aber auch der Erdkern selbst kommt, wenn man es ruhig überlegt, in's Fluthen und Wogen: es entstehen die Fluctuationen des Pyriphlegeton, welche die auflagernde Rinde in ein gleiches Gewoge bringen. Die nordamerikanischen Brüder Rogers finden in diesen Fluctuationen die einfachste Erklärung der faltig zusammengeschobenen Kettengebirge. Wegen des Brodelns erhebt sich bisweilen der glühende Ocean des Erdkerns gleich der sturmgepeitschten See, berghohe Wellen dahinrollend, und über ihm macht die dünne Rinde alle Bewegungen mit, bis beide auf einmal, urplötzlich stille stehen: das Gebirge ist fertig. So bildeten sich wenigstens die Alleghanies in den Vereinigten Staaten und der Jura in der Schweiz. Die Alpen, welche viel Urgestein zeigen, ließ man der Länge nach sich spalten und aus der Tiefe einen bald flüssigen, bald festen Keil hervortreiben, der seinerseits die Schichten der Nebenzonen zur Faltung brachte. Die treibende Kraft war der unterirdische Dampf, welcher höchst merkwürdiger Weise aus dem tausendfach zerklüfteten Fels nicht in das Freie entwischte und Vulkane schuf. Als Unterlage, worauf der enorm schwer arbeitende Dampf sich stützen mußte,

um die Last zu bewältigen, diente der flüssige Erdkern, welcher trotz seiner beweglichen Natur nicht von der Stelle wich oder gar zu den vielen Sicherheitsventilen anderer Weltgegenden herausgepreßt wurde.

Der vulkanischen Theorie fehlt es hiernach an Mitteln nicht, um die großartigsten Wirkungen zu erzielen, sobald man die arbeitenden Dämpfe und Gase nicht als gewöhnliche, sondern als unterirdische ansieht, welche ihre besonderen Eigenschaften besitzen. An eine Grenze ist ihre Spannkraft nicht gebunden, da sie beim Lissaboner Erdbeben 700 000 Quadratmeilen der Kruste in Zuckungen gebracht haben; nur bleibt unbekannt, weßhalb damals nicht ganz Portugal und Spanien in die Luft geflogen ist. Die Freiheit, womit die infernalen Dämpfe und Gase bald hierhin, bald dorthin laufen, verdient unsere volle Bewunderung. Nicht nur wälzen sie sich unterirdisch von Land zu Land während der Erdbebenperioden, sondern sie explodiren auch in getrennten Strahlen, wodurch verschiedene Gegenden gleichzeitig erschüttert werden, ohne daß die dazwischen liegenden vom Vorgang etwas merken. Es kommt sogar vor, daß die aus einem Vulkan ruhig entweichenden Dämpfe in die Tiefe zurückschlagen, um irgendwo ein Erdbeben zu veranstalten. So der Vesuv beim Lissaboner Erdbeben. Einen ähnlichen Fall aus dem Jahre 1797 erzählt Humboldt vom Vulkan zu Pasto in Neugranada. Dessen Rauchsäule verschwand plötzlich, als 48 Meilen weit im Süden das furchtbare Erdbeben von Riobamba eintrat. Trotz der flinken und stürmischen Natur, welche für Vulkane und Erdbeben die unterirdischen Dämpfe so brauchbar macht, dienen dieselben dem aufsteigenden Schweden als sanftes Ruhekissen, das von Jahr zu Jahr sich schwellender gestaltet. Ungeduldiger sind die Dämpfe in Chile; aber hat das Land die Schrecken der plötzlichen Hebung verschmerzt, so ist sein Schweben nicht minder ungestört. Und unsere Festländer selbst? Verdanken sie ihre Existenz nicht dem geduldigen Ausharren der unterirdischen Dämpfe, auf deren weichem Rücken sie schon seit Jahrtausenden hingebettet liegen? Oder woher sonst mag es nach dieser vulkanischen Theorie, die man als eine *spielende* nicht ansehen darf, wohl kommen, daß die Flächen der Continente um so viele tausend Meter den Grund der Oceane überragen?

Die romantischen Vorzüge der vulkanischen Theorie und der Hochdruck, welchen große Geister auf minder begabte auszuüben pflegen, vermochten den ungetheilten Beifall doch nicht zu gewinnen. Nebenher entwickelten sich die *plutonischen Theorien*, welche bei aller sonstigen

Verschiedenheit der Auffassung die berühmte „Reaction des Planeteninnern gegen die Rinde und Oberfläche" weniger in der Kraftentwicklung unterirdischer Dämpfe, als vielmehr in gewissen Eigenheiten der planetarischen Wärme selbst erkennen. Cordier (1827) und nach ihm viele andere Gelehrte dachten sich, daß die Erdkruste durch allmählich fortschreitende Erkaltung sich zusammenziehe und für den eingeschlossenen, gluthflüssigen Kern zu klein werde: Spalten öffnen sich in Folge des auseinanderzerrenden Innendruckes, plutonische Felsarten ergießen sich in dieselben hinein und Vulkane eröffnen ihr dampfendes Spiel. Wie die Gebirge, Continente und Oceane entstehen, davon ist keine Rede. Warum nicht, läßt sich begreifen. Denn gerade das Gegentheil des Grundgedankens erweist sich als richtig. Nach wohlbekannten Gesetzen zieht sich das glühende und namentlich das glühendflüssige Planeteninnere stärker zusammen, als die schon kalt und starr gewordene Rinde, obschon dieselbe außen liegt. Läßt man einen aus Stein gebauten und mit gluthflüssigen Metall- oder Mineralstoffen angefüllten Ofen langsam erkalten, so verliert der Innenraum an die 1000—1600 Grad Wärme, die Umfassungsmauer hingegen ändert ihre Temperatur kaum. Die aus dem Schmelzfluß erstarrenden Massen schrumpfen also bedeutend zusammen, ja zeigen klaffende Risse, während die umgebenden Wände eine merkliche Zusammenziehung nicht erleiden. Alle Gußstücke sind darum kleiner als die Form, in welcher sie gegossen wurden, und bei sehr großen vermag selbst die vorsichtigste Abkühlung nicht zu verhüten, daß schalige Krusten vom kleiner werdenden Innern sich trennen und Hohlräume zwischen sich lassen. Warum soll es mit unserer Erde anders bestellt sein?

Naumann[1] will denselben Druck von innen nach außen dadurch bewirken, daß die an die Rinde frisch ankrystallisirenden Theile des glühendflüssigen Kerns beim Erstarren größer und leichter werden, wie Wasser es thut, wenn es sich in Eis verwandelt. Aber das Wasser bildet in dieser Beziehung eine der wenigen Ausnahmen von dem sonst ganz allgemeinen Gesetz der Natur, wonach alle Körper, namentlich auch alle Steinmassen, beim Erstarren kleiner und schwerer werden, so daß sie in ihrer eigenen Flüssigkeit untergehen. Folglich muß der Erdkern auch aus diesem Grunde für die Rinde beständig zu klein sein — oder, wofern er wegen besonderer Umstände gleichfalls eine Ausnahme vom

[1] Lehrbuch der Geognosie, I. S. 268.

gewöhnlichen Gang der Natur machen sollte, es wäre noch erst zu beweisen, daß die so entstehende Beengung des erdinnern Raumes größer sei, als die ihr entgegenarbeitende Wirkung der allgemeinen Zusammenziehung des flüssigen Kernes, wenn er erkaltet. Auch erfüllt diese Hypothese, gleich der von Cordier, ihren Zweck in keiner Weise. Die tieferen Theile der Rinde fließen unter ihrem eigenen Druck und lassen dort Öffnungen niemals entstehen, während sie die oben aufgerissenen Spalten mit ihren Stoffen nicht ganz zu erfüllen vermögen. Nicht einmal Vulkane bauen sich auf; statt Gebirgszüge hätte man breite kanalartige Senkungen, und die Erdfläche wäre völlig eben, ein unbegrenzter Ocean.

Eine besondere Auffassung gewann die plutonische Theorie bei den Engländern und Nordamerikanern. Des vielgepriesenen glühendflüssigen Erdkerns wurde man überdrüssig. Dazu bewies Hopkins vermittelst einer imponirenden, aber auf irrthümlicher Voraussetzung beruhenden Rechnung, daß die astronomische Erscheinung der Präcession, so wie sie jetzt besteht, entweder einen ganz starren Erdball oder eine unbewegliche Rinde von mindestens 170—210 geographischen Meilen Dicke verlange. Auch schien es ihm, als müsse der Erdball nicht, wie man gewöhnlich zu denken pflegt, von außen nach innen, sondern von innen nach außen erstarrt sein. Die ungeheuren Gewichte, welche auf der mittelsten Gegend der Riesenkugel lasten, müßten dort zu allererst die feuerflüssigen Stoffe bis zur starren Form zusammengepreßt haben und von da sei die weitere Erstarrung langsam nach außen vorangeschritten. Trotzdem fände sich in der Tiefe eine erstaunlich große Hitze; Alles darin sei weiß- oder rothglühender, jedoch starrer Fels.

Damit waren alle hergebrachten Anschauungen und Voraussetzungen förmlich auf den Kopf gestellt. Aber dieß eigenthümliche Verfahren schien nothwendig, weil die plutonischen und vulkanischen Kräfte eine außergewöhnliche Natur besaßen, der sich nicht anders beikommen ließ. Der englische Vulkanforscher G. Poulett Scrope hat die daraus sich ergebende Theorie durchzuführen gesucht; hier sind die Grundzüge derselben [1]:

Das Innere der Erde ist eine starre, aber glühende Masse. Als Rest des ursprünglich feuerflüssigen Zustandes haben sich nahe an der Oberfläche unterirdische Feuerseen erhalten, „mit halbgeschmolzenen Erdarten gefüllte Taschen". Sie liegen nicht selten in mehreren Stock-

[1] Über Vulkane. Übersetzt von G. A. v. Kloeden. S. 222—263.

werken über einander an jenen Orten, wo wir Vulkane erblicken, denen sie die Nahrung verschaffen. Der aus den Feuerbergen aufsteigende Dampf rührt von dem glühenden Wasser her, das seit Anbeginn in der Tiefe des Planeten vorhanden war. Denn Poulett Scrope gesteht, er wisse nicht, wie man bei der als fast unendlich vorauszusetzenden Spannkraft des vulkanischen Dampfes das hierzu erforderliche Wasser von oben in die Tiefe herabschaffen könne. Die Feuerseen oder Gluthtaschen würden nun ewig regungslos daliegen und selbst erstarren, wenn die planetarische Wärme nicht in eigenthümlicher Weise zu Hilfe käme. Beim Altern der Continente gelangt nämlich immer mehr Schutt in die Meere, auf deren Grund sich neue Lagen von Sedimentgestein bilden. Der oceanische Boden, schon ohnehin kalt und für Wärme wenig empfänglich, verdickt sich mehr und mehr und läßt die erdinnere Hitze mit immer größerer Schwierigkeit heraus. Dieselbe sucht also passendere Localitäten zum Entweichen und erblickt solche in den dünn genagten Festländern und Gebirgen, wo eben die Feuertaschen in der Tiefe angebracht sind und durch die Beweglichkeit ihrer noch geschmolzenen Massen eine Art sympathischer Anziehungskraft auf die gleich bewegliche Wärme auszuüben scheinen. Am Entweichen so vielfältig gehindert, strömt also Wärme in die unterirdischen Gluthtaschen ebenso zusammen, wie viele Bäche in einen Teich, der eine großartige Mühle in Bewegung zu setzen hat. Als Folge ergibt sich eine bis zur höchsten Weißgluth gesteigerte Hitze innerhalb der Feuerseen. Denn die auflagernden schweren Massen gestatten auch da noch nicht das Entkommen der Wärme ohne erhebliche Schwierigkeit, vielmehr spielen sie in Bezug auf die letztere eine Rolle, wie der Damm an dem eben erwähnten Mühlenteich.

Erhitzte Körper dehnen sich mit einer Kraft aus, der keine andere vergleichbar ist. Findet sich nun oberhalb der Gluthtasche ein Vulkan, so quillt eine dampfarme Lava ruhig als Basalt und Trachyt hervor, eine dampfreiche mit Ungestüm, gleich dem Inhalt einer entkorkten Flasche Champagner. Das Product ist im letzteren Fall eine schlackige Lava und ein großartiger Regen vulkanischer Asche. Liegt über der Gluthtasche kein feuerspeiender Berg, so mag ein solcher entstehen. Mindestens zerrt die nach Ausdehnung strebende, sehr heiße Masse an dem darüberliegenden Felsgestein und bringt Erdbeben hervor. In die aufgerissenen Spalten ergießt sich, je nach der Tiefe, Granit und Syenit, Porphyr und Grünstein. Sind aber die zu hebenden Erdrindenstücke gar zu schwer, so müssen die Wärmebächlein viel längere Zeit fließen, ehe sie

den Feuerteich genugsam angefüllt haben. Ja sie müssen ihn durch Schmelzung seiner Umfassungswände bedeutend erweitern, was ihnen in ausgezeichneter Weise gelingt. Denn die Gluthtaschen pflegen in einer Reihe neben einander zu liegen und treten in Verbindung, sobald die Wärme sich anstaut. Endlich ist Alles genügend vorbereitet. Es braucht nur einer kräftigen, plötzlichen, gemeinsamen Anstrengung sämmtlicher Feuerseen, und eine lange Gebirgsspalte ist aufgethan. In sie schiebt sich unverzüglich ein Theil der Gluthflüssigkeit als meilenbreiter Granitkeil hinein, der oben nicht überquillt, sondern gleich einer starren Masse von unbeschreiblicher Härte die seitwärts liegenden Bodenschichten wie aufeinandergehäufte Teppiche in Falten zurückdrängt. Das Resultat ist ein Gebirge von der Natur unserer Alpen, mit krystallinischer Kernzone und zwei faltigen Nebenzonen von Sedimenten.

So weit Poulett Scrope's Grundzüge einer plutonischen Theorie. Wieder und wieder habe ich sie studirt, um aus der Verworrenheit ihrer ursprünglichen Darstellung den beabsichtigten Sinn möglichst treu herauszuziehen. Eine leichte Arbeit ist das nicht; darum bitte ich den Leser, es gelegentlich selbst versuchen zu wollen. Wäre die Form ebenso gewandt wie gelehrt, so hätte ich in dem Stück eine Satyre auf alles physikalische Wissen vermuthet. Ein Übermaß willkürlicher, gewagter, falscher, fast hätte ich gesagt toller Annahmen findet sich darin mit manchem Guten gemischt, welches jedoch mehr geognostisches Interesse hat und durch die vulkanische Theorie kaum anders erklärt wird. Dabei zaudert Poulett Scrope nicht, die Behauptung auszusprechen, seine Theorie beruhe in keiner Weise auf irgend einer Conjectur, wie namentlich die von einem inneren flüssigen Kern der Erdkugel sei[1]. Das Wunderlichste, was man ersinnen kann, ist das trostlose Umherschweifen der erdinnern Wärme, die, weil sie nirgends einen Ausgang erblickt, sich verzweifelnd in einen Feuersee stürzt. Und warum kann sie durch die Oceane nicht hinaus? Gerade weil auf deren Boden frische und kalte Schichten gebildet werden, ist das ihr bester Weg zur ersehnten Freiheit. Ich meine, die Wärme ströme immer in's Kalte und laufe am wenigsten in hitzige Glühöfen mit Lust hinein. Wir wollen aber einmal annehmen, was gar nicht wahr ist, daß die frisch gebildeten Meeresschichten schlechtere Wärmeleiter seien und die erdinnere Wärme durch sich in's Freie nicht fortziehen lassen. Welches wäre der Erfolg?

---

[1] Über Vulkane. S. 267.

Genau derselbe, wie bei einem geheizten steinernen Ofen, den man zum Theil mit Stroh oder Tüchern umwickelt. Jedes Kind weiß uns zu sagen, daß die Umwicklung den Ofen an keiner Stelle heißer macht, als er zuvor war, sondern daß er seine Wärme nur besser conservirt, nicht so schnell entweichen läßt. Poulett Scrope dagegen bratet Beefsteak auf einer Ofenplatte von 50° Wärme. Er umhüllt den Ofen sorgfältig mit schlechten Wärmeleitern und läßt nur die Platte frei. Ist dieselbe neunmal kleiner als die vor Ausstrahlung künstlich geschützte Ofenfläche, so setzen sich alle Wärmebächlein in Bewegung nach der Platte und auf ihr entsteht eine Hitze von 500°! Dieß Experiment bildet nun die Grundlage, worauf der sehr verdienstvolle Vulkanolog seine Theorie der Tiefenkräfte erbaut!

Die Urheber aller übrigen Theorien sind vorsichtiger gewesen; sie geben sich die Mühe nicht, den Zusammenhang zwischen den beobachteten Erscheinungen und vorausgesetzten Ursachen klarlegen zu wollen. Statt dessen werfen sie meist im Gewande schwer faßbarer Worte dunkle Andeutungen, Muthmaßungen, Behauptungen auf das Papier, indem sie die nähere Ausführung als „leichtverständlich“ dem Leser überlassen. Der Leser aber versteht sie nicht, und wenn derselbe aus vielen hundert Seiten eines großen Werkes oder aus ebenso zahlreichen Heften gelehrter Zeitschriften Alles mit Fleiß gesammelt hat, was zur Beleuchtung der Frage dienen könnte, findet er sich auf das Äußerste gedemüthigt: er versteht die hohen Dinge nicht!

III. Wissenschaftliche Methode.

Weßhalb mißglückten alle Erklärungsversuche der Tiefenkräfte? Diese Frage wollen wir uns klar machen, um von unseren Untersuchungen die Fehlerquellen möglichst fern zu halten.

Erstens kamen die älteren Naturforscher auf die unglückliche Idee, daß beim Entwicklungsgange des Erdballs nicht die heutigen, sondern ganz andere Kräfte im Spiel gewesen seien, oder daß zum Mindesten die heute noch bestehenden Kräfte unvergleichlich energischer gearbeitet haben. Auf den Gedanken führte die Erkenntniß unerhört großartiger Thatsachen: aus Feuerfluß erstarrtes Gestein sah man im Zusammenhang über Tausende von Quadratmeilen verbreitet; zahllose Reste von Meeresthieren erblickte man auf Höhen von 4000—6000 Meter; die Alpen und die meisten anderen Gebirge waren nicht bloß aus dem tiefsten Grunde

der Oceane aufgestiegen, sondern zeigten überall die Spuren entsetzlicher Verwüstung eines unglaublichen Durcheinanders ihrer ehemals horizontal gewesenen Schichten; ganze Festländer waren aufgetaucht und wieder verschwunden, indeß die Überbleibsel der alten organischen Schöpfung merkwürdige Sprünge der Entwickelung von Thier- und Pflanzenwelt zu beweisen schienen. Jede ersinnbare Schöpfungstheorie durfte sich für berechtigt halten und blieb Gegenstand öffentlicher Bewunderung, bis eine neue, noch phantastischere aufgetaucht war. Das Unwesen dauerte bis weit in dieses Jahrhundert hinein. Endlich glückte es, besonders dem englischen Geologen Charles Lyell, als Grundsatz der Erdforschung geltend zu machen, daß die Erklärung aller schwierigen Thatsachen der geologischen Vergangenheit keine anderen Kräfte als die heut bestehenden fordere; lange Dauer der Wirksamkeit ersetze sogar in den meisten Fällen die vermuthete übergroße Energie. Nichts aber hinderte, die Erde als sehr alt zu betrachten. Durch diesen Grundsatz allein vermochte die Geologie sich bis auf die Stufe einer eigentlichen Wissenschaft zu erheben, welche die beobachteten Erscheinungen nicht aus der Phantasie, sondern aus bestehenden Ursachen erklärt.

Aber nicht alle Ursachen waren bekannt: die Tiefenkräfte blieben in undurchdringliches Dunkel gehüllt. An sie heftete sich der Wunderglaube der alten Sagen und Systeme über Entstehung der Welt. Selbst die vulkanische Theorie, welche eine gewisse Reihe von Erscheinungen mit einiger Consequenz zu erklären vermöchte, ist ein vollständig unbegründeter Wunderglaube. Sie braucht zu ihrem Dasein einen wunderbaren Wasserdampf, der nicht nur allmächtig, sondern auch so gütig ist, um uns mit zu furchtbaren Katastrophen zu verschonen, und der als dienstbeflissener Famulus tausend Dinge verrichtet, welche er der höheren Magie abgelernt hat.

Als zweiten Fehler der Erklärungsversuche hat man mit einem gewissen Recht angegeben, daß die Speculation der Erfahrung vorausgeeilt sei. Noch fehlte es an Beobachtungen, Thatsachen, und schon war man mit Theorien fertig. Man darf hinzufügen, daß auch jede neue, oft kleinliche Entdeckung hinreichend schien, um die Zahl der vorhandenen Hypothesen durch eine neue zu vermehren, indeß man bei Aufstellung derselben den schon bekannten und sicheren Erfahrungen kaum Rücksicht schenkte. Die Reaction blieb nicht aus. In den letzten Jahrzehnten wurde jedes Nachsinnen über den Urgrund der Dinge fast polizeilich verboten. „Weg mit aller Speculation,“ hieß es, „Beobachtungen

müssen gemacht werden!" Und Beobachtungen wurden gemacht durch alle Berge und Thäler, auf allen Continenten und Meeren. Die junge Generation gewöhnte sich mehr und mehr an die Idee, daß nicht nur die vorläufige Aufgabe, sondern auch das Wesen der Wissenschaft in der Sammlung von Beobachtungen und Thatsachen liege, alle Speculation grundsätzlich zu verbannen sei.

Darin bestand ein neuer Irrthum. Unser Geist fühlt in sich das Bedürfniß, den Erscheinungskreis mit Ursachen in Beziehung zu bringen. Uns dessen meist unbewußt, sind wir von Kindheit daran gewöhnt, irgend welche Beboachtungen zu machen, aus den Beobachtungen Schlüsse zu ziehen, die Schlüsse zu combiniren und so zu immer höheren Standpunkten aufzuklimmen. Wer es nicht thut, führt kein menschenwürdiges Dasein. Zur Erkenntniß und Umfassung der Wahrheit sind wir da, und die Wahrheit ist im Grunde nur *eine*: aus ihr, dem unerschaffenen Gedanken des Schöpfers, quillt einig und harmonisch die Erscheinungswelt als Geschaffenes hervor.

Dieser Naturanlage, welche zum Höheren treibt, vermag sich der Forscher am wenigsten zu entäußern. Ja ohne sie macht er keine fruchtbringenden Beobachtungen, weiß er auch keine zu beschreiben; denn nur im Lichte gewisser Erwartungen schaut er die Dinge an, sondert er das Wichtige vom Unwichtigen. Wovor er sich hüten muß, ist die Übereilung, seine Auffassungen, Meinungen, Verstandesschlüsse in die beobachtete Thatsache hineinzulegen, sie als Beobachtetes darzustellen. Hundertmal begehen Ungeübte diesen Fehler. Darum glaubten die neueren Meister der Kunst weise zu handeln, indem sie ihren Lehrlingen alle Speculation verboten und lieber ein festes Programm auf die Forschungsreise mitgaben, das vorschrieb, was bei den Beobachtungen zu sehen — oder auch nicht zu sehen sei. Die Meister selbst waren niemals der Meinung, ihre persönliche Combinationsgabe unthätig verrosten zu lassen. Denn noch nie seit Anbeginn der Welt haben ernste Männer das Wesen einer Wissenschaft in etwas Anderem gesucht, als *in der Erkenntniß der Dinge aus deren Ursachen heraus*: vere scire est per causas scire, wie *Bacon* und mit ihm noch Jeder gesagt hat, welcher für die Wissenschaft eine Begriffserklärung aufzustellen versuchte. Thatsachen und Beobachtungen bilden das Material, woraus das Gebäude der Naturwissenschaft construirt werden soll. Das Herbeischaffen des Baumaterials ist nothwendig, verdienstlich. Wer es thut, denkt jedoch nicht, daß darin das Wesen der Baukunst bestehe.

Zu unserem Trost und Mißtrost haben wir nie zu vergessen, daß eine ungezähmte Phantasie und Mangel an geordnetem Denken bis dahin die Anfänge jeder Wissenschaft auf Irrwege geleitet haben. Die Astronomie war Sternbeuterei, die Chemie Goldmacherkunst, die Physik Magie. Warum sollte es der Erdforschung besser ergehen? Von ihren Anfängen konnte Lichtenberg sagen, „daß die vielen und zum Theil bodenlosen Systeme, die man zur Erklärung der Erdbildung ausgesonnen, zwar nicht als Beiträge zur Geschichte der Erde, wohl aber als Beiträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes anzusehen seien". Als solche wollen wir denn auch, ohne muthlos zu werden, die mißlungenen Erklärungsversuche der Tiefenkräfte ansehen, darum jedoch nicht unseren Geist, sondern nur dessen Verirrungen abschaffen.

Ich habe gesagt, daß man das Vorauseilen der Speculation vor der Erfahrung mit einem gewissen Recht als Ursache des Mißglückes betrachte. Genau scheint mir das nicht richtig zu sein, außer man brauche das Wort „Speculation" in demselben verkehrten Sinn, in welchem die Worte „Hypothese" und „Theorie" seit Langem gebraucht werden. Die Speculation ist ein sublimes Denken und in physikalischen Dingen ein ausgezeichneter Gebrauch der Combinationsgabe und des prüfenden Verstandes, um bei dem Versuche, die Gründe und den Zusammenhang einer Reihe unbegriffener Thatsachen zu bestimmen, unter den meist sehr zahlreich unserem Geiste sich darbietenden Conjecturen und Möglichkeiten die richtigen auszuwählen und zu einem Grundgedanken zusammenzufassen, welcher die ganze Klasse der Erscheinungen ungezwungen erklärt. Diese Speculation geht aus der vollendeten Herrschaft des Verstandes über die diensteifrige, um die Erfahrungswelt sich wenig kümmernde Phantasie hervor; sie ist nicht Zügelloses, sondern eiserne Logik.

Als dritten Grund des Mißlingens darf man wohl dreist hervorheben, daß an eine solche Speculation gar nicht einmal gedacht worden ist. Die ersten Erklärer der Erdwandlungen bedurften ihrer nicht, sondern einer dichterischen Phantasie; die späteren haben sich nie die Mühe kosten lassen, ihre kurz hingeworfenen Ideen in reifliche Erwägung zu ziehen. Und jede dieser hingeworfenen Ideen beliebte man „Hypothese" zu nennen, wo doch die letztere eine Combination von hundert allseitig durchdachten Ideen zu einer Grundidee ist. Die wissenschaftliche Methode versteht unter einer Hypothese allerdings eine Vermuthung über unbekannte Ursachen, aber nicht eine jede Vermuthung, sondern speciell eine

solche, welche eine ganze Reihe verwandter Erscheinungen sowohl in ihrer Gesammtheit als in allen ihren Einzelnheiten ungezwungen zu erklären vermag. Das ist die Hypothese im engeren Sinn oder der Satz der Hypothese. Die Entwickelung des Satzes, der streng logische Nachweis, daß alles zu Erklärende aus der vorausgesetzten Ursache sich wirklich ergibt, heißt Theorie, welche wegen des nur vermutheten, nicht a priori bewiesenen Fundamentalsatzes eine hypothetische Theorie oder Hypothese im weiteren Sinn ist. Ohne die Entwickelung hat die Hypothese keinen Werth. Wir denken nicht wie die unsterblichen Geister des Himmels durch Intuition, sondern eins aus dem andern, und sind der zu denkenden Dinge gar zu viel, so bemächtigt sich unser die Verwirrung. Wer also eine Hypothese aufstellt und von Theorie spricht, muß das Wirrsal der Gedanken lösen, die beschwerlichste Arbeit nicht dem Leser überlassen, sonst hat er nichts geleistet.

Es ist gut, daß wir diesen Vorfragen alle Aufmerksamkeit widmen. Das Erforschen unbekannter Naturkräfte gehört in den Bereich der Physik; wir werden also zusehen, was für Bedingungen die Physiker von einer Hypothese erfüllt haben wollen. Sie verlangen aber folgende Stücke:

1. Der Satz der Hypothese, aus welchem Alles deducirt wird, soll ein möglicher sein, und zwar nicht bloß möglich in sich, daß er den Denkgesetzen nicht widerspricht, sondern auch möglich unter den vorhandenen Umständen, soweit unsere wissenschaftliche Erkenntniß reicht. Man sollte meinen, nichts sei leichter, als diese Bedingung festzuhalten. Und wie steht es damit in der That, wenn man die Literatur durchforscht? Das Spielen mit Hypothesen nimmt gerade hier seinen Ursprung, weil die Einseitigkeit des Standpunktes, von dem aus man so häufig die Dinge betrachtet, Fehlerquellen nicht vermeiden läßt. Hundertmal erlebt man es, wie aus Beobachtungen Schlüsse gezogen werden, die mit andern, schon sichergestellten Thatsachen nicht harmoniren. Woher das? Einer erblickt von dem Weltall nur die mineralische, der Andere nur die chemische, ein Dritter nur die naturhistorische Seite. Über Gebühr drängt sich ein Zweig des Wissens in den Vordergrund; der Blick für das Ganze ist nicht vorhanden oder getrübt. Die richtigen Gedanken kommen nicht, weil sie dem Ganzen angehören. Es gibt nur eine Natur, und wer über ihre Kräfte nachsinnt, wird es mit Erfolg nicht thun, außer er berücksichtige in gleicher

Weise Geognosie und Chemie, Physik und Mechanik, und was sonst vom Naturreich erforscht worden ist. Wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes kam man zur Theilung der Arbeit, spaltete man Zweige des Wissens abermals in Zweige, bannte man den Blick des Einzelnen in einen möglichst engen Gesichtskreis. Man darf sich also nicht wundern, wenn man von ausgezeichneten Forschern gewisse Voraussetzungen als richtig, falsch oder zweifelhaft behandelt sieht, die nach den sicheren Lehren einer anderen Wissenschaft gerade das Gegentheil davon sind. Poulett Scrope steht mit seinen physisch unmöglichen Weltanschauungen nicht vereinsamt.

2. Die Hypothese soll allgemein sein, d. h. sie soll die in ihr Gebiet fallenden Erscheinungen ohne alle und jede Ausnahme bis in's Einzelne zu erklären im Stande sein. Sie verliert ihren Werth vollständig, sobald sie mit irgend einer Erscheinung, die sie zu erklären hat, in offenem, klar erkanntem Widerspruch steht. Wie verhalten sich die vulkanischen und plutonischen Theorien in dieser Beziehung? Auf je hundert Fragen, die man ihnen stellt, wissen sie kaum eine zu beantworten.

3. Die Hypothese soll einfach sein, d. h. sie soll die Erklärung der in ihren Bereich fallenden einzelnen Erscheinungen mit möglichst wenigen Hilfshypothesen ausführen. Je größer die Zahl der Wenn und Aber oder willkürlichen Voraussetzungen ist, welche die Theorie anwendet, desto verdächtiger ist sie. Eine complicirte Maschine taugt nichts, weil sie bald schadhaft wird. Hierin ist die Natur nachzuahmen, die mit wenigen Kräften viel auszurichten versteht, eine Erfahrung, die in den physikalischen Wissenschaften mit jeder Errungenschaft klarer hervortritt.

4. Die Hypothese soll, wenn sie von Naturkräften handelt, eine mathematische Behandlung gestatten. Oft hat man die Kräfte aus der Größe und Art ihrer Wirkungen zu erschließen, wobei das „Gefühl" oder ein gewisses „Taxiren" nicht ausreicht. Diese unbestimmten Hilfsmittel dürfen nur jene Männer anwenden, welche durch lange Übung Sicherheit gewonnen haben. So wird über die hinreichende oder unnütze Stärke eines Gewölbes kein Vernünftiger aus dem „Gefühl" ein Urtheil fällen; er zieht einen Baumeister zu Rath oder verschafft sich die nothwendigen Kenntnisse, um dergleichen Dinge selbst berechnen zu können. Die mathematische Behandlung der Hypothese ist der beste Prüfstein von deren Güte: wie ausgezeichnet muß sie nicht sein, wenn man die betreffenden Erscheinungen nach ihrer Größe, Dauer und sonstigen Eigenschaften mit Genauigkeit ausrechnen kann! Die geheimnißvollen Kräfte der Tiefe dürfen dieser Regel grundsätzlich sich nicht

entziehen, obschon es vielleicht immer unmöglich bleiben wird, die nöthigen Ziffern zu erlangen, die zur Angabe bestimmter Resultate erfordert sind. Bisweilen ereignet es sich jedoch, daß eine sehr einfache Hypothese zu äußerst schwierigen, nicht zu bewältigenden Rechnungen führt. Dadurch wird die Hypothese nicht schlecht, denn die Natur befolgt ihren mathematischen Gang auch in dem Falle, wo unsere Methoden nicht ausreichen, um sie darin rechnend zu begleiten.

5. Die Hypothese soll klar sein, d. h. der nothwendige Zusammenhang zwischen ihrer Behauptung und den abhängigen Erscheinungen soll sich ohne Dunkelheit erkennen lassen. Diese Klarheit ist Folge der übrigen guten Eigenschaften, sowie des Fleißes, womit die Theorie durchgearbeitet wurde.

Dennoch vermag eine Hypothese verschiedene Grade der Vollkommenheit zuzulassen. Manche Erscheinungen können eine Zeit lang unerklärt bleiben, weil sie nicht gehörig bekannt oder von einer andern Klasse noch nicht erforschter Ursachen abhängig sind. Soweit jedoch muß eine gute Hypothese es bringen, daß man einsieht, der Fehler liege nicht in ihrem Grundgedanken, sondern im Mangel unserer Kenntnisse. Es scheint, diese letzte Bedingung sei auch nicht annähernd von irgend einer Theorie der Tiefenkräfte erfüllt worden. Meist hat man sich darauf beschränkt, einen möglichen oder unmöglichen Grundgedanken auszusprechen, ohne demselben eine Spur von Theorie beizufügen.

So will z. B. die vulkanische „Theorie" eine Erklärung von den Erdbeben geben. Wie thut sie das? Unterhalb der Erdrinde, ohne daß dieselbe in die Luft fliegt oder irgend welche Gase und Dämpfe entweichen läßt, ereignen sich Explosionen der schrecklichsten Art. Dieser hypothetische Satz mag dem „Gefühl" Einiger als möglich vorkommen, aber nie wird Jemand eine solche Möglichkeit so beweisen, daß jeder vernünftige Widerspruch schwindet. Und worin besteht nun ferner die Ausführung des Gedankens oder die Theorie? In der Thatsache, daß Explosionen ein momentanes Zittern der Erde verursachen können, in gar nichts weiter. Auf die Art und Dauer der Bodenschwingungen, auf ihre Verbreitung längs bestimmter Linien, auf ihre Vorliebe für gewisse Gegenden, auf ihre periodische Wiederkehr, auf ihren Zusammenhang mit den Gebirgs- und festlandsbildenden Kräften wird nicht im Mindesten Rücksicht genommen: sie behauptet einfach, der Dampf bringe die Erdbeben unter allen Umständen hervor. Und wenn man so verwegen ist, den Gedanken bis in's Einzelne verfolgen zu wollen,

so stößt man bei jedem Schritt auf ungelöste Schwierigkeiten, findet, daß der vorausgesetzte unterirdische Dampf die Rolle eines der abenteuerlichsten Kobolde spielt, welche menschliche Einbildungskraft in das Reich der dunklen Tiefe jemals hinabgezaubert hat. Ist dieß eine Hypothese oder Theorie?

Wer in ähnlicher Weise verfährt, hat für die Wissenschaft nichts Ersprießliches geleistet. Er mag eine Vermuthung geäußert, einen Gedanken hingeworfen, auch seine Meinung gesagt haben; aber eine Hypothese oder Theorie hat er nicht aufgestellt. Ein wundersames Schauspiel erblickt das Ende des neunzehnten Jahrhunderts: wichtige Abtheilungen der „exacten" Wissenschaft bestehen aus Sammlungen aller möglichen Einfälle und Meinungen, aus einem bunten Geschwirre leicht geflügelter Ideen, die man mit dem erhabenen Namen von „Hypothesen und Theorien" ausgezeichnet sieht. Solche Ideen sind etwas Menschliches, woran wir Alle leiden; es kommt aber darauf an, daß sie richtig durchdacht und fruchtbar seien, der Wissenschaft thatsächlich Dienste leisten. Schon Heraklit suchte den Urgrund aller Dinge im Feuer; Thales ließ die Erde aus Wasser hervorgehen; Xenophanes bildete sie aus Schlamm; Buffon schuf sie aus der Sonnensubstanz, indem er Kometen gegen den Centralkörper jagte. So gibt es im Grunde keine Ansicht oder Meinung, die nicht schon ein- oder hundertmal dagewesen wäre. Wer solche nicht ausgesprochen, war öfters der klügere Mann.

Schwerer, als die Eigenschaften einer guten und vielumfassenden Hypothese aufzuzählen, ist die Angabe, wie man es zu machen habe, um eine zu finden. „Entdeckungen, wie gesunde Theorien," sagt B. v. Cotta [1], „lassen sich nicht erzwingen, nicht willkürlich machen; sie müssen vorbereitet sein und stellen sich dann beim eifrigen Studium der Dinge von selbst ein." Die Vorbereitung besteht in der Sammlung einer hinreichenden Menge von Beobachtungen und Thatsachen. Daran hat es früher zumeist gefehlt, und auch heute sehen wir uns noch keineswegs in die Lage versetzt, über einen Überfluß brauchbarer Beobachtungen verfügen zu können. Die Ursache liegt zum Theil in dem Fehlen der Grundzüge einer schon hinreichend sicheren Theorie. Ohne dieselben stellt man hundert unnütze Beobachtungen an und läßt die wichtigsten aus, weil man nicht ahnt, welche Bedeutung sie haben. Wer es dann unternimmt, das gesammelte Material zu sondern, das Zweckdienliche

---

[1] Geologie der Gegenwart. S. 7.

auszusuchen, wird von der Masse des Detail beinahe erdrückt. Berghoch liegt das letztere vor ihm: Splitter zierlicher Ornamente, Stückchen mit alter Malerei, von denen man nicht weiß, womit sie im Zusammenhang standen. Ein wahres Glück ist es, daß hin und wieder ein gröberer Block aus der Schuttmenge hervorschaut. Aber welche Arbeit, bis man eine hinlängliche Zahl solch praktischer Bausteine ausgegraben hat! Auch manche von ihnen sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Die „wissenschaftliche" Kritik, der unerbittliche Hammer voreiliger Theorien, hat unnütz scheinende Kanten sorglich hinweggehauen, vermeinend, so sei es besser. Desto nützlicher war die historische Kritik, welche den Grundsatz befolgte: was vernünftige, aufrichtige, unparteiische Zeugen aussagen, muß als glaubwürdig betrachtet werden.

Die gefundenen Bausteine nun, so weit sie durch menschliche Hand nicht unheilbare Verstümmelung erlitten, weisen ihre charakteristischen Formen auf: die einen gehören in's Fundament, die andern sind Stücke von Mauern und Pfeilern, die dritten passen in die Bögen und Gewölbe, die vierten in Fensternischen oder Gesimse. Viele Geduld muß man haben und auch einige Kenntniß der Baukunst, um Alles zu sondern; manchen Stein muß man zwanzigmal umdrehen, um auszukundschaften, wohin er wohl passe, und nicht wenige Stücke fehlen noch ganz und gar; die Zeit muß sie bringen. Das hindert aber den Kenner nicht, den Plan des Werkes im Geiste zurechtzulegen, die in den vielen Steinen zerstreute Idee des Baues in ihrer Einigkeit wiederherzustellen. Die kleinen Trümmer der Ornamente dürfen vorläufig nicht stören, später einmal finden sie vielleicht einen schicklichen Platz. Die einige Idee, der Grundplan des Ganzen ist für uns der Satz der Hypothese, das wirkliche Zusammenfügen der Steine ist die Theorie. Aber der Satz der Hypothese besteht nicht, wenn in ihren wichtigsten Punkten die Theorie nicht schon geistig vollendet ist.

So kommen nach hinreichenden Vorbereitungen beim eifrigen Studium gesunde Theorien. Copernicus, Kepler und Newton, gewiß keine gewöhnlichen Menschen, haben mit dem eifrigsten Nachsinnen über ihre Theorien fast ihr ganzes Leben hingebracht, indeß sie für detaillirte Beobachtungen keine Zeit verloren. Sollte uns die Erklärung der Tiefenkräfte mit minderer Anstrengung gelingen? Aber was hat man gethan? Einige haben Schuttstücke für Grundelemente des Baues angesehen, Andere wahrhafte Quader frei gemacht und aufmerksam betrachtet, jedoch einseitig, wie sie eben lagen; wieder Andere nahmen sich die Mühe, einzelne Steine

vielseitig zu drehen und sorgfältig zu studiren. Mehr als vier oder fünf Steine indessen verglichen sie mit einander nicht. Schon darin erschien die Menge der Formen zu groß. Welcher Baustil ist in dem Allen ausgeprägt? Gothisch? Romanisch? Etruskisch? Unmöglich! Alle Stilarten liegen hier durcheinander! Wer mehr Muth besaß, behauptete wohl dreist: „Wir sehen hier die Trümmer eines alt-mexikanischen, wenn nicht eines siamesischen oder baskirischen Werkes!"

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Recensionen.

Dogmatische Theologie von Dr. **J. B. Heinrich,** Dombecan und Professor der Dogmatik am bischöfl. Seminar zu Mainz. 8°. I. Bd. 3. Abth. S. 561—864; II. Bd. 824 S.; III. Bd. 892 S. Mainz, Kirchheim, 1875—1879. Preis, complet: *M.* 28.40.

Es wurden in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1875, Bd. VIII S. 224 ff.) erst die zwei ersten Lieferungen der „Dogmatischen Theologie" besprochen. Inzwischen sind sieben weitere Lieferungen erschienen, so daß nunmehr drei volle Bände des gediegenen Werkes vorliegen. Anfangs war das Ganze nur auf drei Bände berechnet; jetzt werden es, wie der hochw. Herr Verfasser in dem Vorwort zum dritten Bande uns mittheilt, mindestens doppelt so viel werden. Wir erachten dieses für einen wahren Gewinn, da wir ja an größeren dogmatischen Werken in deutscher Sprache fürwahr keinen Überfluß haben. Dr. Heinrich hatte vor Allem den katholischen Klerus im Auge. „Ihm ist ein tieferes und umfassenderes Studium der dogmatischen Theologie, als die allzu kurze Studienzeit und ein wenn auch noch so treffliches Handbuch gewähren kann, nothwendig, sowohl um selbst innerlich an heiliger Erkenntniß reich zu werden, als auch um sein Lehramt in fruchtbarer Weise zu verwalten." Es gereicht uns zur Freude und Genugthuung, die Überzeugung aussprechen zu dürfen, daß es dem hochverehrten Herrn Verfasser in diesen drei Bänden ausgezeichnet gelungen ist, ein Hilfsmittel zu schaffen, welches in anerkennenswerther Weise diesem doppelten Zweck gerecht wird.

In den zwei Lieferungen, über die bereits im Einzelnen referirt worden, hatte das erste Buch der Generaldogmatik, welches vornehmlich die Praeambula fidei und die Motiva credibilitatis behandelt, seinen Abschluß gefunden. Ungefähr mit der dritten Lieferung beginnt das zweite Buch, welches auch noch den weitaus größten Theil des zweiten Bandes für sich in Anspruch nimmt. Letzteres mit vollem Rechte. Denn dasselbe behandelt un-

zweifelhaft die wichtigsten von denjenigen einleitenden Fragen, welche der hochw. Herr Verfasser unter dem Namen „Theologische Erkenntnißlehre" in den zwei ersten Bänden zusammenzufassen beliebt hat; Glaube, Glaubensquellen, Glaubensregel und Glaubensrichter bilden nämlich seinen Inhalt.

Die Darlegung der den Glauben betreffenden Wahrheiten, wie Dr. Heinrich sie in organischer Gliederung bietet, kann als eine allseitige bezeichnet werden. Die Erörterungen über den Begriff des theologischen und katholischen Glaubens (S. 556—591) zeigen so recht deutlich das stete Bemühen des Verfassers, den jedesmaligen Lehrstoff thunlichst auf der festen Basis der definirten Kirchenlehre aufzubauen. An dieser Stelle sind es die Erklärungen des vaticanischen Concils, auf die sich die Ausführungen in allweg stützen. Bevor der hochw. Verfasser das Formalobject des Glaubens im Einzelnen erklärt, handelt er vom Gegenstande des Glaubens im Allgemeinen. Es wird da auch die Controverse berührt, ob natürlich Gewußtes zugleich Gegenstand des Glaubens sein könne. Dr. Heinrich tritt der Meinung bei, welche die Frage bejaht, und er bemerkt sehr richtig, daß dieselbe heutzutage wohl als die sententia communis bezeichnet werden kann. „Jedenfalls," heißt es ebendaselbst, „scheint uns die Verträglichkeit des Glaubens mit der abstractiven und auf Schlußfolgerungen beruhenden wissenschaftlichen Erkenntniß, welche wir vom Dasein Gottes, seiner Einheit und seinen Eigenschaften, der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele besitzen können, ungeachtet der entgegengesetzten Meinung angesehener thomistischer Theologen, über jeden Zweifel erhaben" (S. 611). — Wo es sich um die genauere Fixirung des Formalgrundes des Glaubens handelt, geht der hochw. Herr Verfasser von den Worten des Vaticanums aus: „propter auctoritatem Dei revelantis, qui nec falli nec fallere potest", und spricht sich dann mit der sententia communis [1] dahin aus, daß nicht nur die Auctorität Gottes (seine Wahrhaftigkeit und sein irrthumsfreies Wissen), sondern auch die Offenbarung Gottes zum Formalgrunde des Glaubens gehöre. Wenn auch weitere Ausführungen und speciell der Appell an eine Stelle Gotti's (der eben nur die revelatio interna, nicht die externa zum Formalgrunde des Glaubens rechnet) es in etwa unbestimmt lassen, welche Stellung Dr. Heinrich der äußeren Offenbarung als Formalgrund des Glaubens einräumt, so dürften doch gleich die ersten Sätze, durch die er der äußeren Offenbarung die Würde des Formalgrundes vindicirt, am deutlichsten seine dießbezügliche Ansicht zum Ausdrucke bringen. Er schreibt: „Das göttliche

---

[1] Nicht ohne Grund macht P. Kleutgen (Beilagen, 3. Heft, S. 116) darauf aufmerksam, daß die Meinung, welche den Act der göttlichen Offenbarung nicht zum Formalgrunde des Glaubens rechne, außer der scotistischen Schule nur einzelne sehr wenige Vertheidiger gefunden habe, und er fügt „das gewiß glaubwürdige Zeugniß des berühmten Carmeliten Paulus a Conceptione" bei: Revelatio ad motivum formale non se habet praecise per modum conditionis, sed etiam per modum rationis formalis. Ita communiter Thomistae et Jesuitae contra Scotistas. Tract. XVI. disp. 1. dub. 3.

Wissen und die göttliche Wahrhaftigkeit ist an sich etwas Gott Innerliches, Unerschaffenes, mit dem Wesen Gottes Identisches. Es versteht sich nun von selbst, daß die veritas prima nicht in dieser ihrer Immanenz, sondern durch ihre Offenbarung nach Außen, also in dem äußeren Worte der Offenbarung Grund (objectum formale fidei) des Glaubens ist" (S. 621). Es ist auch nicht zu fürchten, daß man der Göttlichkeit des Glaubens zu nahe trete, wenn man die äußere Offenbarung, allerdings „etwas Creatürliches", in das Formalobject des Glaubens aufnimmt [1]. Bei Lösung der spinösen Frage, in welcher Weise das Formalobject selbst in dem Glaubensacte für wahr gehalten werde, folgt Dr. Heinrich im Ganzen der von Suarez vorgezeichneten Fährte. Wir werden hier natürlich auf diese Controverse nicht eingehen, möchten uns aber doch die eine Bemerkung erlauben, daß der Einwurf gegen die Theorie Lugo's, dieselbe genüge nicht, „um den übernatürlichen Charakter des Glaubens in seiner ganzen Integrität aufrecht zu erhalten" (S. 632), uns ein unbegründeter zu sein scheint. Die Erklärung des Glaubensactes würde an Präcision gewonnen haben, wenn eine schärfere Trennung der demselben wesentlichen Elemente von denjenigen stattgefunden hätte, welche entweder stets oder unter gewissen Umständen zu seiner sittlichen Erhöhung, Vervollkommnung und Veredlung beitragen können. Die Lehre vom Glauben findet ihren Abschluß durch die Erörterung der Gewißheit, Nothwendigkeit und Unwiderruflichkeit des Glaubens. Gerade letzterer Punkt ist dem durch das Vaticanum verurtheilten Hermesianismus gegenüber von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Hier, wie so oftmals, zeigt Dr. Heinrich, daß er die Widerlegung der unsere Zeit berührenden Irrthümer sich vorzugsweise angelegen sein läßt. Er begründet und erläutert die Sätze: „Es kann der Gläubige niemals, ohne schwere Schuld, auch nur einen Augenblick, den Glaubensassens suspendiren; er kann nie eine rechtmäßige Ursache haben, am Glauben zu zweifeln oder ihn völlig aufzugeben. Es besteht daher in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Gläubigen und dem Nichtgläubigen."

Die katholische Glaubensregel faßt Dr. Heinrich als Norm, nach welcher das Materialobject des katholischen Glaubens bestimmt wird. Als Ausgangspunkt dienen ihm die Worte des Vaticanums, welche diese Norm aufstellen (Decr. de fide, cap. 3). Der positive Nachweis der katholischen Glaubensregel aus der Lehre der Kirche wird in eingehender, aber sehr übersichtlicher Weise namentlich aus Irenäus, Tertullian und Cyprian geführt.

Aus dem Abschnitte über die Quellen des Glaubens (heilige Schrift und Tradition) verdient die durch Klarheit und Kraft der Beweisführung gleich ausgezeichnete Partie hervorgehoben zu werden, in welcher der gelehrte Herr Verfasser die Nothwendigkeit der Überlieferung und des Lehramtes der Kirche zur Bezeugung, zur Erklärung und zur Ergänzung der heiligen Schrift den Protestanten gegenüber darthut (S. 775—841).

---

[1] Vgl. die gründlichen Ausführungen Kleutgens gegen Scheeben, Beilagen, 3. Heft, S. 110—136, bes. 122 ff.

Auf die Lehre von den Quellen des Glaubens folgt ein eigener Abschnitt, welcher über die Tradition, ihre Criterien und Documente insbesondere handelt (Bd. II S. 3—162). Die deutlichen, gleich zu Anfang gegebenen Erklärungen über den Begriff und die verschiedenen Arten der Tradition tragen nicht wenig dazu bei, Mißverständnissen vorzubeugen. Es hat uns gefreut, daß auf S. 7 im engsten Anschlusse an die Worte des Tridentinums ausdrücklich auf die doppelte Art und Weise hingewiesen wird, wie etwas Gegenstand der traditio divina werden konnte. Der betreffende Satz lautet: „Nur solche Wahrheiten, Gebote und Institutionen, die ihren Ursprung in der göttlichen Offenbarung haben, sind Gegenstand der traditio divina, mögen nun diese göttlich geoffenbarten Wahrheiten, Gesetze, Institutionen von Christus den Aposteln übergeben, oder den Aposteln, als Organen der göttlichen Offenbarung, durch Eingebung des heiligen Geistes geoffenbart sein." Als Muster dogmatischer Exposition dürfen wir wohl die Erörterung der Frage bezeichnen, ob und inwiefern ein Fortschritt in der Entfaltung der Glaubenslehre stattfinden könne (S. 23—58).

Bei der gewohnten Rücksichtnahme des hochw. Herrn Verfassers auf die besonderen Forderungen der Gegenwart versteht es sich von selbst, daß der Schlußabschnitt des zweiten Buches, welcher über das unfehlbare kirchliche Lehr- und Richteramt handelt, seiner heutzutage erhöhten Wichtigkeit gemäß mit einer vorzüglichen Sorgfalt und Ausführlichkeit bearbeitet worden ist. Uns muß es hier genügen, auf einige wenige Punkte andeutungsweise hinzuweisen, um durch diese Beispiele den Schluß auf die Vortrefflichkeit des Ganzen einigermaßen zu ermöglichen. Geht man auf das Wesen der kirchlichen Unfehlbarkeit näher ein und frägt man nach der inneren Wirksamkeit, durch welche dieses Charisma der Kirche fortwährend übermittelt und erhalten werde, so kommt Alles darauf an, die „göttliche Assistenz" in richtiger und adäquater Weise aufzufassen und zu begreifen. Hierzu sind nun die Erklärungen, welche Dr. Heinrich über die göttliche Hilfeleistung beibringt (S. 220—245), in vorzüglicher Weise geeignet. Fast alle über die Unfehlbarkeit der Kirche handelnden Stellen — so führt er aus — weisen auf Gott, Christus, den heiligen Geist, resp. deren Beistand und Wirksamkeit als auf das Princip jener Indefectibilität hin. Der letzte und tiefste Grund dieser übernatürlichen Gabe liegt in der übernatürlichen und unauflöslichen Verbindung Christi und des heiligen Geistes mit der Kirche. Die göttliche Assistenz selbst wird in „negativer" und „affirmativer" Weise näher bestimmt. Negativ: sie ist weder Offenbarung noch Inspiration; positiv: sie besteht in dem ganzen Complexe jener Thätigkeiten der Providenz, wodurch Gott bewirkt, daß das kirchliche Lehramt weder durch seine ordentliche und allgemeine Amtsthätigkeit, noch durch eine definitive Lehrentscheidung jemals der gesammten Kirche, sei es aus Irrthum, sei es aus böser Absicht, etwas Falsches in Sachen der Glaubens- und Sittenlehre zu glauben oder zu halten vorschreibt. Jene Thätigkeiten der Providenz werden dann im Einzelnen besprochen, und schließlich aus der also entwickelten Lehre die nöthigen

Schlußfolgerungen gezogen. — Seit der Zeit des Vaticanums war die objective Ausdehnung der kirchlichen Unfehlbarkeit ein Hauptgegenstand theologischer und auch publicistischer Discussionen. Dr. Heinrich widmet dieser Frage ganze hundert Seiten (S. 554—654). Welche Gegenstände zum Objecte der Unfehlbarkeit gehören, oder, was dasselbe ist, welches die derselben von Gott gezogenen Grenzen sind, wurde weder auf dem Vaticanum noch vorher durch genauere Angaben definirt. Nichtsdestoweniger lassen sich, wie S. 556 mit Recht bemerkt wird, die hier in Betracht kommenden Fragen mit großer Sicherheit beantworten, und es besteht auch darüber in allem Wesentlichen Einmüthigkeit unter den angesehenen Theologen. Die ganze Ausdehnung der unfehlbaren Lehrthätigkeit der Kirche bestimmt die folgende, allgemeine These: Gegenstand der kirchlichen Unfehlbarkeit sind principaliter alle im Glaubensdepositum enthaltenen Wahrheiten und Thatsachen; secundär aber auch alle jene Wahrheiten und Thatsachen, welche zur Bewahrung, Erklärung und Vertheidigung des Glaubensdepositums nothwendig sind. Aus der richtigen Erfassung des Secundär-Objectes ergibt sich, daß die kirchliche Unfehlbarkeit nothwendig auch auf die Explication der Glaubenshinterlage, auf die mit der Offenbarungswahrheit connexen natürlichen Wahrheiten und dogmatischen Thatsachen, sowie auf die Verurtheilung und Censurirung der die Glaubenswahrheit verletzenden und gefährdenden Irrthümer sich erstreckt. Hieran reiht sich die Beantwortung der weiteren Frage, ob die Kirche auch in ihren Gesetzen und Einrichtungen, welche die Disciplin und den Cultus betreffen, unfehlbar sei. Der Verfasser präcisirt die affirmative Antwort dahin, daß die Kirche in ihren disciplinären Gesetzen und insbesondere in ihren Cultusvorschriften durch die göttliche Assistenz gegen jeden Widerspruch mit der Glaubenswahrheit und dem göttlichen (natürlichen und übernatürlichen) Gesetze sichergestellt sei. Speciell kommen endlich die Approbation der Orden und die Canonisation der Heiligen zur Sprache. Die Unfehlbarkeit der Kirche in Approbation der Orden ist dem Verfasser „eine vollkommen sichere theologische Lehre, deren Läugnung mindestens temerär, ärgernißgebend und unfromm ist". Bezüglich des anderen Punktes stellt er die These auf: „Es ist mindestens frommer Glaube und allgemeine und wohlbegründete Lehre der Theologen, daß die Kirche auch in der Canonisation der Heiligen unfehlbar sei."

Bevor wir zum dritten Buche übergehen, möge man uns hinsichtlich des Abschnittes vom kirchlichen Lehramte noch ein paar Bemerkungen bezw. Ausstellungen gestatten.

S. 247, Anm. 1, wird unter den außerordentlichen Privilegien der Apostel, welche sie als Apostel besaßen, auch genannt „die persönliche Inspiration und die darauf beruhende Unfehlbarkeit eines jeden einzelnen Apostels". Diese Ausdrucksweise könnte leicht zum Mißverständnisse Anlaß geben, als wären die Apostel einzeln nur insofern unfehlbar gewesen, als sie inspirirt waren. Das wäre irrig, da die Inspiration offenbar viel enger begrenzt ist, als die Unfehlbarkeit.

Der Schriftbeweis für die päpstliche Unfehlbarkeit hebt mit dem Alten Testamente an. Es ist dieses gewiß die naturgemäße Ordnung; dennoch hat es etwas

Mißliches, daß auf diese Weise ein Argument an die Spitze gestellt wird, welches an Kraft allen übrigen weit nachsteht. Der Herr Verfasser schließt nämlich aus der Unfehlbarkeit des Hohenpriesters auf die des Papstes. Läßt sich nun auch nicht läugnen, daß ein solcher Schluß in der Voraussetzung, daß die Untrüglichkeit der hohenpriesterlichen Aussprüche feststehe, gewiß statthaft sei, so ist doch eben letztere Annahme durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben. Dr. Heinrich argumentirt folgendermaßen: „Der höchste Lehrer und Richter in Israel an Gottes Statt war und blieb einzig und allezeit der Hohepriester, dem auch das Synedrium in späterer Zeit wesentlich untergeordnet war. Wenn aber der Hohepriester als höchster Richter einen Ausspruch that, so war derselbe unwiderruflich, und jeder Israelit war an denselben gebunden. Es kann daher wohl keinem Zweifel unterliegen, daß diese Aussprüche des Hohenpriesters, insofern sie die Reinerhaltung der geoffenbarten Wahrheit für das ganze Volk bezweckten, durch einen besonderen Beistand Gottes unfehlbar waren" (S. 269). Für die Unwiderruflichkeit der hohenpriesterlichen Aussprüche wird, und zwar mit Recht, Deut. 17, 8—12 [1] angeführt. Nur ist zu bemerken, daß daselbst nur von einem Entscheid in Sachen des Ceremonial- und Judicial-Gesetzes die Rede ist. Ließe sich erweisen, daß der Hohepriester solch unwiderrufliche Aussprüche auch in Glaubenssachen thun konnte, so wäre dadurch freilich auch seine Unfehlbarkeit dargethan. Aber da weder diese Stelle von der Vollmacht dazu redet, noch sonstwo über Anwendung derselben berichtet wird [2], so bleibt es eben zweifelhaft, ob der Hohepriester überhaupt Aussprüche gethan, welche „die Reinerhaltung der geoffenbarten Wahrheit für das ganze Volk bezweckten". Dazu kommt noch, daß das Prophetenthum des Alten Bundes gerade der Erreichung letzteren Zweckes in besonderer Weise dienen sollte. Hieraus ergibt sich auch leicht die Antwort auf die zwei anderen Gründe, welche zum Erweise jener Unfehlbarkeit geltend gemacht werden.

S. 569 stellt der Verfasser bezüglich der theologischen Schlußfolgerungen die Thesen auf, daß eine Conclusion aus zwei unmittelbar geoffenbarten Prämissen selbst unmittelbar geoffenbart sei, daß hingegen eine Folgerung aus einer geoffenbarten und einer nur durch die Vernunft erkennbaren Prämisse keine Glaubensgewißheit, sondern nur eine theologische Gewißheit habe. Nachdem er dann hervorgehoben, daß die weitere Frage, ob die Kirche eine Wahrheit letzterer Art durch eine Lehrentscheidung unfehlbar feststellen könne, zweifellos zu bejahen sei und auch von sämmtlichen Theologen bejaht werde, bespricht er kurz die Streitfrage, „ob eine solche theologische Conclusion durch die Entscheidung der Kirche unmittelbar Gegenstand göttlichen Glaubens oder nur eines auf den göttlichen Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche sich gründenden zweifellosen Fürwahrhaltens werde". Dr. Heinrich legt die Hauptgründe der beiden Meinungen vor, ohne sich selbst für

[1] Das ad judicem, qui fuerit illo tempore (V. 9) erklärt Dr. Heinrich als „zum zeitlichen Hohenpriester". Cornelius a Lapide (in h. l.) zieht mit Berufung auf V. 12 die andere Erklärung vor, nach der unter judex ein weltlicher Richter zu verstehen ist.

[2] Die Antworten, welche der Hohepriester erhielt, wenn er mit dem Urim und Thummim den Herrn befragte, waren freilich von Gott inspirirt, gehören aber ebendeßhalb nicht der ordentlichen Lehrthätigkeit an; zudem handelte es sich bei diesen Befragungen nicht um eigentliche Lehrerklärungen, sondern um die Kenntniß zukünftiger oder sonst geheimer Dinge. Vgl. 1 Kön. 14, 36. 37; 23, 6—12; 30, 8 ꝛc.

die eine oder die andere zu entscheiden. Wenn er jedoch schließlich an das Vaticanum erinnert, welches durch den Ausdruck tenere der Wahrheit Ausdruck verleiht, daß es ein auf die Unfehlbarkeit der Kirche gestütztes zweifelloses und religiöses Fürwahrhalten gibt, welches nicht im eigentlichen und engeren Sinne fides divina ist, so mag man darin eine Hinneigung des Verfassers zur Meinung Molina's erkennen. Letzterer hält nämlich gegen Suarez, aber im Vereine mit anderen namhaften Theologen, daran fest, daß eine wirkliche theologische Conclusion niemals, auch nicht durch Definition der Kirche Gegenstand „göttlichen Glaubens" im strengen Sinne des Wortes werden könne. Das Gewicht der inneren Gründe scheint auch durchaus diese Meinung mehr zu empfehlen. Wenngleich nun die Autorität des Doctor eximius der entgegengesetzten Meinung immerhin ein gewisses Ansehen verleiht, so darf doch neben Suarez nicht auch noch Cardinal de Lugo als Vertreter derselben angeführt werden, wie es von Montagne (De censuris seu notis theologicis et de sensu propositionum, Art. 2. § 1) und nach ihm von Dr. Heinrich (l. c. und S. 661) geschieht. Lugo sucht vielmehr eine vermittelnde Stellung einzunehmen; diese Absicht spricht er nach Darlegung der beiden Meinungen selbst aus und beschränkt dann thatsächlich die Suarez'sche Aufstellung dadurch, daß er für alle Fälle, wo etwas für alle Gläubigen unmittelbar Gegenstand des göttlichen Glaubens wird, eine bereits stattgefundene, wenn auch nicht deutliche Offenbarung voraussetzt. Die Definition der Kirche klärt die Offenbarungslehre, enthält aber unter keiner Rücksicht eine neue Offenbarung [1].

Das dritte Buch handelt in zwei Kapiteln von dem Verhältnisse der Offenbarung und des Glaubens zur Vernunft und ihren natürlichen Erkenntnissen überhaupt, und von der theologischen Wissenschaft insbesondere. Namentlich das erste Kapitel ist von größter Wichtigkeit für unsere Zeit, die ja eine Reihe der gröbsten Irrthümer über Wissenschaft und Glauben, Philosophie und Theologie auftauchen und von der höchsten Kirchengewalt verurtheilt werden sah. Der Kerngedanke des ganzen Kapitels ist dieser: Es kann niemals irgend eine Wahrheit einer anderen Wahrheit widersprechen, vielmehr stimmen alle natürlichen und übernatürlichen Wahrheiten unter einander und mit der höchsten Wahrheit überein, da sie in dieser als in ihrer ersten Ursache und ihrem eminenten Vorbilde alle Eins sind. Bei der näheren Erörterung des Verhältnisses des natürlichen Wissens zum Glauben — der hochw. Verfasser vermeidet absichtlich die Ausdrucksweise: Verhältniß der Philosophie zur Theologie (vgl. S. 679) — wird ein dreifacher Mißbrauch namhaft gemacht, dessen sich die Vernunft dem Glauben gegenüber schuldig machen kann. Eine besondere Aufmerksamkeit wird dem dritten zugewandt, der in der Behauptung liegt, „daß die Vernunft, resp. natürliche Wissenschaft berechtigt sei, vermeintliche Resultate ihrer Forschung und ihres Nachdenkens auch dann als wahr festzuhalten, wenn sie mit einer geoffenbarten und unfehlbar von der Kirche bezeugten Wahrheit in Widerspruch stehen". Sowohl hier wie auch in den folgenden Abschnitten, welche das Verhältniß der Glaubensautorität zur Freiheit und zum Fortschritt der Wissenschaft, sowie die gegen-

[1] De fide, disp. 1. sect. 13. n. 270. Utrumque sententiam aliquo modo conciliare debemus. . . .

seitige Förderung der natürlichen Erkenntniß durch die Offenbarung und umgekehrt des Glaubens durch die Vernunft und die Wissenschaft besprechen, zeigt sich recht augenfällig die Meisterschaft des Verfassers, bei den verschiedenartigsten Einwürfen jedesmal mit sicherem Blick durch die gleißnerische Hülle der Scheinwahrheit zum Giftkern des Irrthums durchzudringen, um ihn auch dem blödesten Auge in seiner wahren Gestalt vorzulegen. — Auch der Abschnitt, welcher die Existenz und die Bedingungen einer „christlichen Philosophie" nachweist, ist in hohem Grade geeignet, manches Vorurtheil zu zerstreuen. — Wie maßvoll der hochw. Herr Verfasser überall die rechte Mitte einzuhalten sich bemüht, mögen die folgenden Sätze bezeugen:

„Wenn wir aber die auf Grund der Väter von den großen Scholastikern, vor Allem vom hl. Thomas, erbaute, stets in der Kirche festgehaltene, in unserer Zeit wieder mit neuer Liebe gepflegte Philosophie wie als die wahre, so als die wahrhaft christliche und katholische Philosophie bezeichnen können, so müssen wir auf der anderen Seite Übertreibungen ferne halten, welche nur die Wahrheit zu compromittiren geeignet sind. . . . Wenn wir insbesondere nicht daran zweifeln können, daß der hl. Thomas auch auf dem Gebiete der Philosophie ein zuverlässiger Führer und Lehrer ist, so dürfen wir auf der anderen Seite nicht vergessen, daß, wie in der Theologie, noch viel mehr in der Philosophie[1] ein Fortschritt möglich und nothwendig ist, und daß in der Wissenschaft nicht die Autorität, sondern die Gründe der alten großen Lehrer entscheidend sind. Am meisten wäre es gefehlt, wenn man nicht nur die Principien und den Geist, sondern auch jede Form der alten Lehrer für maßgebend halten und ihre Aufstellungen selbst in solchen Fragen als definitive ansehen wollte, in denen sie nur mehr oder minder wahrscheinliche Meinungen aufstellten und aufstellen konnten, da ihnen zu deren vollkommener Lösung die nöthigen Vorbedingungen fehlten, Vorbedingungen, die in manchen dieser Fragen vielleicht immer den Menschen fehlen werden" (S. 732 ff.).

Mit dem dritten Bande beginnt die specielle Dogmatik, deren erster Theil (Von Gott, dem Drei-Einen) mit Gottes Dasein, Wesen

[1] Dr. Heinrich beruft sich hier auf die Autorität eines „der entschiedensten und besten Thomisten unserer Zeit", des Bischofes von Cordova, Zeph. Gonsalez, aus dem Orden des hl. Dominicus. Derselbe wurde jüngst durch die Aufnahme in die vom heiligen Vater gegründete Akademie des hl. Thomas ausgezeichnet. In der citirten Stelle, welche zunächst von der bevorzugten Stellung redet, welche dem hl. Thomas in der christlichen Philosophie gebührt, heißt es dann weiter: Quod tamen nihil obstat, quominus in levioribus quibusdam, aut in his, quae sub opinione potius quam sub certitudine ab ipso proferuntur, liceat aliter opinari, si cuipiam sufficiens adsit ratio. Enim vero, ut verbis ipsius D. Thomae utamur, „quamvis universaliter ratione pertinente ad omnes homines veritas sit praeferenda amicis, specialiter tamen hoc oportet facere philosophos, qui sunt professores sapientiae, quae est cognitio veritatis". — Dieselbe Mäßigung tritt zu Tage in dem vortrefflichen Lehrbuche der Philosophie des Dominicaners Alb. Lepidi, dessen erster Band in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1876, X. S. 110 ff.) besprochen wurde. Inzwischen sind zwei weitere Bände erschienen. (Wir gedenken auf dieselben zurückzukommen. Anm. d. Red.)

und Eigenschaften eröffnet wird. Nach einer gründlichen Würdigung, bezw. Widerlegung der verschiedenen Lehrsysteme über die natürliche Gotteserkenntniß werden die Beweise für das Dasein Gottes in großer Fülle beigebracht. Daran schließt sich die These von der Einheit Gottes an, und darauf folgt die Besprechung des Wesens und der Eigenschaften Gottes. Die metaphysische Wesenheit Gottes setzt Dr. Heinrich in die Aseität, eine Meinung, die er nicht nur als die wissenschaftlich richtige, sondern auch als die auf Schrift und Überlieferung sich gründende ursprüngliche und allgemeine Meinung zu bezeichnen nicht ansteht, worin wir ihm gerne beipflichten. — Aus den Eigenschaften Gottes greifen wir den Abschnitt über das göttliche Erkennen heraus. Hier tritt zunächst recht deutlich eine Eigenart der Methode hervor, durch die der hochgeehrte Herr Verfasser sich zugestandenermaßen in etwa von der scholastischen entfernt. Er selbst äußert sich (Bd. III S. 9) über dieselbe dahin, daß die Vortheile der scholastischen Methode sich vollkommen mit einer freieren Form der Behandlung, wie sie von den sogen. positiven Theologen der späteren Zeit angestrebt sei, vereinigen und dadurch manche andere Vortheile sich erzielen ließen, welche bei der scholastischen Form nur unvollkommen zu erreichen seien. Es heißt daselbst speciell bezüglich der positiven Beweisführung und der darin enthaltenen Erklärung der Dogmen: „Wenn man, wie nothwendig, ein jedes Hauptdogma in eine Reihe besonderer Sätze und Lehrpunkte zerlegt und dann nur einen jeden einzelnen dieser Sätze und Punkte aus Schrift und Tradition beweist, so muß man zum Theil darauf verzichten, die ganze Fülle und Kraft des Schrift- und Traditionsbeweises und der darin enthaltenen Belehrung an's Licht treten zu lassen, wie solches dann möglich ist, wenn man bezüglich der großen Grunddogmen des Christenthums die gesammte Lehre der Schrift und Überlieferung in ihrem ungetheilten Zusammenhange darstellt." So umfaßt der Schrift- und Traditionsbeweis (S. 534—561), wie er für die Allwissenheit Gottes geführt wird, thatsächlich Alles, was auf die subjective und objective Vollkommenheit des göttlichen Erkennens Bezug hat. Natürlich mußte dabei nun doch eine Gruppirung der Stellen nach bestimmten Gesichtspunkten vorgenommen werden, welche theilweise auch dieselben sind, nach denen im weiteren Verlaufe die Detailausführungen erfolgen. In letzteren hinwiederum mußten, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, wiederholt Zurückverweisungen auf die an der Spitze des Ganzen stehende Gesammtbeweisführung stattfinden, wodurch die sehr zahlreichen Hin- und Herverweisungen des Buches noch vermehrt wurden. Wenigstens hier mag es deßhalb wohl zweifelhaft sein, ob die gewählte Methode sich wirklich vor der scholastischen empfehle.

Bevor die verschiedenen Objecte des göttlichen Wissens im Einzelnen besprochen werden, wird die Existenz und die Seinsweise des göttlichen Erkennens speculativ erläutert, so daß die mannigfachen Unterschiede zwischen göttlichem und menschlichem Erkennen klar an's Licht treten. Ebenso gründlich sind die nun folgenden Ausführungen über das primäre und secundäre Object des göttlichen Erkennens. Mit großer Ausführlichkeit wird endlich die schwierige Frage nach dem Medium der göttlichen Erkenntniß für die ver-

schiedenen Objecte untersucht. Die große Controverse über die scientia media legt der hochw. Herr Verfasser seinen Lesern in der Weise vor, daß er die Gründe und Gegengründe der Vertreter beider Ansichten vorträgt, ohne bislang für seine Person einen Entscheid zu treffen. Nach den vielen Sic proceditur und Sed contra est hätte man freilich auch das Respondeo dicendum quod schon an dieser Stelle erwarten sollen. Der Verfasser zog es jedoch vor, dasselbe, wenn überhaupt, so erst in der Gnadenlehre zu geben, aus der übrigens gar manche Punkte schon hier herangezogen wurden. Indessen spricht er die Hoffnung aus, es werde vielleicht gelingen, „das Wahre an beiden Theorien, die ja nur dieselbe Wahrheit von verschiedenen Gesichtspunkten aus unserem Verständnisse einigermaßen zu erschließen suchen, mit einander zu vereinigen". Ob wirklich gegründete Aussicht vorhanden ist, nicht nur jetzt, sondern überhaupt jemals den tiefen Spalt zu überbrücken, der seit drei Jahrhunderten die zwei großen Schulen trennt, erscheint uns mehr als zweifelhaft. Wenn Dr. Scheeben in seinem „Handbuch der katholischen Dogmatik" (Bd. I § 92) es unternommen, eine solche Brücke zu schlagen, so hat die Entgegnung des Cardinals Franzelin (Tractatus de Deo Uno. Editio altera ab auctore emendata. Romae 1876. p. 452—468) luce clarius gezeigt, wie unglücklich dieser Versuch in mancher Hinsicht ausgefallen ist. Wir unterschreiben auch gerne den Satz des gelehrten Cardinals, den er bei dieser Gelegenheit auszusprechen sich veranlaßt sieht: „Studium istud sententias theologorum diversas et inter se contradictorias conciliandi in aliquo tertio, altiori, ut Germani loquuntur, quod vir hic eruditus ubique praesefert, mihi certe videtur contrarium veritati historicae et eo modo, quo adhibetur, minime proficuum veritati theologicae collustrandae." Sollte sich auch Herrn Dr. Heinrich noch die Überzeugung aufdrängen, daß von den zwei in gewissen Punkten sich nun einmal contradictorisch gegenüberstehenden Theorien schließlich doch einer von beiden mit Ausschluß der anderen der Vorzug einzuräumen sei, so scheint es bereits nach den bisherigen Ausführungen kaum noch zweifelhaft, welcher Theorie er sich zuwenden werde. In der ganzen Controverse nämlich zwischen Thomisten und Molinisten, so hebt der Verfasser an verschiedenen Stellen hervor (z. B. S. 639, 663), kommt es schließlich auf die Annehmbarkeit oder Unannehmbarkeit der scientia media an. Nun wohl, die scientia media steht und fällt mit der objectiven Wahrheit der bedingt und absolut zukünftigen freien Acte. Wer jenen Acten eine von den göttlichen Decreten unabhängige „objective Wahrheit" einräumt, für den muß die scientia media eine ausgemachte Thatsache werden, wenn auch das „Wie" für unsere inadäquate Auffassungsweise ganz in Dunkel gehüllt bleiben sollte. Ersteres darf durch Letzteres nicht beeinflußt werden; denn bei einer jeden Frage, welche sich mit dem Wesen oder den Eigenschaften Gottes des Unendlichen befaßt, kommen wir in unseren Untersuchungen stets an einen Punkt, wo unser Begreifen des „Wie" mit dem Erkennen des „Daß" nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Jene „objective Wahrheit" wird nun von Dr. Heinrich, freilich mit Betonung der Unbegreiflichkeit, aber dennoch thatsächlich, auf Grund der Franzelin'schen

Beweisführungen zugestanden und die dagegen erhobene Einsprache der Thomisten abgewiesen[1].

Die wenigen Ausstellungen, die wir uns erlaubt haben, sind gewiß nicht der Art, daß sie dem günstigen Urtheile über das vorliegende Werk, wie wir es Eingangs aussprachen, irgendwie Abbruch thun könnten; die einzelnen Hinweisungen auf die Solidität der Doctrin sowohl wie auf die durchgängig sehr glückliche Art der Behandlung werden dasselbe vielmehr vollauf bestätigt haben. Wir möchten noch beifügen, daß die Anmerkungen, welche in sehr großer Ausdehnung fast überall den Text begleiten, nicht nur eine seltene Erudition bekunden, sondern der Absicht des Verfassers gemäß wirklich in leichter Weise in das Verständniß der heiligen Schrift, sowie in das Verständniß und den Sprachgebrauch der heiligen Väter und der Scholastiker, namentlich des hl. Thomas, einführen. Der sprachliche Ausdruck zeichnet sich durch Einfachheit, Bestimmtheit und Verständlichkeit aus, und mit Recht zog der hochw. Herr Verfasser es vor, in vielen Fällen lieber die herkömmlichen (lateinischen) Termini technici beizubehalten, als durch Sprachpurismus einen Gedanken zu verdunkeln oder minder deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Mögen die anderen Bände des verdienstvollen Werkes bald nachfolgen!

Aug. Langhorst S. J.

Der Brief an die Hebräer. Übersetzt und erklärt von Dr. **Leonhard Zill.** gr. 8⁰. XLI u. 708 S. Mainz, Kirchheim, 1879. Preis: *M.* 10.

Ein stattlicher Commentar! Drei Gründe bestimmten den hochw. Herrn Verfasser, wie er uns im Vorwort mittheilt, zu dieser exegetischen Bearbeitung des Hebräerbriefes; sie kennzeichnen zugleich das Gepräge und die Richtung des Commentars und sagen so dem Leser, was er in ihm besonders zu erwarten habe. Der erste Grund ist die hohe dogmatische Bedeutung des Briefes, die sich besonders in dem Verhältnisse zwischen dem alten und neuen Bunde, in Christi Erhabenheit und Priesterthum ausspricht, und zwar in einer „Ideenhoheit und Ideenfülle“, die „eine wiederholte Erklärung des

[1] S. 671, Anm. 2. „Auf diese Demonstration hin pflegen die Thomisten zu erwiedern, daß bei freien Acten der eine der contradictorischen Sätze nicht determinirt wahr sei. Allein dieser Einwand ist nur zutreffend, wenn die Erkenntniß der freien Acte aus ihren erschaffenen Ursachen behauptet würde, und dieß sagen auch nur die angeführten Stellen des hl. Thomas, wie QQ. disp. 16. de malo, a. 7. etc. Für die Erkenntniß der freien Acte unmittelbar in ihrer objectiven Wahrheit dagegen ist die Demonstration Franzelins logisch richtig.“ Damit ist eigentlich Alles gesagt; wenn sie logisch richtig ist, so hat sie ihren Zweck erreicht: sie hat die „scientia media nachgewiesen“. Denn die letzten Gründe, auf welche die Argumentation Franzelins zurückgeht, werden von Dr. Heinrich nicht angefochten und sind überhaupt unanfechtbar, da sie auf unmittelbarer Evidenz beruhen. Es sind die zwei Sätze: Petrus non posset simul et sub eodem respectu peccare et non peccare, und: actus [secundus] indeterminatus esse non potest.

unvergleichlichen Sendschreibens rechtfertigt, da ein tiefgründender Gottesbau zum Himmel sich erhebt, vor welchem der denkende Geist voll Bewunderung steht und sich immer wieder zu ihm hingezogen fühlt. Dieser Reichthum und diese Originalität der Gedanken, welche im Gewande einer classischen Sprache uns entgegentreten, machte mir den Hebräerbrief stets zur Lieblingslectüre meines Priesterlebens und dadurch zum Gegenstande ernster und gründlicher Studien, deren Resultat ich in diesem Buche niedergelegt habe". So der Herr Verfasser. Diese Liebe und Begeisterung für den erhabenen Gegenstand gibt sich auch im Commentar in wohlthuender Weise zu erkennen. Mit großer Sorgfalt und scharfer Beobachtungsgabe spürt der Verfasser dem Gange und Zusammenhange der Gedanken und der fest sich ineinander schlingenden Beweisführung nach und entwickelt in edler, oft auch zum Herzen redender Sprache den reichen Inhalt des Sendschreibens. Die längeren Ausführungen haben eine fleißige Detailarbeit zur Grundlage. Das leitet uns zum zweiten Grunde über, der die vorliegende Arbeit entstehen hieß und sie charakterisirt. „An die Schönheit und hohe Bedeutung des Sendschreibens reiht sich sodann dessen Schwierigkeit für die Auslegung, in Anbetracht deren von einem Abschlusse der Erklärung wohl lange noch keine Rede sein kann. Das beweisen schon die vielen und so verschiedenartigen Interpretationsversuche zumal der neuesten Ausleger. Nicht bloß die theologische Seite des Briefes, die dogmatischen Wahrheiten an sich und in ihrem Zusammenhange, sondern auch die historisch- und textkritische, sprachliche und archäologische Seite scheint mir einer vielfachen Entwickelung und Förderung fähig, so daß auch von diesem Gesichtspunkte aus ein weiterer Versuch, die Erklärung zu fördern, seine Berechtigung haben dürfte." Wir heben besonders die recht fleißige und eingehende Worterklärung hervor; Bedeutungsumfang und Gebrauch einzelner Ausdrücke wird oft recht gut erörtert und zur Gewinnung oder Darstellung der Gedankennüancen besonders häufig auch die syrische Übersetzung herangezogen; auch neuere Übertragungen (spanische, italienische u. s. f.) finden manche Berücksichtigung. In der Vorführung und kritischen Besprechung abweichender Erklärungen und Ansichten beobachtet der Verfasser das rechte Maß und eine gefällige, von Langweile und Einförmigkeit gleich entfernte Form. Der Leser wird über den exegetischen Thatbestand und die wichtigsten der vorgetragenen abweichenden Interpretationen und Auffassungen bei den einzelnen Stellen gut und ausreichend orientirt; aber darin weicht der Verfasser von der in exegetischen Werken sonst und mit Recht gebräuchlichen Art ab, daß er sehr selten die Vertreter der einzelnen exegetischen Meinungen namhaft macht. Das scheint uns ein Mangel zu sein. Niemand wird zwar in der Aufzählung von Namen bei den verschiedenen Auslegungen eine absolute Vollständigkeit fordern, allein auf der andern Seite ist es sicher fast allen Lesern unerwünscht, meistens nur zu hören, daß „man" auch so und so erklärt, verbindet, auffaßt u. dgl.

Den dritten Grund zu seiner Arbeit entnimmt der Verfasser der „destructiven Schrifterklärung, welche sich vorzugsweise mit dem Hebräerbriefe

und seiner Opfertheorie befaßt, um daraus gegen die Opferlehre der katholischen Kirche ihre Waffen zu holen.... Diesen fortwährenden Zerstörungsversuchen der katholischen Wahrheit und kirchlichen Lehrautorität gegenüber muß immer wieder gezeigt werden, daß weder die stolz einherschreitende Philologie, noch die Alles sichtende und richtende Kritik unserer Zeit gegen die auf die heiligen Schriften basirte Lehre der Kirche und die constante Erklärung der heiligen Väter etwas vermöge, vielmehr dazu beitragen müsse, den katholischen Glauben zu bestätigen, zu befestigen und zu verherrlichen" (S. IV). Auch in dieser Beziehung verdient vorliegender Commentar reiches Lob. Unter andern ist besonders die protestantische Lehre vom allgemeinen Priesterthum, für die man so gern den Hebräerbrief anführt, recht erfolgreich bekämpft.

In Betreff der einleitenden Fragen entscheidet sich der Verfasser mit Recht für die Adresse des Briefes nach Palästina, beziehungsweise nach Jerusalem, sodann für die ursprünglich griechische Abfassung des Sendschreibens; eingehender wird die Frage nach dem Verfasser erörtert. Die Resultate dieser Untersuchung sind: „Paulus ist auf Grund der Tradition Verfasser... ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß weder aus dem Lehrinhalte noch aus den stilistischen Eigenthümlichkeiten des Briefes ein vollgiltiges Zeugniß gegen die unmittelbar paulinische Abfassung gewonnen werden kann" (XXVI); später (S. XXXII) wird die wirkliche Anschauung dahin ausgesprochen: „Die Diction ist an sich nicht unpaulinisch, aber gleichwohl von einer solchen durch den ganzen Brief sich hindurchziehenden, von den übrigen unmittelbar verfaßten paulinischen Sendschreiben sich unterscheidenden Reinheit der Sprache und Eleganz des Stiles, daß um dessentwillen von der unmittelbar paulinischen Autorschaft abgesehen werden muß." In der Frage nach dem Concipienten des Briefes, die äußeren und inneren Gründen gemäß nur zwischen Clemens und Lukas schwanken kann, tritt der Verfasser für letzteren, als den wahrscheinlichsten, ein.

Was nun den sittlich-religiösen Zustand der Judenchristen von Jerusalem anlangt, so malt ihn der Verfasser an mehreren Stellen sehr schwarz, indem er so schwere religiöse Irrthümer bei ihnen voraussetzt, daß man sich wohl billig wundern dürfte, wenn es um die Mutterkirche von Jerusalem in der überwiegenden Mehrheit ihrer Glieder so entsetzlich traurig bestellt gewesen sein sollte. Dr. Zill schreibt: „Sie erwarteten sogar von dem levitischen Priesterthum und den gesetzlichen Opfern allein Sündenvergebung und das Nahen zu Gott. Bei dieser Anschauung mußte ihnen das Mittleramt Christi und die ausschließlich sündentilgende Kraft seines Opfers als etwas Überflüssiges und darum Bedeutungsloses erscheinen (XII). Sie huldigten dem verderblichen Wahne, daß in den alttestamentlichen Institutionen das Heil zu finden sei (S. 235).. Was hätte es auch für eine Bedeutung gehabt, vom eucharistischen Opfer Leuten gegenüber zu sprechen, denen jeder Begriff vom Wesen und der Wirksamkeit des Kreuzopfers fehlte?" (524; vgl. 170. 532.) Das sind sehr harte Urtheile. Milder und auch richtiger äußert sich Dr. Zill an anderen Stellen: „Die Heerde fing an im Glauben zu wanken, sei es wegen ihrer mangelhaften Glaubenserkenntniß, sei es wegen der Verfolgung, die sie

um ihres Glaubens willen von den Juden zu erdulden hatten" (XXXVI) — „Die Leser waren in die Bahn des Evangeliums und der Gnade bereits eingetreten, sie hatten auch den Lauf schon begonnen. Nun aber fingen sie an, inne zu halten und auf den Siegespreis zu verzichten. Sie standen zwar noch in der Rennbahn des Christenthums, aber waren daran, den Lauf einzustellen" (630) — und treffend bemerkt er zu 10, 35: „Die folgerungsweise sich anschließende Ermahnung zeigt, daß die Leser noch im Besitz der Glaubenszuversicht, kraft deren sie einst so Schweres und Vieles litten, sich befinden", und ähnlich zu 6, 10. S. 274.

Weil eine Lehre vorgetragen und eingeschärft wird, folgt noch nicht, daß sie so gänzlich verkannt werden muß, wie in den ersten Urtheilen vorausgesetzt wird. Ebenso wenig ist dem Verfasser zuzustimmen, wenn er schreibt: „Daß die Tugend des Glaubens Christo beigelegt werden könne, unterliegt im Hinblick auf 2, 17; 4, 15, wornach er uns in Allem gleich geworden, die Sünde ausgenommen, keinem Zweifel. Sein Bitten und Flehen haben die πίςις zur Voraussetzung und zum Inhalte. Es kann demzufolge auch nicht befremden, wenn ihm eine Vollendung im Glauben zugeschrieben wird, welcher eine fortwährende Entwicklung vorangeht. Das liegt schon in der menschlichen Natur Christi; denn ist Christus wahrer Mensch, so muß auch sein religiös-sittliches Leben einer wahrhaft menschlichen Entwickelung, eines beständigen Wachsthumes fähig gewesen sein, und ist ersichtlich aus seiner Vollendung im Gehorsam (5, 8), welche mit jener des Glaubens gleichen Schritt hält" (S. 631). Dagegen ist zu bemerken: Nach der allgemeinen Lehre der Theologen hatte die Seele Christi vom ersten Augenblicke ihres Daseins an in Folge der hypostatischen Vereinigung die visio beatifica (man vgl. Näheres darüber in dieser Zeitschrift 1879, Bd. XVI S. 1 u. f. 129 u. f.) — mit dieser ist aber der Glaube im eigentlichen theologischen Sinn des Wortes nicht vereinbar. Suarez schreibt: negat d. Thomas in Christo fuisse fidem, quae est communis sententia scholasticorum (de Incarn. disp. 18. sect. 4. ad art. 3. comm.). Man kann höchstens Glauben in einem uneigentlichen Sinne verstehen, wie der hl. Thomas sagt: fides quae est rerum visarum improprie dicitur et secundum quandam similitudinem, quantum ad certitudinem aut firmitatem adhaesionis (S. III. q. 7. art. 3). Sodann ist die Menschheit Christi in Folge der hypostatischen Vereinigung von Anfang an durch die Fülle der Gnaden geheiligt, so daß ein inneres Wachsthum an Gnade und Heiligkeit, eine Zunahme oder Steigerung der inneren Tugenden nicht stattfindet (man vgl. Suarez, de Inc. disp. 19. sect. 2. — Franzelin, de Inc. S. 401. 408. Kleutgen, Theol. der Vorzeit. III. B. Vom Erlöser. S. 233 u. f.). Der Verfasser sagt zwar an einer Stelle ganz richtig: „Das Erlernen des Gehorsams kann im Sinne des Apostels nur von einem praktischen Erlernen verstanden werden, von einer Bewährung des Gehorsams in den einzelnen Lebensprüfungen... Die Gesinnung des Gehorsams, die Bereitwilligkeit zu demselben besaß Jesus schon vor seinem Leiden; diese willfährige Gesinnung bedarf aber zum Beweise ihres Daseins der thatsächlichen Bewährung" (S. 229). Allein ebendort und an anderen Stellen spricht er in

einer Weise, daß man nothwendig zu der Annahme hingedrängt wird, in Christo habe ein inneres Wachsthum, eine innere Zunahme an Tugend und Heiligkeit stattgefunden. Dahin gehören Sätze, wie: „Seine Leiden und zuletzt das Todesleiden waren die Mittel, durch welche seine ethische Entwicklung gefördert wurde. Auf diesem Leidenswege hat er sich seine sittliche Vollkommenheit und seine Vollendung erringen müssen" (S. 95)... „Es kann sich hier nur um eine Entwicklung der Tugend des Gehorsams handeln, und zwar um eine solche, die zur höchsten Vollkommenheit sich emporgerungen... jede Bewährung einer Tugend hat sittliche Fortentwicklung zur Folge, also auch die Bewährung des Gehorsams ein Wachsthum in demselben. Mit jedem Schritte auf dem Wege des Gehorsams lebte er sich mehr und mehr in denselben hinein... es fand also ein beständiges Wachsen im Gehorsam statt bis zu dem Augenblicke, wo der Gehorsam in der höchsten Schmach seinen Höhepunkt erreichte" (S. 228). Christus hat mit seinem Tode das Ende seiner sittlichen Entwicklung erreicht, d. i. eine absolute Vollkommenheit, die keiner Steigerung mehr fähig ist (S. 230). Wie der Verfasser bei solchen Äußerungen noch glauben kann, daß seine Interpretation der des hl. Thomas ähnlich sei, verstehe ich nicht. Der hl. Thomas spricht sich über das Wachsthum Christi so aus: in sapientia et gratia aliquis potest proficere dupliciter, uno modo secundum ipsos habitus sapientiae et gratiae augmentatos et sic Christus in eis non proficiebat. Alio modo secundum effectus; in quantum scilicet aliquis sapientiora et virtuosiora opera facit, et sic Christus proficiebat (l. c. qu. 7. a. 12. ad 3). Welch triftige Anhaltspunkte und starke Stützen diese bei den Theologen allgemein mit großer Sicherheit vorgetragenen Lehren in der heiligen Schrift haben, und wie Christus, wenn er auch keinen dem unsrigen gleichartigen Glauben hat, dennoch auch in Betreff des Glaubens für uns ein Beispiel sein kann, soll hier nicht weiter ausgeführt werden; man sehe z. B. die Erörterungen bei den oben citirten Theologen.

Unter Anderem hat der Verfasser sehr lesenswerthe Erörterungen über die alttestamentlichen Opfer und den Opfercharakter des Kreuzestodes Christi eingestreut. Aus dem alttestamentlichen Opferritual ist bemerkenswerth und folgenreich, wie die Blutsprengung, das Bringen des Opferblutes an den Altar (das Streichen desselben an die Hörner des Altars, oder je nach dem Opfer das Ausgießen an und um den Altar) aufgefaßt wird. Dr. Zill sieht in der Blutsprengung „nichts anderes, als die Wiederholung des im Vorhofe geschlachteten Opfers vor dem Angesichte des allheiligen Gottes in einer der hochheiligen Cultstätte angemessenen Weise" (S. 432). Daher ist der Hohepriester, der in's Allerheiligste eintritt, dort opfernd thätig, indem er dem Wesen nach dasselbe thut, was draußen im Vorhof geschah, das Opfer vor Gottes Angesicht wiederholt (S. 353. 431). Diese Auffassung ist nun mit ein Grund, warum Dr. Zill so häufig und mit Nachdruck betont, daß Christus, der mit seinem Blute in's Heiligthum des Himmels eingegangen ist, dort im Himmel fortwährend im eigentlichsten Sinne opfert (S. 485), daß er in der „continuirlichen Setzung der ein-

für allemal am Kreuze vollbrachten Opferthat" eine „fortwährende Opferthätigkeit" ausübt (354), daß es sich dort im Himmel „um eine wirkliche Darbringung des Kreuzesopfers handle" (450), daß sein himmlisches Opfer dem Wesen nach dasselbe ist, wie das Opfer am Kreuze (337) u. ä. 371. 377. So ist denn die himmlische Opferfeier die unverrückbare Grundlage für die irdische eucharistische. „Weil das Kreuzesopfer im Himmel perennirt, deßhalb perennirt es auch auf Erden in vollständiger Wesensgleichheit bei aller Formverschiedenheit. Wir haben einen Opferaltar im Himmel (Hebr. 9, 23. 24) und einen Opferaltar auf Erden (ebd. 13, 10) und auf beiden Altären das Eine Opfer und den Einen Hohenpriester" (XXXIX). Es unterliegt nun freilich keinem Zweifel, daß man sagen muß, Christus übe eine priesterliche Verrichtung im Himmel insofern aus, als er sich selbst und seine Wunden, kurz das einmal vollbrachte Opfer beständig seinem himmlischen Vater darstelle und für uns fürbittend thätig sei. Das ist die repraesentatio humanitatis suae, von der der hl. Thomas spricht, oder wie Estius sich ausdrückt: hostiam semel oblatam, i. e. seipsum semel passum, continuo pro salute hominum sistit et offert Patri. Daß Estius hiermit nicht ein Opfer im eigentlichsten Sinne verstehe, ist klar aus einer Bemerkung zu 7, 17: Christus Dominus non solum interpellando causam electorum suorum etiamnum promovet apud Deum, verum etiam jugiter pro iis sacrificando. Sed illud agit continuo per seipsum; hoc per ministros ac vicarios suos sacerdotes, quibus commisit offerendum in Ecclesia[1].. Und in der That ist nicht abzusehen, wie, die Definition des Opfers festgehalten, welche sich aus den von Gott angeordneten Opfern, aus dem Kreuzesopfer und dem Opfer der Messe ergibt, von einem wahren und eigentlichen Opfer im Himmel die Rede sein kann. Das kann hier nicht weiter erörtert werden (man vgl. Franzelin, de Incarn. S. 545; de Sacram. S. 318) — bei Dr. Zill ist aber obige Theorie um so auffallender, als er sonst mit solchem Nachdruck das Wesen des Opfers in die Abstinenz setzt (vgl. 362. 411 u. ö.).

Nur über die archäologische Begründung dieser Theorie sei ein Wort gesagt. Ist die Blutsprengung wirklich die Wiederholung des Opfers? Entweder behauptet dieses der Verfasser nur von der Blutsprengung am Versöhnungstage, oder von der bei jedem Opfer gebräuchlichen und den analogen Acten bei den unblutigen Opfern. Nichts deutet darauf hin, daß er nur ersteres meine, und dann müßte erst der Beweis erbracht werden, daß jener Blutsprengung ein ganz eigenes Moment innewohne, das der Wiederholung des Opfers. Daß aber diese Bedeutung der Blutsprengung als einer bei dem Opfer vorzunehmenden Handlung nicht eigne, erhellt z. B. schon beim häufigsten Opfer, beim Brandopfer. Bei diesen (sowie bei den Sünd- und Schuldopfern) war der Ort der Schlachtung in der Nähe des Altares, genauer auf der Nordseite desselben. Wäre nun Dr. Zills Anschauung richtig, so hätte in diesem Falle die Blutsprengung unterbleiben müssen, d. h. hier der entsprechende Act des Ausschwenkens des Blutes rings um die Altarwände,

[1] Und diesen Unterschied hebt er mehrmals hervor; vgl. zu 8, 2. 3.

oder das Streichen an die Hörner des Altars. Warum? eben weil die Schlachtung vor dem Altare stattfand. Denn S. 431 lesen wir: „In der Blutsprengung vollzog sich dem Wesen nach dasselbe, was draußen im Vorhofe geschah, nur in einer dem Allerheiligsten geziemenden Form. Wäre es schicklich gewesen, die Opferschlachtung im Allerheiligsten vorzunehmen, dann hätte es dieses Hineintragens des Blutes nicht bedurft." Nun, diesen Fall haben wir bei zahlreichen Opfern, bei all denen, die vor dem Brandopferaltar geschlachtet wurden und deren Blut weder in's Heilige noch in's Allerheiligste kam. Da hätte es also der Blutsprengung und analoger Acte nicht bedurft, weil die Opferschlachtung vor dem Altare statthatte; und doch findet sich jene Ceremonie, also kann ihr jene Bedeutung nicht eignen.

Dr. Zill glaubt, daß durch meine in den Laacher Stimmen früher gegebene Auffassung der Blutsprengung (vgl. Bd. XIV. S. 548 u. f.) die Bedeutung des Kreuzopfers in den Hintergrund gestellt werde, oder gar das Kreuzesopfer seinen sacrificiellen Opfercharakter verliere (S. 432 Anm.). Allein nach Dr. Zill selbst entspricht „der Vorgang auf Golgatha nicht nur der Schlachtung der Sündopferthiere draußen im Vorhofe der Stiftshütte, sondern auch der Opferung auf dem Altare und der Verbrennung außerhalb des Lagers", welche letztere nach dem Eingang des Hohenpriesters in's Heiligthum stattfand. Warum sollte nun derselbe Vorgang auf Golgatha nicht der Blutsprengung und dem Eingang in's Heiligthum in gleicher Weise entsprechen? Christus, sich opfernd und sein Blut dem Vater darbringend, trat eben damit sterbend vor Gottes Angesicht, wie treffend von Haneberg sagt: „Auf dieses Eintreten des Hohenpriesters in's Allerheiligste bezieht sich der Apostel, indem er das geheimnißvolle Eintreten des Erlösers beim Versöhnungstode vor den Thron Gottes gegenüberstellt" (Rel. Alterth. S. 665). Damit stimmt vollkommen überein, daß bei Christi Tod der Tempelvorhang zerriß — unser Hoherpriester war mit dem Blut in's urbildliche Heiligthum eingetreten —; damit, was uns der Hebräerbrief sagt, quam initiavit nobis viam novam et viventem per velamen, i. e. carnem suam (10, 20); damit endlich, daß Christi Seele den Vorvätern in der Vorhölle die Anschauung Gottes, die visio beatifica, brachte[1]. Das zeigt, daß der Eintritt in's Allerheiligste des Himmels und die Erschließung desselben bei Christi Tod stattfand. Die körperliche Auffahrt Christi ist nur die nothwendige Folge, nicht der erste und förmliche Hinzutritt zu Gottes Thron. Und was 8, 1 u. f. anlangt, ist dort nicht das Hauptgewicht darauf gelegt, daß Christus Hoherpriester der wahren, himmlischen Güter (vgl. 9, 11. Pontifex

---

[1] Suarez sagt: certum est, Christum descendendo ad inferos animabus sanctis quae in sinu Abraham erant, essentialem beatitudinem ac cetera animae dona, quae illam consequuntur, contulisse. Hoc de fide certum existimo. De Inc. disp. 43. sect. 3, was er dann noch weiter mit Gründen belegt. Dasselbe im Catechismus Romanus: quibus etiam optatissimam beatitudinem, quae in Dei visione consistit, impertivit, quo facto id comprobatum est quod latroni promiserat illis verbis: hodie mecum eris in paradiso.

futurorum bonorum), also Hoherpriester im wahren Heiligthum sei? Denn „außerhalb der aaronitischen Priesterweihe stehend kann er auf Erden gar nicht Priester sein“ (368), kann richtig nur heißen: er kann nicht Priester der vorbildlichen Güter und des vorbildlichen Heiligthums sein. So allein wird auch erfolgreich der protestantische Einwurf gelöst, der aus 8, 4 hergenommen lautet: Christus sei auf Erden gar nicht Priester gewesen. Denn wie Folgendes eine Entkräftigung desselben sein soll, vermag ich wenigstens nicht einzusehen: „Der Apostel will einfach beweisen, daß, wenn Christus Hoherpriester ist, seine Liturgie nur im Himmel stattfinden kann. Die levitisch priesterliche Liturgie gehört der Erde an und ist zu deren Verrichtung die levitische Abstammung erforderlich. Daraus folgt, daß, wäre er nach Überwindung von Tod und Grab auf Erden geblieben, er nicht Priester sein und in Folge dessen auch keine priesterliche Liturgie haben könnte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil auf Erden für eine andere als die levitische Liturgie kein Platz ist“ (S. 380). Sollte die Lösung nicht viel einfacher in 8, 5. 6; 9, 1 gegeben sein? d. h. der vorbildlichen Güter und des vorbildlichen Heiligthums Priester konnte Christus nicht sein, weil dazu die aaronitischen berufen waren. Was der Herr Verfasser S. 406 zu 9, 1 bemerkt: „Das Attribut κοσμικόν... drückt ungefähr dasselbe aus, was 8, 4 super terram“, mit den darauf folgenden Erläuterungen des alttestamentlichen Heiligthums als einer des wahren himmlischen Charakters entbehrenden Cultstätte, kommt, scheint es mir, einer durchschlagenden Lösung viel näher. Denn Christus war ja, am Kreuze sich opfernd, Hoherpriester des wahren Heiligthumes, er war von Anfang an himmlischer Priester in diesem Sinne und im Gegensatz zu dem typischen Priesterthume Aarons.

Wir schließen uns vollständig dem Wunsche des Verfassers an, mit dem er seinen trefflichen Commentar aussendet: „Möge der Segen Gottes dieses Buch, das ich als Weihegabe zu den Füßen des himmlischen Hohenpriesters niederlege, auf seinem Wege begleiten, damit es freudige und fruchtbringende Aufnahme bei denen finde, die da berufen sind, mit dem Schatze der göttlichen Wahrheit die Welt zu bereichern, die Menschheit immer mehr in das Verständniß der Offenbarungslehren einzuführen und für Christus zu gewinnen.“ Und hiermit sei der vorliegende Commentar als eine werthvolle Bereicherung der katholischen Schrifterklärung auf's Beste empfohlen!

J. Knabenbauer S. J.

Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt von **Theodor Opitz.** 8⁰. VI u. 345 S. Freiburg i. Br., Herder, 1879. Preis: *M.* 4.50.

Maria Stuart. Von **Arnold Gädeke,** a. o. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. 8⁰. XI u. 414 S. Heidelberg, Winter, 1879. Preis: *M.* 10.

Seitdem Schiller Maria Stuart zum Vorwurf seines großen historischen Dramas wählte, hat die schon an und für sich so ergreifende Geschichte der

unglücklichen Schottenkönigin für Deutschland ein erhöhtes Interesse und einen unwiderstehlichen Reiz erhalten. Jeder nachdenkende Leser jenes Meisterwerkes unserer Literatur muß sich zu der Frage gedrängt fühlen: Ist das Schöne, jene fesselnde Kraft dieser poetischen Leistung wirklich echt; ist es der Abglanz des Wahren, oder aber ist es der trügerische Firniß einer schmählichen Lüge, die das Laster unter der Larve der Tugend uns vorführt? — Es ist daher sehr auffällig, daß vor dem Erscheinen der nun hier zu besprechenden Werke in der That keine eigentliche deutsche Lebensbeschreibung Maria's vorhanden war, während in England schon längst und in Frankreich in den letzten Jahrzehnten eine ganze Literatur über diesen Gegenstand bestand.

Bei dieser Sachlage glauben wir einem berechtigten Wunsche unserer Leser entgegenzukommen, wenn wir vor Allem über diese ausländische, meist schwer zugängliche Literatur Umschau halten, um sodann den Stand dieser Frage und die Stellung näher bezeichnen zu können, welche die deutsche Geschichtsforschung zu derselben eingenommen hat.

Beginnen wir mit England. Wenn wir von der im Dienste Cecils verfaßten Schmähschrift Buchanans [1] und den theilweise durch sie hervorgerufenen Erwiederungen Leslie's, Turners, Belleforests, Blackwoods, Conäus' [2] absehen, auch die wenigen und meist unbedeutenden [3] Werke des 17. Jahrhunderts außer Acht lassen, als unter der Herrschaft der für die Ehre ihrer Mutter und Ahnfrau freilich nicht sehr eifrigen Stuarts geschrieben — so finden wir gleich in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Frage mit regem Interesse erörtert. Diesem Interesse lag keine phantastische Begeisterung zu Grunde, sondern der Drang, in Betreff einer anziehenden Periode der heimathlichen Geschichte die volle historische Wahrheit zu ergründen. So bethätigte sich denn dieser Eifer zunächst in der Aufspürung und Veröffentlichung der einschlägigen Quellen. Hierher gehören die von G. Scott 1683 besorgte Ausgabe der Memoiren Melvils [4], sodann vorzüglich die beiden großen um dieselbe Zeit er=

---

[1] Zuerst im Dienste Maria's und von ihr mit einträglichen Stellen reich belohnt, feierte er noch 1566 bei der Taufe des Prinzen seine Gönnerin als „die Ehre der Frauen" — zu einer Zeit, wo sie, wie er später die Welt glauben machen wollte, mit Bothwell im Ehebruch lebte, und zwar so frech „as they seemed to fear nothing more than lest their wickedness should be unknown". Nach ihrem Unglücke bei Langside trat er in den Dienst ihres Todfeindes und spielte in dem Processe, welchen dieser vor den englischen Commissären gegen seine Schwester führte, eine höchst verdächtige Rolle. Auch Cecil wußte seine gewandte Feder zu schätzen. 1571 veröffentlichte Buchanan seine infame Schmähschrift, die unter dem Titel Detectio eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Cecil selbst besorgte eifrigst ihre Verbreitung und Übersetzung (Hosack, II. 80).

[2] S. diese Schriften in Jebbs Sammlung, von der gleich die Rede sein wird.

[3] Das bedeutendste ist wohl: W. Strangnage (Pseudonym für W. Udall), Historia vitae et mortis Mariae Stuartae Scotorum Reginae ab an. 1559—1587. Londini 1624. fol.

[4] The memoirs of Sir James Melvil of Halhill (1549—1593) etc. publ. by G. Scott. London 1683. fol. — Eine andere Ausgabe für den Bannatyne-Club. Edinburgh 1823. 4⁰.

schienenen Sammelwerke, in welchen Jebb [1] die bereits sehr selten gewordenen älteren Drucke und Anderson [2], ihn ergänzend, viele der wichtigsten, unsere Frage betreffenden Staatsschriften und Actenstücke dem großen Publikum darbot. Bald folgte 1725 die von Sawyer veröffentlichte Sammlung Sir Ralph Winwoods und anderer englischer Diplomaten; es folgten 1731 die Memoiren Castelnau's, des französischen Gesandten am Hofe Maria's, 1734 Bischof Keiths [3] epochemachende Geschichte Schottlands mit ihrem reichen Schatze wichtiger Documente, Murdins [4] (1759) und Haynes' [5] (1740) Mittheilungen aus dem in Hatfield-House verwahrten Nachlasse Cecils, endlich weitere Sammlungen bedeutungsvoller Actenstücke von Forbes [6] (1740) und Hardwick [7] (1778).

Wenn wir nun die Vorreden und Anmerkungen dieser Actenpublicationen zu Rathe ziehen, so erfahren wir, daß im 18. Jahrhundert trotz aller confessionellen Vorurtheile unter den englischen und schottischen Historikern die Schuld Maria's nichts weniger als ein stehendes Dogma war, daß vielmehr die unglückliche Königin wenigstens ebenso viele Vertheidiger als Ankläger zählte, daß endlich selbst letztere viele Behauptungen Buchanans als Verleumdungen erkannt und abgethan hatten. Schon Jebb, noch viel deutlicher Bischof Keith [8] sprachen sich zu Gunsten Maria's aus. Dann aber eröffnete 1754 Goodall [9] mit seiner noch immer werthvollen Untersuchung über die Echtheit der Cassetten-Briefe [10] eine neue Reihe der Vertheidiger Maria's. Als sich ihm 1759 W. Robertson und Hume [11] entgegenstellten, fanden sie noch im

---

[1] Sam. Jebb, De vita et rebus gestis Mariae Scotorum Reginae auctores XVI. Londini 1725. 2 vol. fol.

[2] James Anderson, Collections relating to the history of Mary Queen of Scots. Edinburgh 1727—1728. 4 vol. 4⁰.

[3] Keith Bp. Rob., History of the affairs of Church and State in Scotland from the beginning of Reformation to 1568. Edinburgh 1734. fol.

[4] Murdin Wil., A collection of State papers relating the affairs in the reign of Q. Elisabeth (1571—1596). London 1759. fol.

[5] Haynes Sam., A collection of State papers relating to affairs in the reign of Henry VIII. etc. from 1542 to 1570. London 1740. fol.

[6] Forbes Patr., A full view of the public transactions of the reign of Q. Elisabeth. London 1740—1741. 2 vol. fol.

[7] Hardwick Phil., Earl of, Miscellaneons State papers from 1501—1726. London 1778.

[8] In einem Briefe an den ihm verwandten Feldmarschall Keith bezeichnet der protestantische Bischof den Abschnitt seiner Geschichte über die „much injured Mary Q. of Scots" als besonders bemerkenswerth. Vgl. Keith R., An historical Catalogue of the Scotish Bishops. ed. M. Russel. Edinburgh 1824. p. XXXIX.

[9] Goodall Walter, An examination of the letters said to be written by Mary Q. of Scots to James Earl of Bothwell shewing by intrinsik and extrinsik evidence, that they are forgeries. Edinburgh 1754. 2 vol. 8⁰.

[10] Den aufständischen Lords soll bald nach dem Tage von Carberry-Hill eine silberne, kunstvoll gearbeitete Schatulle in die Hände gefallen sein, die Bothwell von Maria erhalten und in der er eine Anzahl Briefe von ihr und andere wichtige Actenstücke verwahrt haben sollte. Auf diese Briefe gründen die Ankläger Maria's vorzüglich ihre Beschuldigungen, während von den Vertheidigern die Echtheit dieser sogen. Cassetten-Briefe bestritten wird.

[11] Robertson W., The history of Scotland during the reigns of Q. Mary and of King James VI. till his accession to the crown of England. London

selben Jahre in W. Tytler einen Kritiker, dessen Leistung für die Frage eine dauernde Bedeutung hat. Im selben Sinne wie Tytler erklärten sich zu Gunsten Maria's Keralio 1786, Whitacker 1788[1]. Nach Goodall und W. Tytler ist wohl G. Chalmers'[2] 1818 erschienenes „Leben Maria's" die bedeutendste Leistung dieser Richtung. Ihr schloß sich auch etwas später (1819—1825) Lingard in seiner bekannten Geschichte Englands an, während die Auffassung Robertsons und Hume's 1819 in Malcolm Laing[3] (dem Fortsetzer des Ersteren) und wenigstens für einzelne Punkte in Patr. Fraser Tytlers[4] schottischer Geschichte eine Vertretung fand.

In den folgenden Jahrzehnten leiteten einige bedeutende Actenpublicationen eine neue Phase dieser Literatur ein. In den dreißiger Jahren veröffentlichte Teulet[5] seine Sammlung der im 16. Jahrhundert zwischen Frankreich und Schottland gewechselten diplomatischen Actenstücke, sowie die überaus wichtige Correspondenz des französischen Gesandten in London, Salignac de la Mothe Fenelon[6]. Ähnliche Materialien hatte Cheruel[7] schon 1858 mitgetheilt. Sodann machte es sich der Prinz Labanoff[8] gewissermaßen zur Lebensaufgabe, aus den Bibliotheken und Archiven Europa's die Briefe Maria's in eine Sammlung zu vereinen, die 1844 in sieben Bänden erschien. Allmählich begann die Discussion auch in Frankreich, wo zunächst Mignet[9] in seinem Leben Maria's die Hauptanklagen gegen sie aufrecht hielt. Doch erst als Froude[10] 1866 den neunten und zehnten Band seines großen Geschichts-Romanes herausgab und in demselben seinen ganzen Ingrimm gegen die katholische und angli-

---

1759. 2 vol. 4⁰. — Hume Dav., The history of England under the house of Tudor. London 1759. 2 vol. 8⁰. — Diese beiden wegen ihres classischen Stiles viel gelesenen Werke übten einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung aus.

[1] Kéralio, Histoire d'Élisabeth, Reine d'Angleterre, tirée des écrits originaux. Paris 1785. 5 vol. 8⁰. — Whitacker John, Mary Q. of Scots vindicated. London 1788. 3 vol. 8⁰.

[2] Chalmers G., Life of Mary Q. of Scots drawn from State papers with six subsidiary memoirs. London 1818. 2 vol. 4⁰. — Eine deutsche Übersetzung Halberstadt 1824.

[3] Laing Malcolm, History of Scotland from the union of the crowns (James VI) to the union of the kingdoms (Q. Anne). In der dritten Ausgabe A preliminary dissertation on the participation of Mary Q. of Scots in the murder of Darnley. London 1819. 4 vol. 8⁰.

[4] Tytler Patrik Fraser, History of Scotland. London 1844. 8 vol. 8⁰.

[5] Zuerst für den Bannatyne-Club, dann unter dem Titel: Relations politiques de la France et de l'Espagne avec l'Ecosse au 16ième siècle. Paris 1862. 5 vol. 8⁰.

[6] Teulet Alex., Correspondance de Salignac de la Mothe Fénelon, Ambassadeur en Angleterre (1568—1575). Paris 1861. 7 vol. 8⁰.

[7] Chéruel A., Marie Stuart et Cathérine de Medicis. Paris 1858.

[8] Labanoff Alex. Prince, Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart. Londres 1844. 7 vol. 8⁰. — Teulet lieferte Ergänzungen: Supplément au Recueil du Prince Labanoff. Paris 1859.

[9] Mignet, Histoire de Marie Stuart. Paris 1851. 2 vol. 8⁰. Seiner Auffassung schließt sich Teulet in der Einleitung zu seinen Relations pol. an.

[10] Froude J. A., History of England from the fall of Wolsey to the death of Elisabeth. London 1858—1870. 12 vol.

kanische Kirche an Maria Stuart und Elisabeth ausließ, regte sich in unserer Frage jenes Leben, dem die neueste Maria-Stuart-Literatur ihr Dasein verdankt. Frankreich stellte in L. Wiesener, J. A. Petit, Gauthier [1] der Schottenkönigin ebenso viele fähige und eifrige Vertheidiger, die zugleich wie auch Mignet und Froude die Quellenforschung weiterführten.

Jenseits des Kanals fand zwar Froude in Burton [2] für einige seiner Anklagen gegen Maria eine kräftige Stütze; andererseits wurde aber auch die Vertheidigung der Angeklagten, welche 1863 von Miß Agnes Strickland [3] unter Benützung der inzwischen begonnenen Publicationen der State papers mit Eifer aufgenommen worden war, speciell gegen Froude von M'Neel Caird [4] 1866, ganz besonders aber von Hosack weitergeführt. Die 1868 in einem Bande veröffentlichte Schrift des Letzteren — bei Weitem das Beste, was bisher zu Gunsten Maria's geschrieben — fand solchen Anklang, daß der Verfasser schon 1870—1874 eine zwei stattliche Bände umfassende zweite Auflage [5] erscheinen lassen konnte. Ihm schloß sich Meline [6] und im Wesentlichen auch Skelton [7] an, während Chantelouze, Morris und Stevenson [8] für die Jahre der englischen Gefangenschaft höchst interessante Materialien veröffentlicht haben.

Fragen wir nach dem Stande unserer Frage in Deutschland, so nennt uns Gädeke zuerst die Arbeit Raumers [9], die er uns aber sogleich „als auf

---

[1] Wiesener L., Marie Stuart et le Comte de Bothwell. Paris 1863. — Sodann verschiedene Artikel in der Revue des questions historiques. 1867. 1868. tom. 2—6. — Petit J. A., Histoire de Marie Stuart. Paris 1876. 2 vol. 8⁰. — Gauthier J., Histoire de Marie Stuart. Paris 1869.

[2] Burton J., The history of Scotland from Agricola's invasion to the Revolution of 1688. Edinburgh 1867. 4 vol. 8⁰.

[3] Strickland Miss Agnes, Lives of the Queens of Scotland. Edinburgh 1863.

[4] M'Neel Caird Alex., Mary Stuart her guilt or innocence. Edinburgh 1866.

[5] Hosack J. (Barrister-at-Law), Mary Queen of Scots and her Accusers. 2d ed. much enlarged. Edinburgh 1870—1874. 2 vol. 8⁰. XVIII. 584; XXIV. 642.

[6] Meline J. F., Mary Queen of Scots and her latest English historian. New-York 1872.

[7] Skelton J., The Impeachment of Mary Stuart. Edinburgh 1875.

[8] Chantelouze R., Marie Stuart, son procès et son exécution d'après le Journal inédit de Bourgoing, son médecin. Paris 1876. — J. Morris S. J., The Letter-books of Sir Amias Paulet, Keeper of Mary Q. of Scots. London 1874. — J. Stevenson S. J. eine Reihe Artikel im Month 1879. Vol. XVI. XVII. — Wichtige Beiträge lieferten Schiern über den Aufenthalt Bothwells in Dänemark 1567—1578. Fred. Schiern, Nyere historiske Studier, forste deel. Kjobenjavn 1875. — James Hepburn, Jarl af Bothwell, hans Anholdelse i Norge og faengselslir i Dänemark. Einen Auszug aus diesem Werke bietet Gädeke's Appendix IV. — Stuart John, Mary Q. of Scots, a lost chapter in her history recovered. Notices of James, Earl Bothwell and Lady Jane Gordon and of the dispensation of their marriage. Edinburgh 1874. 4⁰.

[9] Fr. v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Reichsarchive. Leipzig 1836—1839. 5 Bde. 1. Bd.: Elisabeth und Maria Stuart.

höchst einseitigen Quellen beruhend" bei Seite legen heißt. Hierauf versichert er uns, daß bislang das deutsche Publikum, wenn es nicht zu ausländischen Werken greifen wollte, auf die englische Geschichte Ranke's angewiesen gewesen sei, in der allerdings die Hauptmomente aus Maria Stuarts Geschichte meisterhaft dargestellt seien [1]. Und wirklich, jene wenigen Seiten Ranke's waren bisher in Deutschland für die Beurtheilung Maria's geradezu maßgebend. Den Einfluß der Ranke'schen Darstellung gegen die neuern Vertheidiger Maria's zu schützen und dieser Darstellung die großentheils mangelnde Begründung unterzuschieben, ist das Hauptziel, das Gäbeke sich in seinem Buche vorgesteckt hat. Wie also bei den meisten historischen Fragen, welche Ranke in seinen zahlreichen Werken berührt hat, so ist auch zur Beurtheilung des Standes unserer Frage in Deutschland vor Allem jener zauberhafte Bann in Berechnung zu ziehen, in welchem er die protestantische Geschichtsschreibung gefangen hält.

Ranke verdankt seinen maßgebenden Einfluß auf die große Lesewelt vorzüglich seiner Meisterschaft in der Darstellung, und wir fügen gerne bei, daß er durch fleißige Quellenforschung und scharfsinnige Kritik der vorliegenden Materialien über manche Frage neues Licht verbreitet und sich dadurch auch in den fachmännischen Kreisen eine immerhin hervorragende Stellung gesichert hat. Aber jene Begeisterung für ihn, welche sich in einzelnen dieser Kreise kundgibt, welche z. B. in den paar Maria Stuart gewidmeten Seiten seiner englischen Geschichte eine meisterhafte Darstellung, kurz eine außerordentliche Leistung finden will, diese halten wir für übertrieben und unbegründet. Dem blendenden Glanze einer brillanten Erzählung gegenüber ist es eben, wie ein Recensent des Froude'schen Werkes in seiner drastischen Sprache richtig bemerkt, Sache des nüchternen Forschers, „sich ordentlich die Augen zu reiben und um so schärfer zuzusehen" [2].

Ranke hat zu seiner Darstellung vorzüglich Robertson benützt, wie auch das betreffende Citat zeigt. Mit ihm hält er die Cassetten-Briefe „in der Hauptsache ohne Zweifel für echt" und wählt aus den Gründen, welche Robertson hierfür anführt, den einen aus, „daß diese Briefe Umstände enthalten, die damals sonst Niemand wissen konnte und die sich nachher als wahr erwiesen haben". Von den beiden Meinungen, zwischen welchen der schottische Geschichtschreiber am Ende seines Excurses den Lesern die Wahl läßt, nimmt Ranke die zweite an, die nicht nur eine nachträgliche Billigung der blutigen That von Seiten Maria's, sondern auch eine Mitwissenschaft und Theilnahme behauptet. Seine Wahl begründet er damit, daß „man sie von jeher meistens angenommen habe" und daß selbst ihre Anhänger, die eifrigsten Katholiken, sich damals geneigt gefunden haben, an eine wenigstens connivirende Theilnahme der Königin zu glauben. Hiefür die bekannte Äußerung des savoyi-

[1] Gäbeke a. a. O. S. VIII. Dasselbe R. Pauli in Sybels histor. Zeitschrift, 1879, Bd. 42 S. 215.

[2] Quarterly Review. 1870. vol. 128. p. 507.

schen Gesandten aus Gonsalez[1]. Im Übrigen glaubt der Verfasser, daß sich über den Grad der Theilnahme auf Grund der vorliegenden Informationen keine bestimmte Überzeugung bilden lasse. — Was nun bei dieser Darstellung besonders meisterhaft ist, läßt sich offenbar schwer sagen. Denn es zeigt sich weder eine umfassende Kenntniß der Quellen, noch werden sonst neue Gesichtspunkte aufgedeckt, vielmehr findet sich da im Wesentlichen nur in einigen Sätzen zusammengefaßt, was Robertson genau 100 Jahre früher über diesen Gegenstand geschrieben hatte.

Wie wir oben bemerkten, schließt sich Gädeke vertrauensvoll an Ranke an. Auch in der Darstellungsweise gilt er ihm offenbar als ein Ideal. Denn sein Hauptstreben ist bei der Auswahl und Anordnung des Stoffes gleichfalls darauf gerichtet, eine der gebildeten Welt mundgerechte und lesbare Biographie zu liefern. Hierbei scheint es uns freilich, als habe ihn eine etwas übertriebene Furcht vor störender Überfülle des Stoffes in das andere Extrem getrieben, wodurch die Erzählung zuweilen zu dürftig und mager erscheint. Immerhin verdient diese Nachahmung der Ranke'schen Darstellung alles Lob, wenn auch das Abbild hinter dem Vorbilde zumal in der Bestimmtheit, Einheitlichkeit und Consequenz der Charakterzeichnung weit zurückbleibt. Doch wie Ranke, so will auch Gädeke seinem Buche außerdem in den wissenschaftlichen Kreisen Eingang verschaffen. Daher die freilich recht lakonischen Anmerkungen, die nur für jene, welche in der ältern und neuern Maria-Stuart-Literatur wohl bewandert sind, verständlich sein können, sowie die Beilagen, in welchen einige specielle Untersuchungen angestellt werden. In formeller Beziehung läßt sich also gegen das Buch im Wesentlichen Nichts einwenden. Es fällt freilich bei dieser Anordnung — was ja auch bei den Schriften Ranke's der Fall ist — der Löwenantheil an der ganzen Leistung dem allgemeinen gebildeten Publikum, nicht den fachmännischen Kreisen zu.

Was die Sache angeht, so geben sich trotz des allgemeinen Anschlusses an Ranke einige Abweichungen kund. Dieß besonders in einer zweifachen Beziehung. Während er die Mitschuld Maria's an der Ermordung ihres Gatten viel entschiedener und in ausgedehnterem Maße[2] behauptet als Ranke, ist er andererseits in der Verurtheilung der Perfidie und Ungerechtigkeit, mit welcher Elisabeth ihre gefangene Gegnerin dem Tode überliefert, Maria

[1] Gonsalez Th., Appuntamientos para la historia de Rey Don Felipe II. de España per lo tocante a sus relaciones con la Reina Isabel da Inglaterra 1558—1576 in den Memorias de la Real Academia de la Historia. t. 7. Zur Beurtheilung dieser Äußerung liefert Hosack (I. 275 sqq.) einige wichtige Angaben.

[2] Wir sehen nicht recht ein, wie der Verfasser von seinem Standpunkte aus (S. VII) mit Beziehung auf Schillers Drama „von einem Unrecht Melpomene's sprechen kann, das Klio's unerbittliche Hand sühnen soll". Der Dichter läßt ja Maria bekennen: „Den König, meinen Gatten, ließ ich morden -- Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand" (5. Aufz. 7. Auftr.). Vgl. die Strafpredigt, die Kennedy der Königin hält (1. Aufz. 4. Auftr.). Mehr will ja doch der Autor auch nicht behaupten.

günstiger. Letzteres geschah wohl mit Rücksicht auf die unqualifizirbare Behandlung, welche Froude der Schottenkönigin zu Theil werden ließ.

In Betreff des Hauptpunktes der ganzen Streitfrage versichert uns zunächst Gädeke, daß sich aus dem bis jetzt bekannten Material „ein sicheres[1] Urtheil über die Schuld Maria's gewinnen lasse"[2]. — Die Echtheit der Briefe — der sogenannten Cassetten-Briefe — kann seiner Ansicht nach, wenn man von ihrem Wortlaute absieht, einem Zweifel nicht mehr unterworfen sein[3]. Da jedoch diese „historische" Sicherheit seinen Wünschen noch nicht genügt, spricht er die Hoffnung aus, daß, wenn einmal der hohe schottische Adel seine Familien-Archive öffne, sich alsdann „aus der Correspondenz und den Plänen dieser an den blutigen Ereignissen betheiligten Lords auch der Antheil der Königin an der Ermordung ihres Gemahles, sowie die Echtheit der Schatullenbriefe mit vielleicht mathematischer Sicherheit ergeben werde"[4]. Diese Hoffnung ist, wie uns scheint, eine unbegründete. Denn vor Allem ist die gewünschte Eröffnung jener Archive bereits erfolgt. Schon seit 1873 ist die Royal Commission on historical manuscripts, deren Aufgabe gerade diese Eröffnung ist, in Thätigkeit und hat in sieben Quartbänden das Inhaltsverzeichniß der für unsere Frage wichtigsten schottischen Familien-Archive veröffentlicht und dadurch den Forscher über die hier verwahrten Materialien orientirt. Sodann hätte schon der Erfund der selbstverständlich ungleich reicheren und wichtigeren Staats-Archive den Verfasser vor solch' sanguinischen Hoffnungen bewahren müssen. Denn als Thorpe 1858 für die große, unter der Leitung des Master of Rolls veröffentlichte Sammlung (Calender of State Papers) die auf unsere Periode der schottischen Geschichte bezüglichen Actenstücke aus den öffentlichen Archiven aufgesucht und in zwei großen Quartbänden verzeichnet hatte, sah er sich zu dem Geständniß genöthigt: daß unter den von ihm verzeichneten Actenstücken sich kein einziges finde, welches eine Theilnahme der Königin am Morde Darnley's erwiese[5]. Gegenwärtig sind nach den Nachsuchungen, welche Froude in Hatfield-House in dem Nachlaß Cecils und im spanischen Staatsarchiv von Simanca angestellt hat, die Ankläger Maria's in Bezug auf Quellenforschung den Vertheidigern ein gutes Stück voraus. — Endlich versichert uns Gädeke wie im Vorübergehen, die beiden Hauptanklagen: die verbrecherische Neigung zu Bothwell und die Theilnahme am Morde Darnley's, seien von der Echtheit der Cassettenbriefe nicht so abhängig, daß sie mit derselben ständen und fielen, könnten vielmehr auch durch andere Beweise mit Sicherheit festgestellt werden[6]. Leider versäumt

---

[1] Nach Pauli (Sybels histor. Zeitschr., 1879, Bd. 42 S. 217) hat Gädeke das Für und Wider „ruhig abgewogen und das unendliche Übergewicht nachgewiesen, mit welchem die unläugbaren Beweise der Schuld niedersinken".

[2] Gädeke a. a. O. S. IX. [3] Gädeke a. a. O. S. 381.

[4] Gädeke a. a. O. S. X.

[5] Calendar of State papers relating to Scotland (1509—1589) publ. by Markham John Thorpe. London 1858. 2 vol. 4°. vol. 1. p. XXVI.

[6] Gädeke a. a. O. S. 145.

er es aber — ebenso wie die andern Auctoren —, diesen überaus wichtigen Nachweis zu liefern.

Nicht minder schroff als diese Aufstellungen ist das Verhalten des Verfassers und R. Pauli's, seines Recensenten in der Sybel'schen Zeitschrift, gegen die neueren, Maria günstigen Publicationen. „Ihr Werth," so versichert uns Gädeke, „muß in den meisten Fällen ein sehr zweifelhafter genannt werden." [1] „Die meisten (dieser) neuern Arbeiten," heißt es anderswo, „sind heftige Parteischriften, die wohl im Stande sind, durch nicht ungeschickte und deßhalb gefährliche Benutzung des Materiales Unkundigen eine völlig verkehrte Ansicht über den Stand der Sache beizubringen." [2] „Der Versuch der Mehrzahl der neuern Schriftsteller (die Unechtheit der Cassettenbriefe darzuthun) muß entschieden zurückgewiesen werden." Pauli spricht von einer die Sagenbildung von Neuem fördernden Geschichtschreibung, von einer überwiegenden Mehrheit der entweder ultramontanen oder juristisch-advocatorischen Fürsprecher [3]. — Ganz besonders aber muß uns die Beurtheilung interessiren, welche Hosacks Werk in diesen Kreisen gefunden hat. Nach Pauli ist es „die bedeutendste und gefährlichste" [4] jener eben gekennzeichneten Tendenzschriften. Gädeke bezeichnet „die Beweise desselben für die Unechtheit der Cassetten-Briefe für ganz bedeutungslos" [5]; „die Kühnheit seiner Schlüsse für bewunderungswürdig" [6]. Endlich muß der arme u-Correspondent der Augsb. Allgem. Zeitung vom 5. Mai 1878, der auf Grund der neuen Publicationen zu behaupten wagte, „daß die von Ranke aufgestellte Ansicht sich kaum mehr allseitiger Zustimmung zu erfreuen haben dürfte", sein Urtheil als „unmotivirt und voreilig" [7] bezeichnet hören [8].

Alle diese Behauptungen lassen offenbar an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Durch dieselben macht sich aber auch der Verfasser seine Aufgabe sehr schwierig. Nun ist der Leser berechtigt, ja gezwungen, an die zu erwartende Beweisführung einen hohen Maßstab anzulegen. Sie muß jeden vernünftigen Zweifel ausschließen; die Gegengründe müssen schagend auf ihre „Bedeutungslosigkeit" zurückgeführt werden. Überdieß ist der erste Ein-

---

[1] Gädeke a. a. O. S. VII. [2] Gädeke a. a. O. S. IX.

[3] Sybels histor. Zeitschrift, 1879, Bd. 42 S. 213.

[4] Sybels histor. Zeitschrift a. a. O. S. 214.

[5] Gädeke a. a. O. S. 385. [6] Gädeke a. a. O.

[7] Gädeke a. a. O. S. 381, Anm.

[8] Eine solche geringschätzige Beurtheilung fand Hosack sonst wohl nirgends. Um von Frankreich zu schweigen, so wollen wir aus England nur die Hauptsätze der eingehenden Besprechung anführen, welche die Quarterly Review seinem Buche widmete. Der bisher offenbar auf dem Standpunkte Robertsons stehende Recensent bezeichnet zwar Hosacks Buch ebenso gut als eine Parteischrift, wie Froude's Werk. Trotzdem gibt er zu, „daß zumal durch Hosack die Cassetten-Briefe als Fälschungen erwiesen seien", und ist es ihm andererseits auch wieder „sehr zweifelhaft, ob damit auch schon die Unschuld Maria's dargethan sei", so hält er es doch „für ausgemacht, daß durch die neuesten Arbeiten der Vertheidiger Maria's die Gegenpartei sehr geschwächt worden sei" (Quarterly Review. 1870. vol. 128. p. 508. 511. 512).

druck dieser Kühnheit ein für den Verfasser wenig günstiger. In Betreff einer dreihundertjährigen Streitfrage seine Sätze mit solcher Sicherheit aufstellen, erweckt naturgemäß den Verdacht, es werde da der Versuch gemacht, durch die Kraft der Behauptung die Schwäche der Beweisführung zu verdecken, ein Kunstgriff, der bei einer Anzahl von Lesern freilich den gewünschten Erfolg haben wird. Wir glauben daher, daß der Verfasser und sein Recensent durch die Sicherheit, mit welcher sie bei der Unzulänglichkeit ihrer Beweisführung ihre Anklagen gegen Maria vorbringen, und durch den absprechenden Ton, durch welchen sie trotz der nicht seltenen Schwäche der Widerlegung die Leistungen der Gegenpartei unschädlich zu machen suchen, ihrer Sache nicht wenig geschadet haben, wenigstens bei jenen Lesern, welche mit der Arbeit Hosacks vertraut sind.

Die Hauptleistung Gädeke's besteht im Wesentlichen darin, daß er die von Froude zusammengetragenen Anklage-Materialien mit etwas mehr Ruhe und einer der historischen Kritik entsprechenderen Methode vorlegt. In dieser Beziehung wird sein Buch immer ein erwünschtes Hilfsmittel sein, um die auf Grund der neuesten Forschungen formulirten Beschuldigungen kennen zu lernen, ohne gezwungen zu sein, sich durch mehrere Bände des Froude'schen Geschichts-Romanes hindurchzuarbeiten. Hiernach sind wir berechtigt, das Buch als eine Anklage-, eine Partei-Schrift zu bezeichnen. Wir würden hierauf keinen besondern Nachdruck legen, wenn nicht der Verfasser derartige Bezeichnungen mit solcher Entrüstung auf die Arbeiten seiner wissenschaftlichen Gegner angewandt hätte.

Sein Buch zeigt uns, wie viel man im protestantischen Deutschland von der im großen Ganzen sicher als Schmähschrift zu bezeichnenden „Detectio" Buchanans im Namen der wissenschaftlichen Geschichtforschung noch festhalten zu können glaubt. Abgesehen von der Benützung der neuesten Materialien, hat Gädeke's Arbeit keine besondere Bedeutung für die von ihm vertretene Seite unserer großen Streitfrage. Er ist den Anklägern Maria's bei weitem nicht das, was ihren Vertheidigern Hosack ist. Gleichwohl wird er bei Lesern, welchen die Darstellung der Gegenpartei unbekannt bleibt, auf einen gewissen Eindruck rechnen können.

Hatte auf diese Weise Froude, „der bitterste und leidenschaftlichste Gegner Maria's", wie ihn der Recensent des Quarterly Review nennt [1], seinen Vermittler für die deutsche Lesewelt gefunden, so lag es im Interesse der historischen Unparteilichkeit, daß Hosack, „der geistreichste, ja wohl auch fähigste" (wie die Quarterly Review), „der bedeutendste und gefährlichste" (wie die Sybel'sche Zeitschrift sich ausdrückt) Vertheidiger Maria's, einer solchen Einführung nicht länger entbehre. Diesem dringenden Bedürfnisse sucht Opitz durch seine fleißige Schrift abzuhelfen. In derselben legt uns der Verfasser die entscheidendste Periode jener immer merkwürdigen Geschichte vorzüglich nach der

---

[1] Quarterly Review. 1870. vol. 128. p. 506. „Mr. Froude's is the most bitter, the most vehement and at the same time the most circumstantial attack ever made on the memory of Mary Stuart."

Darstellung Hosacks dar. Damit ist nun auch in Deutschland weiteren Kreisen das Audiatur et altera pars ermöglicht. Opitz richtet, so viel wir aus der Anlage seines Buches schließen können, dasselbe an das allgemeine gebildete Publikum. Er wollte nicht eigentlich für die fachmännischen Kreise schreiben, deßhalb hat er den wissenschaftlichen Apparat der nöthigen Quellenangaben bei Seite gelassen. Leistet er daher auch nicht Alles, was man zur vollen Verwerthung des Hosack'schen Werkes wünschen konnte, so sind wir ihm doch sicher sehr zum Danke verpflichtet für die durch Frische und Lebendigkeit sich auszeichnende Erzählung, in welche er die einschlägigen Partien jenes Buches umgeformt hat. — Freilich ist Opitz von Hosacks Vertheidigung der Schottenkönigin vollständiger befriedigt, von der Nachweisbarkeit ihrer vollen Unschuld mehr überzeugt, als wir es sind. Denn so groß auch der Eindruck war, den Hosacks Darstellung auf uns machte, so blieben uns doch noch zu viele Bedenken übrig, um in derselben volle Beruhigung zu finden.

Noch erübrigt uns, unsere Leser mit der Verschiedenheit der beiden Versionen bekannt zu machen, welche uns hier als die Geschichte einer und derselben Periode geboten werden. — Beginnen wir mit Opitz.

Der erste große politische Fehler, den Maria beging, war, daß sie die stets königstreuen, katholischen Gordons dem fanatischen Hasse und der Habgier ihres Halbbruders Murray in so grausamer und ungerechter Weise opferte. Die Einsicht in die Perfidie dieses ihres an England verkauften Verwandten, dessen Leitung sie sich so vertrauensselig hingegeben hatte, drängte sie zur Wiederverheirathung. Für Darnley entschied sich ihr Herz, nachdem durch die Einsprache des englischen Hofes jeder nichtbritische Gemahl unmöglich geworden, und Dudley, die ihm von Cecil gelegte Schlinge bemerkend, sich zurückhielt. Die verlorene Herrschaft suchte nun Murray in offener, aber durch die Energie Maria's vereitelter Rebellion wiederzugewinnen. Bald war aber auch der übrige herrschsüchtige, vom englischen Kanzler gewonnene Adel mit dem selbständigen Regimente unzufrieden, das Maria, zumal mit Hilfe Riccio's, führte. Er fand einen mächtigen Bundesgenossen in Darnley, dem Maria den von ihm gewünschten Antheil an der Regierung bei seiner notorischen Unfähigkeit nicht gestatten konnte. So war denn binnen Kurzem eine Verschwörung im Gange, für welche die Stellung und der Name des königlichen Gatten erfolgreich benützt wurde. Dieselbe war zunächst gegen Riccio, sodann aber auch gegen das Leben der Königin gerichtet. Die Regierung sollte vorgeblich zunächst in die Hände Darnley's, in Wirklichkeit aber in die der Häupter der Adelspartei gebracht werden. Der Anschlag gegen Riccio wurde durch die Vermittlung Darnley's leicht ausgeführt; die gegen die Königin angelegte Pistole versagte, ihr Leben wurde geschont, doch fiel sie in die Gefangenschaft der Mitverschworenen ihres Gemahls. Sehr geschickt wußte sie jedoch diesen wieder für sich zu gewinnen, mit ihm nach Dunbar zu entfliehen, von wo sie schon nach sechs Tagen an der Spitze von 10 000 Mann nach Edinburgh zurückkehrte.

Doch bald verwickelten sich die Verhältnisse der Königin von Neuem durch das heillose Benehmen Darnley's und die von ihr den Mördern Riccio's gewährte Amnestie, in Folge deren sie binnen Kurzem wieder von den intriguanten, England dienstbaren Adelshäuptern umgeben war. Diese thaten sich denn auch bald wieder zu einer zweiten, noch viel gefährlicheren Verschwörung zusammen, welche Darnley, Maria und Bothwell dem Verderben weihen sollte. Letzterer hatte sich von ihnen bisher ferngehalten, war nicht wie sie an England verschachert, vielmehr bisher Maria treu er-

geben, welche sich nun nach dem Morde Riccio's immer mehr seiner zu bedienen begann. In ihm erblickten die Verschworenen einen gefährlichen Rivalen. Darnley hatte in ihren Augen sein Leben verwirkt durch den schmählichen Verrath, den er seinen ehemaligen Mitverschworenen gespielt hatte. Ihr Plan war, Bothwell durch die Aussicht auf die Hand der Königin für Ermordung Darnley's zu gewinnen, worauf dann eine Verbindung Maria's mit dem Mörder ihres Gatten Beider Verderben besiegeln mußte. Bothwell ging ohne Weiteres in die Schlinge, wurde durch einen von den einflußreichsten Persönlichkeiten mitunterzeichneten Verschwörungs-Contract (a bond) sicher und sorglos gemacht. Maria hatte sich mit Darnley während dessen Krankheit wieder ausgesöhnt. Eben hatte sie ihn am 9. Februar 1567 spät Abends verlassen, als unter Leitung Bothwells die Mordthat ausgeführt wurde. Die von Maria mit der Ermittelung und Bestrafung des Mörders beauftragten Mitverschworenen Bothwells begannen nun mit teuflischem Geschick den Verdacht auf ihn und Maria abzuwälzen, das Gerücht einer schon längst zwischen Beiden bestehenden verbrecherischen Verbindung zu verbreiten, sie für die Verschleppung und die Erfolglosigkeit der Untersuchung des Mordes verantwortlich zu machen, während sie zugleich andererseits fortfuhren, Bothwell in seiner Sicherheit zu bestärken und zu der verhängnißvollen Verbindung mit der unglücklichen Königin hinzudrängen.

In dieser Absicht setzten sie jene feierliche Gerichtssitzung in Scene, in welcher Bothwell von allem Verdacht einer Mitschuld freigesprochen wurde. Dieser verschaffte sich sodann in der Ainsley Tavern die schriftliche Erklärung des Adels, durch die er Maria als Gemahl empfohlen wurde. Ob zur Unterzeichnung die Lüge Bothwells, Maria wünsche selbst diese Erklärung, oder die Furcht vor dem Gefolge, welches das Haus umstellte, mehr wirkte, ist nicht mehr zu ermitteln. Nun begann der Sturm gegen die Königin. Diese wies das Ansinnen Bothwells entschieden ab, was Bothwell zur Gewalt trieb. Er entführte sie am 24. April auf das feste Dunbar, that ihr Gewalt an. Die Verschworenen verbreiteten mit verdoppeltem Eifer die Märe von der verbrecherischen Neigung der Königin zu ihrem angeblichen Entführer, versicherten, Alles sei mit ihrem Wissen und Willen geschehen. Hierdurch hielten sie das Volk in Ruhe, welches sich zur Befreiung der Königin erheben wollte. In ihrer Verlassenheit erlag Maria dem gewaltthätigen Bedränger und besiegelte durch die Vermählung ihr beiderseitiges Verderben.

Nun werfen sich die ehemaligen Mitverschworenen Bothwells zu Rächern Darnley's auf und ziehen aus, wie sie jetzt sagen, zur Befreiung der vom Mörder ihres Gemahls gefangen gehaltenen Fürstin. Diese hatte nun die Wahl zwischen ihrem bisherigen Bedränger und den Mortons, Athols, Lindsay's, von denen ihr Leben schon mehrmals bedroht war. Daher konnte erst der Verrath der königlichen Truppen bei Carberry Hill sie von ihrem gewaltthätigen „Gatten" trennen. Das Benehmen der verbündeten Lords bestätigte nur allzu sehr die Befürchtungen Maria's. Dieselben riefen nun Murray herbei, den eigentlichen Anstifter und Leiter des glücklich zu Ende geführten Complottes. Aus ihrer strengen Haft in Lochleven entflohen, versucht die arme Fürstin noch einmal das Glück der Waffen. Aber die Niederlage zu Langside und die voreilige, vertrauensselige Flucht nach England beschließt zwar die erste, leitet aber zugleich die zweite Periode dieses leidenvollen Daseins ein. — So ungefähr Hosack und Opitz. — Hören wir nun Gädeke dieselben Ereignisse erzählen [1].

Man kann Maria nicht das Zeugniß versagen, daß sie sich Anfangs (bis zur Vermählung mit Darnley) auf jede Weise bemühte, mit Überwindung ihrer religiösen

[1] Wir werden uns, so viel es angeht, seiner eigenen Worte bedienen.

Antipathieen, das Vertrauen ihrer Unterthanen zu gewinnen. Sie machte den Reformirten die größten Zugeständnisse, die sie nur verlangen konnten. Das Haupt derselben, Murray, besaß bald einen gebietenden Einfluß in Schottland; er stand zu seiner Halbschwester in einem fast intimen Verhältniß, wurde von ihr mit Ehren überhäuft, zumal, nachdem er die durch diese Haltung der Königin enttäuschten Gordons und Hamiltons — die beiden mächtigsten katholischen Familien des Landes — in kurzem Kampfe niedergeworfen hatte (S. 35 u. 39). — Für Dudley hätte sich Maria wohl entschieden, wenn Elisabeth ihr dann ihr Erbrecht auf die englische Krone bestätigt hätte. Da dieß nicht zu erlangen war, wählte ihr Herz Darnley. Freilich erscheint diese Verbindung immer mehr als ein sorgfältig vorbereiteter Schlag der Katholiken. Die Fäden der Intrigue waren in den Händen von Darnley's Mutter, Marg. Lennox, und Riccio's (S. 54 u. 55).

In Folge dessen trat nun Murray und sein Anhang in eine Opposition zur Königin, die sich bald zur offenen, von Elisabeth unterstützten Rebellion steigerte. Maria warf den Aufstand energisch nieder und zwang die Häupter, sich nach England zu flüchten. Dort sprach Elisabeth aus Furcht vor ihren zahlreichen katholischen Unterthanen dem geflüchteten Murray öffentlich ihre Ungnade aus, während sie ihn heimlich ihres Schutzes versicherte. In ihrer Noth hatte Maria sich an den Papst, wie an den französischen und spanischen Hof gewandt, und umgab sich mit katholischen Rathgebern, unter denen Riccio den bedeutendsten Einfluß besaß. Ein weiteres Vorgehen gegen die Reformirten wurde wohl nur durch das Zerwürfniß verhindert, welches zwischen Riccio und Darnley ausbrach (S. 66 u. 67).

Bei der genaueren Kenntniß, welche die Königin leider zu spät von ihrem Gemahl gewann, erkaltete bald ihre leidenschaftliche Liebe und scheute sie sich mit Recht, den vollen Antheil an der Regierung, wie sie versprochen, ihm nun wirklich zu gestatten. Der Haupthaß Darnley's sowie aller andern Unzufriedenen richtete sich gegen Riccio. Sie einigten sich bald in einer Verschwörung, welche die Beseitigung des verhaßten Italieners, die Erhebung Murray's bezweckte. Cecil war von Allem unterrichtet (S. 69). — Unter der Vermittlung Darnley's wurde der Mord vollzogen. Seit jener Zeit stellte sich bei Maria ein Widerwille gegen ihren Gemahl ein, der sie zuerst zu unwürdiger Behandlung desselben, dann zu jener passiven Haltung und Mitwissenschaft bei seiner Ermordung führen sollte (S. 76).

Maria entrinnt den Händen ihrer Bedränger und setzt sich von Neuem in den Besitz der Herrschaft. Die klägliche Rolle, welche Darnley bei der Verfolgung seiner Mitverschworenen, der Mörder Riccio's, spielt, veranlaßt die Königin, ihn mit äußerster Verachtung zu behandeln. — Murray sah sich enttäuscht. Denn mit der Leitung der Geschäfte werden vorwiegend katholische Rathgeber betraut, den Hauptantheil hat Bothwell (S. 80). Die traurigen Erfahrungen, ihre letzten Erfolge, ihre bevorstehende Niederkunft riefen in Maria das Verlangen nach einer Stütze hervor. Eine solche glaubte sie in Bothwell zu finden. Ihm übertrug sie daher die einflußreichsten Stellen, ohne daß sich jedoch zu dieser Zeit eine Liebe zu ihm bei ihr nachweisen ließe (S. 81).

Unterdessen verschlimmert sich ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl immer mehr in Folge seines kindischen Benehmens. Diesen Umstand suchen seine ehemaligen Mitverschworenen zu benützen, um sich an ihm für den gemeinen Verrath zu rächen, den er ihnen gespielt hatte. Sie suchen Maria für ihre Pläne zu gewinnen. Dieselbe macht jedoch einige schwache, schwerlich ernstlich gemeinte Einwände (S. 93). Bei der Taufe des Prinzen begnadigt sie auf die Bitten Murray's die Mörder Riccio's, welche sogleich die Zahl der gegen Darnley's Leben Verschworenen vermehren (S. 95).

— Weihnachten 1566 bringt die Königin mit Bothwell zu. Wie ihre Briefe bezeugen, wird nun ihre Leidenschaft über die Grenzen des Erlaubten hinausgegangen sein und eine verbrecherische Form angenommen haben (S. 96). Während Darnley's Krankheit heuchelt sie Aussöhnung mit ihm, sucht ihn über die Absichten seiner Feinde zu beruhigen und schreibt daneben ihre leidenschaftlichen Liebesbriefe an Bothwell, der längst in der Aussicht auf ihre Hand sich dem Mordplane angeschlossen hatte. Aus diesen Briefen geht weiter hervor, daß sie sich bei dem Complotte mindestens passiv zu verhalten gedachte. Daß Etwas im Werke war, wußte sie aus dem Munde der Verschworenen. Sie überläßt es Bothwell, einen Aufenthaltsort für den König aufzusuchen (S. 99 u. 100).

Am 9. Februar 1567 erfolgte die Katastrophe in Kirk of Field unter der Leitung Bothwells, dem die Verschworenen die Ausführung gern überließen. Murray kann eine Mitschuld an der Ermordung nicht nachgewiesen werden (S. 102). Die Haltung der Königin nach dem schrecklichen Ereigniß war der Art, daß selbst, wenn an der Unechtheit der Cassetten-Briefe nicht zu zweifeln wäre, sie von der Anklage der Mitwissenschaft und der Beschuldigung, daß sie die That gebilligt habe, niemals freigesprochen werden könnte. Als Meisterin in den Verstellungskünsten heuchelte sie Trauer und Entsetzen, that aber nicht das Geringste zur Verfolgung der Mörder. In derselben Unthätigkeit verharrte auch ihr Conseil, in welchem die Verschworenen die Majorität besaßen. Als der Volksmund bereits Bothwell und bald auch sie als die Schuldigen bezeichnete, setzte sie doch in ihrem unverwüstlichen Leichtsinn die gewohnte Vorsicht außer Acht, ging schon am 16. Februar nach Seton-Castle, wo sie einen lustigen Hof hielt. Unterdessen verbreitete sich die Überzeugung ihrer indirecten Mitschuld in London, Paris und Madrid (S. 109). Von allen Seiten wurde daher Maria zur Bestrafung der Thäter aufgefordert. Nichtsdestoweniger ertheilte sie Bothwell in den werthvollsten Geschenken die deutlichsten Beweise ihrer Huld. Endlich am 28. März beschloß der Staatsrath, gegen Bothwell eine Anklage zu erheben und den Grafen Lennox, den Vater Darnley's, zur Erbringung der Beweise zu ersuchen. Doch Lennox wagte nicht zu erscheinen, als man ihm jegliches Gefolge während der Gerichtssitzung — 12. April — verweigerte. So wurde denn Bothwell, dessen Anhänger die meisten der Richter waren, ohne Weiteres freigesprochen (S. 114).

Bald verbreitete sich auch das Gerücht der nahe bevorstehenden Vermählung der Königin mit dem Mörder ihres Gemahls. Dieser betrieb nun schon die Scheidung von seiner Gattin. Am 14. April bestätigte das Parlament die Freisprechung Bothwells, worauf derselbe sich am 19. in der von seinem Gefolge umstellten Ainsley Tavern von den vornehmsten Mitgliedern des Adels die schriftliche Erklärung erpreßte, durch welche sie die Königin im Interesse des Staatswohles um ungesäumte Verheirathung mit Bothwell baten. Ja, um Maria durch die ihr angethane Gewalt resignirt erscheinen zu lassen und die übergroße Eile der Verbindung zu begründen, wurde am 24. April programmmäßig eine scheinbare Entführung der Königin in's Werk gesetzt. Daß übrigens Alles mit ihrem Wissen und Willen geschah, beweisen die Cassetten-Briefe und zeigte das Verhalten ihrer Anhänger, die ruhig Alles geschehen ließen (S. 123). Am 3. Mai erfolgte die Ehescheidung Bothwells und schon am 15. fand die Einsegnung der unglücklichen Verbindung statt. Gleich nach ihrer Vermählung scheint jedoch Maria in Folge der schlechten Behandlung, welche sie von ihrem neuen Gatten erfuhr, in eine verzweiflungsvolle Niedergeschlagenheit verfallen zu sein (S. 127).

Schon seit dem 19. April war unter dem Adel eine Verschwörung im Gange, welche die Befreiung der Königin aus den Händen ihres „Gemahles“, die Bestrafung

der Mörder Darnley's und die Bewachung des jungen Prinzen zum Zwecke hatte, dessen Leben man durch Bothwell bedroht glaubte (S. 129). Bereits im Juni standen die Schaaren der Verschworenen dem Kriegsvolke Bothwells und der Königin gegenüber. Verrath lieferte Maria in die Hände des aufständischen Adels, während Bothwell entkam. Da sie ihre Verbindung mit ihm nicht aufgeben wollte, wurde sie als Gefangene nach Lochleven gebracht. Hier forderten nun die Aufständischen von ihr die Thronentsagung zu Gunsten ihres Kindes und die Einwilligung in die Proclamirung Murray's als Regenten. Nachdem dieß durch Einschüchterung von ihr erpreßt war, erfolgte sogleich die Krönung des Prinzen und die Erhebung Murray's. Zu dieser Maria so ungünstigen Wendung trug auch die fanatische Wuth der Presbyterianer viel bei, welche diese Gelegenheit zur definitiven und gänzlichen Ausrottung des Katholicismus benützen wollten (S. 147). — Elisabeth war über dieses Vorgehen ihrer Anhänger sehr ungehalten, da sie in dieser Entthronung einer rechtmäßigen Herrscherin einen gefährlichen Präcedenzfall erblickte. Die Gewogenheit, welche sie daher momentan Maria zeigte, verlockte diese, nach ihrer Flucht aus Lochleven und dem unglücklichen Tage von Langside in England Schutz zu suchen.

Vor dieser doppelten, in den wesentlichsten Punkten sich widersprechenden Darstellung der ersten Leidensperiode Maria's steht noch heutzutage, nach 300jähriger Arbeit, die historische Forschung. Diesen Gegensatz als das Werk confessioneller Leidenschaftlichkeit bezeichnen, heißt die Unkenntniß der einschlägigen Literatur zur Erregung und Nährung confessioneller Leidenschaftlichkeit mißbrauchen. Die Metamorphose, welche die Geschichte der unglücklichen Schottenkönigin von der „Detectio" Buchanans bis auf die von Opitz gebotene Darstellung durchgemacht hat, ist in erster Linie das Werk protestantischer Geschichtschreiber: des protestantischen Bischofs Keith, eines Goodall, W. Tytler, Whitacker, Chalmers, einer Miß A. Strickland, wie ja auch noch in unseren Tagen unter ihren Vertheidigern der protestantische Advocat Hosack die erste Stelle einnimmt. Diese Vertheidiger durch den Vorwurf einer sentimentalen Verliebtheit in die Schönheit und königliche Hoheit Maria's discreditiren zu wollen, heißt eine gemeine Taktik des Alltaglebens auf das Gebiet wissenschaftlicher Discussion übertragen. Nichtsdestoweniger glaubte Maurenbrecher [1], mit diesem Advocatenkniffe Froude's die deutsche Geschichtschreibung bereichern zu müssen. Nach einer solchen Geistesprobe freuen wir uns — im Gegensatze zu dem Bedauern Gädeke's —, daß dieser Auctor uns mit einer Biographie Maria's verschonte.

Am allerwenigsten war es die erste Lebensperiode, durch welche Maria das Interesse der katholischen Welt wachrief, da letztere sich in den auf die Königin gesetzten Erwartungen getäuscht sah. Wir fühlen nicht die geringste Versuchung, in Bezug auf diese erste Leidenszeit uns der geschichtlichen Wahr-

[1] Sybels historische Zeitschrift, 1868, Bd. 20 S. 222. „Dem Schlußurtheile Froude's gegen die Vertheidiger der Maria Stuart, die sie für unschuldig halten, weil sie schön und zugleich Königin war, seiner Polemik gegen diese falsche Sentimentalität kann ich nur unbedingt beistimmen." — „Die Geschichte der vielberufenen Cassettenbriefe ist doch wohl durch Froude zum Abschluß gebracht." Wohl eine verfrühte Hoffnung!

heit zu verschließen, sobald dieselbe uns durch eine ausreichende Begründung erkennbar dargestellt wird. Gegenwärtig aber, nach den Leistungen Hosacks, halten wir uns weniger als je für berechtigt, die Jahre der Gefangenschaft und das gewaltsame Ende der Schottenkönigin als eine schwere, aber wohlverdiente Buße für eine schuldvolle Vergangenheit zu bezeichnen, wie es in Deutschland bisher in Geschichte und Poesie zu geschehen pflegte. Niemand ist zu verurtheilen, dessen Schuld nicht bewiesen wird. Diese Rechtsregel müssen wir um so mehr dieser unglücklichen Fürstin gegenüber beobachten, als sie wehrlos den abgefeimtesten Todfeinden preisgegeben war, die ein Interesse daran hatten, durch Anschwärzung derselben ihre selbstsüchtigen Pläne zu verwirklichen. Was Wunder, daß wir jetzt nach drei Jahrhunderten nicht mehr das ganze Lügengewebe aufdecken können, welches diese um ihr Opfer gezogen.

Franz Ehrle S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Görres-Gesellschaft. Historisches Jahrbuch, redigirt von Dr. Georg Hüffer. I. Jahrgang. 1. Heft. 8°. 183 S. Münster 1880. Preis des Einzelheftes *M.* 3.50. (Abonnementspreis für die vier Hefte des ganzen Jahrganges *M.* 12, für Mitglieder der Görres-Gesellschaft *M.* 8.)

Die Görres-Gesellschaft, deren Programm und erste Leistungen wir früher besprochen haben (Jahrg. 1878, Bd. XVI S. 215 ff.), hat diesem ihrem Programm seither nicht nur durch mehrere schätzenswerthe Publikationen entsprochen, sondern auch den Kreis ihrer Thätigkeit durch Gründung des vorliegenden historischen Jahrbuchs am Anfang des laufenden Jahres abermals bedeutend erweitert. Der Charakter dieser neuen Zeitschrift (denn als solche erscheint das Jahrbuch in vierteljährlichen grünen Heften) ist derjenige einer streng wissenschaftlichen (d. h. fachwissenschaftlichen) Zeitschrift, wie sie das katholische Frankreich schon seit einer Reihe von Jahren in der Revue des Questions historiques besitzt. Rein populäre Arbeiten sind ausgeschlossen, Publikationen ungedruckten Quellenmaterials auf seltene Fälle beschränkt, Specialgeschichtliches nur mit Bezug auf allgemein-historische Gesichtspunkte zugelassen, der Rahmen sonst weit gefaßt, d. h. über die ganze christliche Kirchengeschichte und gleichzeitige Profangeschichte ausgedehnt. Das Jahrbuch soll zunächst ein „literarisches Vereinigungsmittel für diejenigen Historiker bilden, welchen Christus der Mittelpunkt der Geschichte und die katholische Kirche die gottgewollte Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts ist. Eine direct apologetische Tendenz verfolgt dasselbe nicht. Akatholiken sind als Mitarbeiter willkommen, „falls in ihren Beiträgen das ausgesprochene Princip nicht angetastet wird". Der preußische Cultusminister, Herr von Puttkammer, hätte aus diesem Programm die wirkliche Gesinnung der deutschen Katholiken gegen ihre protestantischen Mitbürger besser kennen lernen können, als aus irgend einer mißverstandenen italienischen Streitschrift. Er würde aus dem ansehnlichen Verzeichniß der Theilnehmer ersehen haben, daß eine ganze Schaar gebildeter und einflußreicher Katholiken

aus allen deutschen Gauen, darunter hochgestellte Weltgeistliche und Mitglieder fast aller Orden, Benedictiner, Dominikaner, Cistercienser, Augustiner, sogar Jesuiten, auch jetzt noch, trotz des Kulturkampfs, die Protestanten absolut nicht als schiuma di ogni nazione oder in ogni nazione betrachten, sondern sie auch jetzt noch ehrerbietig einladen, mit ihnen gemeinsam und friedlich ernster, wissenschaftlicher Forschung zu pflegen. Noch mehr könnte der Herr Cultusminister aus diesem ersten Hefte des historischen Jahrbuchs lernen, wenn er dasselbe mit dem Programm und mit den Leistungen der Sybel'schen Zeitschrift vergleichen wollte. In dieser wird die katholische Kirche unaufhörlich als Abschaum und Feindin der Menschheit bekämpft, angeschwärzt und direct angegriffen, während die katholischen Historiker Deutschlands um des Friedens willen auf eine direct apologetische Tendenz verzichten, und sich mit einer wissenschaftlichen Objectivität der Forschung begnügen, die auch Andersgläubigen die Betheiligung ermöglicht.

Der Inhalt des 1. Heftes ist sehr reich und gediegen. G. Hüffer orientirt über Plan und Charakter der Zeitschrift, v. Reumont theilt interessante Documente über die letzten Stuarts mit, Freiherr v. Helfert zeichnet Nelson im Kampf mit Bonaparte und den Sansculotten Neapels, P. D. Rattinger S. J. hat in einer sehr gründlichen Studie die kirchlichen Verhältnisse Bulgariens zur Zeit des lateinischen Kaiserthums von Byzanz festgestellt, P. A. M. Weiß O. P. die Entwickelung des christlichen Ritterthums auseinandergesetzt. Unter den Recensionen sind Beiträge von J. Janssen, Cardauns, Huckert, Lämmer, Pastor.

Während das „Jahrbuch" die streng wissenschaftliche Richtung des Görres-Vereins repräsentirt, entsprechen die übrigen Vereinsschriften seit 1878 mehr der ebenfalls programmmäßigen Absicht der Gesellschaft, der kirchenfeindlichen, populär-wissenschaftlichen Literatur eine solche gegenüberzustellen, „welche sich überall, im Großen wie im Kleinen, von dem Geiste katholischer Welt- und Lebensanschauung erfüllt zeigt". Dabei ist das literaturhistorische Gebiet am meisten begünstigt. Von den acht vorliegenden Vereinsschriften sind vier literaturhistorischen, zwei culturhistorischen, nur eine naturwissenschaftlichen Inhalts, eine geographisch-belletristisch. Unzweifelhaft würde es, bei der herrschenden Richtung der Geister, vortheilhaft sein, wenn das naturwissenschaftliche Element stärkere Berücksichtigung fände. Auch würde es der gemeinsamen katholischen Sache vielleicht förderlicher sein, wenn in Wahl der Stoffe mehr die Erweiterung des katholischen Literaturgebiets, als die Vertiefung einzelner beliebter und schon oft behandelter Stoffe angestrebt würde, zumal wenn solche eben erst von anderen katholischen Autoren oder Zeitschriften ganz im selben Sinne behandelt worden sind.

Eine Studie über G. E. Lessing, von Dr. P. Haffner. I. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1878. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

In ebenso gründlicher als anziehender Weise skizzirt Herr Dr. Haffner im I. Abschnitt dieser Studie (S. 4—28) das Leben und die Schriften Lessings, im II. (S. 31—65) sein Wirken als Dichter, Dramaturg und Ästhetiker, im III. (S. 66—83) seine Bedeutung als Philosoph, im IV. (S. 85—102) sein theologisches Wirken. Die Darstellung konnte bei der Fülle des Stoffes und bei der Enge des Raumes nur eine sehr knappe und gedrängte sein; die Theilung war insofern keine günstige, als Lessing eben, sowohl als Theologe Literatur trieb, als auch als Literat sich in Theologie mischte, in der Theologie hauptsächlich philosophirte und in der Philosophie sein Leben lang fragmentarisch herumzweifelte; dennoch entspricht die

Schrift in hohem Grade dem angestrebten Zweck, nämlich eine Beurtheilung Lessings von durchaus katholischem Standpunkte zu liefern und kurz und klar mit dem nöthigsten Beweismaterial objectiv zu begründen. In Bezug auf Lessings religiöse Bedeutung führt die Studie ziemlich zu demselben Resultat, wie das kurz zuvor erschienene II. Ergänzungsheft dieser Zeitschrift: „Lessings religiöser Entwickelungsgang", dessen Herr Haffner in anerkennenden Worten gedenkt. Während in dieser Schrift bei anscheinend engerem Rahmen die ganze Geistesentwickelung Lessings einheitlicher hervortritt, konnte Herr Haffner bei weiterem Rahmen und fachlicher Theilung die literarische und philosophische Thätigkeit Lessings eingehender präcisiren. Worin die beiden Verfasser in Bezug auf Lessings Spinozismus auseinandergehen, ist für die Gesammtbeurtheilung Lessings von sehr untergeordnetem Belang. Beide Schriften haben nebeneinander sehr freundliche Aufnahme gefunden und dürfen den Katholiken zum nächstjährigen Centenarium von Lessings Todestag bestens empfohlen werden.

Eine Nilfahrt, von Dr. Friedr. Kaiser. II. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1878. 8°. 104 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Daß die Görres-Gesellschaft in den Kreis ihrer Veröffentlichungen zur Pflege der Wissenschaft auch Stoffe wie den vorliegenden zieht, welche in erster Linie der ernstern Unterhaltung gewidmet sind, betrachten wir als einen recht glücklichen Griff. Auch die Ausführung scheint uns eine recht gelungene. Dr. Kaiser hat es verstanden, die Eindrücke seiner interessanten Reise in fließender Sprache und frischen Farben uns vorzuführen. Zugleich weiß er namentlich bei der Schilderung der altägyptischen Denkmäler, auf die beste einschlägige Literatur gestützt, so viel über Kunst und Geschichte einzuweben, als für seinen Leserkreis erforderlich schien, ohne deßhalb seine leichte Nilbarke mit allzuviel Gelehrsamkeit zu belasten. In der That blieb, wie wir meinen, das rechte Maß gewahrt, und das ist kein kleines Lob bei einer Arbeit, wie der vorliegenden, wo so viele bändereiche Werke leicht zum Abschweifen verführen können. Von dramatischer Wirkung ist die Kataraktenfahrt; die Schilderung des Nilvolkes bietet manche humoristische Züge; der eigentliche Glanzpunkt aber, wie auch das Ziel der Reise, sind die Riesenruinen der alten Pharaonen — Luxor-Theben, Karnak, Memphis, die Pyramiden und die Schätze des Museums von Bulak.

Clemens Brentano, von Dr. J. B. Heinrich. III. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1878. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

In liebenswürdiger Anspruchslosigkeit lenkt der Verfasser dieser anziehenden Lebensskizze die Aufmerksamkeit des Lesers auf die darin enthaltenen Gedichte und Briefstellen Brentano's als auf dasjenige, was hauptsächlich Anziehungskraft besitze und verdiene, und verweist sodann auf die Diel-Kreiten'sche Biographie als „ein musterhaftes Werk, das ich nur benutzen und dem ich nichts hinzufügen kann. Jedoch wird vielleicht nicht Wenigen ein kleineres Bild willkommen sein, und werden selbst die sparsamen Striche dieser kleinen Zeichnung den Überblick und den Genuß des großen Gemäldes erleichtern". Der Vergleich ist insofern zutreffend, als eine kurze, gedrängte Biographie sich zu einer ausführlich detaillirten ähnlich verhält, wie eine Zeichnung zu einem Gemälde. Doch ist im vorliegenden Falle das kleinere Bild weder Copie noch bloße Zeichnung; es ist eine selbständige und überaus wohl gelungene Miniatur, welche nach der Natur, d. h. nach den hauptsächlichen Quellen selbst entworfen, denselben lebensvollen Reiz besitzt, wie das größere Bild, zum Studium des letzteren einladet, und wo solches nicht möglich ist, dasselbe einigermaßen ersetzt.

Was einzelne Verschiedenheiten zwischen den beiden Darstellungen betrifft, so nähert sich Dr. Heinrich (S. 78) in Bezug auf die Dülmener Aufzeichnungen mehr der Auffassung P. Schmögers, als der sehr reservirten Darstellung bei Diel-Kreiten (II. 217 ff.), welcher wir den Vorzug geben. Auf anderweitige Details können wir hier nicht näher eingehen.

Die Theologie der Göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen, von Dr. Fr. Hettinger. I. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1879. 8°. 142 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 2.25.

Dante ist einer der wenigen Repräsentanten des katholischen Mittelalters, welcher auch bei der modernen Welt fast unbedingt Gnade gefunden und welchen sie sogar um einiger mehr politischen als religiösen Irrungen willen zum Ihrigen, d. h. zu einer Art Vorläufer der Reformation und Revolution zu machen versucht hat. Obwohl in der ausgedehnten Dante-Literatur die katholische Anschauung noch immer bei weitem vorherrscht (tiefer blickenden Protestanten und Ungläubigen ist der dogmatische Dichter nie recht sympathisch gewesen), so ist eine Vindication seines katholischen Charakters nicht nur deßhalb werthvoll, weil noch in letzterer Zeit Göschel, Feuerstein, Pfleiderer u. A. ihn in das protestantische Lager hinüberzuziehen versucht haben, sondern auch darum, weil Dante es in reichem Maße verdient, in katholischen Kreisen noch mehr gekannt, studirt und verehrt zu werden. Er ist κατ' ἐξοχήν der Dichter der Scholastik, die schönste Widerlegung zahlloser Vorurtheile, welche gegen die Scholastik noch immer im Schwange gehen, ein herrliches Monument für die ästhetische Harmonie und poetische Fruchtbarkeit der scholastischen Wissenschaft. Nach dieser Seite hin hat Msgr. Hettinger Dante hauptsächlich beleuchtet, indem er erst seine Stellung zu Philosophie und Theologie überhaupt, dann seine Lehre über Gott, Welt, Engel, Paradies und Sündenfall, über die Erlösung, über Maria, die Gottesmutter, über die Tugenden, Gnade, Kirche, Sacramente und die letzten Dinge auseinandersetzt, endlich sein Verhältniß zur Reformation bespricht. 697 Anmerkungen, von denen manche den Keim ganzer Abhandlungen in sich schließen, bieten dem forschenden Leser den gelehrten Apparat eines umfangreichen Werkes, während im Texte die religiöse Weltanschauung Dante's klar, lebendig und gefällig, durchweht von der gewaltigen Poesie des Dichters, am Auge vorüberzieht. In dieser musterhaften Vereinigung von tiefem, umfassendem Wissen und populär anziehender Darstellung finden wir ganz den ausgezeichneten, hochverdienten Apologeten wieder, dessen Werke in Deutschland so viel Gutes gestiftet haben und auch im Auslande zu den bedeutendsten Leistungen auf diesem Gebiete gerechnet werden.

Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland, bis zum Jahre 1520, von Dr. Franz Falk. II. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1879. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Welche Stellung die Geistlichkeit 1) überhaupt in der ersten Zeit nach Gutenbergs Erfindung zur Druckkunst einnahm, und wie sie 2) im Vollzug des ihr von Christus gegebenen Lehramtes die Presse für das Volk benützte: das sind die zwei Fragen, welche der Verfasser in vorliegender Schrift zu beantworten sucht. Die Antwort auf die erste Frage ist: Die Geistlichkeit hat die neue Erfindung mit Begeisterung als ein göttliches Geschenk begrüßt, an ihrer Anwendung sich selbst betheiligt, vor Allem die Klöster haben sich mit größtem Eifer der neuen Erfindung angenommen, Geistliche haben sie als Correctoren und Editoren unterstützt, Cardinäle und Bischöfe sie mächtig

gefördert, sie sogar durch Ertheilung von Ablässen ausgezeichnet u. s. w., kurz, der Clerus war in erster Linie an der Einführung der Druckkunst betheiligt, kein Feind, sondern der mächtigste Förderer der Presse (S. 1—27). Doch bei dieser Unterstützung der Presse hat der Clerus allerdings nicht in erster Linie die Verbreitung des Profanwissens und weltlicher Unterhaltung, sondern vor allem die religiös-sittliche Bildung des Volkes im Auge gehabt. Der Beleuchtung dieser zweiten Thatsache ist der übrige, größere Theil der Schrift gewidmet, indem der Verfasser übersichtlich die Postillen, Heiligen-Leben, Beichtbüchlein, Heiligthums- und Wallfahrts-Schriften zusammenstellt, die von 1470—1520 erschienen sind (S. 29—79). Daran reihen sich die nöthigen bibliographischen Belege (S. 80—107). Die apologetische Bedeutung dieses Nachweises springt in die Augen. Für einen weiteren Leserkreis ist die Studie vielleicht etwas zu sehr „bibliographisch" gehalten und hätte sich eher für eine historische oder theologische Fachzeitschrift geeignet.

Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt, von Heinrich Rodenstein. III. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1879. 8°. 104 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Der Verfasser, ein ebenso wackerer Priester, als tüchtiger Botaniker und Mitarbeiter an der Zeitschrift „Natur und Offenbarung", wurde leider vor Abschluß dieser Arbeit vom Tode dahingerafft. Dieselbe war ursprünglich auf einen größeren Umfang angelegt und hat durch nicht unerhebliche Kürzung ihre vorliegende Fassung erhalten. Was der Verfasser anstrebte, war, das Princip der Teleologie im Pflanzenbau hauptsächlich in drei Momenten: 1) der Stengelconstruction und der Festigkeit der übrigen Pflanzentheile (S. 16—36), 2) im Bau der Ernährungsorgane (S. 37—55), 3) im Bau der Fortpflanzungsorgane (S. 56—94), einfach an der Hand der Thatsachen wissenschaftlich nachzuweisen. Um auch Nicht-Fachkundigen seine Beweisführung zugänglich zu machen, schickte er einen einleitenden Abschnitt über die Elementarorgane der Pflanze und deren Aufgabe voraus. Die Beweisführung stützt sich sowohl auf eigene Beobachtung und Forschungen des Verfassers (wie z. B. seine eingehenden, werthvollen Studien über Biegung der Pflanzenstengel, S. 29 ff.), als auch auf umfassende Kenntniß und selbständige Kritik der neuern Forschungen und der einschlägigen Fachliteratur, und mag als werthvoller Beitrag zu letzterer bezeichnet werden. Im Ganzen ist der Stoff auch so behandelt, daß die Schrift einem weiteren Lesepublikum zugänglich ist. Nur hätten wir in einer solchen populären Schrift die „kurze Abschweifung" weggewünscht, welche (S. 93) mit Hilfe der „Pflanzenbefruchtung durch Insecten" die Schöpfungsgeschichte mit der darwinistischen Entwicklungstheorie in Einklang zu bringen sucht, aber mehr dazu angethan scheint, den Laien auf diesem Gebiet zu verwirren, als ihn aufzuklären.

Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. (Erster Theil.) Von Joseph Galland. I. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1880. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Ein beträchtliches, noch ungedrucktes Quellenmaterial (darunter der ganze handschriftliche Nachlaß des Münster'schen Ministers von Fürstenberg und der vier älteren Brüder Droste-Vischering), die von Schlüter & Liesching herausgegebenen Tagebücher und Briefe der Fürstin, sowie zahlreiche andere Documente und Publicationen, welche sich auf den Freundeskreis der Fürstin beziehen, setzten Herrn Galland in Stand, ein viel vollständigeres Lebensbild derselben zu geben, als dieß Katerkamp vor fünfzig Jahren in seinen „Denkwürdigkeiten" liefern konnte. Engverwandte Studien, deren

Frucht theilweise schon in den histor.-polit. Blättern Verwerthung fand, theils in einem späteren größeren historischen Werke Verwendung finden soll, begünstigten die Arbeit, und so liegt denn der erste Theil derselben bereits vor — eine mit sorgfältiger Kritik zusammengestellte, wohlgruppirte und sehr schön geschriebene Biographie, die ungefähr bis 1790 reicht, und somit außer dem Jugendleben der Fürstin hauptsächlich ihre Beziehungen zu dem Philosophen Hemsterhuis, ihre Übersiedelung nach Münster, ihre Bekanntschaft mit Fürstenberg und ihre religiöse Umkehr in sich begreift. In den Tagebüchern und Briefen der Fürstin kommt bekanntlich Mehreres vor, was das ideal-verklärte Bild derselben menschlich-realistisch schattirt, vielleicht ein wenig verdüstert. Die Anhaltspunkte zu einer objectiven und gerechten Würdigung dieser Bekenntnisse, welche schon zum Theil von P. Diel in dieser Zeitschr. (VII. 165) angedeutet, zum Theil auch in den histor.-polit. Blättern (LXXXI. 744 ff.), trotz der Schärfe der letzteren Darstellung, gegeben wurden, hat Herr Galland (S. 71) trefflich ausgeführt und damit das Räthsel so ziemlich gelöst, was jene Bekenntnisse bieten mochten.

Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit, von Dr. P. Norrenberg. II. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1880. 8°. 112 S. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Die „deutsche Vorzeit" ist hier in sehr weitem Sinne genommen: sie reicht von der Urzeit „in den germanischen Wäldern" bis an den Vorabend der französischen Revolution. Diesen langen, aus so verschiedenen Culturepochen bestehenden Zeitraum theilt der Verfasser nur in zwei Epochen: 1) Unter der Hofverfassung (S. 1—39) und 2) Unter dem Zunftregiment (S. 44—104) und beschreibt dann, ohne weitere präcise chronologische Theilung, wie „Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung" in diesen beiden Zeitabschnitten beschaffen gewesen. So weit sich nun das mit wahrem Bienenfleiß aus den verschiedensten historischen und socialwissenschaftlichen Werken zusammengetragene Culturbild innerhalb des Mittelalters hält, weist es im Ganzen schlagend nach, daß die katholische Kirche in beiden Perioden außerordentlich viel gethan hat, um sowohl die Arbeit der Frauen, als deren Erziehung in segensvollster Weise zu organisiren. Wo aber der Verfasser den festen Boden der Geschichte und Culturgeschichte verläßt und sein Culturbild zum Beweise einer social-politischen Theorie zu gestalten sucht (und das geschieht so ziemlich durch die ganze Schrift hin), da drängen sich uns mehrfache Bedenken auf. Vor Allem erscheint uns bedenklich, daß die Begriffe „Frauenarbeit" und „Arbeiterin" nirgends streng begrenzt und erklärt werden, daß der Verfasser die eigentliche Familienarbeit der Hausfrau, die Familienarbeit im weiteren Sinne (der Töchter und Mägde) und die industrielle Arbeit der eigentlichen „Arbeiterinnen" im modernen Sinne nicht gesondert betrachtet, die naturrechtliche Stellung der Familie vernachlässigt und statt dessen das Wohl der „Arbeiterinnen" im strengsten Sinne allüberall zum leitenden Gesichtspunkte nimmt. Bedenklich erscheint es uns weiter, daß er die S. 11 ff. geschilderten Frauenwerkstätten und Frohnhöfe der ersten Karolingischen Zeit nicht etwa als glückliche Organisationen jener Culturperiode, sondern einfachhin als Ideal aufstellt, die Einrichtungen und Organisationen des späteren Mittelalters (des Zunftregiments, wie er sie nennt) mehr oder weniger verwirft, und endlich (S. 101) das „deutsche Bürgerthum" in Bausch und Bogen mit einer Herbheit verurtheilt, welche wir uns nur schwer zu erklären vermögen. Bedenklich endlich erscheint uns, daß er die Reformation nicht als Beginn einer neuen Epoche in Bezug auf Frauenarbeit und Erziehung ansieht, sondern nur als eine untergeordnete Phase in der Periode „Zunftregiment", daß er

Luther ohne Einschränkung als Jugendfreund und Schulbeförderer neben den heiligen Hieronymus Aemiliani stellt (S. 80), gleich als ob Luther in keinem Stücke „an der useful education des Mittelalters" gesündigt hätte. Unbeschadet der großen Anerkennung, welche wir den charitativen Bestrebungen des Herrn Verfassers zollen, glauben wir diese Bedenken offen aussprechen zu sollen. Das bemitleidenswerthe Loos, in welchem sich heute der Stand der Arbeiterinnen befindet, darf uns nicht bewegen, die naturrechtliche Stellung der Familie, die historische Stellung des Bürgerthums und das religiös-confessionelle Element in der Auffassung der Frauenfrage hintanzusetzen.

Das Oberammergauer Passionsspiel, mit den Passionsbildern von Albrecht Dürer. Von Franz Schoberl. 12⁰. 68 S. München, Krüll, 1880. Preis: 45 *Pf.*

Das Oberammergauer Passionsspiel, mit besonderer Hervorhebung seiner herrlichen Musik. Von einem Verehrer des Tonmeisters R. Dedler. 8⁰. 152 S. Regensburg, Manz, 1880.

The Passion-Play of Oberammergau, with special reference to its musical beauties, by an admirer of the composer R. Dedler. 8⁰. 152 S. Ratisbon, Manz, 1880.

Als wir vor 20 Jahren Oberammergau besuchten, war daselbst für ein paar Kreuzer ein höchst einfaches Textbüchlein zu haben, worin neben einer kurzen geschichtlichen Einleitung die Texte der Chöre und Recitative standen. Das war gut und reichte völlig aus, um der Vorstellung folgen und sich nachher genau den Text der Gesänge zurückrufen zu können. Diesen Dienst leisten nun auch die drei vorstehenden Textbüchlein, von denen das erste einfach geheftet, die andern zwei blau, mit Goldschnitt, gebunden sind; das erste neben dem Liedertext einen kurzen Abriß der darauffolgenden Handlung und ein zugehöriges Passionsbild nach Dürer gibt, das zweite und dritte aber eine sehr gefühlvolle, stellenweis sentimentale Beschreibung — man könnte fast sagen, eine überschwengliche, dithyrambische Partitur — der Musik. Wir ziehen die erste Beigabe vor. Obwohl das Resumé der Handlung stellenweis zu rhetorisch gehalten ist, gibt es doch einen bestimmten Umriß der Scenen. Welchen Vortheil kann aber z. B. während der Vorstellung oder vor- und nachher eine Musikbeschreibung wie die folgende haben (zu Vorstellung III S. 45): „Die allerliebste Violinbegleitung schmiegt sich an diese wehmuthsvolle Sehnsuchtsklage zärtlich an, gleichsam wie der liebevoll erquickende Gedanke an einen wahren Seelenfreund — aber leider entfernten. — Was denn auch dieser schwermuthsvolle Sehnsuchtsgesang voll bangen Schmerzgefühls, wehmüthigster, nur leise erklingender Hoffnung, und innigster, reinster Seelenliebe in allen Wechselgefühlen hinhaucht, wie das vereinsamte Flöten der Nachtigall . . . Es rauscht dahin wie eine zärtliche Erzählung im malerischen Vergleich mit der scheidenden Sonne: Die schwermuthsvolle Abschiedsabendgluth sank hinter rothseidenen (!!) Wolken hinab, die nun immer schwarzblau dunkler und düsterer wurden. Das nun völlig umnachtete Gemüth ist vereinsamt, trostlos" . . . Nun kommt „zauberisches Mondeslicht" . . . „glänzender Juwelenring" . . . „melodisch-weiches Tröstungslicht" . . . „entzückende Tonweisen" . . . „schwärmerische Klagen" — — endlich heißt es im Englischen: „The cloudy atoms have passed away, like strings of pearls and perfume of roses." Welcher Werther oder welche Lotte mag diese Musikbeschreibung geleistet haben?

Der selige Albert der Große.

(Zur Feier des 15. November 1880.)

Im Anfang dieses Jahres forderte der Magistrat eines schwäbischen Landstädtchens das deutsche Volk auf, das sechste Centenarium eines seiner größten Männer — des seligen Albert des Großen — am 15. November in würdiger Weise zu begehen. Die Aufforderung konnte Verwunderung erregen, selbst bei denen, welche an dem Verdienste des außerordentlichen Mannes nie auch nur einen Augenblick gezweifelt. Denn der Mann, welchem das Fest gilt, hat eben wenig oder nichts von dem an sich, was in unseren Tagen mit dem lautesten Jubel und dem schillerndsten Pomp gefeiert wird; er ist weder modern, noch aufgeklärt; weder ein Skeptiker, noch ein Revolutionär; er steht nicht in den landläufigen Registern der „Wohlthäter der Menschheit". Um sechs Jahrhunderte liegt er vor uns, und er gehört ganz jener glaubenstiefen, glaubenswarmen Zeit an. Er hat nichts von jenem „antirömischen Geiste", durch welchen Occam sich der modernen Welt anempfahl; nichts von jener zweideutigen Romantik, welche dieselbe tief gerührt in Abälard verehrt. Er ist ganz und gar Mönch, er trägt mit der innigsten Liebe und Begeisterung das weiße Gewand des hl. Dominicus, er ist von der Kirche mit dem Namen eines Seligen ausgezeichnet.

Doch dieser einfache, schlichte Mönch, gehüllt in jenes Ordenskleid, das durch lügenhafte Tendenzschreiberei und Tendenzmalerei gleichsam zum Abzeichen inquisitorischer Unduldsamkeit, Unwissenheit und Geistesknechtung geworden ist, steht als Lehrer, Freund und Mitarbeiter des hl. Thomas von Aquin, diesem größten Theologen und Philosophen der katholischen Vorzeit, näher als irgend ein Anderer. Er ist, wie dieser selbst, ein Repräsentant jener Philosophie, auf welche Leo XIII. die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts als auf die heilsamste Quelle zeitgemäßer Erneuerung und gründlichen Fortschritts zurückgewiesen hat.

Gipfelt in dem hl. Thomas — dem Doctor angelicus — die systematische Einheit und Erhabenheit des scholastischen Lehrgebäudes, so erblickten schon die Zeitgenossen der beiden großen Männer in Albert den würdigen Repräsentanten der wissenschaftlichen Universalität, welche mit jener Einheit der Forschung Hand in Hand ging. Er erhielt den Ehrentitel Doctor universalis [1]. Gleich ausgezeichnet als Philosoph, Theologe und Naturforscher, auch als Staatsmann von hervorragender Bedeutung, vertritt er in glänzender Weise das encyklopädische Wissen jener Zeit, aber nicht zerfetzt, zerstückelt, haltlos und grundsatzlos wie das des Encyklopädismus unserer Tage, sondern gestützt, zusammengehalten, organisch durchdrungen von dem Lebenshauch einer gesunden Philosophie. Seine wissenschaftliche Forschung zeigt den ganzen Ernst, die Tiefe, die Allseitigkeit, die Gründlichkeit des deutschen Geistes, doch ohne jene nebelhafte Träumerei und jenen Wissensdünkel, durch welche eine gewisse „deutsche Wissenschaft" beinahe zum Sprüchwort unter den Völkern wird. So gut er es verdient hat, daß Fra Angelico sein ehrwürdiges Bild im Kreuzgang von San Marco zu Florenz verewigte, so wohl verdient er es, daß seine Heimathstadt ihm ein Denkmal in Erz setzt. Wenn ein deutscher Gelehrter, so ist er einer Lobrede werth.

Wir wollen indeß diese Lobrede nicht schreiben, sondern bloß mit sorgsamer Kritik der geschichtlichen Angaben ein gedrängtes Bild seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu entwerfen suchen. Zuerst ein Wort über den äußeren Lebensgang des Seligen.

Zu einer Zeit, als der Schwerpunkt des römischen Reiches deutscher Nation noch am Rhein und in den südlichen Gauen, zumal aber in dem Lande lag, auf dessen Bergen die Wiege der Staufen und Welfen stand, wurde Albert 1193 [2] aus dem reichsritterlichen Geschlechte [3] derer

---

[1] Schon Ulrich von Straßburg, der berühmte Theologe, sagt von Albert, seinem Lehrer: „Vir in *omni* scientia adeo divinus, ut nostri temporis stupor et miraculum vocari possit."

[2] Für das Leben Alberts schöpfen wir vorzüglich aus: Sighart, J., Albertus Magnus. Sein Leben und seine Wissenschaft. Regensburg, Manz, 1857. — Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Paris 1719. t. 1. pp. 162—184. — Vita B. Alberti Doctoris magni ex Ord. Praed. compilatore R. P. Petro de Prussia (Peter Elgast aus Danzig), geschrieben c. 1483 in Köln und ebendaselbst 1486 zum ersten Mal gedruckt. — Hertling, v., in „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. 1.

[3] Von „Grafen" von Bollstatt weiß die Geschichte nichts. Wann das Geschlecht Alberts aus dem zwei Stunden entfernten Stammschloß Bollstatt nach Lauingen übersiedelte, ist nicht bekannt. Eine alte Überlieferung bezeichnet noch jetzt auf dem

von Bollstatt in Lauingen, einem Landstädtchen des Lechfelds, geboren. Im politischen wie im kirchlichen Leben rührten und regten sich gewaltige Kräfte, hochragende Gestalten gingen auf und nieder in der wild erregten Fluth. Wir stehen in der Zeit der Kreuzzüge. Frisch war noch im Gedächtniß Aller, klang fort in Lied und Sage das traurige Ende des Kaisers Rothbart (1190). Bald wird sich der Adel des Abendlandes zu jenem wunderbaren Kreuzzuge sammeln, der zur Gründung des lateinischen Kaiserthums und jenen märchenhaften Eroberungen führen soll. Nur wenige Jahre noch, und Innocenz III. wird (1198) den päpstlichen Thron besteigen. Eben strecken die Staufen, auf dem Zenith ihrer Macht angelangt, die eiserne Rechte nach dem goldenen Apfel des Südens aus, der ihrem Geschlechte so verhängnißvoll werden soll. Dort in Sicilien knüpfen sich schon all die Verwickelungen an, die das folgende Jahrhundert mit so viel Kampf und Blut erfüllen sollten.

Der rege Verkehr, der damals den Süden Deutschlands mit Italien verband, wo Heinrich VI. mit den der Kirche entrissenen Herzogthümern und Grafschaften seine Getreuen aus dem Heimathlande abgelöhnt hatte[1], führte den jungen Ritter im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts nach Padua an die Seite eines Onkels zur Vollendung seiner Studien. Und wirklich war diese Universität zur Ausbildung der so allseitigen Geistesanlage Alberts geeigneter, als Paris mit seinem mehr theologischen Gepräge. — Eben sandten der hl. Dominicus und der hl. Franciscus, zwei weitere Lichtgestalten in dem farbenprächtigen Bilde jener Zeit, die ersten Jünger aus zu dem geistigen Kreuzzug, den sie planten. Die mächtige Stimme des großen Predigerbruders Jordanus aus Sachsen erschallt bald auch in Padua. Sie trifft das Herz des vielversprechenden Jünglings und lenkt ihn in die Bahn, die Gott ihm vorbereitet (1223).

Albert brachte in einem Alter von 30 Jahren schon tüchtige Kenntnisse in der Philosophie und den Naturwissenschaften[2] mit in den Orden.

Markte das Wohnhaus der Ritter von Bollstatt. — Auf seine adelige Abkunft deutet hin, wenn Albert erzählt, wie er als junger Mann mit Dienern, Hunden und Falken zur Jagd auszog. De animalibus. l. 8. tr. 2. c. 4. 6. ed. Jammy t. 6. pp. 254. 260.

[1] Wir erinnern nur an den elsässischen Ritter Markward von Anweiler, den Heinrich zum Herzog von Ravenna und der Romagna machte; an den schwäbischen Ritter Konrad von Urslingen, dem er das Herzogthum von Spoleto und die Grafschaft Assisi in den Schooß warf.

[2] Dafür sprechen die naturhistorischen Beobachtungen, welche er schon damals in Norditalien anstellte. So untersuchte er ein Erdbeben (Meteor. l. 3. tr. 2. c. 9. t. 2.

So wurde er denn von seinen Obern, die den ihnen von Gott anvertrauten Schatz wohl zu würdigen wußten, bald nach der Vollendung seiner theologischen Studien im Lehrfache verwandt. In einer Reihe deutscher Convente[1], die um jene Zeit rasch nach einander aufblühten, wirkte er als Lector. So in Köln, dann (nach 1233) in Hildesheim, in Freiburg i. Br., hernach zwei Jahre in Regensburg, in Straßburg, bis er wieder nach dem Hauptconvent in Köln zurückkehrte, der von nun an sein eigentlicher Wohnsitz blieb[2]. Hier hatte er Thomas von Cantipre, den berühmten Theologen Ulrich von Straßburg, den großen Heinrich von Gent und einen hl. Thomas von Aquin zu Schülern. In den Jahren 1245—48 hatte er für das übliche Triennium als Doctor extraneus den ersten Lehrstuhl des Ordens St. Jakob in Paris inne.

Am Dreikönigsfeste 1249, als König Wilhelm von Holland durch Köln kam, war Albert von Paris schon zurückgekehrt. Damals soll er in dem feenhaften Gastmahl, das er dem König bereitete, das Meisterstück in der Magie geliefert haben. 1254 wurde er vom Provinzialkapitel von Worms zum Provinzial von Deutschland gewählt und durchzog als solcher, seine Convente visitirend, die Gaue. Im folgenden Jahr führten ihn die in Paris zwischen den Mendicanten-Orden und der Universität ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem hl. Thomas und dem hl. Bonaventura am päpstlichen Hofe zusammen. Doch kaum sah er sich durch Beschluß des Generalkapitels von Valenciennes 1259 seiner wissenschaftlichen Muße zurückgegeben, als ihn 1260 ein Befehl Alexanders IV., trotz seines Widerstrebens und der Einsprache seines Ordensgenerals, auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg erhob. In der Charwoche[3] 1260 langte er als Albert II. in seiner Residenz an, die er, wie auch das Bisthum, in einem höchst trostlosen Zustande vorfand. Während seiner

---

p. 95), das Stickgas in einem alten Brunnen (l. c. c. 12. p. 97), die Färbung eines Marmorblockes (De mineral. l. 2. tr. 3. c. 1. t. 2. p. 238).

[1] Sighart a. a. O. S. 26 ff. Leider haben wir über diese Lebensperiode Alberts nur sehr dürftige Nachrichten.

[2] Daher „Alberto di Colonia" bei Dante (Paradies, übers. von Philalethes, Vers 97—100. Bd. 3. S. 127), der den hl. Thomas im Namen der erscheinenden großen Lehrer der Kirche also sprechen läßt:

> „Er, der zur Rechten mir am nächsten stehet,
> War Bruder mir und Meister; er ist Albert
> Von Köln, und ich bin Thomas von Aquino."

[3] „Feria tertia post Ramos Palmarum". So Hochwart nach einer alten Aufzeichnung in Oefele, Monumenta boica t. 1. p. 207.

zweijährigen Verwaltung suchte er, nach Ausweis der uns erhaltenen Actenstücke, vorzüglich die so nöthige Reform der Welt- und Kloster-Geistlichkeit, sowie die Ordnung der bischöflichen Finanzen in's Werk zu setzen. Doch die weltlichen Händel, in welche er sich als Reichsfürst in der kaiserlosen Zeit verwickelt sah, ließen ihm bald sein oberhirtliches Amt als eine unerträgliche Bürde erscheinen. Schon wohl im März[1] (jedenfalls zwischen dem 26. Februar und 11. Mai) 1262 erlangte er von Urban IV. auf seine wiederholten Bitten die Bestätigung seiner Abdankung und kehrte in seine traute Klosterzelle nach Köln zurück. In ihr verbrachte er — kurze Unterbrechungen abgerechnet — die letzten 18 Jahre seines Lebens. Hier starb er am 15. November 1280 und wurde vor dem Hochaltare der Dominicanerkirche bestattet[2].

Dieß ist der Rahmen, der das bedeutungsvolle Leben Alberts umschloß. Suchen wir denselben nun auszufüllen, indem wir die hervorragenden Verdienste aufweisen, welche sich der Selige[3] um die verschiedenen Wissenszweige erwarb.

---

[1] Sighart a. a. O. S. 153.

[2] Später wurde die Leiche Alberts nach dem von ihm begonnenen neuen Chore dieser Kirche übertragen und der hölzerne Sarg in einer vor dem Hochaltar ausgemauerten Höhlung verschlossen (Sighart a. a. O. S. 259). — Als gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Köln die Albertisten-Schule mächtig aufblühte, wollte das einfache Grabmal ihrer Verehrung gegen ihren Meister nicht mehr genügen. Ihre Bemühungen fanden einen mächtigen Förderer in dem Dominicaner-General Salvius Casetta. Doch mußte die Vermittelung Sixtus' IV. angerufen werden, um alle Schwierigkeiten zu überwinden. Die Eröffnung des Grabes erfolgte am 11. Januar 1482. Die Leiche wurde hierauf in einem neuen herrlichen Grabmale niedergelegt. Aus demselben wurde sie zu Anfang dieses Jahrhunderts, als der Vandalismus der französischen Herrschaft den Abbruch der Dominicaner-Kirche decretirte, in die nahe Stiftskirche von St. Andreas geflüchtet. Dort wurden die Überbleibsel der Gebeine und des Hirtenstabes an der Wand beim nördlichen Seiteneingang in einem armen, geschmacklosen Schreine verschlossen, sein Ornat aber in der Sacristei niedergelegt (Bianco, Die alte Universität Köln. Köln, Heberle, 1856. S. 50. — Sighart a. a. O. S. 267). Endlich am 15. November 1859 bereitete die Opferwilligkeit des Baumeisters Weyer und der Eheleute Schallenberg dem Seligen eine würdigere Ruhestätte. Nun beabsichtigt das Festcomité, welches sich in Köln zur entsprechenden Feier des sechsten Centenariums gebildet hat, auch die stilgerechte Ausschmückung der Kapelle, in welcher sich das Grab befindet.

[3] Nach Peter von Preußen hatte schon Johann XXII. († 1334) den Heiligsprechungs-Proceß Alberts eröffnet. Jedoch erst Innocenz VIII. († 1492) scheint kurz nach der feierlichen Eröffnung des Grabes die Erlaubniß ertheilt zu haben, ein Officium zu verfassen und in den Conventen von Köln und Regensburg einen Altar zu errichten. Dann nahm sich Albert IV., Graf von Törring, Bischof von Regens-

Beginnen wir mit seinem Verdienste um die Entwicklung der christlichen Philosophie. — Welches war, so müssen wir selbstverständlich vor Allem fragen, der Stand dieser Wissenschaft, als Albert ihre Bearbeitung begann? — Dem christlichen Abendlande war um die Mitte des zwölften Jahrhunderts nach den Stürmen der Völkerwanderungen von der classischen Philosophie des Alterthums gar wenig mehr übrig geblieben. Plato war um jene Zeit in den abendländischen Bibliotheken einzig durch Timäus vertreten [1]. Von Aristoteles fanden sich nachweisbar nur die der Logik angehörigen Schriften De praedicamentis und De interpretatione [2]; er war nur als Logiker gekannt und gefeiert. Und doch bevor diese verlorenen Schätze nicht wiedergewonnen waren, konnte ein bedeutenderer Aufschwung der philosophischen Studien kaum erwartet werden. Es legt eben Gott keine Kraft nutzlos in die Natur. Das Abendland sollte also nicht unabhängig von den Leistungen des Alterthums die schon einmal erreichte Höhe wiedergewinnen.

Als Albert (nach 1210) in Padua seine Studien begann, hatten die übrigen aristotelischen Schriften durch die Vermittelung der arabischen Philosophen den christlichen Westen erreicht, und das Gesammtwissen des Alterthums, wie es der Stagirite encyklopädisch in seinen Schriften niedergelegt hatte, that sich plötzlich vor dem staunenden Auge unserer mittelalterlichen Lehrer auf: die Metaphysik mit ihrer natürlichen Gotteslehre, die Naturwissenschaft, die Psychologie mit der Erkenntnißlehre, die Ethik, das Naturrecht und die Politik. Offenbar schloß diese so plötz-

---

burg, 1616 der Angelegenheit mit besonderem Eifer an. Er suchte in Rom die Erlaubniß nach, das in den beiden Dominicaner-Conventen gefeierte Fest auf seine ganze Diöcese auszudehnen, ließ die nöthigen Nachforschungen anstellen und führte hierüber mit Cardinal Bellarmin, der an der Spitze der Riten-Congregation stand, eine längere Correspondenz. Außer der Feier des Festes wurde nachgewiesen, daß in alten Büchern und Martyrologien Albert als Seliger bezeichnet sei und Wunder von ihm erzählt würden. Endlich wurde 1624 die gewünschte Erlaubniß für die Regensburger Diöcese ertheilt, womit eine Art Seligsprechung gegeben war. Diese Bewilligung wurde von Urban VIII. († 1644) auf alle Dominicaner-Kirchen Deutschlands und Italiens und von Clemens X. († 1676) auf den ganzen Dominicaner-Orden ausgedehnt (Sighart a. a. O. S. 286).

[1] Jourdain, A., Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote. Paris 1819. p. 30 sqq. — Hauréau, Hist. de la philosophie scholastique. 2e ed. Paris 1872. p. 91 sqq.

[2] Abälard († 1142) sagt: „Aristotelis duos tantum Praedicamentorum et Perihermeneias libros usus adhuc Latinorum novit.“ (Cousin, Introduction aux œuvres inéd. d'Abélard. p. 53.)

liche und so außerordentliche Bereicherung ihre großen Gefahren in sich. Freilich enthielten die aristotelischen Schriften in schulgerechter Form das Höchste, was die menschliche Natur ohne Beihilfe des übernatürlichen Lichtes erreicht hatte. Aber diesem Höchsten waren Fehler beigemischt, die um so größere Gefahren erzeugten, je gefeierter der Name war, der sie empfahl. Noch mehr Irrthümer hatten die arabischen Übersetzer und Commentatoren hineingetragen. Diese Gefahren, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein zeitweiliges Verbot der meisten Schriften des Aristoteles in Paris veranlaßten, mußten beseitigt werden, doch so, daß der reiche Inhalt dieser Werke der Schule nicht vorenthalten wurde. Gregor IX. betraute am 23. April 1231 mit dieser Aufgabe drei der berühmtesten Pariser Theologen; doch ist nicht bekannt geworden, was dieselben hierfür gethan.

Was nun die Reinerhaltung des Glaubens, was das Interesse der philosophischen Studien im christlichen Abendlande schon längst gebieterisch forderten, was Gregor IX. 1231 den drei Pariser Lehrern, wie es scheint, vergebens aufgetragen hatte: die Vermittelung und Christianisirung der reichen spanischen Wissensschätze: das erkannte Albert als die ihm durch die Zeitverhältnisse auferlegte, als die ihm von Gott gewordene Aufgabe. — Wir haben daher nach dem Gesagten das Hauptverdienst Alberts darin zu suchen, daß er durch seine große Encyklopädie die gesammte neue Literatur in bedeutend bereicherter und verbesserter Form den christlichen Schulen leicht zugänglich machte und durch eine von den Glaubenssätzen ausgehende Kritik derselben jegliche Gefährdung der christlichen Lehre beseitigte.

Höchst beachtenswerth ist die Klarheit, mit welcher er diese seine Lebensaufgabe erkannte, und die Präcision, mit der er demgemäß seinen Arbeitsplan entwarf. Am deutlichsten findet derselbe sich am Eingang seines Commentars zu den Libri Physicorum ausgesprochen [1]. Bei Ab-

---

[1] Wir verweisen stets auf die einzige Gesammtausgabe der Werke Alberts, welche der Dominicaner Peter Jammy 1651 in Lyon in 21 Foliobänden veröffentlichte. — Bd. 1 enthält die Logik, Bd. 2 die größeren naturhistorischen Abhandlungen, Bd. 3 die Psychologie und Metaphysik, Bd. 4 Ethik und Politik, Bd. 5 die kleineren naturhistorischen Schriften, Bd. 6 die Zoologie, Bd. 7 bis 11 die Commentare zur heiligen Schrift, Bd. 12 die Predigten, Bd. 13 die Erklärung der dem Areopagiten zugeschriebenen Bücher, Bd. 14 bis 16 den Commentar zu den Sentenzen des Lombarden, Bd. 17 und 18 die Summa theologica, Bd. 19 die Summa de creaturis, Bd. 20 das Mariale, Bd. 21 bietet Miscellanea. — Der Dominicaner Natalis Alexander sagt von dieser Ausgabe, sie sei multo labore nullo criterio veranstaltet (Historia eccl. ed. Roncaglia-

fassung seiner philosophischen Werke hat er sich folgenden Plan vorgezeichnet. Nach dem Beispiele des Stagiriten beabsichtigt er das ganze Gebiet des natürlichen Wissens zu bearbeiten. „Ich werde daher ebenso viele Bücher wie Aristoteles und in derselben Ordnung und mit denselben Titeln, wie er, schreiben. Wo jedoch in der aristotelischen Bearbeitung ein Buch fehlt, sei es, daß er den Gegenstand übergangen, sei es, daß uns seine Schrift nicht erhalten ist, so werde ich durch ein eigenes Buch diese Lücke ausfüllen." [1] „In den einzelnen Schriften werde ich der Eintheilung und Lehre des Philosophen mich anschließen. Doch werde ich dabei nicht einfach seinen Text wiedergeben, sondern ihn vielmehr so umschreiben, daß ich Alles zur Begründung und Erklärung desselben Zweckdienliche einflechte. Außerdem werde ich noch kleine Abhandlungen (digressiones) einschalten, in denen ich die gelegentlich aufstoßenden Zweifel löse und die mißverständlichen Stellen genauer erkläre. Die Umschreibung des aristotelischen Textes wird dieselben Abtheilungen und diese werden dieselben Überschriften aufweisen, wie jener Text selbst; und meine Einschaltungen werde ich stets durch besondere Überschriften kenntlich machen." [2] Das leitende Princip bei dieser Einrichtung seiner Schriften war, wie er selbst ausspricht, der Wunsch, seinen Ordensbrüdern auf ihre wiederholten eindringlichen Bitten Bücher in die Hand zu geben, „aus welchen sie mit einer gründlichen Philosophie zugleich auch eine genaue Kenntniß der aristotelischen Schriften schöpfen könnten." [3]

Ein Blick auf die sechs großen Foliobände, welche in der Lyoner Gesammtausgabe seiner Werke seine Commentare zu sämmtlichen in jener Zeit bekannten aristotelischen Schriften enthalten, zeigt uns die Ausdehnung und die Genauigkeit, mit welcher er sein obiges Programm ausführte. Auf dem naturhistorischen Gebiete fehlte unter den Werken des Stagiriten eine Bearbeitung der Mineralogie. Albert füllte diese Lücke

---

Mansi. Venetiis 1778. t. 8. p. 109). Jedenfalls wurden einige unächte Schriften aufgenommen und manche ächte ausgeschlossen. Reichhaltige Verzeichnisse anderer Albert zugeschriebenen Abhandlungen siehe in Sighart l. c. S. 293—301. Die in den belgischen Bibliotheken verwahrten handschriftlichen Werke, welche Alberts Namen tragen, führt Zweins (Le B. Albert le Gr. 2e éd. Bruxelles, Goemaere, 1874. p. 72) an.

[1] Op. omnia. Libri 8 Physicorum l. 1. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 1.

[2] Op. omnia l. c.

[3] Op. omnia l. c.: „ut talem librum eis componeremus, in quo et scientiam naturalem perfectam haberent et ex quo libros Aristotelis competenter intelligere possent".

durch seine Libri 5 de mineralibus aus. Einem ähnlichen Mangel der aristotelischen Encyklopädie hatte er durch selbständige Abfassung seiner zoologischen Schrift De motibus animalium abgeholfen. Als er aber später im Jahre 1256 während seines Aufenthaltes in Italien in einem Kloster der Campagna die entsprechende aristotelische Abhandlung[1] auffand, bearbeitete er mit Benutzung derselben noch einmal diesen Gegenstand. — Soviel über die äußere Einrichtung und die Zielpunkte seiner großartigen Bearbeitung der neuen Philosophie. Suchen wir nun auch zu dem innern Geiste derselben vorzudringen und die leitenden Grundsätze aufzuweisen.

In Betreff der Verwerthung der vor- und außerchristlichen Wissenschaft huldigte Albert in Theorie und Praxis ganz denselben Anschauungen, welche in dieser Beziehung von den großen Kirchenvätern ausgesprochen und befolgt worden waren. Dieß werden wir ihm als ein besonders großes Verdienst anrechnen, wenn wir einerseits die Sicherheit wahrnehmen, mit welcher er diese Grundsätze aufstellte und durchführte, andererseits die Unsicherheit beachten, in welcher seine Vorgänger, ja auch noch viele seiner Zeitgenossen zwischen blinder Überschätzung und ungerechtfertigter Verurtheilung der neuen Philosophie hin und her schwankten. Es war also vorzüglich Albert, welcher die durch die Völkerwanderung abgebrochene Entwicklung der christlichen Speculation im vollen Maße wieder aufnahm.

Albert ist gleich den großen Kirchenvätern, wie das ja einer heidnischen Philosophie gegenüber nicht anders sein konnte, principiell Eklektiker. „Nach unserer gewohnten Methode wollen wir alles zusammenstellen, was zur Beleuchtung dieses Gegenstandes dienen kann"[2], sagt er an einer Stelle. An einer andern erklärt er es als das einzig richtige Verfahren, „Alles, was immer mit stichhaltigen Gründen erwiesen wird, anzunehmen, gleichviel von wem es vorgebracht wird"[3]. Obgleich er hiernach die ganze philosophische Literatur durchforschen will, ähnlich wie es Origenes in seiner Schule einst gethan hatte, so mußte sich doch selbstverständlich seine Aufmerksamkeit je nach der Werthschätzung auf einzelne besonders hervorragende Auctoren concentriren. Auch in der Wahl dieser bevorzugten Gewährsmänner stimmt er mit dem christlichen

[1] Die Schrift περὶ ζῴων πορείας.

[2] Ed. Jammy, De Praedicab. tr. 1. c. 5. t. 1. p. 7.

[3] Ed. Jammy, Lib. 1 Perihermeneias tr. 1. c. 1. t. 1. p. 238. — Vgl. De Praedicam. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 95.

Alterthum überein. — „Nur durch das Studium des Plato und des Aristoteles läßt sich eine gediegene philosophische Bildung erreichen.“ [1] Genau kennzeichnet er den Unterschied der von diesen beiden größten heidnischen Denkern eingehaltenen Methode. „Die zwischen diesen beiden Philosophen obwaltende Meinungsverschiedenheit hat darin ihren Grund, daß Plato sich stets mit den abstractesten Begriffen beschäftigte und von ihnen aus (durch Synthese) die grundlegenden Sätze herzuleiten suchte, während Aristoteles dieselben durch Untersuchung der Einzeldinge (durch Analyse) feststellte.“ [2] Auch auf die Verschiedenheit ihrer Darstellungsweise macht er aufmerksam. „Plato und andere der ältern Philosophen pflegen ihre Wahrnehmungen in eine bildliche Sprache einzuhüllen, da sie nicht im Stande waren, dieselben in klaren Worten auszudrücken“ [3], eine Anklage, die er gegen den Stagiriten nie erhebt.

Darin freilich weicht Albert von den Kirchenvätern ab, daß er Aristoteles vor Plato entschieden den Vorzug ertheilt. Derselbe gilt ihm als „der Fürst der Peripatetiker“, als „der gelehrteste, der erste aller Philosophen“. „Darin kommen alle Peripatetiker überein, daß Aristoteles die Wahrheit fand; deßhalb erklären sie auch, die Natur habe diesen Mann gewissermaßen als Norm der Wahrheit aufgestellt und in ihm das Ideal menschlicher Geistesgröße verwirklicht.“ [4] „Sobald es sich um Erörterung der Principien handelt, ist Aristoteles dem Plato vorzuziehen.“ [5] An einer andern Stelle bemerkt Albert: „Außer Aristoteles hat Niemand das gesammte Wissensgebiet bearbeitet.“ [6] „Niemand hat mit größerer Schärfe und Fülle über die verschiedenen Arten der Tugenden, ihre Natur und ihre Bethätigung geschrieben.“ [7] — Daher macht Albert auch aus seinem Anschluß an die Schule des Stagiriten kein Hehl. So erklärt er: „Bei der Bearbeitung der Logik werde ich aus den alten Auctoren alles Stichhaltige zusammenstellen, mich aber dabei besonders an die Sätze der peripatetischen Schule halten, welche mir von allen philosophischen Schulen die bewährteste zu sein scheint.“ [8] Häu-

---

[1] Ed. Jammy, Metaph. l. 1. tr. 5. c 15. t. 3. p. 67.

[2] Ed. Jammy, Com. in l. 2. Sent. d. 1. a. 4. t. 15. p. 8. — Vgl. Metaph. l. 11. tr. 3. c. 7. t. 3. p. 409.

[3] Ed. Jammy, De anima l. 3. tr. 2. c. 10. t. 3. p. 142.

[4] Ed. Jammy, De anima l. 3. tr. 2. c. 3. t. 3.

[5] Ed. Jammy, Ethic. l. 1. tr. 1. c. 7. t. 4. p. 10.

[6] Ed. Jammy, De Praedicab. tr. 2. c. 4. t. 1. p. 19.

[7] Ed. Jammy, l. c.

[8] Ed. Jammy, De Praedicab. tr. 2. c. 2. t. 1. p. 13.

figer finden wir in seinen Schriften die Versicherung: „In der vorliegenden Frage werde ich, wie ich auch sonst stets gethan, mich den Peripatetikern anschließen." [1]

Doch diese Vorliebe für den Stagiriten machte ihn nicht blind gegen dessen Mängel, noch erweckte sie in ihm jenen denkfaulen Auctoritätsglauben, welchen man der Scholastik anzudichten pflegt. Auch ihm galt die Wahrheit über Alles. „Es wäre Unrecht," so sagt er, „Jemand so anhängen zu wollen, daß man seinetwegen die Wahrheit preisgäbe; denn mögen wir auch die Wahrheit und unsere Freunde lieben, so geht doch die Wahrheit Allem vor." [2] Häufig hebt er hervor, wie schwach in rein natürlichen Wissenschaften die Auctoritätsbeweise sind, da sie sich doch auf die so trügliche menschliche Vernunft stützten [3]. Ebenso eifert er gegen diese vertrauensselige Leichtgläubigkeit, indem er ihr vorhält, daß ihre viel gepriesenen Alten (priscae auctoritatis viri) eben doch keine Götter gewesen seien, sondern trügliche Menschen [4]. Diese Grundsätze wendet er aber auch auf den Stagiriten an: „Wer glaubt, Aristoteles sei ein Gott gewesen, muß freilich auch annehmen, daß derselbe in Nichts geirrt habe; wer ihn aber für einen bloßen Menschen hält, der darf voraussetzen, daß er sich zuweilen getäuscht habe, wie es auch uns zuweilen geschieht." [5] — Häufig klagt er über die Verworrenheit und Dunkelheit der Darstellung oder Begründung des Philosophen [6] und setzt es sich zur Aufgabe, seine Mängel aufzudecken und seine Fehler zu verbessern. So überschreibt er das Kapitel der theologischen Summe, in welchem er die Ewigkeit der Welt bestreitet, einfach: „Über die Irrthümer des Aristoteles." [7] Er weist ihm die beiden unerwiesenen und irrthümlichen Voraussetzungen nach, auf welche derselbe seinen ganzen Beweis für die Anfangslosigkeit der Welt gründete [8]. Anderswo bemerkt

---

[1] Ed. Jammy, Analyt. Prior. l. 1. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 290. — Cf. De Praedicam. tr. 1. c. 1. t. 1. p. 95.

[2] Ed. Jammy, Metaph. l. 4. tr. 3. c. 2. t. 3. p. 140.

[3] Ed. Jammy, Summa theol. 1. p. tr. 1. q. 5. membr. 2.

[4] Ed. Jammy, Metaph. l. 4. tr. 3. c. 2. t. 3. p. 140.

[5] Ed. Jammy, Physic. l. 8. tr. 1. c. 14. t. 2. p. 332.

[6] Ed. Jammy. „Hoc obscure dicit Aristoteles." Analyt. Poster. l. 1. tr. 5. c. 3. t. 1. p. 596. — „In hoc demonstratio obscura valde est." De coelo et mundo. l. 1. tr. 2. c. 5. t. 2. p. 35.

[7] Ed. Jammy, Summa theol. 2. p. q. 4. membr. 2. a. 5. t. 18. p. 45 et 59.

[8] Ed. Jammy, Physic. l. 8. tr. 1. c. 14. t. 2. p. 332.

Albert: Aristoteles müsse wohl die Behauptung, daß ein Mondregenbogen alle fünfzig Jahre nur zweimal vorkommen könne, einfach Andern nachgeschrieben haben, da er selbst das Gegentheil beobachtet habe [1].

Es war also für Albert die peripatetische Philosophie nicht etwas, was er mit Aufwendung seiner ganzen Geisteskraft mühsam aus den höchst ungenügenden Übersetzungen und den vielfach noch verfänglichern Commentaren herausschälte und als etwas Fremdes, als ein durch das Ansehen „des Philosophen" geheiligtes Erbstück seinen Lesern vorlegt. Nein, er hat sich die Lehre des Stagiriten wirklich zu eigen gemacht, verfügt frei über dieselbe. Dieß zeigen zunächst die zahllosen Citate, welche er bald zur Bekräftigung einer Aufstellung, bald zur Lösung eines scheinbaren Widerspruches aus den so zahlreichen Schriften des Stagiriten anführt. Welch außerordentliche Kraft des Gedächtnisses setzt diese Vertrautheit voraus!

Doch Albert begnügte sich nicht mit Aristoteles. Mit Recht sagt Bischof Haneberg: „Die scholastische Philosophie wird durch keinen Schriftsteller des Abendlandes so umfassend vertreten, wie durch Albert den Großen. Thomas von Aquin wird ihn an Scharfsinn und Präcision übertreffen, an Umfang des Quellenstudiums hat Albert nicht Seinesgleichen. Es ist nicht selten, daß er bei Erörterung einer Frage die Meinung der bedeutendsten Philosophen von Thales bis Themistius, andererseits von Alfarabi bis Moses Maimonides ausführlich bespricht. Ein bedeutender Theil dieser Citate und Referate ist allerdings aus den in der That gelehrten Commentaren des Averroes zu Aristoteles genommen, wie Jedermann finden kann, der etwa die schöne lateinische Venetianer-Ausgabe: Aristotelis opera cum Averrois Cordubensis variis in eadem Commentariis, 1550, vergleichen will; allein es bleibt des gelehrten Materials, das Albert selbständig herbeigeholt hat, immer noch so viel, daß wir seine Ausdauer bewundern müssen. Er benützt außer verschiedenen neuplatonischen Schriften, wie das Buch von den Ursachen, Hermes Trismegistos, auch die Schriften von Maimonides, die Quelle des Lebens von Ibn Gabirol und andere Werke, die Averroes nicht anführt, wie Commentare von Eustratios Nikänos und Michael von Ephesus. Einen sehr umfassenden Gebrauch macht er von mehreren philosophischen Werken des Avicenna, welcher nach Averroes

[1] Ed. Jammy, Meteor. l. 3. tr. 4. c. 11. t. 2. p. 128.

mit Alfarabi durch Albert bis zum Ende der scholastischen Periode eine Art Mitherrschaft in der Schule erlangt hat.“ [1]

Wenn nun auch von einer Mitherrschaft des Avicenna und noch weniger eines Alfarabi in der Scholastik kaum die Rede sein kann, so ist es doch richtig, daß nach Aristoteles dieser arabische Philosoph [2] von Albert mit besonderem Eifer verwerthet wurde. Von ihm entlehnte unter Anderem Albert die eigenthümliche Form seiner aristotelischen Commentare. Noch weniger zutreffend ist der Ausdruck Renan's, der Avicenna den großen Lehrmeister Alberts nennt [3]. Das Verhältniß Alberts zu Avicenna ist nicht das eines Schülers zu seinem Lehrer, sondern das eines Forschers, welcher mit höchst selbständiger Kritik die Leistungen eines Vorgängers verarbeitet, das Irrthümliche widerlegt, das Brauchbare verwerthet. — Doch Renan's Behauptung wird noch weit überboten durch das, was Joel (Rabbiner in Breslau) zur Verherrlichung der jüdischen Philosophie von dem Einfluß behauptet, welchen Moses Maimonides auf Albert ausgeübt haben soll [4]. Die Wahrheit ist auch hier wieder, daß Albert wie der griechischen und arabischen, so auch der jüdischen Philosophie die Materialien entnahm, welche ihm zum Aufbau der christlichen Philosophie geeignet schienen. Wie sehr er aber auch Maimonides gegenüber seine Selbständigkeit wahrte, zeigt z. B. schon der Vergleich der klaren Grundsätze, durch welche er das Verhältniß von Glauben und Wissen bestimmt, mit den verworrenen und irrthümlichen Behauptungen, welche der jüdische Religionsphilosoph über diese Grundfrage seiner ganzen Untersuchung zu Tage fördert [5].

---

[1] Bischof Haneberg: Zur Erkenntnißlehre des Ibn Sina und Albertus Magnus. In den Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 11. 1. Abth. S. 191.

[2] Die Commentare des Averroes kamen erst nach 1230 durch Michael Scotus allmählich zur Kenntniß des christlichen Abendlandes. Albert benutzte einige derselben, doch nur in beschränktem Maße, da eben zu seiner Zeit Avicenna als der berufenste Vertreter der arabischen Philosophie galt, — eine Rolle, welche er, wie uns die Schriften des hl. Thomas zeigen, bald an Averroes abgab. Renan a. a. O.

[3] Renan, E., Averroès et l'Averroisme. 3e éd. Paris, Levy, 1867. p. 231.

[4] Joel, M., Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Breslau 1876. Bd. 1. „Etwas über den Einfluß der jüdischen Philosophie auf die christliche Scholastik.“ — „Verhältniß Albert des Gr. zu Moses Maimonides.“ — Bd. 2. „Über den wissenschaftlichen Einfluß des Judenthums auf die nichtjüdische Welt.“

[5] Vgl. auch die treffenden Bemerkungen Schneids in dem Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie (am 29. August 1877) der Görres-Gesellschaft. Köln, Bachem, 1878. S. 68 ff.

Es zeigt also nach dem Gesagten Albert die Universalität seines Geistes nicht nur durch die Allseitigkeit, mit welcher er zugleich in verschiedenen Fächern Außerordentliches leistet, sondern auch durch jene ganz staunenswerthe Belesenheit und Erudition, die es ihm ermöglichte, durch Verwerthung der gesammten philosophischen Literatur in seinen Schriften der Scholastik eine Grundlage zu geben, so breit und ausgedehnt, wie es der hochstrebende Bau benöthigte. Bei der Beurtheilung dieser seiner Erudition dürfen wir die Schwierigkeiten nicht vergessen, mit welchen im 13. Jahrhundert die Beschaffung und Verwerthung des nur in handschriftlicher Form vorhandenen Materials verbunden war.

Diese geistige Überlegenheit Alberts erkannte, ja anerkannte sogar auch Ritter, trotz seiner ausgesprochenen Abneigung gegen die mittelalterliche Scholastik. „Eines solchen Fleißes bedurfte es," sagt er, von den Arbeiten Alberts sprechend, „um in das mächtige Gebäude der aristotelischen Schriften einzudringen, dazu auch die Lehren seiner Ausleger, wie sie haufenweise diesem Zeitalter herbeiströmten, und wenigstens mittelbar auch die ganze übrige Philosophie der Vorzeit sich anzueignen, ohne dennoch von diesen Massen der Überlieferung sich überwältigen zu lassen. Die Erklärungen, die Albert auch zu den heiligen Schriften, zum Petrus Lombardus schrieb, seine Summe der Theologie, seine erbaulichen Schriften könnten vielleicht dieser großen Aufgabe fremd scheinen, aber sie geben Kenntniß von dem Geiste, in welchem er die Überlieferung der alten Philosophie auszuhalten vermochte, ohne sich von ihr fortreißen zu lassen. Es kam nicht bloß darauf an, die Philosophie des Aristoteles zu kennen und abzuschätzen, sondern der größere Theil der Arbeit bestand darin, sie in den Gedankenkreis einzuführen, welcher sie in der abendländischen Christenheit erwartete. Das hat Albert der Große gethan; ihm ist die aristotelische Philosophie keine fremdartige Überlieferung; er weiß, was von ihr gebraucht werden kann, was zu verwerfen ist. Ebenso stellt er sich den arabischen Aristotelikern und Plato gegenüber. Wir müssen es gestehen, daß er eine Aufgabe gelöst hat, deren Lösung man kaum von einem Menschen erwarten möchte. Alle spätere Philosophie des Mittelalters beruht auf seinen Erfolgen."[1]

Daß dieses Lob nicht überschwänglich ist, zeigt uns die Verwirrung, welche die dermalige spanische Literatur bei manchen weniger geistesstarken Zeitgenossen Alberts verursachte, die argen Irrwege, auf welche sie viele

[1] Ritter, H., Geschichte der Philosophie. Hamburg 1829—53. Bd. 8. S. 185.

derselben verlockte. Sodann dürfen wir eben nie vergessen, daß Albert als der Erste dieß weite Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung durchmaß. Mit Recht bezeichnet ihn daher auch Ritter als den Urheber der mittelalterlichen — ja, wir können wohl sagen, der systematischen, christlichen Philosophie. Mit dieser Behauptung ist auch A. Jourdain durchaus einverstanden, indem er die eigentlich scholastische Periode der Philosophie von Albert datirt wissen will [1]. Und in der That, wie in der speculativen Theologie der Name Alexander von Hales einen Aufschwung bezeichnet, der uns zwingt, ihn als den ersten vollberechtigten Vertreter und daher auch als den Begründer der scholastischen Theologie zu bezeichnen, so muß dasselbe vom Namen Alberts mit Bezug auf die scholastische Philosophie behauptet werden.

Denn wenn wir in den Leistungen der vorangehenden, ihm zunächst stehenden Lehrer: eines Wilhelm von Auvergne, Alexander von Hales, die charakteristischen Merkmale der Scholastik suchen: die ausgedehnte Verwerthung des ganzen philosophischen Wissens der Vorzeit, das aristotelische Gepräge mit seiner durch die christlichen Wahrheiten bedingten Färbung — so werden wir bald erkennen, daß wir in ihnen nur die ersten Ansätze der Methode und des Lehrgehaltes vorfinden, welche die scholastische Philosophie kennzeichnen. Fassen wir sodann andererseits die Lehrer in's Auge, welche den Höhepunkt dieser Schule bilden: den heiligen Thomas und Scotus, so nehmen wir zwar einen bedeutenden Fortschritt wahr, aber derselbe ist nicht so sehr ein qualitativer als ein quantitativer. Wir finden bei ihnen weder in der Art der Forschung, noch in der Wahl der Lehrmeinungen neue Bahnen betreten, wohl aber sehen wir, wie sich in den von Albert erschlossenen Gebieten durch sie das Wissen vertieft und klärt, die Methode und Darstellung sich vervollkommnet.

So, um nur einige Lehrstücke zu erwähnen, welche uns zeigen können, in welchem Maße Albert, zumal seinem großen Schüler, dem englischen Lehrer, vorgearbeitet, finden wir schon bei Albert in der so wichtigen Universalien-Lehre den ächt aristotelischen, gemäßigten Realismus der Thomistenschule vorgetragen. In der Psychologie bekämpft er mit nicht geringerem Eifer als der hl. Thomas auch in besonderer Schrift den sog. Averroismus, die Lehre von der Einheit der Denkkraft. Welche

---

[1] Jourdain, A., Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote. Paris 1819. p. 25.

Klarheit hat er nicht schon in jene Gebiete gebracht, in welchen die Unzulänglichkeit selbst eines Aristoteles, zumal aber die seiner arabischen Commentatoren, die ärgste Verwirrung angerichtet hatte! Wir erinnern an die Lehre vom Ursprung der Welt, an die Stellung und Natur der Engel, die Einheit des Lebensprincipes im Menschen, das Verhältniß von Glauben und Wissen.

Hiermit wollen wir jedoch den Verdiensten des Aquinaten nicht im Mindesten zu nahe treten. Die Meisterschaft, mit welcher dieser die Methode seines großen Lehrers vervollkommnete, durch eine andere, von Averroes erlernte Art der Erklärung die aristotelischen Schriften noch allseitiger ausnutzte und selbständiger verwerthete; die unübertroffene Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher er die einzelnen Lehrstücke feststellte, mußten naturgemäß die Leistungen Alberts weit in Schatten stellen. Und so kam es denn, daß Albert eigentlich keine eigene philosophische Schule gründete. Was sich eben Gutes in seinem Wissen fand, das Alles fand sich noch besser, weil geläutert und bereichert, in den Geistesfrüchten seines großen Schülers.

Einzig an der Kölner Universität finden wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der philosophischen Facultät eine Schola Albertina und Albertistarum. Diese Universität hielt, wie wir schon bei einer andern Gelegenheit hervorhoben [1], die großen Lehrer des Realismus in besonderen Ehren und wehrte das Eindringen der Nominalisten ab. Während in dem 1420 begonnenen Montaner-Colleg die Lehre des hl. Thomas von Anfang an die herrschende gewesen war und später nach einer 1504 gemachten testamentarischen Bestimmung des Mag. Valentin von Engelhard allein vorgetragen werden durfte [2], war die Laurentianer-Burse in ähnlicher Weise dem seligen Albert geweiht worden. Von Laurentius Berungen 1440 eigentlich gegründet und benannt, wurde sie von dessen Nachfolger Konrad Vore von Kampen († 1496) vergrößert. Derselbe fügte jedoch seiner Schenkung eine Clausel bei, welche den nachfolgenden Regenten und Magistri die Vertretung der Lehre Alberts einschärfte [3]. Dieselben entsprachen dieser Mahnung mit größtem Eifer. Besonders die beiden folgenden Regenten der Burse: Jakob von Ambfort oder Amersfort († 1493) und Gerhard von Harderwick († 1503), sowie

---

[1] Diese Zeitschrift, 1880, Bd. XVIII. S. 316.
[2] Bianko, F. J. v., Die alte Universität Köln. Köln 1856. I. Thl. S. 266.
[3] Bianko a. a. O. S. 274.

der Lector Johann von Nürtingen († 1515), zeichneten sich in dieser Beziehung aus, indem sie für die Studenten des Laurentianums eine Reihe philosophischer Handbücher nach der Lehre Alberts (secundum viam Albertistarum) verfaßten [1].

Diese blühende Artisten-Burse war lange der Sitz der nach Albert benannten philosophischen Schule. Schon 1483 hatte sich dieselbe in einem Schreiben an Sixtus IV. gewandt, um die Erlaubniß zur Übertragung der Gebeine ihres verehrten Lehrers nach einer würdigeren Ruhestätte zu erhalten. In seinem Briefe vom 26. April 1483 an den Erzbischof von Köln, in welchem Sixtus diesem die Begünstigung des Vorhabens anempfiehlt, bemerkt er in Betreff der Schule Alberts, „daß sie an dieser Universität großes Ansehen besitze". — Am Feste des Seligen, welches zumal seit 1624 von der gesammten Universität in der Dominicaner-Kirche mit besonderem Pompe gefeiert wurde, pflegte die nachmittägliche Festpredigt abwechselnd von einem Dominicaner und einem der Lehrer des Laurentianums gehalten zu werden [2].

Immerhin konnten die Differenzen zwischen der via Albertistarum und der via Thomistarum weder zahlreich noch bedeutend sein, und so war denn auch dem philosophischen Handbuche der Montaner-Burse [3] eine Abhandlung angehängt: De Concordantia dictorum Thomae et Alberti. — Fürwahr, diese Concordantia enthält für Albert kein geringes Lob, wie denn nothwendigerweise ein Theil des den Schüler umleuchtenden Ruhmesglanzes auf den Lehrer zurückstrahlen mußte.

So bleibt es auf dem philosophischen Gebiete Alberts nicht leicht zu hoch anzuschlagendes Verdienst: erstens dem christlichen Abendlande die Schätze des Alterthums mit den neuen, von den arabischen und

---

[1] So lautet z. B. der Titel eines dieser Schulbücher: Librorum de coelo et mundo commentarii secundum doctrinam divini Antistitis Magni Alberti per honorandum virum Art. Mag. ac S. Theol. Lic. Mag. Joannem de Nurtingen ad utilitatem baccalaureorum ac scholasticorum Gymnasii Coloniensis, quod Lauretum seu Laurentii Bursam vocant. H. Quentel, 1508. Das Titelbild stellt Albert im bischöflichen Ornate mit einem Heiligenscheine auf seinem Lehrstuhl dar. — Unter ähnlichem Titel veröffentlichte Gerhard von Harderwick Commentare zu den Summulae des Petrus Hispanus 1493 und 1497, zu den Libri Hermeneias 1486, supra veterem artem Aristotelis 1486, zu den Libri de anima 1497; Jakob von Ambfort zu den Libri peri geneos (findet sich obigem Werke Joh. von Nürtingen beigebunden). Vgl. Bianko a. a. O. S. 276 ff., 318 u. Hartzheim S. J., Bibliotheca Coloniensis, p. 97.

[2] Bianko a. a. O. S. 50 ff.

[3] Siehe die Beschreibung dieses merkwürdigen Druckes bei Bianko a. a. O. S. 264.

jüdischen Forschern gebotenen Bereicherungen in ihrer ganzen Fülle und in geläuterter Form vermittelt, und sodann in dem hl. Thomas der Kirche den Fürsten der christlichen Speculation herangebildet zu haben.

(Schluß folgt.)

Franz Ehrle S. J.

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

11. Lucifer. Orpheus. Salmoneus.

Im Januar 1654 vollendete Vondel das berühmteste seiner Trauerspiele, den „Lucifer", schon merkwürdig dadurch, daß Vondel in demselben, wie Johannes Scherr sagt[1]: „den Stoff Miltons 14 Jahre vor Milton in wirklich erhabener Weise behandelt" hat. Erst zehn Jahre später (1664) erschien die „Sarcotis" des Jesuiten Jakob Masenius, welche, ebenfalls denselben Stoff behandelnd, später dem schottischen Kritiker, William Lauder, Anlaß und Vorwand bot, die Originalität des „Verlorenen Paradieses" zu bestreiten[2]. Zwar haben englische Kritiker den literarischen Betrug aufgedeckt, welchen Lauder begangen, indem er Verse aus einer lateinischen Übersetzung des „Verlorenen Paradieses" in die „Sarcotis" einschob und dann Milton anschuldigte, sein englisches Gedicht nach diesem Vorbild verfaßt zu haben. Allein während so die Autorschaft Miltons im Wesentlichen gerettet wurde, ist es ziemlich wahrscheinlich, daß er die „Sarcotis" nicht nur gekannt, sondern auch in einigen Partien nachgeahmt habe[3]. Vondel dagegen kam in Behandlung des Stoffes nicht nur Beiden zuvor, sondern man kann sogar die Frage aufwerfen, ob Milton nicht Vondels Dichtung gekannt und wenigstens Anregung daraus geschöpft habe. Bekanntlich wollte er den Sündenfall zuerst dra=

[1] Allgemeine Geschichte der Literatur. 5. Aufl. 1875. II. 316.

[2] Die Sarcotis erschien zuerst in der Palaestra eloquentiae ligatae Dramatica. Pars III. Coloniae, ap. J. Busaeum. 1664. Lauder benützte sie zu seinem Angriff auf Milton erst fast ein Jahrhundert später, zuerst in einem Artikel in Gentleman's Magazine Januar 1747, dann in einem eigenen Werk.

[3] Vgl. Saint-Marc Girardin. Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne. Paris 1835. p. 320—341. De Backer II. 1135. 1136.

matisch ausführen, skizzirte zwei Entwürfe zu einer dramatischen Behandlung und wandte sich dann erst der epischen Form zu.

Für uns Deutsche ist es auch nicht ohne Interesse, daß dieses merkwürdige Seitenstück zum „Verlorenen Paradiese“ des Milton und zur „Sarcotis“ des Kölner Professors J. Masenius, dem damaligen Oberhaupte Deutschlands, „dem unüberwindlichsten Fürsten und Herrn Ferdinand III., erwählten Römischen Kaiser, allzeit Vermehrer des Reiches“, in sehr feierlicher, aber ebenso herzlicher Zueignung gewidmet ist.

„Die Christenheit,“ so heißt es da, „wird beständig wie ein Schiff auf wilder See von allen Seiten und gegenwärtig von Türken und Tataren bestürmt und erheischt in der Gefahr des Schiffbruchs auf's Dringendste diese einmüthige Ehrfurcht für das Kaiserthum, um dem Erbfeind des Christennamens Einhalt zu gebieten und den Reichsboden und seine Grenzen gegen den Einbruch barbarischer Völker zu sichern und zu stärken; weßhalb Gott zu danken ist, daß es ihm gefallen hat, Ansehen und Krone des heiligen Römischen Reiches vor des Vaters Hingang auf dem jüngsten Reichstag seinem Sohne Ferdinand IV. zu sichern, ein segensreiches Ereigniß, welches vielen Völkern Muth einflößt, im Vertrauen auf welches die Posaune unserer Niederdeutschen Musen sich erkühnt, den überwundenen Lucifer in Michaels Triumphzug vor dem Throne Hoch-Deutschlands vorüberzuführen.“

Über die Wahl des Stoffes wie über die Entstehung des Stückes haben wir keine näheren biographischen Angaben. So viel steht indeß fest, daß es für die Bühne bestimmt war und daß der Dichter dabei von seiner Vorliebe für religiöse Stoffe geleitet wurde. Der Stoff trug in diesem Fall allerdings nicht, wie „Petrus und Paulus“, die „Jungfrauen“, „Maria Stuart“, ein direct katholisches Gepräge. Er stand auf einem allen gläubigen Christen gemeinsamen Boden. Vielleicht daß aber gerade diese Rücksicht bei der Wahl des Dichters nicht ohne Einfluß blieb. Ganz gewiß aber wurde diese von der Begeisterung bestimmt, mit welcher Vondel an dem Princip der Autorität hing und alle und jede Revolution verabscheute.

Mit seinen religiösen Anschauungen hatten eben auch seine politischen im Laufe der Zeit einen gewaltigen Umschwung erfahren. In überströmender Bewunderung hatte er als Jüngling dem Kampfe zugejauchzt, durch welchen die Niederlande sich zugleich von Spanien und von Rom, von ihrem legitimen Souverän und von der katholischen Kirche losgerissen. Die Revolution war ihm eine glorreiche That der Freiheit, so groß, so herrlich, wie sie Göthe in seinem Egmont, Schiller in seiner sog. Geschichte zu feiern suchte. Er war Geuse von Herzen und nahm

die alten Schlagworte der Geusen für baare Münze. Wie er in religiöser Hinsicht über die Berechtigung, Güte und Herrlichkeit des „Abfalls“ enttäuscht ward, haben wir schon gesehen. Aber damit stellte sich auch zugleich eine tiefe Enttäuschung über den politischen Charakter der Revolution ein.

Was war denn an der hochgepriesenen Freiheit, die er selbst so begeistert besungen hatte? Im Namen dieser „gebenedeiten“ Freiheit sah Vondel nicht bloß die Gewissensfreiheit, sondern auch die politische Freiheit unter das Joch eines gehässigen Parteiregiments gebeugt, geknebelt, zertreten. Oldenbarneveldt auf dem Schaffot, Grotius im Kerker von Leeuwenstein und dann für immer verbannt — war das Freiheit? Die protestantischen Inquisitionsgerichte gegen die Remonstranten, die elende, maschinenmäßig geregelte Polizeimaßregelung der Katholiken — war das Freiheit? Das unermüdliche Streben der Oranier nach Erweiterung ihrer Macht und die servile Heeresfolge ihrer calvinistischen Prädicanten — war das Freiheit? So schlimm wie sie hatte Alba nicht gehaust.

Bald nachdem Vondel katholisch geworden, gab die englische Revolution der „Freiheit“ noch eine traurigere Beleuchtung. Der Königsschlächter Cromwell errichtete in ihrem Namen sein soldatisches Tyrannenregiment und knebelte mit seinen Schlächterhunden das freie England so, daß es sehnsüchtig nach seinem König zurückseufzte.

In Holland suchte der junge Wilhelm II. von Oranien, kaum zur Herrschaft gelangt (1647), die Statthalterwürde nur zur Vergrößerung seiner Hausmacht auszunützen, vergriff sich an den Beamten und Feldherren der Republik, warf widerspänstige Staatsmänner in's Gefängniß und ließ sogar seine Truppen auf die freie Stadt Amsterdam losmarschiren, um die Provinz Holland unter seine militärische Oberhoheit zu beugen. Nur der Freiheitssinn und Muth der Bürger retteten Stadt und Freiheit. Das geschah nur einige Jahre, bevor Vondel seinen Lucifer schrieb. Durch unaufhörlichen Parteizwist und egoistischen Ehrgeiz war die Republik fast an dem Punkte angelangt, einer Militärdictatur zu verfallen.

Woher diese Zerrissenheit? diese Zersplitterung? Sie wies hinauf in dieselbe Zeit, wo durch die Trennung von Rom die apostolische Succession aufhörte und die religiöse Zerfahrenheit begann. Die Revolution war das Kind der Reformation. Von ihren Tagen her schrieb sich die Auflösung der europäischen Völkerfamilie in getrennte feindliche Nationen, von ihr her schrieb sich der stete Hader, das ruhelose Parteigetriebe, die Knechtung der Völker im Namen der Freiheit.

Gottgeheiligte Autorität, ruhend auf dem Felsen der Kirche und im christlichen Glaubensbewußtsein der Einzelnen, hatte einst den Völkern Europa's Einheit und Freiheit gewährt. Sie stürzten jene Autorität und erhielten dafür Fürstenabsolutismus, Glaubenszwang, Rebellion, Soldatenherrschaft, die Tyrannei wechselnder Parteien zum Antheil. Diese Ergebnisse, welche

Vondel überall als Frucht der „freien" Forschung entgegentraten, lenkten seinen wahrhaft freisinnigen Geist von dem erträumten Trugbilde der Freiheit auf die Grundlagen jener früheren Rechts- und Staatsordnung zurück, auf welchen einst das christliche Europa sich aufgebaut hatte.

Doch auch das Mittelalter hatte seine Revolutionen, auch die alte Welt hatte die ihren. Auch vor den Männern der Reformation hatten ehrgeizige, stolze, unbotmäßige Geister schon die Fackel der Zwietracht in die bestehende Ordnung der Dinge geschleudert und ganze Völker, ganze Zeiträume in's Unheil gestürzt. Das innere störende Princip, das auch den Frieden der Niederlande untergrub, lag tiefer, als die Verhältnisse und Bewegungen des letzten Jahrhunderts; es war immer da in der Menschheit, es reichte noch höher hinauf: mit der Rebellion des ersten Engels gegen Gott begann die Reihe der Revolutionen. Was die Titanensage nur in dunkeln Umrissen mythenhaft andeutete, darüber gab dem Dichter sein Glaube volle und klare Gewißheit: daß die Tragik der Menschengeschichte schließlich in der Empörung gegen Gott, in dem Geheimniß der Sünde wurzelt, daß der Stolz der Creatur, der Mißbrauch des freien Willens die friedliche, ursprüngliche Weltordnung gestört und Katastrophe um Katastrophe über die Menschheit hereingeführt hat.

Nicht die eine oder die andere dieser Betrachtungen, sondern sie alle zusammen in ihrer innern Gedankenverbindung, angeregt von den schmerzlichen politischen Erfahrungen, welche der Dichter im Laufe eines halben Jahrhunderts gemacht, inspirirten den Lucifer und leiteten die Ausführung des großartigen Stoffes. „Diesem unglücklichen Vorbild Lucifers," so sagt Vondel in der Widmung, „des Erzengels und einstmals des herrlichsten über alle Engel, folgten seither, fast durch alle Jahrhunderte hin, die rebellischen Gewalthaber, von denen die alte und die neue Geschichte zeugt, und sie zeigen, wie Gewalt, Schlauheit und listige Anschläge der Ungerechten, ob auch vermummt in den Schein des Rechts und der Gesetzlichkeit, eitel und kraftlos sind, so lange Gottes Vorsehung über den heiligen Mächten und Stämmen waltet, zur Beruhigung und zum Frieden der verschiedenen Staaten, die ohne ein gesetzliches Oberhaupt in keiner bürgerlichen Gemeinschaft bestehen können, weßhalb Gottes Wort selbst, zum Besten des Menschengeschlechts, diese Autorität wie seine eigene im selben Athemzug befestigt hat, indem es gebot, Gott und dem Kaiser zu geben, was Jedem von Rechtswegen zukömmt."

Wir sehen, wie innig hier die politischen Anschauungen Vondels mit seiner Auffassung des tragischen Stoffes zusammenhängen. Doch wie man deßhalb jene in's Auge fassen muß, um die Dichtung richtig zu würdigen, so wäre es durchaus verfehlt, in dem Stücke selbst n u r oder vorzugsweise eine politische Allegorie, sei es auf Cromwell, sei es auf Wilhelm den Oranier, erblicken zu wollen [1].

[1] Vondel selbst nennt Cromwell einen „vermombe Lucifer". Über die Anspielungen auf den Abfall der Niederlande vgl. Dr. Jonckbloet im Overijselschen Al-

In der Ausführung hielt er sich ganz an den dogmatisch-religiösen Stoff und vertiefte sich zunächst darin mit jener Gewissenhaftigkeit, mit welcher er immer die Vorstudien zu seinen Dramen zu machen pflegte.

Er kennt genau die Bibelstellen bei Isaias [1] und Ezechiel [2], von welchen der höchste der gefallenen Engel den Namen Lucifer sich herschreibt. Er weiß, daß daselbst zunächst vom Sturz der Könige von Babylon und Tyrus die Rede ist, daß sich aber die bildliche Beziehung auf die Engelwelt sowohl auf den Ausspruch Christi bei Lucas [3], als auf die uralte Überlieferung der Väter stützt. Während hiermit der Stolz als Hauptursache des Falles bezeichnet ist, geben der hl. Petrus [4] und Judas [5] Thaddäus weitere Aufschlüsse über die Zahl und über das traurige Loos der gefallenen Engel, über einen Kampf zwischen guten und bösen Engeln, über eine bevorzugte Stellung des hl. Michael in diesem Kampfe. Daß Neid gegen die Menschen sich dem Stolze der abtrünnigen Engel gesellte, entnahm er der Lehre der Väter, besonders der hierauf bezüglichen Stelle des hl. Cyprian [6], die er im Vorbericht anführt: „Auf die Majestät der Engelsnatur vertrauend, überließ sich jener, der Gott so angenehm und theuer war, nachdem er den Menschen nach dem Bilde Gottes geschaffen sah, in bösem Neide der Eifersucht, ward selbst durch seine Eifersucht gestürzt, ehe er seinen Rivalen durch die Gewalt seiner Eifersucht stürzen konnte, ward gefangen, bevor er fing, fiel dem Untergang anheim, ehe er den Untergang bereiten konnte, und verlor selbst das, was er früher war, während er von Neid getrieben dem Menschen die Gnade der Unsterblichkeit entriß." Wie dieser Neid sich genauer entwickelte, darüber hielt sich Vondel an die Erklärungsweise angesehener Theologen, welche, gestützt auf den Hebräerbrief (1, 6), annahmen, daß Gott den Engeln den Plan der Menschwerdung geoffenbart und von ihnen die Anbetung des Menschgewordenen verlangt, und daß in der Empörung gegen diesen Heilsplan (welche Stolz und Neid zugleich in sich schloß) die Sünde der Engel bestanden habe [7]. So wächst die ganze Tragödie aus einem tiefen, dogmatischen Kern hervor, welcher keimartig die ganze Lehre von den Engeln in sich schließt.

Erst in der weiteren dichterischen Ausschmückung, zu welcher Vondel übrigens bestmöglichst die theologische Lehre und Überlieferung herbeizog, wird die innere Verwandtschaft sichtbar, welche die Rebellion Lucifers mit allen Revolutionen gemein hat, indem der Dichter eben genöthigt ist, die unsichtbaren Geister als menschliche Wesen zu zeichnen. Da gestaltet sich denn die

---

manak voor Oudheid en Letteren, 1850. In seiner Literaturgeschichte betont er den allegorischen Charakter des „Lucifer" wohl zu sehr. Van Vloten, Jonckbloets zoogenoemde Geschiedenis, p. 34.

[1] Is. 14, 12 ff. [2] Ezech. 28, 1 ff. [3] Luc. 10, 18.

[4] 2 Petr. 2, 4. [5] Judas 1, 6.

[6] Cypr. de zelo et liv. (bei Aug. de Bapt. c. Don. c. 8). Daneben beruft sich Vondel auch auf Gregor d. Gr. und den hl. Bernhard.

[7] Vgl. Suarez, De Angelis. l. VI. c. 13. n. 13 sq. und c. 15. n. 24 sq.

Engelwelt zu einer Doppelordnung, welche nicht undeutlich die damalige Staatsordnung der Niederlande spiegelt. Lucifer, Gottes Statthalter (stedehouder), nimmt den Erzengeln Michael, Gabriel, Raphael gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie die oranischen Statthalter gegenüber den selbständigen Regierungen der Einzelstaaten, oder vielleicht besser gesagt, wie Wilhelm, der erste Oranier, gegenüber der spanischen Herrschaft. Denn ursprünglich ist zwischen dem Statthalter und den Erzengeln kein Dualismus vorhanden, er gehört mit in die einheitliche, harmonische Ordnung, von den andern Engeln ebenso geliebt und verehrt, wie von Gott bevorzugt.

Wie Wilhelm der Schweigsame, einst der Günstling Karls V., auch von Philipp II. ausgezeichnet, zum Statthalter über Holland und Utrecht, zum Ritter des goldenen Vließes, zum ersten Mitglied des Staatsrathes erhoben wurde, so steht Lucifer am Beginn des Stückes als der Liebling Gottes da. Aber der Liebling ist doch darum nicht der unumschränkte Herr — es muß noch für Andere Raum bleiben. Doch das gerade erträgt der Liebling nicht. Was die Niederländer zur Empörung führte, das war im Grunde Neid auf die vielen Fremden, die Spanier, die Philipp zu den höchsten Staatsämtern berief. Adam, der Mensch, ist der „Granvella", dessen Erhöhung der stolze Lucifer nicht erträgt. „Plakkaten" heißen die Erlasse, welche Philipp II. gegen die Protestanten erließ — „Plakkaten" heißen die Befehle, in welchen Gabriel zur Anerkennung der göttlichen Decrete auffordert. An Wilhelm den Oranier richtete Philipp hauptsächlich die Forderung, die Plakkaten" auszuführen — Lucifer wird mit der Ausführung der „Plakkaten" betraut. Trotz aller erlangten Bevorzugung stellt sich Wilhelm — und ebenso Lucifer — an die Spitze der Mißvergnügten und kündigt seinem Herrscher den Gehorsam auf. Wie die Geusen über Granvella, so klagen die Luciferisten über Adam, den „Niedriggeborenen", den „Erdwurm", den „Fremdling", den „Gemeinen", der die Krone tragen soll und die Macht des Statthalters bedroht. Wie die Häupter der Geusen die Livreen ihrer Diener auf Brederode's Rath abschafften, so gebietet Lucifer den Seinen, den Hofschmuck und ihre Livreen abzulegen. Die Klagen der widerspänstigen Engel sind jene der Geusen — Klagen über fremde Söldner im Land, über Rechtsbruch und Verletzung der Verträge, über Umstoß der alten Ordnung. Dem eigentlichen Kampf gehen noch Unterhandlungen vorher, wie sie Ludwig von Nassau, Philipp von Marnix und Heinrich von Brederode mit Margaretha von Parma führten. Apollion, Belial und Beelzebub bringen dieselben Sophismen vor und wenden dieselben demagogischen Künste an, wie die Unterhändler der Geusenpartei[1]. Michael

---

[1] Erst sollen die Massen aufgeregt und ihre Klagen geschürt werden. Apollion und Belial denken dabei ihrem Freunde Beelzebub dieselbe Rolle zu, die Brederode bei dem niederländischen Aufstand spielte:

> „Dann diente Beelzebub, ein Fürst von großem Anseh'n,
> Sein Wappen ihrem Recht und ihrer Klage anzuhängen."

Denn Brederode führte als Wappen den Löwen der Grafen von Holland, von denen

entläßt sie mit derselben Antwort, wie Margaretha von Parma die niederländischen Unterhändler. Wie die Geusen bei ihrem Aufstand gegen den Herzog von Alba dem König noch Treue bis zum Bettelsack gelobten, so eifern die Luciferisten für Gott und Lucifer, für Gottes Reich, für Gottes Recht, für Gottes Ehre gegen die Ausländer und Fremden, die seinen Namen erniedrigen. Lucifer führt bei seiner Krönung dieselbe Sprache, wie der große Schweiger, als die Geusen ihn zum Führer erkoren. Dieselbe Analogie zieht sich auch in den Kampf der Engel hinein — gleich Wilhelm bleibt Lucifer saevis tranquillus in undis; gleich ihm wird er dreimal zurückgeschlagen und dringt dreimal wieder vor; zwei Drittel der Niederländer bleiben treu, ein Drittel fällt ab — zwei Drittel der Engel bleiben treu, ein Drittel stürzt in den Untergang. Die Verwandlung Lucifers in ein Ungeheuer, das aus sieben Thieren zusammengesetzt ist (Drache, Löwe, Schwein, Esel, Affe, Wolf, Rhinoceros) wird auf die sieben Todsünden gedeutet, doch ist die Vermuthung van Lenneps nicht unbegründet, daß Vondel an die sieben Provinzen gedacht haben mag, die seit dem Abfall unter der Führung des Oraniers standen und in traurigem innerem Parteihader die bittern Früchte ihres Abfalls ernteten.

So verkörpert sich das erhabene Mysterium des Falles der Engel in den Gestalten und Farben einer noch nicht weit entliegenden Zeitgeschichte. Nicht gesuchte Anspielung, sondern innere Verwandtschaft rückt den ältesten Kampf der Geisterwelt in das lebendige Interesse der Gegenwart, gibt dem Unsichtbaren faßliche Form und lebendige Färbung und durchglüht die Dichtung mit lebensvoller Wärme und Leidenschaft. Dem Fremden, Fernestehenden kann

---

er abstammte, und war bei der Menge sehr beliebt. Aber das sollte nicht rasch, sondern vorsichtig, mit Winkelzügen geschehen:

> Niet plotsling, maar allengs, en als door zijdegangen.

Der Statthalter (Lucifer) sollte den Widerstand mit seiner Macht unterstützen, erst sich verstellen und im Rath seine Vorstellungen machen, dann aber, zurückgewiesen, sich an die Spitze des Aufstandes stellen:

> „Im Rathe mag er seine Vorstellungen machen
> Und bucke sich ein Weilchen, dann geb' er die Sporen
> Und fliege zu dem aufständischen Heer,
> Das einen Führer braucht."

Genau die Taktik Wilhelms von Oranien. Beelzebub (Brederode) regt die Massen so auf, daß sie sofort losschlagen wollen. Er hält sie aber zurück und reicht erst eine Bittschrift (smeekschrift) in ihrem Namen ein, wie Brederode 1566 in Brüssel:

> Ik wil u voortreên naar den troon van 't groot paleis,
> En ons gerechtigheid bemiddelen door peis.

Die Forderung der Luciferisten lautet wie jene der Geusen:

> Men stell' geene amptenaars van 't hemelsch vaderland
> Beneden 't aardsch geslacht.

jene ursprüngliche Kraft und Frische des Zeitcolorits nur durch eingehende Commentation zugänglich gemacht werden. Wir müssen uns darum begnügen, die Dichtung kurz nach ihren theologischen Grundlinien zu skizziren.

Der Schauplatz des Stückes ist der Himmel. Die handelnden Personen sind die drei Erzengel: Gabriel, der Herold der göttlichen Geheimnisse, Raphael, der Seelenarzt und der Beschirmer, Michael, der Feldoberste der himmlischen Heerschaaren, Uriel, dessen Schildknappe, und ein Chor von guten Engeln; ihnen gegenüber Lucifer, der Statthalter Gottes, die rebellischen Engelsfürsten (Oversten): Beelzebub, Belial, Apollion und eine Schaar aufrührerischer Engel, Luciferisten. Während Lucifer sein gigantischer Stolz charakterisirt, zeigt sich Beelzebub als neidischer Aufwiegler, Belial als schlauer, boshafter Unterhändler; Apollion ist gewissermaßen als der Geist der Wollust und des Sinnengenusses angedeutet.

Von einer Luftfahrt nach der Erde zurückgekehrt, schildert der Feldoberste Apollion seinen Genossen Belial und Beelzebub, was er geschaut: das herrliche Wohnhaus, das der Höchste seinem Liebling, dem Menschen, gebaut; den Wonnegarten, in welchem sich alle Pracht und Schönheit der sichtbaren Schöpfung vereinigen; die königliche Herrschaft, die Adam über alle Reiche der Natur ausübt; das Glück des ersten Menschenpaares, das, von dem Segen des Allmächtigen begleitet, das ganze Erdenrund bevölkern, das Glück der Gotteskindschaft auf Tausende, ja Millionen von Nachkommen vererben und in seliger Unsterblichkeit das Loos der Engel theilen soll. Nur in kurzen Fragen und Bemerkungen unterbrechen die beiden andern Himmelsfürsten die hinreißende Schilderung des Paradieses, die Zug um Zug in allen dreien den Keim des Neides erweckt und steigert. Dann erscheint Gabriel, der Engel der Menschwerdung, verkündet das Herniedersteigen des ewigen Wortes auf die Erde und dessen gnadenreichen Bund mit der menschlichen Natur, und fordert die Engel auf, sich in Demuth und Liebe vor Gottes Rathschluß zu beugen. Während die drei Fürsten schweigend vor sich hinstarren, leistet der Chor der Engel in majestätischem Gesang die verlangte Huldigung.

Strophe.

Wer thront so hoch, wer thront so tief
Im unerforschten Schooß des Lichts?
Nicht Zeit mißt ihn, nicht Ewigkeit,
Kein Kreis umspannt ihn mit Grenzen.

Ohne Gegengewicht besteht er in sich,
Ohne Stütze von Außen ruht er in sich,
Und umfängt in seinem Wesen,
Was um ihn und in ihm, wandellos,
Den einen, einigen Mittelpunkt kreist,
Der Sonnen Sonne, der Geist, das Leben,
Des Erforschten Seele, des Unerforschten,
Das Herz, die Brunnader, der Ocean,
Der Born alles Guten, das ihm nur entquillt,
Durch seine Gnade allein besteht,
Sein Allvermögen, seine Weisheit,
Die aus dem Nichts es rief in's Sein,
Eh' dieser Palast, der Himmel der Himmel,
Die Zinnen strahlend hob empor,
Wo wir mit dem Fittig das Auge verhüllen
Vor allen Glanzes Majestät,
Und schwindend sinken in heiliger Scheu
Auf das Antlitz nieder. Wer ist er?
Nennt ihn, beschreibt ihn mit Seraphsfedern —
Oder reicht kein Gedanke, kein Wort hier aus?

Gegenstrophe.

Das ist Gott — das unendliche, ewige Wesen
Von allen Dingen, die Wesen haben.
Vergib uns Du, nicht würdig zu preisen,
Von Allem was lebt und des Lebens entbehrt
Nicht ausgesprochen noch auszusprechen,
Vergib uns Du und sprich uns frei,
Daß keine Zunge, kein Bild, kein Zeichen
Dich melden kann. Du warst, Du bist,
Du bleibst Dir gleich. Alles Engelwissen,
Alle Engelssprache, schwach, unzulänglich,
Ist nur Entheiligung und Schmähung.
Denn Jeder trägt seinen eigenen Namen
Außer Dir. Wer aber kann Dich nennen
Bei Deinem Namen? Wer wurde geweiht
Zu Deinem Orakel? Wer darf sich rühmen?
Denn Du allein bist, der Du bist,
Dir selbst bekannt und Niemand sonst.
Dich so zu kennen, wie Du warest,
Strahlender Quell der Ewigkeit,
Wem ist dieß Licht geoffenbaret?
Wem ist des Glanzes Glanz erschienen?
Das Schau'n ist höh're Seligkeit,
Als wir von Deiner Gnad' entlehnen,
Das überschreitet Maß und Ziel
Von unserm Können. Wir veralten
In unsrer Dauer. Du nimmermehr.

Dein Wesen muß uns tragen, stützen:
Erhebt die Gottheit, singt ihr Lob.

Schlußstrophe.

Heilig, heilig, aber heilig,
Dreimal heilig! Preis sei Gott!
Außer Gott ist nirgends Frieden,
Heilig ist sein Machtgebot.
Laßt anbetend uns umfangen
Seinen Rathschluß und Befehl,
Laßt uns überall verkünden,
Was der treue Gabriel
Kam als Herold uns zu lehren;
Laßt uns Gott in Adam ehren;
Alles, was Gott will, ist gut.

Das ist die kurze, einfache Exposition. Gott, Engelwelt, Menschenwelt, das Paradies, der göttliche Weltplan treten in wenigen grandiosen Zügen vor unser Auge. Die Schönheit des ewigen Rathschlusses rafft den Geist hin, einzustimmen in das herrliche Chorlied der Huldigung. Aus dem Wonnegarten des irdischen Paradieses entrückt uns der Dichter gleichsam in das selige Schauen der Gottheit, in den Jubel des himmlischen Paradieses hinüber. Der ungeheure Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf, die unbegreifliche Liebe Gottes zum Engel und Menschen, die Harmonie beider Welten, der Geisterwelt und der Menschenwelt, läßt eine Störung dieser Ordnung, eine Rebellion als Wahnwitz, als grenzenloses Unglück, fast als Unmöglichkeit erscheinen. Und doch, der freie geschöpfliche Wille ist da und mit ihm das Geheimniß der Sünde. Über den Sonnenglanz des Paradieses lagert sich die düstere Wolke des Ehrgeizes und des Neides. In den rauschenden Huldigungseid des Engels mischt sich das rebellische Losungswort des Aufruhrs: Non serviam!

Jetzt tritt Lucifer auf, der schöne Morgenstern der Geisterwelt. Wenn auch bereits umdüstert von Stolz und Neid, schwebt die Gottesidee noch groß und gewaltig seinem Geiste vor. Trauernd will er vor dem Allmächtigen die Waffen strecken, dem „Sohn des sechsten Tages" den Vorrang räumen und sich in dumpfem Groll dem Unvermeidlichen fügen. Doch Beelzebub tritt ihm als Stimmführer seiner eigenen Leidenschaft entgegen, malt ihm das Unvermeidliche als unerträgliche Demüthigung vor, verhüllt ihm den Gottesgedanken mit dem täuschenden Gaukelbild eigener Macht, und Lucifer umfaßt den Plan des Aufruhrs als den einzigen Ausweg aus seinem innern Kampfe, als eine verhängnißvolle Nothwendigkeit, die sich nicht mehr bewältigen läßt. So findet ihn Gabriel, welcher kommt, seine Huldigung entgegenzunehmen. Umsonst beruft sich der Bote der Menschwerdung auf die unumstößlichen Rechtstitel der göttlichen Forderung. Jeder dieser Titel drängt den ein=

mal irre gegangenen Geist weiter auf der schiefen Bahn. Er erklärt die Menschwerdung als eine Erniedrigung Gottes und gibt seinem Aufruhr den gleißnerischen Vorwand, Gott selbst gegen jene Erniedrigung zu beschirmen. Er will nicht warten, bis der menschgewordene Gott das räthselhafte Buch seiner Geheimnisse entsiegeln, seine Erniedrigung in die höchste Glorie verwandeln wird. Er will selbst wissen, richten, selbst der Erste sein. Feierlich schleudert er Gott den Absagebrief zu:

> Bei meiner Krone, Alles setz' ich d'ran!
> Hoch über aller Himmel Sternenglanz,
> Hoch über allen Kreisen dieser Welt,
> Auf ihren Zinnen bau' ich meinen Thron.
> Der Himmel Himmel fordr' ich zum Palast,
> Zum Thron den Regenbogen mir, zum Mantel
> Das Sternenzelt, zum Schemel mir den Erdball.
> Auf einem Wolkenwagen, hoch und schnell
> Will ich, durch Luft und Licht, mit Blitz und Donner
> Zu Staub zermalmen, wer sich widersetzt,
> Sei's oben, unten, sei's der Feldherr selbst.
> Ja, eh' wir weichen, soll dieß Himmelsblau,
> So fest, so stolz gebaut, mit seinem hehren Bogen
> In Trümmer geh'n, vor unserm Aug' zerstieben,
> Soll ausgerenkt aus allen seinen Fugen,
> Ein mißgestalter Rumpf, der Erdball schau'n
> Des ganzen Weltalls wunderbare Pracht
> Zerstört, verwirrt in's Chaos wiederkehren —
> Laßt seh'n, wer Lucifer Trotz bieten kann.

Trotzig wie er, gesellen sich die bisherigen Engelsfürsten Beelzebub und Apollion dem vermessenen Aufrührer bei und verwandeln den lichten, friedlichen Himmel in eine Stätte finsterer Verschwörung. Belial und Apollion ziehen aus, unter den himmlischen Heerschaaren den Aufruhr zu predigen. Trauernd sieht der Chor das Licht des Himmels umdüstert und den Frieden der Geisterwelt gestört. Das ist der zweite Act.

Der Brand greift nun um sich. Luciferisten und Chor suchen einander in brüderlichem Wechselgespräch gegenseitig für ihre Sache zu gewinnen. Apollion und Belial schüren die Aufregung; Beelzebub, dieselbe anscheinend zurückdrängend, steigert sie mit demagogischen Künsten auf's Äußerste. Während er dem herbeikommenden Feldherrn Michael die Zusammenrottung gleißnerisch zu vertuschen sucht, treten die Luciferisten offen hervor und kündigen den Gehorsam auf. Michael sammelt die treuen Engel um sich, die gefallenen erwählen Lucifer zu ihrem Feldherrn. Als wackere Aufrührer pochen sie alle auf ihre angeblich

verletzten Rechte, und Lucifer ruft, als erwählter Herrscher von Volkes Gnaden, die drei Haupträdelsführer zu Zeugen auf, daß er nur aus Noth dem allgemeinen Ruf Folge leiste.

Lucifer. Ich tröste mich, Gewalt zu wehren mit Gewalt.
Beelzebub. So steig empor die Stufen, wack'rer Held!
Nimm deinen Thron, Statthalter, laß uns schwören!
Lucifer. Fürst Beelzebub, Ihr zeugt, und Ihr, durchlaucht'ge Herren,
Apollion, Ihr zeugt, Ihr zeugt, Fürst Belial,
Daß ich aus Zwang nur dieser Last mich beuge,
Herr über dieses Gottesreich zu sein,
Um Noth und Jammer von ihm abzuwehren.
Beelzebub. Die Fahne her, den Fahneneid zu schwören:
Treu Gott zu sein, treu unserm Morgenstern!
Luciferisten. Wir schwören's beiden: Gott und Lucifer.
Beelzebub. Bringt Weihrauch nun, ihr gottgetreuen Schaaren!
Bringt Lucifer das Weihrauchopfer dar
Und süßen Duft aus reichgefüllter Schale!
Steckt Lichter an! Laßt eure Fackeln lodern!
Stimmt ihm ein Loblied an, laßt Sang, Musik,
Posaunen und Schalmeien ihm erklingen,
Gebt ihm in frohem Festzug das Geleite.

Der Chor der Luciferisten folgt diesem Aufruf und gibt Lucifer zum Krönungszuge feierliches Geleit. Der Chor der guten Engel betrauert den ausgebrochenen Bürgerzwist des bisher so friedlichen Geisterreiches.

Im folgenden (IV.) Act stehen sich die beiden Parteien als geschlossene Heerlager gegenüber. Fürst Michael waffnet sich zur Schlacht. Lucifer hält Kriegsrath. Liebe und Freundschaft drängt Raphael, noch einen Versuch zu machen, den stolzen Engel zur Pflicht zurückzuführen und den bewaffneten Aufstand durch seine Unterwerfung beizulegen.

Raphael. Erbarmen, Lucifer! Schon' dein. Nicht trage
Den Harnisch wider mich, der ich in Trauer
Um dich hinschmachte. Rettung bring' ich dir,
Der Gnade Balsam. Aus der Gottheit Schooß
Stieg ich hernieder, die nach ihrem Rathschluß
Dich über zwölf gekrönte Legionen
Als Fürsten auf den Ehrenthron berief.
Welch finstre Wuth hat deinen Geist verwirrt?
Sein Ebenbild, sein Siegel hat der Höchste
Auf's Haupt dir, an die heil'ge Stirn geprägt,
Mit Schönheit dich, mit Weisheit und mit Huld,
Mit Allem überströmt, was ungemessen
Des Reichthums unerschöpftem Born entquillt.
Aus Wolken strahltest du von Thau und Rosen

Im Paradies, vor Gottes Sonnenglanz.
Perlen, Smaragden streiften dein Gewand,
Türkis, Diamant, Rubin und lautres Gold;
Das schwerste Scepter ward in deine Rechte
Gedrückt, als unter Trommel- und Posaunenschall
Du rauschend stiegst durch der Gestirne Kranz
Empor an's Licht. Und du willst ruchlos nun
Vom Thron dich stürzen, all die Pracht zerstören
Und Herrlichkeit? Du willst den hehren Glanz,
Der uns verdunkelt, der den Himmel ziert,
Umschaffen zum verworr'nen grausen Knäuel
Von Schreckgestalten, wüsten Ungeheuern,
Geierklauen, Drachenköpfen, Schrecknißs, Greuel?
Tief unten sollen dich des Himmels Augen,
Die Sterne, schauen, jeder Ehre bar,
Der Macht beraubt, der Majestät entkleidet,
Weil du geschändet deine alte Treue?
Gott wend' es ab, deß Antlitz ich erschaue
Im sel'gen Licht, wo wir zu sieben stehen,
An seinem Throne dienen, zittern, beben
Vor seiner Majestät, die uns umstrahlt,
Erquickt, belebt, was immer lebt und athmet.
Fürst! Laß mein Bittwort dir zu Herzen gehen;
Du kennst mein treues Herz, um dich bekümmert.
Reiß' ab den trotzigen Kamm, schüttle ab den Harnisch,
Wirf aus der Hand die Streitaxt, wirf den Schild
Aus deiner andern. Streb' nicht höher! Beuge,
O beuge dich und streck' dein stolzes Banner,
Und senk' den Fittig vor der Gottheit Glanz,
Eh' von des Ruhmes Thron, den höchsten Zinnen
Er dich zermalmend schmettert in den Staub,
Wo von dem Stamm der Geister keine Wurzel,
Kein Zweig, kein Leben, kein Gedächtniß sprießt!
Das wär' ein Leben voller Pein und Qual:
Verzweiflung, Tod, des ew'gen Wurmes Nagen,
Zähneknirschen magst alsdann du Leben nennen.
O beuge dich! Halt ein! Noch biet' ich Gnade;
Ergreif' den Ölzweig. Nimm! Sonst ist's zu spät.

Lucifer. Nicht Drohung hab' ich, Herr, verdient, nicht Zorn.
Mein Heer hat Gott und Lucifer geschworen,
Unter des Himmels Eid dieß Banner aufgepflanzt.
Streut aus im Himmel, was ihr wollt: ich fechte
Den Krieg für Gott, zum Schutze seiner Chöre,
Für ihr verbrieftes, angestammtes Recht,
Das ihnen zukam durch die Erstgeburt,
Eh' Adam sah die Sonne, eh' der Tag
Sein Paradies beschien. Kein Königsjoch
Von Menschen soll der Geister Nacken quälen,
Kein Engel soll mit seinem freien Hals

Als Sklav und Diener ſtützen Adams Thron;
Sollt' auch ein Pfuhl uns alleſammt verſchlingen
Mit ſo viel Sceptern, Kronen, Licht und Pracht,
Als Gott aus ſeinem Buſen uns beſcheerte
Für jetzt und immer; berſte, was da birſt.
Ich ſteh' für's heil'ge Recht, durch Noth gezwungen,
Durch Klagen, Seufzer Tauſender von Zungen,
Trotz meines Widerſtands vorangedrängt.
Geh', ſage das dem Vater, unter dem
Für's Vaterland ich dienend hob das Banner.

Raphael. Wozu verblümſt du, Fürſt, dein wahres Sinnen
Vor dem allſeh'nden Aug'? Ihm hehlſt du nichts.
Ein Strahl von ſeinem Haupt enthüllt dein Dunkel,
Den Ehrgeiz, der ſo plump dich aufgebläht.
Wie quält dein Geiſt ſich, das Geſpenſt zu bergen!
Mir graust davor, es ſträuben ſich die Haare.
Verirrter Morgenſtern, o ſchone dein!
Kein Trug verhüllt dich dem Allwiſſenden.

Lucifer. Trug, Ehrgeiz? Wo ließ ich's an Pflichttreu' fehlen?

Raphael. Was haſt im Herzen heimlich du geſprochen?
„Aufſteigen will ich zu des Himmels Spitze
Durch alle Wolken, alle Sterne hin,
Gott ſelbſt gleich, Gnade keiner Macht erweiſen,
Die huldigend mir nicht den Lehnseid leiſtet,
Und keine Majeſtät erheb' ihr Scepter,
Bis ich belehne ſie von meinem Throne!"
Verhüll' dein Antlitz, ſenke Knie' und Fittig!
Begehre über uns nicht höh're Macht.

Lucifer. Wie? Bin ich Gottes Stellvertreter nicht?

Raphael. Beſchränkte Macht gab dir der Unumſchränkte.
In ſeinem Namen nur gebieteſt du.

Lucifer. Wie lange? Bis Fürſt Adam uns beſchämt
Und über unſre Engelwelt erhaben
Im Himmel an der Seite Gottes thront.

Raphael. Will Gott die höchſte Macht mit Mindern theilen,
Setzt er die erſte Kron' dem Menſchen auf,
Salbt er zum König ihn, zum Haupte Aller,
Die heut' und jemals Kron' und Scepter führen,
Lern' dich demüthig beugen ſeinem Rathſchluß.

Lucifer. Das iſt der Wetzſtein, der mein Schlachtſchwert ſchärft.

Raphael. Sinnlos ſchärfſt du's für deinen eig'nen Nacken.
Bedenke, wo wir ſteh'n. Der Himmel duldet
Haß, Mißgunſt, Neid und Hoffart nicht; ſein Zorn
Droht dieſen Schandfleck rächend auszutilgen.
Verſtellung hilft nicht. Niemand deckt den Frevel
Vor der allſeh'nden Sonne, vor dem Auge,
Das Alles ſchaut. O Freund! Wo iſt dein Glanz?

Doch alle Gründe der Vernunft, der Liebe, der Freundschaft — alle Verheißungen und Drohungen scheitern an dem Ehrgeiz des aufrührerischen Engels. Obschon ihm die Hoffnungslosigkeit seines Anschlags quälend vorschwebt, stürzt er sich verzweifelnd in den Kampf, während der Chor der guten Engel zum letzten Mal um Gnade für ihn fleht.

Bei Beginn des letzten Actes (V.) ist die Geisterschlacht schon geschlagen. Aus dem Kampf zurückgekehrt, erzählt Uriel, der Schildknappe Michaels, dem Erzengel Raphael den Verlauf des ganzen Treffens, den Auszug der beiden Heere, den Zusammenstoß, das Handgemenge, Michaels Sieg, Alles mit den Farben einer gewaltigen Feldschlacht, in lebendigster Anschaulichkeit, aber zugleich in grandiosen, erhabenen Zügen. Es ist ein Meisterstück dramatischer Schlachtmalerei. Vom Siegeslied der Seinen umrauscht, betritt Michael die Bühne und rückt die vollzogene Katastrophe, so weit möglich, in die Gegenwart. Doch die Schlacht und Überwindung der himmlischen Kriegsheere ist nur der erste Theil der Katastrophe. Während Michael demüthig und ernst seinen Sieg feiert, erscheint als zweiter Bote Gabriel und bringt die Schreckensnachricht vom Fall der ersten Menschen. In eine Wolke sich hüllend, hat der entthronte und geschlagene Lucifer sich auf die Erde niedergelassen und durch boshafte List die Menschheit in seinen Fall verstrickt. Die Seligkeit des Paradieses, welche am Beginn des Stückes so glänzend sich aufthat, ist gestört, der Friede gelöst, die Unschuld verloren. Mit den ungehorsamen Engeln, die besiegt in den Abgrund taumeln, stürzt eine zweite Welt, die von Engeln beneidete Ordnung der ursprünglichen Gerechtigkeit, der gottgeheiligten Menschheit, in Trümmer. Der ganze Bau des ersten göttlichen Weltplanes sinkt ein. Engel und Menschen zieht der Stolz des vermessenen Lucifer mit sich in den Abgrund, in ein Verderben, aus dem die Menschheit sich aus eigener Kraft nicht mehr emporraffen kann, aus dem sie nur die Demuth eines menschgewordenen Gottes wieder erhebt. Die ganze erschütternde Tragik des Sündenfalls hat Vondel hier in einen Brennpunkt zusammengefaßt, und mit dramatischer Unmittelbarkeit tritt sie vor uns, indem Michael, der Sieger, das Strafurtheil der göttlichen Gerechtigkeit verkündigt, der Chor auf den Trümmern der untergegangenen Welt das Rorate coeli anstimmt.

Michael. Uriel! Schildknappe, der das Recht du wahrst,
Das Unrecht strafst, ergreif' dein Flammenschwert.

Flieg' hin und treib' die Zwei aus Eden fort,
Die Gottes erste Forderung so blind,
So schnöd' verletzten. Stell' dich an das Thor,
Bewache das entweihte Paradies;
Wehr' die Verbannten ab vom Baum des Lebens,
Laß sie nicht pflücken von dem heil'gen Obst,
Nicht Speise kosten der Unsterblichkeit.
Als Wache stell' ich dich vor Hof und Baum,
Daß Adam draußen schweife, früh und spät
Das Feld umack're und die träge Scholle.

Ozias, dessen Hand die Gottheit selbst
Den schweren, diamant'nen Hammer schenkte
Und Ketten von Rubin und spitze Klammern,
Geh' hin, fang' ein und schlag' in deine Fesseln
Dieß Heer von Höllenthieren, Löwen, Drachen,
Die wutherfüllt uns dräu'n. Säub're die Luft
Von dem verfluchten Schwarm, kette ihren Nacken,
Die Tatzen fest!
Des Höllenpfuhles Schlüssel
Sei, Azarias, deiner Hut vertraut.
Pferche unsere Feinde in die grausen Höhlen.

Und du, Macedo, nimm den Feuerbrand,
Steck' an den Schwefelsee im Bauch der Erde
Und quäle Lucifer, des Unheils Stifter,
In ew'ger Gluth, gemengt mit eis'gem Frost,
Wo Trauer, Wuth, Verstocktheit, Hunger, Durst,
Unsühnbarkeit, vermess'nen Frevels Rache,
Gehüllt in Rauch, der Gottheit Glanz entzogen,
Den Fluch bezeugen, den der Herr der Welt
Heilig, gerecht, endgiltig hat gefällt,
Indeß der Sprosse aus Adams Stamm geboren
Glorreich erneuert, was die Schuld entstellt,
Und Alles herstellt, was der Mensch verloren!

Chor.

Komm', der du der Schlange Haupt
Sollst zertreten, von der Erbschuld
Adams die gesunk'ne Menschheit
Retten, und für Eva's Kinder
Einst ein schön'res Paradies
In des Himmels Raum erschließen!
Komm', Erlöser, komm'! Wir zählen
Die Jahrhunderte, die Jahre
Und die Tage und die Stunden,
Da du nahst mit deiner Gnade,
Die Natur, des Fluchs entbunden,
Wiederherstellst, schön're Pfade

Führest, und der Engel Throne,
Jetzt verwaist und öd und leer,
Füllst mit einem sel'gen Heer!

„Lucifer" kam bald nach seiner Vollendung zweimal auf die Amsterdamer Bühne — am 2. und am 5. Februar 1654. Die Bühnendirection hatte unter großem Kostenaufwand eigens einen Bühnenhimmel mit complicirten Apparaten für das Stück einrichten lassen. Es fand unter den Freunden der Poesie und der Schauspielkunst begeisterte Aufnahme, erregte aber ebenso der Zionswächter höchsten Zorn. Sie entdeckten in dem Stück „unheilige, unkeusche, abgöttische, falsche und ganz vermessentliche Dinge, spitzfindige Ausgeburten eines menschlichen Gehirns". Von mehreren Kanzeln ward der Kreuzzug gegen Vondel und gegen seinen Lucifer gepredigt. Es sei Frevel, hieß es, solche biblische Stoffe, ja sogar den ganzen Himmel mit seinen Engeln auf die Bühne zu bringen. Es sei Entheiligung, das Heilige und Göttliche so mit dem Menschlichen zu vermengen und zum Bühnenspiel herabzuziehen. Der ärgste der Polterer war Peter Wittewrongel, ein Seeländer. Er predigte fast täglich gegen das Theater und nannte die Schauspiele „Schulen der Eitelkeit, Götzenhügel der Sünde, Überbleibsel des Heidenthums, Anleitung zu Sünde, Gottlosigkeit, Unreinigkeit, Leichtfertigkeit und Zeitverlust". Noch am 5. Februar, an welchem „Lucifer" zum zweiten Mal gegeben werden sollte, versammelte sich der Kirchenrath, um dieser Religionsgefahr zu steuern. Das Protocoll darüber lautet:

„Vormittags nach Abgang der Diaconen Wird dem Kirchenrath Bekannt ghemacht, daß eine Tragödi ghemacht ist durch Joost vanden Vondel ghenannt Luisevaers Trauerspiel, von dem Fall der Engelen handelnde und auf eine Fleischliche manier die hohe materie von den Tiefen Gottes mit vielen ärgerlichen und ungeregelten Erdichtungen wird fürgestellet, daß diese selbige Tragödi diesen Tag wieder soll gespielet werden und der Kirchen Rath urtheilet, daß dieß eine große Ungeregeltheit ist, hatt Ghecommittiret daß D. Rüleus und D. Langhelij mit dem Bruder Elyson dieß den Edeln Bürgerm. soll remonstriren und zu ersuchen, daß Jhro Achtbarkeiten dieß mit Jhrer Autorität sollen wehren, daß diese Tradedye nicht gespielt wird und zu diesem Ende Jhro Achtbarkeiten und Edeln in particulari zu begrüßen. Also rapportiren Dieselben Brüderen daß sie selbsto In Dero Häusern wie auch in dem Platz, wo Jhro Achtbarkeiten versammelt waren, gethan haben, und haben zur Antwort empfangen, daß Jhro Achtbarkeiten durch viele Occupationes verhindert wären, dasselbe (die Aufführung des ‚Lucifer') diesen Abend zu wehren, aber daß es morgen soll verboten werden und Ordre soll gestellt werden, daß es nach diesem Tag nit mehr gespielet soll werden. Die Versammlung versteht,

daß gegenwärtig nichts mehr daran zu thun Ist und dasselbe dabei zu lassen.“ [1]

Der Lärm der Zeloten wurde so groß, daß die Stadtbehörden sich wirklich einschüchtern ließen und die fernere Aufführung des Stückes verboten.

Vondel schrieb nun einen „Bühnenschild oder Vertheidigungsrede des Bühnenrechtes“ (Toneelschild of Pleitrede voor het Toneelrecht).

Ausgehend von dem einfachsten Begriff der dramatischen Kunst, wies er darin nach, daß sie ihrer Natur nach ein ebenso gutes Existenzrecht habe, wie andere Künste, denen sie verwandt sei und deren Berechtigung sich allgemeiner Anerkennung erfreue, wie die Redekunst, die Malerei, besonders die Historienmalerei. Dann machte er den sittigenden Zweck geltend, den die Tragödie im Sinne des Aristoteles und der Alten verfolgt, ebenso die Berechtigung des Schauspiels als einer an sich harmlosen, nützlichen Abspannung und Erholung. In schlagender Beweisführung wies er vor Allem den gegen seinen Lucifer erhobenen Vorwurf der Abgötterei zurück, indem er dem lendenlahmen, unsichtbaren Puritanerchristenthum seiner zelotischen Gegner die ganze Heilsökonomie des Alten und des Neuen Bundes gegenüberstellt, welche wesentlich den Charakter der Sichtbarkeit hat, das Göttliche in den Kreis des Menschlichen herabzieht und das Unsichtbare durch Zeichen und Träume, Bilder und Worte, sichtbar und greifbar dem Menschen offenbart. Für den bildenden Einfluß des Schauspiels berief er sich gegen seine zelotischen Lästerer auf das Beispiel der Gesellschaft Jesu, „deren Geschick und Tüchtigkeit in Leitung, Regelung und sittlicher Heranbildung der lernbegierigen Jugend allgemein anerkannt wird, die sich aber gerade zu diesem Zwecke frommer und erbaulicher Bühnenstücke und Bühnenvorstellungen mitbedient, weit entfernt von Leichtfertigkeit und Verderbniß der Sitten, welche sie auf's Tiefste haßt“ [2]. Anspielend auf den griechischen Namen der Schauspieler ὑποκριταί geißelte er

---

[1] Siehe diese Protocolle bei J. A. Alberdingk-Thijm, Portretten. S. 232. 233.

[2] Über den pädagogischen Nutzen der Jugendbühne hatte sich Vondel schon in dem „Vorbericht“ zum Lucifer ausgesprochen: „Das Ziel und Augenmerk der gesetzmäßigen (wettige) Tragödie ist, die Menschen durch Furcht und Mitleid zu rühren (vermurwen). Schüler und aufstrebende Jünglinge werden durch das Spiel in Sprache, Beredtsamkeit, Weisheit, Zucht, guten Sitten und Anstand gefördert: es verleiht dem zarten Gemüth Sinn für das Fügliche und Schickliche, der auch im Alter fortdauert. Ja, es geschieht zuweilen, daß überfliegende Talente, die durch keine gewöhnliche Mittelmäßigkeit zu beugen noch zu bezähmen sind, durch geistreiche Fictionen und erhabenen dramatischen Schwung angezogen werden; gleichwie eine edle Lautensaite anklingt und Antwort gibt, sobald eine gleichartige auf denselben Ton gestimmt und von einer geistigen Hand gerührt wird, welche den Geist des Unmuths selbst aus einem besessenen und verstockten Saul auszutreiben vermag.“ Männer wie Petavius und Avancinus haben solche Schuldramen geschrieben, und Jünglinge, wie der sel. Joh. Berchmans, nahmen an solchen Aufführungen theil.

derb den frömmelnden Mummenschanz und die Splitterrichterei der theaterfeindlichen Kanzelkomödianten und verwahrte sich zum Schluß gegen die von ihnen zu Hilfe gerufene Polizei. Er gab dem „Amphiktyonenrath der freien Niederlande“ zu bedenken, ob es nicht besser wäre, „Bühnenspiel und Bühnentanz durch allgemeinen Rathsbeschluß überall abzuschaffen und das Theater mit diamantnem Riegelschloß, von Vulkan, dem Waffenschmied der Götter, geschmiedet, auf ewig zu schließen und zu versiegeln“.

Trotz der „Niederländischen Freiheit“ und seiner andern guten Gründe erwirkte Vondel keine Zurücknahme des Verbots. Der Kirchenrath hatte aber auch jetzt noch keine Ruhe. „Dieweilen die Tragödi von Joost vanden Vondel ghenannt Lucifars Trauerspiel Im Druck öffentlich zum Verkauf aushängt, in welcher viele Schändliche Dinge verfaßt sind“, resolvirte er am 12. Februar, es solle an Bürgermeister und Rath ein neues Gesuch gestellt werden, „es möge Jhro Achtbarkeiten belieben durch Jhro Autorität die gemeldte Tragödi zu beschlagnahmen und das Verkaufen Selbiger zu verbieten“. Die zwei Abgeordneten Dr. Ruley und Dr. Langhely brachten am 19. den Bescheid, daß die Bürgermeister 2c. „im Anfang einige Difficultät hatten, sagende, daß die Leute nur um so begieriger sein würden, dasselbige zu kaufen“. Die Brüder stimmten hiermit nicht überein und „bewiesen das große Unheil, das daraus sollte entstehen können und daß hier pericula (!) in mora wäre“. All ihrer Beredtsamkeit ungeachtet konnten die Ehrwürdigen für dießmal nicht mehr vom Stadtrath herausbekommen. Die Versammlung vernahm dieß mit „großer Betrübniß“ und beschloß „alle möglichen Mittel gegen dieses lästerliche Buch anzuwenden“. Noch einmal erschienen dieselben Herren bei Bürgermeister und Rath und erlangten endlich am 26. Februar den Bescheid, daß — nicht etwa aus seitheriger Kenntnißnahme des Sachverhalts, sondern — „aus Respect vor dem Kirchenrath die obgemeldte Tragödi soll mit Beschlag belegt werden“. Die Gesandten bedankten sich bei Bürgermeister und Rath mit all dem Dank, der sich für die Abwendung einer so großen Gefahr, wie die Lesung des „Lucifers“ mit sich brächte, gebührte.

Doch es war zu spät. Die erste Auflage des Stückes (1000 Exemplare) war schon binnen einer Woche vergriffen, eine zweite im Druck, ehe die Prädicanten sie hindern konnten, und nun folgte Auflage nach Auflage: der Lucifer wurde eines der gelesensten und berühmtesten Gedichte der niederländischen Literatur.

Auf die Verunglimpfungen, welche er von den Kanzeln herab und durch zahlreiche Schmähgedichte erlitt, antwortete Vondel dießmal nicht im Tone volksthümlicher Satire, sondern in zwei Gedichten, welche seine geistige Überlegenheit im freien lyrischen Schwung und unbesieglicher Sangeslust zur Geltung bringen: „Orpheus' Tod“ und „Der Sängerstreit zwischen Apollo und Pan“. Der Reichthum an Reimen macht es unmöglich, das Metrum ohne Künstelei nachzuahmen; wir wollen aber

doch versuchen, wenigstens den Inhalt und die frohe Laune des einen wieder zu geben. Orpheus ist Vondel selbst — sein Titanensang ist der Lucifer — der Wald voll Masten die Rhede von Amsterdam — und in den betrunkenen Bacchanten mochten sich die wackeren Prädicanten wiedererkennen, die nach Triglandts Beispiel gerne in's Glas guckten.

Orpheus' Tod.

Als im dichten Mastenwalde
Orpheus in die Leier schlug,
Als aus seinem Mund erschallte
Süßen Liedes Frühlingsflug:

Folgten Himmel, Erd' und Wogen
Tanzend seines Spieles Klang,
Kam der Vögel Schaar geflogen,
Lauschte stumm das Wild dem Sang.

Blumen aller Farben weben
Sich in's dunkle Waldesgrün,
Ihm zum Teppich. Reines Leben,
Trotz dem Neide froh und kühn!

Lorbeer kränzt die blonden Locken,
Wie er Göttern wird geweiht,
Reiner Wolle weiße Flocken
Wob die Mutter ihm zum Kleid.

Und so griff er in die Saiten
Mit des Plectrums Silberstab;
Sang von der Titanen Streiten,
Sang von der Titanen Grab.

Sang, wie stolz die Riesenrotte
Des Olympiers Schloß bestürmt,
Fels auf Fels mit frechem Spotte
In vermess'nem Trotz gethürmt.

Sang, wie sie den Widder zückten,
Thürme stürzten, Streich auf Streich,
Fackeln warfen, Götter schickten
In des Orkus finstres Reich.

Sang, wie in des Kampfes Wellen
Endlich Zeus den Blitzstrahl schwang
Und die trotzigen Rebellen
In der Hölle Kerker zwang.

Süß sang er. Die Töne flossen
Milch und Honig gleich vom Mund:
Los von ihren Wurzelsprossen,
Drängen sich die Bäume rund.

Flüsternd neigen mit den Zweigen
Sie den Lippen sich zum Kuß,
Und der Thierwelt bunter Reigen
Schaart sich um des Sängers Fuß.

Klagend, jubelnd seine Lieder
Singt im Busch die Nachtigall,
Tausend Vögel trillern wieder
Ihren süßen Freudenschall.

Fromm und freundlich zwischen Rosen
Wie ein Lamm der Löwe ruht,
Während traut die Tauben kosen;
Sänger steh'n in Gottes Hut.

Doch indeß der Macht des Sanges
Lauschend huldigt die Natur,
Wirren Blickes, schwanken Ganges,
Zieh'n Bacchanten durch die Flur.

Seh'n den Sänger und zu Füßen
Alles ihm, was lebt und webt,
Hören den Gesang, den süßen,
Der den weiten Wald durchschwebt.

Aber Mißklang ihren Ohren
Ist's, was Fels und Baum entzückt,
Qual ist's den betrunk'nen Thoren,
Was die ganze Welt beglückt.

Brüllend, in gelösten Reihen,
Toll und voll und krank vom Wein,
Dringt die Schaar mit wildem Schreien
In den Kreis des Sängers ein.

„Welch' Gezirpe! Welch' Geklimper
Störet unsern Freudenzug?
Schweige doch, du armer Stümper!
Haben deines Sangs genug.

„Das ist einer von der Bande,
Die Apollo's Leier führt,
Die kein Weinlaub schmückt, o Schande!
Die kein voller Becher rührt,

„Die nur And'rer Freude stören,
Weil sie Freude nie gekannt.
Mögen Götter auch beschwören,
Daß Apoll' ihn Sohn genannt:

„Auf ihn! Schlagt den Menschen nieder!
Hauet ein! Es sei euch Lust!
Reißt ihm die verhaßten Lieder
Mit der Seele aus der Brust!"

Und die rasenden Mänaden
Stürmen auf den Sänger ein:
„Keine Schonung! Keine Gnade!"
Sausend hagelt Stein auf Stein.

Es verstummt des Liedes Quelle,
Von dem spitzen Schaft durchbohrt;
Dunkel strömt die Purpurwelle,
Tod des Sängers Aug' umflort.

Bebend zucken seine Glieder,
Und die mächt'ge Brust sinkt ein,
Schweigend rollt die Leier nieder
Auf das kalte Felsgestein.

Charon mochte er bezwingen
Mit des Liedes Zauberwort,
Pluto rühren, lebend dringen
In des Orkus tiefsten Hort;

Die Verlor'ne, die Entseelte,
Ach! Eurydice voll Schmerz
Mocht' er wieder als Vermählte
Drücken an sein liebend Herz;

Lamm und Leu mocht' er versöhnen,
Zähmen wilde Tigerbrut:
Bacchus weinberauschte Söhne
Sänftigt keines Liedes Gluth.

Die zerriss'nen Glieder streuen
Tobend sie durch Wald und Feld:
Keines Todtenopfers freuen
Soll sich der besiegte Held.

Sieh! Da sinkt die frohe Laute
Und der liederreiche Mund
Und der Silberstab, der traute,
In des Hebrus tiefsten Grund.

Doch kaum ist sein Lied verklungen,
Kaum die Finger starr und kalt,
Braust empor von tausend Zungen
Mächt'gen Trauersangs Gewalt.

Nymphen klagen und Dryaden
Weinend zum Olymp empor,
Fels und Wald und Haide laden
Sich zum dumpfen Trauerchor.

Starr die Götter steh'n, beim Mahle
Durch den Wehruf aufgestört.
Bacchus rächt den Tod mit Qualen,
Die kein menschlich Ohr gehört.

Mit der Schaar der Pieriden
Steigt Apoll von seinen Höh'n,
Um im öden Thal hienieden
Seines Sohnes Grab zu seh'n.

Aus dem gold'nen Köcher treibt er
Einen Strahl von Sonnenlicht,
Auf die Wand des Felsens schreibt er
Trauernd dieses Grabgedicht:

„Gönnet Orpheus, meinem Sohne,
Gönnt ihm süßen Frieden hier;
Ihn schmückt mit der Sangeskrone,
Reiner Tugend Siegeszier."

Plectrum aber hing und Leier
Phöbus in des Himmels Raum,
Dort in nächtlich stiller Feier
Glänzen sie in Silberschaum,

Während froh im Land der Geister,
Orpheus' Geist den Reigen führt
Und, im Jubelsang ein Meister,
Freudig alle Herzen rührt.

Einsam auf des Meeres Fluthen
Treibt sein Haupt nach Lesbos' Strand,
Bringt den Freunden dort des Guten
Grauser Todesbotschaft Pfand.

Hinter ihm schießt eine Schlange
Züngelnd durch die See daher,
Lechzt, daß sie die Beute fange,
Peitscht in wildem Grimm das Meer:

Sieh'! Da strahlt vor ihrem Rachen
Gott Apoll im Flammenschein,
Wandelt jäh den gier'gen Drachen
In ein Bild von Marmelstein.

Klaffend reckt das Ungeheuer
Heute noch sein Angesicht.
Zage nicht! Sein neidisch Feuer,
Drohen kann es, beißen nicht.

So überlebte es der Amsterdamer Orpheus mit gutem Humor, daß das herrlichste seiner Dramen polizeilich von der Bühne ausgeschlossen wurde. Um die Bühnenverwaltung für die großen Ausgaben zu entschädigen, welche die Maschinerien zum Lucifer verursacht hatten, schrieb Vondel zwei Jahre später (1656) den Salmoneus, ein Stück, wobei jene Maschinerien zur Anwendung kommen konnten und das zugleich die Grundgedanken des Lucifers in mythologischem Gewande wieder auf die Bühne brachte. Wie Lucifer Gott gleich sein will, so will der König von Elis, Salmoneus, sich an Jupiters Stelle setzen, baut sich ein Heiligthum, läßt sein Bild verehren und will sich endlich selbst in feierlichem Triumphfest als Höchster der Götter anbeten lassen. Aber mitten in seiner Apotheose trifft ihn der Blitz. Gegen Salmoneus und Jupiter konnten die frommen „Gottesmänner" die Polizei nicht in's Feld rufen; Vondel benützte aber die Gelegenheit, das Bühnenrecht noch eindringlicher als früher zu vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft.

(Schluß.)

Bevor wir zum Schlusse den Übergang von der Vorzeit zur Neuzeit noch etwas näher in's Auge fassen, müssen wir erst noch den untergeordneten Zweigen des Naturwissens unsere Aufmerksamkeit zuwenden, deren wir, in Anbetracht ihrer geringeren Bedeutung während der patristischen Zeit und des Mittelalters, in unseren beiden letzten Aufsätzen keine Erwähnung gethan haben. Jedoch begnügen wir uns damit, bloß einige wenige jener Wissenszweige herauszugreifen, indem das von diesen Gesagte auch auf die übrigen, soferne sie überhaupt vorhanden waren, seine Anwendung findet.

Machen wir mit der Zoologie den Anfang. Keineswegs fehlt es hier an wirklich überraschender Naturbeobachtung. So namentlich beim hl. Basilius, der, man darf wohl sagen, alle seine Vorgänger und Nachfolger um Hauptеslänge überragt. Mit welcher Liebe werden nicht Homil. VIII. n. 4 die Verhältnisse des Bienenstaates erörtert! wie

sinnig werden ebendaselbst n. 8 die Frauen angewiesen, beim Spinnen der Seide der Veränderungen des Seidenwurmes als eines Sinnbildes der Auferstehung zu gedenken; Homil. IX. n. 3 der Mensch angeleitet, nach dem Beispiele der Ameise, welche für den Winter Vorräthe aufspeichert, sich Schätze zu sammeln für das Jenseits! Vollends glaubt man sich in's 19. Jahrhundert versetzt, wenn man den Verfasser der fälschlich dem hl. Augustinus beigelegten Schrift De mirabilibus Sacrae Scripturae l. I. c. 7 die so richtige thiergeographische Bemerkung machen hört, das Vorkommen der gleichen Säugethierarten in Irland und auf dem Continent spreche für einen vormaligen Zusammenhang beider.

Neben all dem macht sich aber dann doch wieder frühzeitig eine gewisse Schwäche für naturgeschichtliche Fabeln fühlbar. Bereits der hl. Clemens von Rom[1] eröffnet die stattliche Reihe derjenigen kirchlichen Schriftsteller, welche mit argloser Andacht des Vogels Phönix gedenken, und selbst der verhältnißmäßig so naturkundige hl. Basilius entgeht nicht immer ähnlichen Mißgriffen. Freilich der Mittheilung, daß der Papageifisch wiederkäue, fügt er ein vorsichtiges „wie Einige erzählen" bei, und von den berghohen Walen des atlantischen Oceans weiß er aus „Berichten von Augenzeugen"; allein das Stückchen vom Krebs, der den Schalthieren zuvor listiger Weise ein Steinchen zwischen die Schalen schiebt, um sie ungefährdet verspeisen zu können, theilt er doch ohne Randglosse mit, so gut wie dasjenige von der Giftviper, die sich, nachdem sie vorerst ihr Gift von sich gegeben, mit der Muräne begattet, und dasjenige vom Adler, der von zwei Jungen eines jedesmal zum Neste hinausstößt. Außer den Cicaden und den geflügelten Insecten überhaupt läßt er auch Mäuse und Frösche auf dem Wege der generatio aequivoca in's Dasein treten[2]. Im Hexaëmeron-Commentar des heiligen Eustathius von Antiochien[3] treten die Riesenwale des atlantischen Oceans zuerst unter dem Namen der schrecklichen Aspidochelone auf, eines Thieres, das, einer riesigen Felseninsel zum Verwechseln ähnlich, die Schiffe, welche unvorsichtiger Weise an ihm anlegen, in die Tiefe hinabzieht, die kleineren Fische aber durch einen Wohlgeruch, welchen es ausströmt, in seinen Rachen lockt. Eben hier findet sich die rührende Geschichte vom Pelikan, der zuerst seine ungeberdigen Jungen tödtet, dann

---

[1] 1 Cor. 25.
[2] Vgl. Homil. VII. 2—6; VIII. 6; IX. 2.
[3] Bei Migne, Patrol. Graeca. t. XVIII.

drei Tage lang betrauert und endlich mit dem eigenen Herzblute wieder zum Leben erweckt. Das Elenthier nimmt nach Art des Chamäleons die Farbe der Gegenstände an, in deren Nähe es sich befindet. Der Greif bedeckt mit seinem Schatten ein ganzes Landgut und trägt mit Leichtigkeit einen Löwen als Beute davon. Der hl. Isidor von Seviglia läßt im zwölften Buche seiner Origines aus faulendem Kalbfleisch Bienen, aus Pferdefleisch Scarabäen, aus Maulthieren Heuschrecken, aus Krebsen Scorpione entstehen u. s. w.

Und was das Schlimmste ist, diesen Thierfabeln dient die Auctorität derjenigen Kirchenschriftsteller, welche sie zuerst in Umlauf gesetzt haben, bei Späteren als Gewähr; sie werden gewissermaßen ein Gemeingut der ascetischen Literatur, ohne daß es Jemanden einfiele, sie auf den Sachverhalt zu prüfen. Was zerstreut in verschiedenen älteren Autoren sich findet, wird sogar eigens gesammelt und, mit mehr oder minder artigen Nutzanwendungen versehen, dem christlichen, vorab dem klösterlichen Leser zur Erbauung geboten. Wohl eines der gelungensten Producte dieser Art ist des hl. Petrus Damiani Schrift De bono religiosi status et variarum animantium tropologiis. „Sogar von den Thieren vermöge der Mensch zu lernen, was er nachahmen und wovor er sich hüten, was er mit Nutzen sich aneignen und was er mit Recht verabscheuen solle" — so faßt der Heilige selbst im zweiten Kapitel die Tendenz der Schrift. Wie der von den Jägern verfolgte Löwe seine Spur mit dem Schweife verwischt, so soll der Mensch die Sündhaftigkeit seines früheren Wandels durch ein neues besseres Leben tilgen; Igel, Fuchs u. a. m. sind Bilder des bösen Feindes, der Polyp ist ein Bild der Häretiker, Wasserschlange, Regenpfeifer und Phönix sind Bilder des Erlösers u. s. w. Vom 12. Jahrhunderte ab mehren sich die, zum Theil von anonymen Autoren verfaßten Schriften verwandten Inhaltes: das Grundkapital zoologischer Anekdoten bleibt im großen Ganzen dasselbe und wird nur selten durch eine neue Fabel vermehrt. Neben diesen immer noch in erster Linie der Erbauung dienenden „Moralitätenbüchern" entwickelt sich dann das mehr naturgeschichtliche Genus der Bestiarii, Physiologi oder „Thierbücher". Bereits 494 findet sich ein von Häretikern verfaßter, fälschlich dem hl. Ambrosius zugeschriebener Physiologus unter den von Papst Gelasius I. und den zu Rom versammelten Bischöfen als apokryph zurückgewiesenen Schriften; späterhin indessen finden wir die Physiologi bei Hoch und Nieder gar wohl gelitten. Regelmäßig kehrt in denselben die Beschreibung von etwa vierzig, theils wirklichen, theils fabelhaften Arten

sammt obligaten Anekdoten wieder. Auch die bereits erwähnten größeren kosmographischen Werke des hl. Isidor, des Rhabanus Maurus, des Vincenz von Beauvais, des Honorius von Autun, des Cardinals von Ailly u. A. enthalten regelmäßig einen zoologischen, dem Inhalte nach mit den Physiologi zusammenfallenden Abschnitt. — Von naturgeschichtlicher Forschung ist im Grunde in allen diesen jüngeren Werken wenig zu verspüren, es sind mehr nur höchst dürftige Zusammenstellungen, naturhistorische Lesebücher.

„Jedenfalls," bemerkt nicht mit Unrecht Dr. Zöckler a. a. O. S. 337, „gewähren die vom Geiste der Kritik gänzlich verlassenen Zusammenstellungen traditioneller Naturthatsachen und Naturfabeln, wie sie die größte Mehrzahl der genannten Schriften darbietet, ungefähr den nämlichen Eindruck, wie die von kindlicher Hand fleißig, aber ohne kunstgerechte Anleitung und ohne irgendwelches feste Princip angelegten Naturaliensammlungen unserer Knabenzeit. Diese ohne alle Vorsicht getrockneten, längst verblichenen Pflanzen, diese in trüben Spiritusgläsern verwahrten Amphibien, diese meist herzlich schlecht aufgespannten und noch schlechter geordneten Insecten gewähren sogar für einen rein descriptiven Naturunterricht eine nur höchst unvollkommene Anleitung. Ihr Werth für eine spätere Zeit beschränkt sich wesentlich auf den Einblick in die Eigenthümlichkeit eines oder einiger längst von uns zurückgelegten Stadien unserer jugendlichen Schulzeit. Sie können also kaum ein anderes als ein historisch-psychologisches oder bildungsgeschichtliches Interesse beanspruchen."

Ganz richtig. Es bleibt eben bei dem schon wiederholt angezogenen Ausspruche des hl. Vincenz von Lerin: die Menschheit, die Völker haben ihre verschiedenen Lebensalter, gleichwie der Einzelmensch selbst. Sind doch auch wir Kinder gewesen und brauchen uns dessen nicht zu schämen.

Auch hier finden wir, was wir bereits bezüglich der Erd- und Himmelskunde zu constatiren Gelegenheit hatten, daß die Überlieferung die Stelle der noch fehlenden wissenschaftlichen Beobachtung vertreten muß, eine Überlieferung, die fast in allen Hauptpunkten im klassischen Alterthum wurzelt und, weil sie vorwiegend durch die gleichen Kanäle wie die kirchliche Tradition vermittelt wurde, zu ehrwürdig erschien, als daß man sie verwerfen sollte.

Wir wundern uns über die Menge barocker Fabeln, welche in jene zweideutige Überlieferung mit eingeflossen sind — aber welchen Umständen verdanken denn unsere heutigen zoologischen Leistungen ihr kritisch wissenschaftliches Gepräge? Der von ihren Verfassern, oft um den

Preis weiter Reisen, gewonnenen eigenen Anschauung oder, wo diese aufhört, der fachmäßigen Reife der von ihnen zu Rathe gezogenen Gewährsmänner. In dem Maße, als diese zweifache Grundlage schwindet, berührt sich auch heute noch das Gebiet der Naturwissenschaft mit demjenigen der Fabel. Oder welche Fabeln waren nicht vor wenigen Jahrzehnten noch im Schwange über das Quellgebiet des Nils und die Hydrographie Innerafrika's? welche sind jetzt noch im Schwange auf dem Gebiete der Paläontologie, der Urgeschichte und der Artenbildung? Wahrlich, da braucht sich ein hl. Petrus Damiani vor einem Ernst Häckel noch lange nicht zu schämen. Und ist doch heute, da wir 1880 schreiben, die „Seeschlange", dieser letzte und würdige Stammhalter der Aspidochelonen, noch keineswegs begraben! — Wer sind z. B. die Gewährsmänner, auf welche sich ein hl. Basilius bei Wiedergabe solcher Thierfabeln beruft? sind es etwa fachmännisch geschulte Zeugen? Nichts weniger als das! Gewöhnliches Fischer- und Schiffervolk ist es, Handelsleute und Reisende. Je auffallender in fernen Gegenden ein Naturvorgang an und für sich erschien, desto näher lag derartigen Gewährsmännern die Versuchung der Übertreibung, und die Übertreibung mußte um so kolossalere Verhältnisse annehmen, durch je mehr Mittelglieder die Wundermäre sich fortpflanzte. Zudem geht dieser ganze Fabelschatz auf den Orient zurück; bekannt ist aber, wie sehr die Phantasie gerade der Orientalen zu Übertreibungen hinneigt. Ein guter Theil jener in altkirchlichen Schriften wiederkehrenden Thierfabeln sodann betrifft die Meeresthiere: aber gerade dieser Naturbereich entzieht sich ja am meisten der menschlichen Beobachtung, und noch zur Stunde ist unsere Kenntniß zumal der in den Meerestiefen hausenden Geschöpfe, wie uns die neuesten Tiefseeforschungen zum Bewußtsein gebracht haben, eine äußerst dürftige.

Daneben wollen wir nicht verhehlen, daß einzelne zoologische Verirrungen der christlichen Vorzeit eine biblische Unterlage zu haben schienen, deren Haltlosigkeit bei dem damaligen Stande der Exegese nur schwer hätte erkannt werden können. Hierher gehört zunächst die Annahme einer generatio aequivoca, die, neben classischen Auctoritäten wie Virgil, eine Bestätigung zu finden schien in den in der Genesis gebrauchten Wendungen „Es bringe hervor die Erde", „Es bringe hervor das Wasser", namentlich aber in Gen. 1, 20, wo nach der Fassung der Septuaginta und der Vulgata ein Wasserursprung nicht nur der Fische, sondern auch der Vögel behauptet wird. Diese Wendungen

mochten auf den Gedanken hinleiten, daß wenigstens im Zeitenanfang die Arten auf dem Wege der generatio aequivoca entstanden seien; von da aber war zur weiteren Auffassung, daß auch seither Arten und Individuen auf gleichem Wege entständen, nur noch ein Schritt. Auch die Art, wie das apokryphe, aber im christlichen Alterthum mehrfach hochangesehene 4. Buch Esdras (6, 48) die Thierschöpfung erzählt, drängte fast zur Annahme einer generatio aequivoca, wie auch (V. 50 ff.) der Existenz ganz unglaublich großer Ungeheuer hin. — Vor Allem aber kam dem Vogel Phönix eine biblische Beglaubigung zu gute, deren zweideutiger Charakter damals leicht übersehen werden konnte. Eine in hohes Alter hinaufreichende jüdische Auslegung fand in der Stelle Job 29, 18 den Wundervogel ausdrücklich erwähnt. „In meinem Neste will ich sterben, wie den Sand vermehren meine Tage", lautet nach der wohl richtigeren Übersetzung der hebräische Text; der Sand als Bild einer beträchtlichen Zahl ist ein der Bibel durchaus geläufiger Vergleich. Jedoch wahrscheinlich das Streben, in den beiden Vershälften einen vollendeteren Parallelismus nachzuweisen, veranlaßte die jüdischen Ausleger, statt „Sand" „Phönix" zu übersetzen[1]; der Grundidee geschah kein Eintrag, da auch der Phönix ein treffendes Bild der Langlebigkeit ist. An diese jüdische Übersetzung klingt auch an das „palma" der Vulgata, welches selbst auf das zugleich die Palme und den Phönix bezeichnende φοῖνιξ der Septuaginta zurückgeht. In ähnlicher Weise verstand bereits Tertullian das φοῖνιξ in Psalm. 91, 13 („justus ut palma florebit") vom Phönix.

Aber kaum hatten die denkwürdigen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts den Gesichtskreis erweitert, so eilten auch schon mit dem Strome goldgieriger Abenteurer zahlreiche Welt- und Ordensgeistliche in die neuerschlossenen Länder und waren rastlos bemüht, dieselben nicht nur dem Kreuze des Erlösers, sondern auch der christlichen Wissenschaft dienstbar zu machen, „wie denn überhaupt," bemerkt der Protestant Dr. Zöckler a. a. O. S. 555, „die wissenschaftliche Entdeckungsgeschichte der neuen Welt, beides die natur- wie die sprach- und religionswissenschaftliche, nur ganz mittelbarer Weise dem Verdienste der Conquistadoren selbst, weit unmittelbarer vielmehr dem der in ihrem Gefolge

[1] Selbst unter Voraussetzung der Correctheit dieser Übersetzung würde keineswegs folgen, daß die heilige Schrift die Existenz des Phönix lehre: es kann dieselbe sehr wohl eines Vergleiches sich bedienen, ohne damit die wirkliche Existenz des Vergleichsobjectes behaupten zu wollen.

hinziehenden Missionare, sowie theilweise, was wenigstens naturwissenschaftliches Beobachten und Sammeln betrifft, dem der ihre Expeditionen begleitenden Ärzte zuzuschreiben ist."

Von der Botanik ist noch weniger zu melden, als von der Zoologie. Treffenden Beobachtungen begegnet man auch hier. So beim hl. Basilius, wenn er Homil. V. n. 8 aus dem im Bernstein nicht selten eingeschlossenen Thierlein dessen ursprüngliche Harznatur erschließt; bei Albert dem Großen, wenn er sich in Betrachtungen ergeht über die geometrische Regelmäßigkeit der Blattformen, den Bau der Blattnerven, den Pflanzenschlaf u. A. m., Betrachtungen, in welchen man „die Bausteine zu einer Morphologie des Pflanzenreiches" begrüßt hat. Fabelhaftes findet sich auch hier, freilich, wie dieß die Natur der Sache mit sich bringt, in ungleich geringerem Maße, als auf zoologischem Gebiete. In den Imagines mundi und verwandten Werken fehlt selbstverständlich der obligate, durchweg höchst dürftige Abschnitt über die Pflanzen nicht. Den Bestiarii oder Thierbüchern endlich treten die Herbarii oder Kräuterbücher ebenbürtig zur Seite, in denen jedoch, wie schon ihr anderer Titel Horti sanitatis bekundet, das medicinische Interesse das rein botanische überwiegt; es sind populär-medicinische Hilfsbücher, die vieles Absurde und wohl auch Abergläubisches enthalten.

Wir hätten hiermit den Boden der Heilkunde betreten. Bei mehreren Kirchenvätern, zumal beim hl. Gregor v. Nyssa [1], Basilius [2] und dem an Letzteren sich anlehnenden hl. Ambrosius [3], finden sich recht zutreffende Betrachtungen über den Bau des menschlichen Körpers, Structur und Bestimmung seiner einzelnen Organe. Daß verfehlte Erklärungen auch hier vorkommen, ist selbstverständlich. Namhafte Verdienste um die Förderung der Heilkunde im Abendlande erwarben sich die Benedictiner von Monte-Casino. Maßgebend blieb auf diesem Gebiete das ganze Mittelalter hindurch Galen, gleichwie in der Philosophie Aristoteles. Ein durchgreifender Fortschritt war auch hier nicht eher möglich, als bis man sich entschloß, bei Erforschung des menschlichen Organismus dem experimentirenden Verfahren die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Was nun die an die Diener der Kirche ergangenen Verbote der Ausübung der Heilkunde betrifft, so ist allerdings wahr, daß, nach

[1] De hominis opificio.
[2] Homil. in „Attende tibi ipsi".
[3] Hex. lib. VI.

dem Vorgange des Provinzialconcils von Rheims 1131, der neunte Kanon des zweiten Lateranconcils 1139[1] ein solches Verbot statuirte. Hervorgerufen wurde dasselbe jedenfalls durch das Überhandnehmen ärztlicher Praxis in geistlichen Kreisen. Wie zahlreich um eben jene Zeit in den Reihen der Bischöfe, Äbte, Welt- und Ordensgeistlichen die practicirenden Ärzte waren, ersehe man aus Friedrich Hurter, Geschichte Papst Innocenz' des Dritten und seiner Zeitgenossen (III. 424; IV. 586; 2. Aufl. Hamburg 1844). Verfaßte doch sogar ein Lehrer zu Padua eigens eine Schrift zum Erweis des paradoxen Satzes, nach göttlichem Rechte komme die Ausübung der Heilkunde den Geistlichen zu und nur durch deren Nachsicht sei sie auf die Laien übergegangen; eines Satzes, welchen 1696 der französische königliche Leibarzt Agnanus, freilich mit ebenso geringem Erfolge, wieder an's Licht zog[2]. Jenes Überhandnehmen mußte aber den Hirten der Kirche um so bedenklicher erscheinen, als es eine bedeutende Anzahl ihrer Diener zu einem dem theologischen Gebiete so fernliegenden Studium abzog, sowie zu einer Praxis, welche zugleich ebenso lucrativ wie der Wahrung des Cölibates gefährlich war. Die Wissenschaft aber schuldet der Kirche geradezu Dank dafür, daß sie mit diesem ihr selbst so förderlichen Verbote erst dann hervortrat, als sich bereits im Abendlande eine selbständige medicinische Wissenschaft ausgestaltet hatte. Noch strenger, weil mit dem geistlichen Stande noch weniger harmonirend, wurde etwas später[3] die Ausübung der Chirurgie den Geistlichen untersagt.

Wie schon der hl. Isidor das vierte Buch seiner Origines und Vincenz von Beauvais das dreizehnte Buch seines Speculum naturale einer compendiösen Darstellung der zeitgenössischen Heilkunde gewidmet hatten, so fehlte es auch später nicht an medicinischen Schriftstellern geistlichen Standes[4]. War doch sogar Papst Johann XXII. vor seiner Erhebung gefeierter Arzt und medicinischer Schriftsteller gewesen. Nicht das Lesen medicinischer Bücher untersagen die Decrete der Concilien von Tours (1163), Montpellier (1195) und Paris (1212)[5], sondern einzig die Betheiligung an medicinischen Vorlesungen auf den Hochschulen, wie sowohl aus dem Context als aus der authentischen

---

[1] Bei Harduin (Paris 1714), VI b. 1192. 1209.

[2] Vgl. Benedict XIV., De Synodo dioecesana. l. XIII c. 10 n. 5.

[3] 1215, im 18. Kanon des vierten Lateran-Concils; bei Harduin, VII. 35.

[4] Vgl. Hurter a. a. O., IV. 587.

[5] Bei Harduin a. a. O., VI b. 1598. 1936. 2009.

Erklärung Honorius' III. (1225) und Bonifaz' VIII.[1] hervorgeht. Diese allgemeinen Verbote jedoch schlossen einzelnen geistlichen Personen gewährte Indulte oder Dispensen keineswegs aus. Derartige vereinzelte Fälle kommen auch jetzt noch in Europa vor, den Missionären bei den Heidenvölkern aber gestattet die Kirche die ärztliche Praxis sogar ziemlich allgemein. Über päpstliche Leibärzte oder Leibchirurgen aus dem Welt- oder Ordensklerus vgl. G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, Venezia 1842. XIII. 109 ss., XLIII. 120 ss.

Daß die Kirche, in Folge ihrer in der alttestamentlichen Anschauungsweise sowie im Auferstehungsglauben wurzelnden Ehrfurcht gegen die Leiber der Verstorbenen, einer planlos und mit ganz unzureichenden Instrumenten in den Leichen wühlenden Anatomie nicht sonderlich zugethan war, läßt sich unschwer begreifen[2]. Das Gleiche gilt von einer anderen Hilfswissenschaft der Heilkunde, der Chemie oder Alchymie, welche in ihrer medicinischen Verwendung von mancherlei Aberglauben befleckt war, als Goldmacherkunst auf mehr als auf Verachtung keinen Anspruch hatte. Die Wissenschaft der Chemie war im Grunde noch nicht geboren und konnte darum von der Kirche dermalen auch nicht verwahrlost werden.

Unbestreitbar sind die Fortschritte der Physik; nur muß man, um dieselben richtig zu ermessen, den Vergleich nicht mit der Gegenwart, sondern mit dem classischen Alterthume ziehen und sich nicht wundern, wenn in der Regel die technische Verwerthung der wissenschaftlichen Begründung vorauseilt. Auf dem Gebiete der Optik ist die Erfindung des Fernrohrs mindestens vorbereitet, diejenige der Augengläser (spätestens zu Anfang des 14. Jahrhunderts) vollzogen; auf dem Gebiete der

---

[1] Decr. Greg. l. III tit. 50 c. 10: ibid. tit. 24; vgl. auch Schmalzgrueber S. J. in Decr. Greg. l. III tit. 50 § 3 n. 77 sqq.

[2] „Bonifaz VIII. untersagte jegliche Vornahme anatomischer Sectionen (1294), Johann XXII. durch die Bulle ‚Spondent pariter' (1317) alles Studium der Chemie" — sagt Zöckler a. a. O. S. 342. Daß der am 24. December 1294 gewählte Bonifaz VIII. gleich in der ersten Woche seines Pontificates Muße gefunden, eine Verordnung über Anatomie zu erlassen, ist kaum glaublich. Gemeint ist jedenfalls Extravag. Commun. l. III tit. 6 c. 1 vom Jahre 1300, enthaltend die Verurtheilung der gräßlichen Praxis, Leichen vornehmer Personen zu zerschneiden und abzukochen, um sodann das Fleisch vom Skelett abzulösen und letzteres an den entfernten Ort der Bestattung zu versenden. Saubere Anatomie das!! — Die Verordnung „Spondent" findet sich ebendas. l. V tit. 6 und ist gegen die Goldmacherkunst und Falschmünzerei gerichtet.

Akustik bezeichnet die Orgel einen bemerkenswerthen Fortschritt gegenüber allem, was das Alterthum aufzuweisen hat; der kunstreiche Mechanismus der Uhr verdrängt das bescheidene Stundenglas; den Lauf der Schiffe leitet die Magnetnadel. Fast wie eine prophetische Ahnung einer der überraschendsten Errungenschaften unseres Zeitalters klingen die Worte Roger Baco's [1]: „Es können Wasserfahrzeuge gemacht werden, welche rudern ohne Menschen, so daß sie wie die größten Fluß- und Seeschiffe dahinsegeln, während ein einziger Mensch sie regiert, mit einer größeren Schnelligkeit, als wenn sie voll rudernder Menschen wären. Auch können Wagen gebaut werden, die ohne ein Thier in Bewegung gesetzt werden mit einem unermeßlichen Ungestüm."

Das entscheidende Hinderniß, welches in allen diesen Wissenschaften wiederkehrt, das Experiment, wo solches versucht wird, lahm legt, und dem Fortschritte unüberschreitbare Grenzen zieht, ist — der Abgang der erforderlichen Instrumente.

„Es fehlte das Rüstzeug zu experimentirender Befragung der Natur, die geeignete Armatur zur Erzielung umfassenderer und correcterer Beobachtungsresultate, als die längst bekannten, den herkömmlichen Theorien und Systemen zu Grunde liegenden. Und nicht bloß die Himmelsforschung liegt wegen dieses Mangels an Instrumenten gleichsam noch ohnmächtig, wie mit gelähmten Flügeln am Boden: auch der Inbegriff aller übrigen Disciplinen der Physik sowohl als der beschreibenden Naturkunde ermangelt noch der gehörigen Apparate, ja großentheils selbst noch der Erkenntniß von deren Nothwendigkeit. So bleibt denn die Naturgeschichte der drei Reiche noch auf elementarster Kindheitsstufe stehen.... Was für die Astronomie das Fehlen des Teleskops, das hatte für diese Zweige der organischen Naturkunde der Mangel des Mikroskops zu bedeuten.... In entsprechender Weise litten mehrere der wichtigsten Zweige der physikalischen Forschung darunter, daß die für sie erforderlichen Instrumente noch fehlten. Der Meteorologie und Aërostatik fehlen Thermometer und Hygrometer, Barometer und Luftpumpe. Der Statik und Mechanik fehlen Pendel und Pendelbeobachtungen, der Elektricitätslehre fehlt die Elektrisirmaschine. Der Optik mangeln bei aller Bedeutsamkeit des von Maurolycus und Porta als Erfindern des Winkelspiegels, der Dunkelkammer u. s. w. Geleisteten doch gerade die für den ganzen Umkreis ihrer Forschungen vorzugsweise unentbehrlichen

[1] Mitgetheilt bei Zöckler a. a. O. S. 351.

Hauptexperimentirmittel, die nämlichen, die schon Roger Baco postulirt oder doch geahnt hatte und deren Fehlen weder der Astronomie noch der Physiologie für's Erste ein weiteres Vordringen gestattete." [1]

Aber weßhalb erfand das Mittelalter jene so nothwendigen Instrumente nicht? — Sonderbar vorwitzige Frage, die lebhaft an des Columbus Ei erinnert! Und doch löst sich, bei näherem Zusehen, ein gutes Theil der dießbezüglichen Klagen wider die kirchliche Vorzeit in diese eine Frage auf. Als Antwort diene der Hinweis auf den Umstand, wie das Mittelalter auf dem Gebiete der Wissenschaft seine Hauptthätigkeit dem speculativen Denken zuwandte, nichtsdestoweniger aber auch durch großartige Erfindungen sich genugsam um den Fortschritt der Menschheit verdient gemacht hat. Vernehmen wir hierüber einen gewiß unparteiischen Zeugen, Fr. v. Hellwald [2]:

„Was ich bisher über die Zustände im Mittelalter vorgebracht, läßt erkennen, wie die materielle Cultur sich in diesem Jahrtausende zu unerhörter Höhe emporschwang. Der menschliche Geist, noch nicht befähigt, die höchsten Probleme der Speculation" — lies: des exacten Wissens, und denke vor Allem an Darwin — „in ihrer Tiefe zu ergründen und darum am Glauben hangend, wandte sich der Verbesserung seiner materiellen Verhältnisse zu; unaufhörlich arbeitete man an der Verfeinerung der Lebensgenüsse, die der intellectuellen Cultur wieder zu gute kamen. So reiht sich denn im Mittelalter Erfindung an Erfindung, worunter jene des Schießpulvers und des Buchdruckes nur wegen ihrer augenscheinlicheren Wirkungen hervorgehoben zu werden verdienen.... Jede dieser Erfindungen hat ihre Vorgeschichte, aus der sie als nothwendiges Product einer langen Entwicklungreihe erkannt wird.... Die Höhe der Industrie im 15. Jahrhundert setzt an sich eine ganze Menge technischer Verbesserungen voraus, weil ohne diese ein solcher Aufschwung überhaupt nicht denkbar wäre. Die Erfindung der Uhren allein erhebt den mittelalterlichen Scharfsinn weit über jenen des Alterthumes, welches um die Mitte des 15. Jahrhunderts in allen Punkten überflügelt war.... Hätten die Scholastiker, deren Verdienste nur leichtfertige Beurtheiler herabsetzen konnten, nichts Anderes geleistet, als dieses alte hellenische und das neue arabische Wissen zu verbreiten, so müßten sie uns schon ehrwürdiger erscheinen, als die Urheber aller späteren Fortschritte; doch

[1] Zöckler, a. a. O. S. 523 ff.

[2] Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung, S. 641 ff.

gewähren auch ihre selbständigen Leistungen das beglückende Schauspiel einer beschleunigten Entwicklung."

Die Stunde des Aufschwunges der Naturwissenschaften mußte schlagen, und sie schlug. Wir können diesen Aufschwung auch bezeichnen als die Befreiung von den Banden einer mit der Weiterentwicklung des Naturwissens unvereinbaren Traditionsgläubigkeit. Man hatte Naturthatsachen und Naturerklärungen auf den Grund hin angenommen, weil Aristoteles oder Plinius, Basilius oder Beda sie ausgesprochen hatten: eine Wissenschaft der Natur soll aber nicht auf menschlichem Glauben, sondern auf Beobachtung beruhen. Daß diese nunmehr in jenes Stelle eintrat, damit vollzog sich jener Aufschwung im Bereiche des Naturwissens, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts seinen Anfang nahm.

Damit ist keineswegs gesagt, es sei jene die Entwicklung der Wissenschaft in den vorangegangenen Epochen hemmende Traditionsgläubigkeit vom Bösen gewesen. Sie war vielmehr eine Nothwendigkeit. Wie die Entwicklung des Einzelnen, so durchläuft auch die natürliche Entwicklung der Menschheit verschiedene Altersstufen: der Mann erforscht und weiß, das Kind glaubt. So muß es sein, einzig in Sachen des übernatürlichen Glaubens bleiben wir Alle zeitlebens Kinder.

Selbst die zahllosen naturwissenschaftlichen Irrthümer, welche die christliche Vorzeit in Folge jener Traditionsgläubigkeit überkam, waren eine Nothwendigkeit von dem Augenblicke an, wo es im göttlichen Rathschlusse feststand, daß das Christenthum zu einer Zeit in die Welt eintreten sollte, da dieselbe in einer Menge derartiger Irrthümer bereits befangen war. Hier trifft die Schuld, soferne überhaupt eine solche vorhanden, nicht die christliche, sondern die vorchristliche Welt.

Wann sollte jener Aufschwung eintreten? — Der Augenblick, wann der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Manne wird, läßt sich nicht vom Zifferblatte ablesen: aus den sich offenbarenden Wirkungen schließt man auf den Grad erreichter Reife zurück. Daß das Abendland unter dem Einflusse des Mittelalters jenen Grad speculativer Reife erreicht hatte, welcher die nothwendige Vorbedingung einer fruchtbaren Entwicklung der Empirie ist, zeigt gerade der Umstand, daß der Aufschwung der letzteren mit dem Schlusse des Mittelalters zur Thatsache wurde. Man hat einen Antagonismus der neuen gegenüber der älteren Geistesrichtung wahrnehmen wollen: wahr ist, daß jene über gewisse Auswüchse der letzteren, diese über Excentricitäten der ersteren

ihr Verwerfungsurtheil ausspricht — aber nicht die Auswüchse bestimmen die Individualität des Zeitalters. Der neuere Aufschwung des empirischen Wissens ist darum nicht minder die Frucht der vorangegangenen speculativen Reife; nur vergesse man nicht, daß die Frucht darum nicht aufhört, des Baumes Frucht zu sein, weil ihre äußere Erscheinung von derjenigen der Blätter und Blüthen gewaltig absticht.

Auf welchem speciellen Gebiete des Naturwissens mußte wohl am ehesten der Übergang sich anbahnen? — Ein Gebiet eignete sich hierfür wie kein anderes: dasjenige der Erdkunde. Einmal hatte hier der Aufschwung nicht die Erfindung irgend welcher Instrumente zur Vorbedingung, sondern einzig, mit den allbereits vorhandenen Mitteln, eine kühne That. Auf keinem Gebiete sodann konnte der erste Schlag gegen den bisher freilich unvermeidlichen, sachlich indessen durchaus unzugänglichen Autoritätenglauben in der Naturkunde wuchtiger und erschütternder geführt werden, als eben auf dem Gebiete der Erdkunde. Gegen ein neues Himmelssystem mochte man allenfalls in's Endlose disputiren: die Existenz neuentdeckter Continente, mit ihren Bewohnern und Producten, ließ sich nun einmal nicht wegläugnen.

Die Fülle unabweisbarer Argumente für die Existenz einer Antöken- und Antipodenwelt, die unerwarteten Aufschlüsse über Größe und Gestaltung des Planeten, über eine zu 4 Esdr. 6, 42 [1] so wenig stimmende Vertheilung von Land und Meer, mußten es selbst den zähesten Geistern bis zur Evidenz nahe legen, daß es für die Feststellung von mit der Offenbarung nicht in engerem Zusammenhang stehenden Naturthatsachen denn doch noch ein anderes Kriterium gebe, als die Auctorität antiker Philosophen und altkirchlicher Schriftsteller oder einer am blinden Buchstaben haftenden Exegese — die Naturbeobachtung. In keiner Weise konnten die Geister fruchtbarer vorbereitet werden auf die gewaltige Umgestaltung und Erweiterung der Himmelskunde, welche Copernicus anzubahnen berufen war, als durch diese kaum minder gewaltige Umgestaltung und Erweiterung der althergebrachten Erdkunde.

Für die Verwirklichung der großen That war nun ein Land der alten Welt geeigenschaftet, wie kein anderes: die iberische Halbinsel.

[1] Die in der christlichen Vorzeit vielfach herangezogene Äußerung des apokryphen Buches lautet: „Am dritten (Schöpfungs-) Tage hießest Du die Wasser sich sammeln auf dem siebenten Theil der Erde; sechs Siebentel aber trocknetest und festigtest Du."

Die erste Erweiterung des geographischen Gesichtskreises, unter dem Einflusse des Christenthums, war nach dem continentalen Osten, nicht nach dem oceanischen Westen erfolgt. Die maßgebende Rücksicht auf die Ausbreitung des Evangeliums hatte hingedrängt nach den Völkern des Aufganges, deren Existenz feststand und deren Heimath jedenfalls nicht für unerreichbar galt, wie die Wohnsitze der Antöken und Antipoden. Und so sehen wir gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten den ganzen, dem classischen Alterthum bekannten Orient in den Bereich der Glaubenspredigt gezogen. Ja selbst, als hier bereits Spaltungen die Expansionskraft der Kirche gelähmt hatten, drangen noch im 7. Jahrhundert nestorianische Glaubensboten, möglicherweise den Spuren rechtgläubiger Vorgänger folgend, bis in das Herz China's vor. Deßgleichen muß von der afrikanischen Mittelmeerküste aus, nach der Zahl der Bischöfe zu schließen, die frohe Botschaft ziemlich tief in Nordafrika eingedrungen sein. Da schob sich jedoch vom 7. Jahrhunderte ab der eiserne Ring des Islams zwischen die christliche Welt einer-, Ostasien und Afrika andererseits ein: wer wollte hier es der Kirche zum Vorwurfe machen, daß sie auf ein weiteres Vordringen in dieser Richtung vorläufig verzichtete? Sie mußte sich mittlerweile damit begnügen, unsere Kenntniß des europäischen Ostens und Nordens zu erweitern. Aber der Westen? Alle Kräfte fanden hier vorerst noch Beschäftigung übergenug im alten Europa; die erforderliche Seetüchtigkeit fehlte; materielle Interessen, bei solchen gefährlichen und kostspieligen Unternehmungen ein unentbehrlicher Factor des Gelingens, lockten nicht nach jener übel beleumundeten Weltgegend, denn der Gedanke, den reichen Osten auf dem Westwege zu erreichen, ist jüngern Datums. Der skandinavische Norden war zu beschränkt in seinen Hilfsmitteln, um der gewaltigen Aufgabe sich unterziehen zu können. Zudem hätte ihn seine bereits bestehende Beziehung zu Island darauf angewiesen, über das vorläufig aufgegebene Grönland den Weg nach dem Eingangs des 11. Jahrhunderts entdeckten und seit dem 14. Jahrhundert vergessenen Vinland wieder aufzusuchen — ein wenig verlockendes Unternehmen. Frankreich und England hatten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen gegenseitig aufgerieben, oder aber gemeinschaftlich geblutet auf den Schlachtfeldern Syriens, nie hatte sich ihr Blick gegen Westen gekehrt. Die Unternehmungen der italienischen Republiken hatten sich, da Nordwestafrika und Südspanien in den Händen der Muselmänner sich befanden, nothgedrungen auf das Mittelmeerbecken eingeschränkt gefunden, auch sie hatten den Ausblick nach Westen ver-

loren. Spanien und Portugal dagegen wohnten an der atlantischen See; vor ihnen öffnete sich das angeblich undurchschiffbare Westmeer, weitete sich der Ocean in der Richtung der als ungastlich verschrieenen heißen Zone. Ein Zweifel und eine That, und vielleicht war hier eine Welt gewonnen! — Für's Erste freilich hatten auch Spanien und Portugal keine Muße zu einem Ausblick über's Meer, oder zu Probefahrten in die von den Mauren frequentirten nordwestafrikanischen Gewässer. Gleichzeitig mit dem Niedergange der islamitischen Macht in jenen Gegenden hebt aber auch sofort das Zeitalter der Entdeckungen an: unter den Mauern von Ceuta läßt Heinrich der Seefahrer seine weitgehenden Pläne reifen, und im Lager vor Granada unterzeichnet Isabella das Übereinkommen mit Columbus. Weit entfernt somit, daß der Zeitpunkt der großen Entdeckungen und mit ihnen des Aufschwunges der Naturwissenschaften etwa durch Säumigkeit des Mittelalters wäre hinausgeschoben worden, ist derselbe vielmehr so frühzeitig eingetreten, als dieß nach Maßgabe der Verhältnisse überhaupt nur möglich war.

Aber nicht nur die geographische Lage seines Vaterlandes, der Gang seiner Geschichte, seine ritterliche, Abenteuer liebende Sinnesart befähigte in hervorragender Weise das Volk der iberischen Halbinsel zu den Großthaten, die es vollbringen sollte. Große Thaten sind die Frucht großer Ideen, und eine solche Idee lebte und glühte in der Brust dieses Volkes: es war die Idee der Kreuzzüge. Sonderbar mag es klingen, doch ist es nicht minder die Wahrheit und ein neuer Beweis für den engen Zusammenhang zwischen Christenthum und Culturfortschritt: die Idee der Kreuzzüge hat die großen Entdeckungen jener Zeit veranlaßt. Wie überhaupt die Kreuzzüge den Anstoß zum maritimen Aufschwunge Europa's, zunächst der italienischen Republiken, gaben, so wirkt in den Entdeckungen Portugals wie Spaniens die Idee der Kreuzzüge fruchtbar fort. Sind es doch geradezu diejenigen Kräfte, welche durch die endgiltige Bewältigung der Mauren auf der iberischen Halbinsel und der unmittelbar gegenüberliegenden afrikanischen Küste frei geworden, welche sich nunmehr auf die Erforschung unbekannter Welten werfen. Ja, die Einwirkung ist eine noch viel directere. Der große Genuese sucht im reichen Westen die Mittel zur Wiederaufnahme der Kreuzzüge. Vor Allem aber ist es bei ihm, wie bei Heinrich dem Seefahrer, in Spanien wie in Portugal, die Idee der Kreuzzüge selbst, welche, einerseits freilich im Bunde mit den materielleren Motiven der Machterweiterung und Bereicherung des Mutterlandes, andererseits jedoch ihrer älteren, mehr

irdischen Fassung als einer Befreiung des Grabes des Erlösers allmählich entkleidet und als ein geistiger Kreuzzug zur Erweiterung des Reiches Christi gefaßt, die Triebfeder und das Lebensprincip jener denkwürdigen Unternehmungen ist. Die Idee der Kreuzzüge hat Christoph Columbus, hat Ignatius von Loyola und mit ihnen den ganzen staunenswerthen Aufschwung des Weltverkehrs wie der katholischen Weltmission gezeugt.

Die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen, hervorgegangen aus der Idee der Kreuzzüge, brechen im Bereiche der Geographie den Zauber des althergebrachten Autoritätenglaubens, und nun folgt auch auf den übrigen Gebieten des Naturwissens ein Schlag dem anderen. 1543 tritt des Copernicus Buch „De revolutionibus orbium coelestium" an's Licht; und ebenso beginnt es auch anderwärts zu tagen, wenngleich vorläufig, in Folge des noch immer nicht gehobenen Mangels an Instrumenten, die Forschung noch in ihren Anfängen verbleibt. Leonardo da Vinci († 1519) beobachtet zuerst die Schichtenablagerungen und Versteinerungsbildungen; Georg Agricola (Bauer, † 1555) wird der Begründer der deutschen Bergbau- und Hüttenkunde; Vesalius († 1564) wird Reformator der Anatomie, wie Paré († 1590) derjenige der Chirurgie; Cäsalpin († 1603) und Lobelius († 1616) bereiten dem natürlichen System der Botanik die Wege u. s. w. Die Ideen, welche das 16. Jahrhundert geweckt, bringt dann das 17. zur Reife. Die zwei ersten Jahrzehnte desselben begrüßen die Entdeckung des Teleskops und des Mikroskops, sowie der für die Himmelskunde erst später durch Newton fruchtbar gemachten Fallgesetze; durch seine Beobachtungen über den Blutumlauf, sowie über den thierischen Zeugungs- und Entwicklungsproceß legt Harwey den Grund zur Neugeburt nicht nur der Medicin und der Zoologie, sondern der gesammten organischen Naturkunde. Ungefähr in die Mitte des Jahrhunderts fallen mehrere der wichtigsten physikalischen Entdeckungen, als diejenige des Luftdruckgesetzes und des Barometers durch Torricelli (1643), des hydrostatischen Grundgesetzes und der Verwendung des Barometers zu Höhenmessungen durch Pascal (1647), der Luftpumpe durch O. v. Guericke (1650) u. a. m.

Eine unmittelbare, nothwendige Folge dieser Erweiterung der gesammten Naturkunde war die beschleunigte Überleitung der Profanforschung aus den Händen des Klerus, in denen sie sich im Mittelalter zumeist befunden hatte, in diejenigen berufsmäßiger, vorwiegend dem Laienstande angehöriger Gelehrten. Eine

Beeinträchtigung oder Zurückdrängung der Kirche lag hierin nicht, sondern lediglich eine naturgemäße Weiterentwicklung, ein Fortschritt.

Immerhin barg die Bewegung eine ernste Gefahr. Die Grenze zwischen kirchlichem und Profanwissen trat dazumal noch weit weniger bestimmt hervor, als dieß heutzutage der Fall ist. Wie leicht konnte nicht die Neuerungssucht zu Übergriffen veranlassen, wie leicht mit der profanwissenschaftlichen zugleich die kirchliche Überlieferung in Mißcredit gerathen! Sollte die Bewegung ihren geordneten Verlauf zum Heile der Menschheit nehmen, so war unbedingt erfordert, daß die Kirche an die Spitze derselben trete, daß sie dieselbe leitete und überwachte. Sie mußte der mündig gewordenen Profanwissenschaft ihr Erbtheil aus dem gemeinsamen Schatze der Überlieferung zuweisen. Unter ihrer Führung allein war dem Menschengeiste ein rascher, probehaltiger und umfassender Fortschritt im ganzen Bereiche des exacten Wissens gesichert, welcher selbst dann wieder der speculativen Weiterbildung mächtigen Vorschub geleistet hätte.

Die Kirche hatte diese ihre Aufgabe sofort begriffen. Schon der verwandten, zeitgenössischen Bestrebungen auf den Gebieten des Humanismus und der Kunst hatte sie sich mit rückhaltloser Wärme angenommen. Weit entfernt, dem durch die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen bezeichneten Aufschwung des Menschengeistes hemmend in den Weg zu treten, förderte und segnete sie vielmehr von Anfang an seine Bestrebungen und suchte dieselben, ihrer Heilssendung eingedenk, für die Rettung der Seelen fruchtbar zu machen. Als die Kunde von der Entdeckung der neuen Welt zu Rom einlief, las der Papst bis tief in die Nacht seiner Umgebung die Berichte aus Spanien vor. Die Regungen auf astronomischem Gebiete fanden bereits ein halbes Jahrhundert vor Copernicus an Päpsten und Cardinälen die eifrigsten Förderer. Welche Erfolge im Bereiche des gesammten Wissensfortschrittes, sowie der Verbreitung von Religion und Gesittung hätte nicht das christliche Europa des 16. Jahrhunderts zu verzeichnen gehabt, hätte es seinen geistigen Krafteinsatz einträchtig und ungeschmälert der großen, durch Columbus und Copernicus ihm nahe gelegten Aufgabe zugewendet! Doch es sollte anders kommen. Auf das 15. Jahrhundert folgte das Jahrhundert religiöser Empörung, politischer Zerfahrenheit, culturellen Rückschrittes — das Jahrhundert der sog. Reformation.

Und hiermit erledigt sich eine Illusion, welcher man sich akatholischerseits begreiflicherweise nur zu gerne hingibt. Weil die Anfänge jenes

Aufschwunges mit dem Ausbruche der Reformation zeitlich ungefähr zusammenfallen, und weil diese wie jener einen Bruch mit dem Autoritätsglauben in sich schließen, so hat man beide als gleichberechtigte Bewegungen, wohl gar die religiöse Gährung als die Ursache beider auffassen zu dürfen geglaubt: in Sachen des Glaubens wie der Wissenschaft, meint man, ringt sich der dem römischen Zuchtmeister entwachsene Menschengeist zu der ihm zukommenden Freiheit empor. Nichts ist verkehrter als diese Vorstellung. Besteht auch zwischen beiden Bewegungen eine Verwandtschaft, so doch keineswegs eine Gleichberechtigung. Die Reformation ist ein Exceß in eben der Richtung, nach welcher der wissenschaftliche Aufschwung ein naturgemäßer, naturnothwendiger Fortschritt ist. Die Wissenschaft tritt zur Kirche in das Verhältniß einer gewissermaßen mündig gewordenen, die Reformation in dasjenige einer unbotmäßigen Tochter. Während jener überall, wo sie sich mit der Offenbarung nicht berührt, volle Selbständigkeit zukömmt, muß in Glaubenssachen eine gewisse Unmündigkeit des Einzelnen nun einmal so lange dauern, als das von Christus eingesetzte kirchliche Lehramt währt, d. h. bis an's Ende der Welt. Aller menschliche Dünkel vermag hieran nichts zu ändern.

Der Aufschwung und Ausbau des exacten Wissens, auf Grundlage nicht mehr der Autorität, sondern der Beobachtung, wäre auf Grund der scholastischen Geistesentwicklung ebensowohl erfolgt, wenn auch die Reformation nicht eingetreten wäre, wie er ja auch factisch vor deren Ausbruch seinen Anfang nahm[1]. Er wäre zwangloser, naturgemäßer, rascher und fruchtbarer erfolgt. Allein die letzte, vorreformatorische Epoche des Mittelalters war eben eine Epoche kirchlichen Niederganges gewesen. Wie die Scholastik mehrfach unfruchtbarer Erstarrung und mit ihr der Mißachtung verfallen war, so hatten auch der andauernde Zwiespalt zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, das unselige Schisma und, im Gefolge desselben, die Erschlaffung des Eifers und die Lockerung der Sitten das Ansehen der kirchlichen Autorität empfindlich erschüttert. Dergestalt gottentfremdet und gottverlassen, erlag dann der Menschengeist der Versuchung, zugleich mit dem profanwissenschaftlichen auch den religiösen Traditionsglauben über Bord zu werfen; er erlag ihr zum schweren Schaden, nicht des eigenen Heiles allein, sondern auch

[1] 1505, im Jahre da Luther in's Kloster ging, starb Columbus, und zwei Jahre später begann Copernicus sein System niederzuschreiben.

der eigenen Entwicklung. Nicht genug, daß der Glaubensstreit und die durch ihn verursachten Wirren die edelsten Kräfte verzehrte, daß er die Culturentwicklung hemmte und vielfach auf abschüssige Bahnen lenkte: die katholische Kirche selbst sah sich nunmehr in die Nothwendigkeit gedrängt, verschärfte Wache zu halten für die Reinerhaltung der kirchlichen Tradition. Wie leicht konnte es nunmehr kommen, daß, bei der Unsicherheit der Grenzen zwischen kirchlicher und profanwissenschaftlicher Überlieferung, das Verlassen der Tradition selbst in profanwissenschaftlichen Fragen das Mißtrauen und den Widerspruch sogar kirchlicher Behörden wachrief? Was Wunder z. B., daß in einem so ausnehmend schwierigen Falle, wie die Galilei-Frage einer war [1], gegenüber einer noch völlig unzureichend erhärteten, mit den Überzeugungen nahezu der gesammten Gelehrtenwelt in schreiendem Widerspruch stehenden und dazu noch in leidenschaftlicher Weise verfochtenen Hypothese, selbst Congregationen, die ja keine Verheißung der Unfehlbarkeit empfangen haben, einem Irrthum verfielen? Ein zeitweiliges Hemmniß des astronomischen Fortschrittes auf katholischer Seite hat jene Verpönung der Heliocentrik durch die Congregationen des Index und des heiligen Officiums allerdings geschaffen. Sind doch dergleichen Hemmnisse, welche ihren Grund in der menschlichen Schwäche haben, von der Kirche Gottes keineswegs ausgeschlossen, in Hinsicht auf den Fortschritt nicht einmal des kirchlichen, geschweige denn des profanen Wissens; oder hat nicht, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Unklarheit über die Unzulässigkeit eines mehrfachen Literal-Schriftsinnes, sowie über das Verhältniß dieses zum geistigen Sinne eine geraume Zeit lang den Aufschwung der exegetischen Wissenschaft fühlbar beeinträchtigt? Aber auf wen fällt in unserem Falle die Hauptschuld an dem eingetretenen Hemmnisse, wenn nicht gerade auf den Protestantismus, der eben damals der Kirche eine mißtrauische Defensive jeglicher Neuerung gegenüber aufgezwungen hatte? Die Reformation hat den Fortschritt des Naturwissens nicht gefördert, sondern aufgehalten; und mag auch unter seiner Ägide auf manchen Punkten der Bruch mit einer irregegangenen profanwissenschaftlichen Tradition jäher und vorsichtsloser erfolgt sein, als er sich unter dem Einflusse der katholischen Kirche würde vollzogen haben, so dürfen doch untergeordnete Vortheile nimmermehr überschätzt

---

[1] Vgl. die ausführliche Erörterung dieser Frage in dieser Zeitschrift 1878. XIV. S. 113 ff. 254 ff. 389 ff.

werden im Zusammenhalt mit den vielen beschämenden Irrungen, in welche sich die dem Glauben entfremdete Naturforschung verloren hat und noch täglich verliert.

Sonderbar! Wäre es dem Protestantismus von Anfang an heiliger Ernst gewesen mit seinen religiösen Grundanschauungen, wären dieselben den Meisten etwas mehr gewesen als ein Vorwand, um der eigenen Geisteshoffart zu fröhnen, von lästigen Gesetzen sich loszusagen und Kirchengut einzusäckeln, so hätte, müßte man annehmen, kein Religionsbekenntniß als solches den Bruch mit einer verfahrenen profanwissenschaftlichen Tradition mächtiger fördern müssen, als gerade das protestantische, welches ja eben aus dem Bruche mit der kirchlichen Tradition hervorgegangen war. Und doch gerade der Protestantismus im ersten Jahrhundert seines Bestehens haftet auf dem Gebiete des Naturwissens, noch zäher selbst als die verlästerte Mutterkirche, an dem alten und veralteten Autoritätenglauben. Wir begnügen uns zum Belege unserer Behauptung ausschließlich mit den von Dr. Zöckler selbst zugestandenen Thatsachen.

Die protestantisch-orthodoxe Doctrin, so werden wir belehrt, fällt alsbald in die scholastische Art und in den Aristotelismus zurück. „Die nächsten Jahrzehnte nach Kepler's Tode und nach Galilei's Verurtheilung gehören dem wiederhergestellten Aristotelismus oder Ptolemäismus. Die scholastische Orthodoxie des Lutherthums und des Calvinismus duldete keine andere Weltansicht, als die der Kirchenväter und der früheren Scholastiker, wie man meinte, die einzige, welche dem Wortlaut und Geist der Schrift entspräche. Für den Standpunkt eines Kepler, der bei aller Hochachtung für die Zeugen der kirchlichen Vergangenheit doch die durch Beobachtung und Berechnung erkannte naturwissenschaftliche Wahrheit höher stellte, hatte diese Theologie kein Verständniß" (S. 538). „Anticopernicanisch bleibt die naturwissenschaftliche Weltansicht des Katholicismus, des Lutherthums und des Calvinismus bis zum Schlusse unseres Zeitalters", d. i. bis 1675 (S. 619). (Letztere Stelle gibt Zöckler selbst in Sperrdruck.) — „Mit dem Abschlusse der lutherischen Symbolbildung durch die Concordienformel zog auch auf dem Gebiete der Schöpfungslehre mehr und mehr ein Geist dogmatischer Starrheit und polemischer Härte ein. Das Interesse am Naturgebiete als einem selbständiger, wissenschaftlicher Erklärung bedürftigen Factor des theologischen Erkenntnißbereiches erkaltet mehr und mehr."

Gehen wir auf Einzelheiten über, so erfahren wir S. 591, wie Luther die heliocentrische Lehre des Copernicus „als den superklugen Einfall eines ‚Narren, der die ganze Kunst Astronomiae umbkehren wolle', verspottet und ihr als biblische Widerlegung kurzerhand die bekannte Josua-Stelle entgegenhält". Melanchthon „hat seine ganz und gar anticopernicanischen Vorstellungen ausdrücklich und in doctrinärer Form in seinen ‚Anfangsgründen der Physik' ausgesprochen (S. 668); die Kunst des Nativitätstellens vertheidigte er nicht bloß, sondern übte sie auch praktisch aus" (S. 560), und nahm überdieß „zwischen den Augen und den Gestirnen eine nähere Verwandtschaft oder Correspondenz an" (S. 592). Caspar Cruciger († 1548),

Luther's Gehilfe bei Übersetzung der Bibel, war, wenngleich einer der frühesten Anhänger des copernicanischen Systems, „gleich allen den Angehörigen dieser Schule Vertreter astrologischen Aberglaubens". Ebenso huldigte Melanchthons Schüler, der Wittenberger Superintendent und Professor Paul Eber († 1569), „den astrologischen Wahnvorstellungen und dem Kometenaberglauben seiner Zeit". Martin Chemnitz († 1586) war „eifriger Astrolog und Astronom", der Kirchenlieds-Dichter Christoph Knoll († 1621) „Horoskopist" (S. 560 f.). Auch der württembergische Reformator Johann Brenz († 1570) war „astrologie-gläubig wie Melanchthon und wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen" (S. 592). Die Häupter der Reformirten „waren sämmtlich, Zwingli selbst nicht ausgenommen, astrologischem Aberglauben zugänglich" (S. 600). Hieronymus Zanchi († 1590) hält nicht nur an der Sphärentheorie entschieden fest, sondern entwickelt obendrein eine ganze Theorie des Einflusses der Kometen auf die irdischen Geschicke (S. 711). Des bekannten Genfer Theologen Lambert Danäus († 1596) „physikalische und physiologische Vorstellungen erscheinen im Ganzen recht altfränkisch und retrograd. Auf die Frage, ob die Erde stille stehe, läßt er den Präceptor ein kräftiges Ja! antworten. Er glaubt noch an beschuppte Seeungeheuer von Inselgröße als die wahren Leviathane der heiligen Schrift, erzählt von giftigen geflügelten Drachen, deren Speise der Wind sei, hält an der thatsächlichen Existenz von Satyrn, Faunen, Lamien u. dgl. Ungeheuern fest und statuirt eine Einwirkung Satans auf solche Geschöpfe, um die Menschen mittelst ihrer zu erschrecken &c." (S. 708). Auch der vorhin genannte Zanchi „glaubt an riesige Seeungethüme, wie Strabo und Plinius sie schildern, und scheint selbst die Phönixsage noch ohne Bedenken für wahr zu halten" (S. 712); und der Mansfelder Decan Simon Musäus († 1576) kennt im arabischen Meere Wale von 600 Schuh Länge und 300 Schuh Breite, „welches wohl zu glauben ist, sintemal heut bei Tage Fischgreten und Ribben, wie große Balken dick und lang, gesehen werden" (S. 675). — Als einen durchaus auffallenden Zug möchten wir zum Schluß noch erwähnen, daß diejenigen Zweige des Naturwissens, in welchen protestantische Geistliche jener Zeit die namhaftesten Leistungen aufweisen, gerade die medicinischen Fächer sind, diejenigen also, deren Gegenstand sich mit der Offenbarung am allerwenigsten berührt, ihrem Einflusse somit auch am wenigsten zugänglich ist (vgl. S. 559 ff.).

Aus diesen wenigen Andeutungen dürfte klar ersichtlich sein, wie unschuldig die Reformation an dem mit Columbus anhebenden Aufschwunge des gesammten Naturwissens ist.

Unsere letzten Erörterungen bewegten sich ganz auf neuzeitlichem Boden; wenden wir zum Schlusse den Blick noch einmal auf die christliche Vorzeit.

Einen ähnlichen Verlauf, wie das Wachsthum des Einzelnen, nimmt auch die geistige Entwicklung der Menschheit in übernatürlicher wie in natürlicher Hinsicht. In naturgemäßer Weise, hier wie dort, geht die Entwicklung vor sich, und darum allmählich, langsam, stufenweise. Diese Langsamkeit ist nicht Fehler, sondern Gesetz. Wie im Keime ist schon von Anfang an vorhanden, was im Zeitenverlauf sich ausgestalten, ist

im Triebe bereits gegeben, was später in's Dasein treten soll. Aber Blätter und Blüthen und Früchte haben jedes seine Zeit; eine andere ist die Reife des Kindes, eine andere diejenige des Knaben, des Jünglinges, des Mannes; und diese Aufeinanderfolge ist kein Säumniß der Natur, sondern harmonische Ordnung. Hat nicht auch das Kind an Blumen, Schmetterlingen und Vögeln seine Freude? und doch gelangt erst in späteren Jahren der Naturforscher zur Reife.

Ähnlich vollzieht sich die geistige Entwicklung der Menschheit. Naturfreudig war die Offenbarung von der Wiege an, aber die Menschheit war damals noch nicht reif für den wissenschaftlichen Ausbau der Naturerkenntniß. Die christliche Offenbarung hat die Menschheit von dem Punkte ihrer Entwicklung aus weitergeführt, auf welchem sie dieselbe vorgefunden hatte. In dem Geiste der römisch-griechischen Welt hat sie zunächst, durch den Vergleich ihrer Grunddogmen mit den philosophischen Zeitanschauungen, das speculative Denken geläutert, geschärft und erhoben. Hinausgeworfen dann unter die Stämme der „Barbaren", hat sie diese langsam und schrittweise herangezogen zum Vollgenuß der übernatürlichen Güter sowohl, als zur Aneignung classischer Bildung und Wissenschaft: in der Scholastik erreicht die speculative Durchbildung der Menschheit ihren ersten glänzenden Abschluß. Aber die speculative Reife ist selbst wieder der Kern, aus welchem naturnothwendig das exacte Wissen üppig erblühen muß. Darum beginnt mit dem Abschluß des Mittelalters, und als das eigenste Ergebniß der kirchlichen Vorzeit, die Epoche des Aufschwunges zunächst der Erd- und der Himmelskunde, und mit ihnen aller anderen Zweige des Naturwissens. Dem wohlthätigen Einflusse der Kirche durch die Reformation großentheils entzogen, vollzieht sich derselbe gleichwohl, kraft des dem Menschengeiste eigenen Triebes nach Naturerkenntniß und der von der christlichen Vorzeit empfangenen Impulse, zu ungeahnter, herrlicher Entfaltung, die jedoch nur in der Wiederkehr zur Kirche ihre naturgemäße Vollendung zu erreichen vermag.

Der Mann, welcher, zu körperlicher Vollkraft und geistiger Reife gediehen, die seinem Kreise entsprechenden Kenntnisse umspannt, durchbringt und fruchtbar erweitert, er schämt sich nicht der Jahre, welche die erste Entwicklung des Körpers, die mühsame Erlernung der Anfangsgründe ausgefüllt hat: sind sie doch insgesammt die Stufen einer selben und einheitlichen Entwicklung, Triebe und Blüthen, welche im Keime die späte Frucht enthielten. So sind auch die Zeiten vor uns ebenso

viele Lebensalter der einen, dem Vollmaß geistiger Reife in Christo entgegenreifenden Menschheit. — Seien wir bescheiden und gerecht!

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Reform unserer Gymnasien.

XII. Die Erziehungslosigkeit und die Mißerziehung am heutigen Gymnasium.

Der Klageruf: „Unsere Gymnasien erziehen nicht mehr!" erscholl bereits vor etlichen Jahrzehnten aus dem Munde der Besten und ist jetzt nahezu allgemein geworden. Auf dem Nürnberger Philologentag 1877 hob der Professor Baumeister aus Karlsruhe hervor: „Die Höhe der Bildung eines Volkes hängt nicht von der Abrichtung auf eine möglichst große Summe von Kenntnissen ab, und der Unterricht macht doch überhaupt nur einen Theil der gesammten Cultur aus. Eine große Summe von Kenntnissen, ja selbst ein hoher Grad von guter, wissenschaftlicher Bildung macht noch nicht sittlich gut, macht noch nicht glücklich! Es gehört in der That viel mehr dazu, als der bloße Unterricht. Die Schule muß vor Allem die sittliche Erziehung des Menschen in's Auge fassen; sie muß das Gefühl veredeln, den Willen fest machen, die Thatkraft üben; sie muß den Menschen mit einem eisernen Fonds religiös-sittlicher Vorstellungen erfüllen und diese in Gesinnung zu verwandeln suchen." — Leistet nun das heutige Gymnasium in der Jugenderziehung dasjenige, was man von ihm verlangen muß? Im Großen und Ganzen — nein! wobei wir jedoch freudig zugestehen, daß es unter Lehrern und Schülern recht ehrenwerthe Ausnahmen gibt, aber nicht wegen, sondern trotz der heutigen Schuleinrichtungen. Und seit dem Sommer 1878 wird der Greuel der Verwüstung auf dem Felde der Erziehung durch die Schule selbst von den bisherigen Gönnern der modernen Ideen eingestanden.

Konnte man bessere Erfolge erwarten aus einem Systeme, das auf den Grundsätzen des verschwommenen und verkommenen Rousseau, des Trinitätsläugners Basedow und des kritisch-hellenistischen Wolf aufgebaut wurde und in einer bewußten oder unbewußten Gegnerschaft gegen das positive Christenthum wurzelte?

In der That sind die Mißerfolge der Neuschule in der Erziehung noch unvergleichlich größer, als im Unterrichte selbst. Entweder wird — allgemein gesprochen — gar nicht, oder, wo es dennoch geschieht, meistens falsch erzogen. Wir sprechen daher von der Erziehungslosigkeit und von der Mißerziehung am heutigen Gymnasium.

I. Die Erziehungslosigkeit.

Ein Grundirrthum der modernen Pädagogik auch an den Gelehrtenschulen ist die Läugnung der Erbsünde und der gefallenen Natur des Menschen, zugleich die reichlich sprudelnde Quelle der Revolution, besonders auf gesellschaftlichem Gebiete. Nach der Lehre des Christenthums bleibt im Getauften, nach der Tilgung der Erbschuld, doch die Begierlichkeit (concupiscentia) als glimmender Docht der später entbrennenden Leidenschaften zurück. Deßhalb ist es eine heilige Pflicht des Lehrers, nicht bloß den Schüler zu unterrichten, sondern auch den jugendlichen Charakter zu bilden zur Niederkämpfung der Leidenschaften und zur Übung des Guten, zu einem übernatürlichen Leben aus dem Glauben und mit der göttlichen Gnade, die uns vorzüglich in den Sacramenten der Kirche mitgetheilt wird.

Aber schon hier sind wir auf einem der Neuschule unliebsamen Gebiete angelangt. Moderne Philologie und christliche Erziehung — welche Gegensätze! Was noch „christlich“ ist am Gymnasium, das hat der Religionslehrer in wenigen wöchentlichen Stunden seines Faches zu besorgen, die Gelehrtenschule selbst gehört dem Hellenismus und dem reinen Menschenthum, den Idealen Rousseau's, Basedows und Wolfs. Der Grundcharakter der Neuerungen im Gymnasialwesen war eine gewisse Gegnerschaft gegen die im Grunde christliche alte Schule; im Wesen einander gleich, strebten sie darnach, ein neues Geschlecht zu bilden, das heller sehe, als die vorhergehenden Geschlechter, das, von den Schlacken des Aberglaubens befreit, an der Hand der Natur und des klassischen Alterthums weiser und glücklicher sein werde. Seit Wolf hatte sich „die Philologie von der Theologie emancipirt“: die Laisirung der Lateinschulen wurde grundsätzlich betrieben, den Theologen das Lehramt an denselben immer schwerer gemacht, das „Theologische“ von der neuen Alterthumswissenschaft ganz auf die Seite gesetzt oder gar bekämpft, und eine allseitige Gleichgiltigkeit gegen positives Christenthum nicht mehr als Unzier des Lehrers anerkannt. Man stand auf dem Boden des lauteren Men=

schenthums und wollte nur noch lehren; denn was sonst aus den jugendlichen Geistern emporsproßte, war ja natürlich, also gut. Wolf selbst ließ einen Schatten von Erziehung höchstens an den untersten Klassen zu und hielt insbesondere die Anwendung religiöser Grundsätze dabei für fehlerhaft („vel honestissimis consiliis peccatur ab iis, qui educandi rationes omnes ad unam religionem vel ethicam virtutem referendas arbitrantur“). Ihm aber folgen weitaus die meisten Lehrer, und so ist die grundsätzliche Erziehungslosigkeit ein unheilvolles Merkmal unserer Gymnasien geworden [1]. Zum Christen mag höchstens der Religionslehrer den Jüngling heranbilden, das Gymnasium als solches kennt nur den Menschen, und der „Mensch“ wächst von selbst.

Man mißverstehe uns nicht! Wir sagen nicht: alle Gymnasiallehrer der neueren Zeit sind Anhänger des Naturalismus und Abtrünnige des Christenthums. Dieß wäre eine Übertreibung und Verleumdung, die von so manchen ehrenwerthen Ausnahmen Lügen gestraft würde. Was wir sagen, gilt nicht sowohl den Personen, als vielmehr dem ganzen Systeme, das auf die Erziehungslosigkeit hinausläuft, und gegen welches der beste Schulmann kaum etwas ausrichten kann, am wenigsten unter einem liberalen Unterrichtsminister, der mit tausend knechtischen Augen sieht und ebensolchen Ohren hört. Daher ist die allgemeine Klage über die Vernachlässigung der Erziehung begründet und berechtigt. „Man erzieht jetzt selten Menschen mit individuell ausgeprägtem Wesen,“ klagte der Saargemünder Director Alexi in einem Vortrage 1878 [2], „sondern meist mittelmäßige Durchschnittsmenschen, die nur für das Examen oder den Broderwerb arbeiten, die nirgends mehr in die Tiefe der Wissenschaft eindringen, sondern die innere Hohlheit durch einen angelernten Wissenskram und nichtssagende Phrasen verdecken.“ Ja, unsere Zeit hat sich an diese auf den Gelehrtenschulen verzogenen „Durchschnittsmenschen“ so sehr gewöhnt, daß ein Mann von Charakter und geistiger Selbständigkeit wohl niemals ein härteres Loos hatte, als in dieser

---

[1] Damit man uns nicht der Übertreibung beschuldige, führen wir die Worte Roths (Gymn.-Pädagogik, S. 43) an: „Es ist nicht zu bestreiten, daß eine Unzahl von Gymnasial-Lehrern die Erziehung der Jugend zum christlichen Glauben und Leben mit Entschiedenheit nicht als Princip für ihren Beruf anerkennen und dem Christenthum in der Schule nur so vielen Raum zugestehen, als dem Religionsunterricht zugemessen ist; daß also die Idee der Erziehung zu christlichem Glauben und christlichem Leben factisch aufgehört habe, Lebensprincip für die gelehrten Schulen zu sein.“

[2] Köln. V.-Z., 18. April 1879.

schwächlichen Epigonenzeit, in welcher Alles und Alles zur vorschrifts-mäßigen Schablone wird.

Über dieses pädagogische Thohu Wabohu hilft man sich mit klingenden Redensarten weg. Seit Wolf geistert in den Amts- und Schulstuben die „harmonische Bildung" des Jünglings, unter der man sich Alles und Nichts denken kann, die „Humanität", von welcher Niemand weiß, was sie sei, die „höhere Bildung", die über die Erde und Natur nicht hinauskommt.

Thatsächlich setzt sich das heutige Gymnasium stolz über die Erziehung, besonders die christliche, hinweg, wenn man nicht das hohle Moralisiren, das bisweilen vorkommt, aber zumal in den höheren Klassen von den Schülern verabscheut wird, als erziehliche Thätigkeit hinnehmen soll.

Da man jedoch die Erziehungspflicht der Schule nimmermehr läugnen kann und trotzdem vor der thatsächlichen Mißkennung derselben steht, so hat man eine amtliche Ausflucht erfunden; denn wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Der ehemalige Cultusminister Falk sprach in seiner vielgenannten Schulrede (Januar 1879) von der „Erziehung durch den Unterricht". Da haben wir das nämliche Ding, das wir ehrlicher Erziehungslosigkeit nennen. Denn besteht die ganze pädagogische Thätigkeit nur in dem Unterrichte, so gibt es überhaupt keine Erziehung mehr, da sich der Unterricht an die Erkenntniß richtet, während die Erziehung den Willen und die That erfaßt, d. h. darin besteht, daß die Jugend durch Gewöhnung eine gewisse Leichtigkeit gewinnt, die Leidenschaften und alles Böse zu meiden, das Gute und Gott Wohlgefällige trotz etwaiger Schwierigkeiten zu thun. Zwar muß der Wille den Gegenstand, nach welchem er strebt, zuerst erkannt haben (ignoti nulla cupido); aber es wäre ein gefährlicher Irrthum, zu wähnen, daß die Erkenntniß des Guten, also der Unterricht in demselben, schon hinreiche zur Heranbildung sittlicher Menschen. Schon die Ovidische Medea klagt: „Video meliora proboque; deteriora sequor"; und ähnlich bekennt der hl. Paulus (Röm. 7, 15), daß er — ohne die Gnade — nicht das Gute thue, das er wolle, sondern das Böse, das er nicht wolle. Der Verbrecher weiß sehr wohl, daß seine That schlecht und strafwürdig ist: nicht am Erkennen fehlt es ihm, sondern am Wollen des Guten. Das liberale Sprüchlein von der Moralisirung der Völker durch Unterricht ist durch die Verbrecherstatistik Italiens und des neudeutschen Reiches aus dem jüngsten

Jahrzehnte so durchlöchert worden, daß es mit Ehren nicht mehr kann gedruckt werden. Somit ist die Phrase von einer „Erziehung durch den Unterricht“ nichts Anderes, als ein verhülltes Eingestehen der Erziehungslosigkeit, dieses großen Übels unserer heutigen Gymnasien.

Wo ruht denn überhaupt letzten Ortes die Sittlichkeit des Menschen? Im Gewissen! Die Norm des Gewissens aber ist der Glaube an Gott, den gerechten Richter. Somit fällt die religiöse und die sittliche Erziehung als gleichbedeutend zusammen. Aber der unser Gewissen regelnde religiöse Glaube ist nicht ein vager, zwischen Himmel und Erde schwebender „Naturglaube“, sondern diese positive Religion und Kirche, welcher die Gymnasiasten angehören. Sollte daher irgendwie — und die Thatsache steht fest — durch das moderne Schulwesen die Jugend gleich am Beginne ihrer gelehrten Bildung am Glauben Schaden leiden, so muß gleichzeitig ein Rückgang in der Sittlichkeit sich einstellen.

Aber wir sollen nicht etwa zu rein menschlicher, sondern zu *christlicher, übernatürlicher* Tugend erziehen, welche nur durch die Gnade möglich ist. Man spreche uns deßhalb nimmermehr von einer christlichen Erziehung an Anstalten, wo die Schüler nicht zu innigem Umgange mit Gott und zum Empfange der Gnaden*mittel*, der heiligen Sacramente, angeleitet werden. Thut nun unser heutiges Staatsgymnasium als solches dieser Pflicht genug? Ja, wagt es auch nur das Wort „christliche Erziehung“? Der Religionslehrer mag es in seinem *Fach* als esoterische Weisheit behandeln, die Lateinschule selbst ist rein menschlich geworden, ihre Heiligen sind Cicero und Platon; der Lehrer der Zoologie und Physik wird hundertmal die „Natur“ preisen, bevor der Name Gottes und seines Christus über die Lippen kommt.

Das Mildeste also, was wir in dieser Beziehung der Neuschule vorwerfen können, ist die Erziehungslosigkeit.

II. Die Mißerziehung.

Wohl nirgends mehr als in Sachen der Erziehung gilt das Wort des Herrn, daß, wer nicht mit ihm sammle, zerstreue, daß der gegen ihn sei, der nicht mit ihm sei. Schon der Umstand, daß unser Gymnasium nicht erzieht, schließt den sittlichen Rückgang der studirenden Jugend ein, weil es im geistigen Leben keinen Stillstand gibt, also derjenige zurückschreitet, der nicht voranschreitet. — Aber es treten noch ganz positive Mißstände hinzu, welche den Vorwurf einer wirklichen Mißerziehung begründen.

1. Auf Seite unserer Philologen begegnet uns so oft die **Überschätzung des klassischen Heidenthums**, jener humanistische Schwach- und Unglaube, welcher bereits den Humanisten des 16. Jahrhunderts anklebte, der seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts unsere Anstalten immer mehr durchsäuert und zu Pflanzstätten eines unchristlichen Geistes gemacht hat. Der bonus Ciceronianus et malus Christianus ist fast ein stehender Typus geworden, da die Lehramtscandidaten schon großentheils vom Gymnasium derartige Anschauungen mitbrachten, auf der Universität dieselben mit vollen Zügen einschlürften und beim Staatsexamen am allerwenigsten auf christlichen Sinn, auf die Befähigung zu **christlicher** Jugenderziehung geprüft wurden, ja unter liberalen Unterrichtsministern jede Maßregelung befürchten mußten, wenn sie sich in Wort und That als überzeugungstreue Söhne ihrer heiligen Kirche bewährten [1].

In solchen Händen bieten nun die heidnischen Schriftsteller eine große Gefahr für die Schule: sie werden zu einer wahren Wiedergeburt des Heidenthums (Renaissance) in den herrschenden Klassen des Volkes. Schon Origenes (ep. ad Greg. 2. 3) äußert: „Für Manche ist es ein Übel, mit den Ägyptern, d. h. den profanen Wissenschaften, zu verkehren, nachdem sie sich zum Gesetze Gottes (Christenthum) bekannt haben.... Durch die Erfahrung belehrt, behaupte ich, daß nur Wenige das Nutzbare Ägyptens (des Heidenthums) mitnehmen und es zum heiligen Dienste Gottes benützen; Viele aber gleichen dem Idumäer Ader. Ich meine diejenigen, welche aus der griechischen Weisheit irrgläubige Sätze erzeugen und ihre Erfindungen den heiligen Schriften anhängen, ihre Götzenbilder in Dan aufstellen und so an den Grenzen der Heiden wohnen." Nur sorgfältiges, aufmerksames und gläubiges Studium der heiligen Schrift mit Gebet könne dagegen schützen [2]. Der hl. Basilius der Große verfaßte eine eigene Warnungsschrift an die Christen: „Über das Lesen der heidnischen Bücher" (de leg. libr. gent.); die gewissenhafte Unterscheidung des rein

---

[1] Hist.-pol. Bl., Bd. 35. S. 415. — Katholik, 1878, Nov. und Dec., N. 37 und 44, „Briefe eines katholischen Schulmannes an einen Collegen". — Der höhere Unterricht und die christliche Weltanschauung, von einem Rheinländer. Freiburg 1879.

[2] Cf. Pseudo-Orig. in prooemio ad philosophumena; — Clem. Alex., Strom. I, 2. — Mehreres bei P. Bened. Braunmüller O. S. B., „Beiträge zur Geschichte der Bildung in den drei ersten Jahrh. d. Christenthums", Mettener Progr. auf 1854—55. S. 32 ff.

Heidnischen vom allgemein Vernünftigen und vom Christlichen ist so alt, wie das Christenthum überhaupt, wird aber von der Neuschule meistens vernachlässigt, so daß unsere Jünglinge unmerklich in jenen unheimlichen Gedankenkreis verfallen, der durch Christi Werk auf ewig begraben sein sollte. Was die Christen von Anfang an aus den Classikern lernen wollten, war nur die Übung des jugendlichen Geistes und die schöne äußere Form, nicht die hellenistische Weltanschauung und der heidnische Sinn. Ja, Tertullian, der gerne das Kind mit dem Bad ausschüttet, nennt gar die griechischen Philosophen die „Patriarchen aller Ketzer" und verlangt in gewohnter Übertreibung, daß die Christen gar keine heidnischen Schriftsteller lesen sollen. Ihm nachtretend haben in den fünfziger Jahren der sonst so verdiente Abbé Gaume und seine Anhänger den Stab über die heidnischen Classiker überhaupt gebrochen und der ausschließlichen Lesung christlicher Schriftsteller in den Schulen das Wort geredet; im guten, jedoch zu heißen Eifer waren sie zu weit gegangen, da der Mißbrauch allein vom Übel, der gute Gebrauch nützlicher Dinge nicht wegen des Mißbrauches zu verwerfen ist. Man hebe den Mißbrauch und belasse den Gebrauch! Der Streit ist längst entschieden, geht uns also nicht mehr an [1]. Seit den ersten Jahrhunderten bis heute wurden heidnische Auctoren in den christlichen Schulen, aber auf christliche Weise, gelesen; die religiösen Orden, welche an Gymnasien wirkten, merkten hieraus nicht den geringsten Schaden, ja sie erzogen wahrhaft christliche Gelehrte: Beweis genug, daß nur der ungläubige Mißbrauch des Alterthums die jungen Herzen vergiftet.

Daß nun solcher Mißbrauch des Alterthums von der neueren Philologie getrieben worden ist und noch getrieben wird, ist nicht zu läugnen. Statt die schöne Form der Alten ausschließlich zum Vorbilde zu nehmen, das menschlich Wahre in ihren Gedanken anzuerkennen, das Falsche als heidnische Blindheit zu verwerfen, durch das Licht des Christenthums zu erleuchten und so der geoffenbarten Wahrheit dienstbar zu machen, hat man das Griechenthum und Römerthum in Bausch und Bogen als Bildungs- und Erziehungsmittel unserer christlichen Jugend aufgestellt und die Gymnasien vielfach zu Brutstätten eines neuen Heidenthums erniedrigt. „Die Frucht solcher Gymnasialbildung aber,"

[1] Daniel S. J., Classische Studien in der christl. Gesellschaft. Deutsch, Freiburg 1855. — Kleutgen S. J., Die heidnischen Schriftsteller in den christl. Schulen. (Die alten und die neuen Schulen, 2. A. S. 96 ff.)

sagen die Historisch-politischen Blätter (Band 35, Seite 415), „ist eine Zersetzung des christlichen Bewußtseins und Lebens der jungen Leute durch heidnische Ingredienzien in solchem Grade, daß für sie freilich von der Hochschule Alles zu fürchten steht, wie es denn Thatsache ist, daß unter den von der Universität Zurückgekehrten, mit Ausnahme der Theologen, solche Männer als Seltenheit zu betrachten sind, welche ihrem katholischen Glauben noch treu geblieben sind. Ein Umschwung an den Gymnasien ist aber deßhalb sobald nicht zu erwarten, weil ihre Lehrer ... in der Regel den nämlichen Geist wieder in sich aufnehmen. Und wenn auch einzelne Männer den christlichen Sinn rein bewahren und darnach wirken wollen, so wird es ihnen immer schwer fallen, das Princip in der Praxis zur Anwendung zu bringen, da sie für ihre Richtung erst Bahn brechen sollen, und die vorhandenen philologischen Hilfsmittel selbst ihnen fortwährend im Wege stehen." [1]

Die Überschätzung des Heidenthums hat an unseren Lateinschulen das christliche Licht, die wahre Centralsonne alles Unterrichtes und aller Erziehung, unter den Scheffel gestellt, aus dem Mittelpunkte an die Peripherie gerückt und der Obhut eines ziemlich unmächtigen Fachlehrers übergeben, der in wenigen Stunden dasjenige, was der heidnische Antiquarius in den vielen Stunden zertreten hat, unmöglich neu pflanzen kann. So ist die Grundlage aller Erziehung, die Religion des Christenvolkes, unterwühlt, und das Neu-Heidenthum den jugendlichen Herzen desto gefährlicher, in je schöneren Formen es sich darbietet und je verführerischer es den erwachenden Leidenschaften schmeichelt.

---

[1] Als Gegengewicht gegen die Heiden wurden bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten neben den Classikern auch Bücher der heiligen Schrift gelesen. Die apostolischen Constitutionen (IV, 11) verlangen: „Unterrichtet eure Söhne im Worte des Herrn; von Kindheit an lehret sie die heiligen Schriften." Mit diesem altchristlichen Gebrauche stimmt das Statut der alten katholischen Universität Paris: „Quibus (sc. ceteris disciplinis) si addatur quotidiana Scripturae sacrae quantulacunque mentio, hoc velut divino sale reliqua puerorum studia condientur . . . Petamus sane a profanis scriptoribus sermonis elegantiam et ab iis verborum optimam supellectilem mutuemur . . . Sed absit, ut in iis, quemadmodum olim Augustinus de suis magistris conquerebatur, incautis adolescentibus vinum erroris ab ebriis doctoribus propinetur. Quî autem poterimus id vitare periculi, nisi tot profanis ethnicorum hominum vocibus inseratur divina vox, christianisque scholis, ut decet, quotidie intersit, imo praesideat unus hominum magister Christus!" Noch 1703 wurde dieses Statut vom Parlamente mit den Worten eingeschärft: „Les écoliers ne passent jamais un jour sans apprendre par coeur une ou deux maximes de l'Ecriture sainte." Rollin, La manière d'enseigner . . . 4e éd. p. XX et suiv.

2. Das zweite Element der Mißerziehung sind die sogenannten „Naturwissenschaften", die erfahrungsmäßig von unserer in der Empirie befangenen Gegenwart als Haupthebel gegen die göttliche Offenbarung angewendet werden, wie uns die verschiedenen Naturforscherversammlungen klar beweisen. Wenn der Wiener Prosector Rokitansky nicht an das Dasein einer Seele glaubte, weil er in den Tausenden von ihm zerschnittener Leichen keine Spur von ihr entdeckt hatte, so hängt nach Dr. Frauenstädt „der ganze Culturfortschritt davon ab, daß dem supranaturalistischen Glauben immer mehr Terrain entzogen wird"; denn „anstatt den atheologischen Materialismus zu schwächen, sollte man bedenken, wie viel Gutes er stiftet, und wie viel die Menschheit ihm zu verdanken hat, wie sehr hingegen die supranaturalistische Theologie — sei es nun, daß sie mehrere Götter oder nur Einen die Welt beherrschen ließ, daß sie polytheistischer oder monotheistischer Supranaturalismus war — die Menschheit in Erkenntniß der Wahrheit und im praktisch-moralischen Fortschritt aufgehalten hat". Ob nun auch an unseren Gymnasien die Naturfächer im Sinne eines Frauenstädt, Büchner, Cotta, Burmeister, Virchow, Moleschott, Vogt, Roßmäßler, Müller, Ule, Czolbe, Häckel, Brehm ꝛc. gegeben werden, darüber belehren uns gewisse Landtagsverhandlungen und die tägliche Erfahrung. Schon im Jahre 1854 [1] klagten die piemontesischen Bischöfe in einer Eingabe an den König über die dortigen Gymnasien: „An einigen Orten benützt man den Unterricht, um den Geist der Jugend mit falschen Ideen und Doctrinen anzufüllen, an andern, um das Herz zu verderben. Die Weltgeschichte mußte dazu dienen, den Papst, die Bischöfe und Diener der katholischen Religion zu verleumden; die Geologie, die Naturgeschichte und selbst das Zeichnen werden gebraucht, um den Pantheismus einzuflößen, die Schamhaftigkeit zu verletzen, die Gemüther zur völligen Sittenverderbniß vorzubereiten." Somit hat sich außer der Philologie auch die Kenntniß der Natur von der „Theologie" emancipirt — und da soll man nicht von Mißerziehung sprechen!

3. Die nothwendigen Folgen eines solchen Unterrichtes sind: Kälte, Verachtung, ja Haß gegen das Christenthum.

Huldigt doch das Organ der liberalen Lehrerschaft Bayerns der Ansicht, „das Christenthum vergifte die Schule" [2], ein Geständniß, das

---

[1] Ami de la religion, 13 Mai 1854.

[2] „Germania", 18. Aug. 1875. — Die bayerische Lehrerzeitung (1871, Nr. 30) verlangt in einem Aufsatze „Neue Gesichtspunkte" als Basis der modernen Pädagogik

wie ein greller Blitz die finstern Abgründe erhellt, in welche unsere Gymnasialerziehung vielfach versunken ist. Seit der Ära Rousseau-Basedow-Wolf ist die Gelehrtenschule mehr und mehr zu einer Pflanzstätte religiöser Gleichgiltigkeit und der hieraus entspringenden Folgen geworden. Der Verfasser der Schrift „Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungsplan" (Landshut 1833, Seite 5) klagt bereits in seinen ungleich besseren Tagen: „Siehe unsere Jugend an, zumal jene, welche den Gelehrtenschulen zugethan ist! Mir grauete, von ihr eine Schilderung zu geben. Daran zweifelt doch kein Einsichtiger mehr, daß alles revolutionäre Treiben in Europa eine Folge ist unserer Schulen, welche so offenbar zum Antipoden aller positiven Religion und besonders des katholischen Christenthums sich erhoben haben. Dieser Geist liegt, wenn auch nicht immer in offenbaren Ausdrücken kennbar, doch heimlich und tieferblickenden Augen kennbar in den Lehr- und Erziehungsplänen, die seit dreißig und vierzig Jahren an das Licht getreten; alle haben die Anlage in sich, die Jugend zu dechristianisiren; und es ist so listig angelegt, daß es manche der Bessern und Besten nicht merken, ja vielmal selbst ohne ihr Wissen zum Verderben wirken, vielmal, das Übel auch merkend, es nicht zu verhindern wagen."

Wir denken bei diesem Schauder der Verwüstung nicht an ein einzelnes Land; denn das nämliche Unheil tritt in allen liberalisirten Staaten unseres Erdtheils auf, hat darum den obersten Wächter des Christenthums, den heiligen Vater zu Rom, schon wiederholt zu den bittersten Klagen und ernstlichsten Warnungen veranlaßt. Papst Gregor XVI. schildert in seinem Rundschreiben Mirari vom 15. August 1832 den Ruin des Glaubens und der Sitten der Jugend durch die schlechten Gelehrtenschulen, die darauf ausgehen, die von Gott gestiftete Kirche dem Hasse der Völker auszuliefern, die ungeheuerlichsten Irrlehren zu verbreiten, die Herzen der Jugend in religiöser und sittlicher Beziehung abgründlich zu verderben [1].

---

nicht mehr und nicht weniger, als die Darwin'sche Abstammungs-Theorie. Dr. Dippel, Christl. Gesellschaftsl., Regensburg 1873. S. 382.

[1] „Divina Ecclesiae auctoritas oppugnatur, ipsiusque juribus convulsis, substernitur ipsa terrenis rationibus, ac per summam injuriam odio populorum subjicitur in turpem redacta servitutem. Debita Episcopis obedientia infringitur, eorumque jura conculcantur; personant horrendum in modum Academiae ac Gymnasia novis opinionum monstris, quibus non occulte amplius et cuniculis petitur catholica fides, sed horrificum ac nefarium ei bellum aperte jam et propalam infertur. Institutis enim exemploque praeceptorum, corruptis adole-

Im nämlichen Sinne klagen die bayerischen Bischöfe auf der Freisinger Conferenz (1850): „Wenn die Bischöfe es nicht unerwähnt lassen, daß ihrer Wahrnehmung nach der Verfall der Religion und Sitten unter den Studirenden ... auf eine wahrhaft erschreckende Weise seit den letzten drei Jahren zugenommen hat, so genügen sie hiermit nur einer schmerzlichen Pflicht.“ [1]

Wenn daher unsere gebildeten Stände so manchfach durch widerchristliche Gesinnung im schneidendsten Gegensatze zu unserem guten Volke stehen, so müssen wir die Schuld hiervon ganz besonders unseren Gymnasien zuschreiben. „Was die Familie bildet,“ sagt Bischof von Ketteler [2], „gehört noch vorwiegend dem Christenthum an; was die mittlere und höhere Schule bildet, ist schon großentheils dem modernen Unglauben zugefallen. Die Familie ist noch wesentlich christlich ... Dieser Grundpfeiler steht noch und hält die Gesellschaft, wenn er auch schon vielfach erschüttert ist. Das öffentliche Leben aber ist vorwiegend unchristlich, ungläubig: und dieses ist hervorgegangen aus unseren Schulen.“

4. Ist es dann ein Wunder, wenn die Unsittlichkeit bei der studirenden Jugend so große Verwüstungen anrichtet? Gerade in den Jahren der erwachenden Leidenschaften (calente juventute), in welchen die wirksame Furcht Gottes und die innigste Hingabe an himmlische Dinge die einzige Rettung vor früher Entweihung wäre, ist das unbezahlbare Kleinod der Religion vom pädagogischen Wahnsinne längst in den Staub getreten. Unter solchen Umständen ist die Lectüre der Alten und vorzüglich der Dichter erst recht gefährlich. Klagt doch schon Cicero über die Verweichlichung und Entsittlichung der Gemüther durch das Lesen gewisser Dichter. Das in solchen Dingen überaus blinde Heidenthum suchte, ähnlich wie der emancipirte Theil unserer heutigen Belletristen, gerade im „Pikanten“ einen vorzüglichen Reiz, wie der weichlich-lüsterne Catull selbst eingesteht; und eben deßhalb hüteten sich nach den Worten Martials [3], des Lieblingsdichters Domitians, die ernsteren

---

scentium animis, ingens religionis clades morumque perversitas teterrima percrebuit.“

[1] Collectio Lacensis, t. V, col. 1180 c.

[2] Freiheit, Autorität und Kirche. 4. A. Mainz 1862. S. 206 f.

[3] Z. B. I, 36 ad Corn.:

> Versus scribere me parum severos,
> Nec quos praelegat in schola magister,
> Corneli, quereris.

Lehrer wohl, ihren Zöglingen unterschiedslos Gedichte vorzulesen. Der ernste Juvenal warnt jeden Lehrer in seinen berühmten Versen, das sittliche Gefühl der Jugend auch nur im Entferntesten zu verletzen [1]; und seinem Rathe sind alle christlichen Erzieher gefolgt. So lange die Lateinschule christlich war, bekamen die Schüler nur vom Schmutze gereinigte Ausgaben in die Hände, bis es da und dort, zum Glücke in Österreich nicht, unsern philologischen Antiquaren einfiel, daß auch der classische Unrath lauteres Gold, sogar für die Jugend sei, und daß man ihr die sauberen „Bröcklein" nicht vorenthalten dürfe, vorausgesetzt, daß die Texteskritik lesbare Ausgaben hergestellt habe. Und was geschieht? Wenn auch der Lehrer die schlüpfrigsten Stellen überschlägt, so sind nicht selten gerade die zweifelhaftesten und unfleißigsten Schüler ruhelos hinter denselben her, bis sie Alles „heraushaben". Wir könnten schreiende Beispiele anführen, die wir jedoch lieber unterdrücken wollen. Heißt aber dieß nicht Öl in's Feuer gießen und die jugendliche Unschuld gewerbsmäßig in den Schmutz hinabziehen? So arbeiten eine ungläubige Philologie und eine materialistische Natur-„Wissenschaft" dahin, daß unsere Gymnasien großentheils Pflanzstätten des Abfalls von Gott und den ewigen Sittengesetzen geworden sind.

5. Und das Ende vom Liede? Nun ja, der Mangel an Idealismus, der schnöde Dienst der Materie, die Verrohung und Zügellosigkeit — an einem leider sehr großen Theile unserer studirenden Jünglinge. Vollends in und mit dem Culturkampfe sind alle Dämme eingerissen worden, so daß sich die schlammigen Gewässer der Tiefe gerade auch über die deutschen Gymnasien hinwälzten. Im Jahresberichte des Studienrectorats Kaiserslautern für 1875 heißt es unter Anderem: „Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß im Lerneifer, Pflichtsinne, überhaupt in der moralischen Haltung der Jugend im Allgemeinen ein Rückgang wahrzunehmen ist . . . Die Hauptursache dieser und anderer unerfreulicher Erscheinungen liegt in den Verhältnissen, in denen die Jugend zur Zeit heranwächst. Die Genußsucht, besonders das Vorausgreifen von Genüssen, die späteren Jahren vorbehalten sind,

[1] Sat. XIV.:

> Nil dictu foedum visuque haec limina tangat,
> Intra quae puer est . . .
> Maxima debetur puero reverentia; si quid
> Turpe paras, ne tu pueri contemseris annos.

nimmt merklich zu, lähmt die Energie des Wollens und Handelns, beherrscht die Phantasie und erschwert dadurch sehr fühlbar den Lehrern die Arbeit der geistigen und sittlichen Ausbildung der Jugend." Der Herr Rector durfte freilich nicht sagen, daß die Schuld größtentheils am Systeme selbst liege, und daß auch der beste Lehrer darunter leide; statt dessen klagt er, daß die Jugend sich über die Auctorität des Hauses und der Schule hinwegsetze, und kommt zu dem Schlusse, daß Eltern, Lehrer und Schulvorstände den Schwerpunkt ihres Wirkens nicht einseitig in die intellectuelle Ausbildung der Jugend, in die möglichst reiche Ausstattung derselben mit praktisch verwerthbaren Kenntnissen legen müssen, sondern mehr noch in die sittliche Erziehung auf Grund wahrer Religiosität, in die Heranbildung ehrenhafter, zuverlässiger Charaktere, vaterlandsliebender und echt deutschgesinnter Jünglinge [1].

Die trostlosen Folgen der Mißerziehung auf unseren Gymnasien sind so schreiend, daß mit dem Juni 1878 selbst die liberale Presse das Übel nicht länger verschweigen konnte. Die Selbstmorde und Duelle von Gymnasiasten, die geheimen Gesellschaften, der Hochmuth und die Genußsucht im Bunde mit dem weltkundigen Unfleiße und dem schlechten Erfolge der Reife-Prüfungen jagten Schrecken ein [2]. Schade für so vielen redlichen Fleiß, Opferwilligkeit, ja Gewissenhaftigkeit der besseren Lehrer! Sie konnten den Strom des Verderbens nicht aufhalten.

Und dieselben Erscheinungen zeigen sich in Italien, Frankreich, Belgien, kurz überall — wo der Staat das Schulwesen in die Hand genommen hat. Ist es denn anders möglich? Der Staat kann zwar Soldaten drillen und Beamte controliren, aber erziehen, sittlich und christlich erziehen, kann er in Ewigkeit nicht, weil dieß nicht in seinem Berufe, sondern in jenem der Kirche und der Familie liegt.

Wie ist es denkbar, daß ein einziger Mann, der jeweilige Unterrichtsminister, eine so erdrückende Last trage, wie die Erziehung einer ganzen Nation, daß er alle nothwendigen oder zweckmäßigen Schulen und Lehranstalten errichte, die tauglichsten Professoren auswähle, die Lehrgegenstände und die Lehrweise bis in's Einzelne bestimme, die Lehrbücher aller Art prüfe und billige, in allen Zweigen des Wissens, der Kunst, der Gewerbe, zwischen den verschiedenen Theorien, Lehrgängen

---

[1] „Germania", 18. Aug. 1875. Vgl. die Nr. vom 22. Oct. 1879.

[2] Wir müßten einen ganzen Band schreiben, wenn wir auch nur unsere eigenen Sammlungen benützen wollten. Lesenswerth ist der Aufsatz über die Verwilderung der studirenden Jugend im Februarhefte 1879 des Mainzer „Katholik".

und praktischen Anwendungen unterscheide, die Bedingungen der Zulassung und Ausschließung der Schüler festsetze, die Lehrer aller Anstalten überwache und leite! Wahrlich, der „allmächtige" Staat und sein Unterrichtsminister maßt sich eine wirklich göttliche Allwissenheit und Allweisheit an, wie sie ein menschliches Institut nie hat und nie haben kann; er übt eine Allgewalt aus, wie sie von der Kirche, trotz zahlreicherer und berufenerer Organe, nie und nirgends beansprucht worden ist, eine allseitige Reglementstyrannei, die sich Eingriffe in die heiligsten Rechte der Einzelnen, der Familie und der Kirche erlaubt. Und am Ende ist der ganze Erfolg — ein Rückgang in Wissenschaft und Tugend bei unerschwinglichen Opfern an Geld und Mühe.

Dieß ist die Überzeugung aller Christgläubigen innerhalb und außerhalb Deutschlands [1]. Die gefährlichste aller Centralisationen ist die des Unterrichtes, sei es an deutschen oder Latein- oder Hochschulen, das sehen wir an den pädagogischen Mißerfolgen des heutigen Gymnasiums. Wenn dieselben auch nie genug beklagt werden können, so haben sie doch das eine Gute an sich, daß sie dem Volke die Augen öffnen und den Ruf nach Unterrichtsfreiheit verallgemeinern. Der Zwang und der Unverstand können dann am wenigsten aufrecht bleiben, wenn die heillosen Früchte der beiden offen vor Aller Augen an den Zweigen hängen.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Unsere Erfolge im Culturkampfe.

Die Friedensverhandlung Preußens mit Rom ist abgebrochen, das „Friedensgesetz" verstümmelt. Die Katholiken sahen sich gezwungen, gegen dasselbe zu stimmen. Der Kampf ist also noch nicht beendet nach neun Jahren unseliger Dauer.

Ist denn alles Mühen und Ringen vergeblich gewesen? Das katholische Volk verneint diese Frage. Ungebrochen ist sein Muth, un-

[1] Noch ungleich stärker, als wir, sprach sich die siebente Versammlung der „Evangelischen Allianz" zu Basel am 3. Sept. 1879 gegen das Schulmonopol und die Erziehungsfrüchte des modernen Staates aus.

entwegt seine Ausdauer. Frisch nimmt es wieder den Kampf auf, wie die Versammlungen von Dortmund, Köln, Trier und andern Städten beweisen. Mit solchem Sinn unternimmt man keine Danaidenarbeit. Und das katholische Volk hat Recht. Es hat im Culturkampf große Erfolge gewonnen, ja größere, als es hoffen durfte.

Wenn wir von Erfolgen reden, so müssen wir uns klar machen, von welchen Erfolgen einzig die Rede sein konnte. Das hat ein bündiges Wort des unvergeßlichen v. Malinckrodt deutlich ausgesprochen: „Sie können uns unter die Füße treten, Sie können uns vernichten, aber die Freiheit bewahren wir, daß wir unserer Überzeugung nicht untreu werden.“ Dem Staate steht die gewaltigste physische Macht, der Kirche die größte moralische zu Gebote. Die physische Macht kann im Kampfe mit der moralischen nur zertreten und vernichten, und wahrlich, sie hat im Culturkampf dieses Zerstörungswerk in einem Maße vollbracht, daß nun selbst die Minister darüber bedenklich werden. Zertreten sind Klöster und Ordensschulen, verödet Knabenconvicte und Priesterseminarien, aufgehoben die ordentliche Verwaltung von vielen Diöcesen und 1400 Pfarreien, vernichtet der religiöse Friede und die kirchliche Freiheit. Doch das Zerstörungswerk ist kein Erfolg, da der Staat ja hierdurch gegen sein eigenes Fleisch wüthet, gegen seine loyalsten Bürger vorgeht. Der Kirche konnte es nun nicht einfallen, diese physische Macht durch physischen Widerstand besiegen oder auch nur hindern zu wollen; sie mußte das Zerstörungswerk geduldig über sich ergehen lassen; ihr Erfolg, ihr Sieg konnte in nichts Anderem bestehen, als in dem, was Malinckrodt mit den obigen Worten ausgesprochen, nämlich im unbeugsamen Festhalten an ihrer Überzeugung, an ihren Principien. Haben die Katholiken diesen Sieg errungen? Ja, und zwar in einem Maße, das die höchste Bewunderung verdient. Keiner der Bischöfe hat auch nur für einen Augenblick gewankt; freudig haben sie Entbehrungen, Gefängniß, Exil über sich genommen; und nach diesem hehren Beispiel beharrte der ganze Klerus unerschütterlich in der Stellung, welche ihm vom Glauben angewiesen worden. Nur einige Wenige sind „Staatspastoren“ geworden. Aber sie verschwinden unter den 7000 Priestern in Preußen. Auch das katholische Volk hat unbeugsam an den kirchlichen Grundsätzen festgehalten. So wenig über die Priester die Sperrung des Gehaltes, so wenig hat über das Volk die Sperrung des Gottesdienstes etwas vermocht. Wie die Wahlen zeigen, nimmt die Zahl der kirchlichtreuen Katholiken noch immer zu. Mehrere Wahlkreise

sind in jüngster Zeit von ihnen erobert worden. Und wie viele von den Wenigen, die sich Anfangs durch das Geschrei und Geschreibsel der Gegner berücken ließen, haben diesen Schritt bereut! So steht das gesammte katholische Volk trotz aller Anstrengungen der Feinde wie eine eherne Mauer da. Alle darauf gefallenen Schläge haben sie gestählt. Ein herrlicher Anblick besonders in unserer dem Materialismus verfallenen Zeit! Groß ist der Heroismus eines einzelnen Martyrers, der unerschütterlich die Wahrheiten seines Glaubens bekennt. Wunderbarer indeß ist der Heroismus eines ganzen viele Millionen umfassenden Volkes, das mit derselben Standhaftigkeit trotz aller Verheißungen und Drohungen und Chikanen und Leiden an den Grundsätzen seiner Religion festhält. Wo hat die Geschichte ein solches Schauspiel gesehen? Auch in andern Zeiten, auch in andern Ländern blieben Katholiken bei ähnlichen Wechselfällen treu ihrem Glauben; aber leider trübte der Abfall Vieler diesen Triumph. In ähnlichen Streitigkeiten mit der Kirche zogen römische und deutsche Kaiser, französische und englische Könige, italienische und südamerikanische Republiken jedesmal eine große Zahl Katholiken, selbst Priester und Bischöfe, auf ihre Seite. Ebenso steht den glaubenseifrigen Katholiken anderer Länder eine gewaltige Masse liberaler und lauer gegenüber. In Preußen dagegen herrscht unter Millionen Katholiken die größte Einmüthigkeit im Kampfe für die religiösen Wahrheiten, für die idealsten Güter, für die edelsten Freiheiten, im Kampfe gegen drohenden Absolutismus und Byzantinismus des modernen Staates, gegen die Russificirung des kirchlichen Lebens. Dieses unbeugsame Festhalten des ganzen Volkes an den Grundsätzen seiner Kirche ist der erste große Erfolg und die Wurzel aller andern Erfolge, wie ja auch der Glaube für den Katholiken Grundquell des ganzen sittlichen Verhaltens und Norm des ganzen Lebens ist. Sogar Gneist hat das widerwillig zugegeben mit den Worten: „Roms Kraft beruht auf der Unveränderlichkeit seiner Principien."

Der zweite Erfolg ergibt sich aus dem ersten. Alle Pläne der Culturkämpfer sind zu Schanden geworden. Nach Friedberg sollte der Staat dahin wirken, „daß der Kirche die Macht über das Volk entrissen werde"; darum sollte Auflösung die enggeschlossene kirchliche Einheit zerstören. Der „Kampf gegen Rom", so erklärte Falk am 29. Januar 1874, ist in der altkatholischen Bewegung das „Moment, welches mit den Intentionen der Staatsregierung übereinstimmt". Und nun, wie ist der Versuch gelungen? Hören wir eine protestantische Stimme, welche trotz

ihrer sonstigen Mäßigung Sympathien mit dem Altkatholicismus offen zur Schau trägt. Der „Reichsbote" schrieb bei Anlaß des Scheidebriefes von Sybels: „Bekanntlich hat der Staat durch diesen Kampf mit Rom das Ansehen des Papstes und die Anhänglichkeit des katholischen Volkes an ihn nur ganz außerordentlich befördert... Sobald die protestantische Regierung mit ihrem liberalen Parlament ihre Hand an die alten Ordnungen legte und die sog. Maigesetze machte — war in der katholischen Kirche plötzlich aller Meinungsstreit verstummt, und den Culturkämpfern gegenüber waren alle Katholiken einig; selbst die sonst kirchlich Gleichgiltigsten standen fest und treu zu ihrer Kirche. Die Festigkeit wurde durch jedes neue Maigesetz gestärkt, und so wirkten diese Gesetze das Gegentheil von dem, was sie wirken sollten." So ist es in der That. Die Trübsal glich einem Feuer, das Alle: Papst, Bischöfe, Klerus und Volk, immer fester zusammengeschweißt, die Liebe geläutert und dadurch die Liebesmacht der Kirche vergrößert, die Ehre des Klerus erhöht, das katholische Bewußtsein gehoben, das kirchlich-religiöse Leben gekräftigt hat. Diese Erfolge blieben aber nicht auf Deutschland beschränkt. Die Katholiken Preußens und Badens sind ein Schauspiel geworden der ganzen katholischen Welt, Alle erfreuend, anspornend, ermuthigend. Und der Altkatholicismus? Nun ja, beispiellos ist es in der Geschichte, daß eine Secte, die so von der Presse, „den Wissenschaftlichen", den Reichen, den Geheimbünden, den Gewalthabern protegirt wurde, trotzdem einen so kläglichen Verlauf genommen.

Der dritte Erfolg ist die Stärkung des Centrums. Auf dessen Sprengung hatte es der Culturkampf abgesehen, aber dieser „Thurm", um mich eines Bismarck'schen Ausdruckes zu bedienen, ist noch immer „unüberwindlich". Auch das neueste Gesetz hat in dieser Beziehung dasselbe Fiasko aufzuweisen, wie die früheren. Das beweisen die schon erwähnten Versammlungen von Köln, Trier, Geldern und andern Orten. Die Zahl der Abgeordneten des Centrums hat sich während des Culturkampfes fast verdoppelt.

Der vierte Erfolg ist das Wachsthum der ultramontanen Presse. Nirgends auf der ganzen Welt hat diese Presse eine derartige Verbreitung, Macht, Größe, als sie solche in Folge des Culturkampfes in Preußen und besonders in den Rheinlanden erhalten hat.

Der fünfte Erfolg ist der Beginn der Deroute unserer Gegner im Kampfe. Als Zeichen hiervon hat das neueste Gesetz große Bedeutung, obwohl es den Katholiken nur Weniges bietet und selbst das Wenige

durch unnöthige Beigaben von unkatholischen Bestimmungen für sie unannehmbar gemacht hat.

Früher hieß es: keine Änderung der Maigesetze, bevor die Katholiken sich denselben unterwerfen. Daher erhob man die strenge Forderung des Eides auf die Gesetze. Auf den Nothstand aber hatte man geradezu seine Hoffnung gesetzt. Falk sprach es offen aus: daß, wenn das wahre religiöse Bedürfniß so mächtig werde, daß es nicht unbefriedigt bleiben dürfe, die Gemeinde dahin kommen werde, auch im Widerspruch mit den „hergebrachten Formen" Geistliche, die der Bischof weder ernannt noch bestätigt habe, anzunehmen. Nun, diese Hoffnungen sind zu Wasser geworden. Der Nothstand hat, weit entfernt, dieselben zu verwirklichen, nur das Volk gegen die Regierung erbittert. Darum erklärte, auch ohne daß die Unterwerfung geschehen ist, Herr v. Puttkammer wiederholt und feierlich: „Die Regierung trägt eine schwere moralische Verantwortlichkeit, und diese erblickt sie darin, daß es ihre Pflicht ist, bis an die äußerste Grenze dessen, was mit den unveräußerlichen Rechten des Staates vereinbar ist, zu gehen, um ihre katholischen Mitbürger aus ihrem gegenwärtigen geistlichen Nothstande zu befreien." Man hat sogar die Vollmacht gegeben, von der Pflicht jenes Eides auf die Gesetze zu dispensiren, und den Anfang gemacht, die Härte der Gottesdienstsperre zu mindern.

Früher pochte man immer darauf, daß die Maigesetzgebung die Grenzen zwischen Staat und Kirche so gut geregelt hätte; jetzt ist man ziemlich allgemein der Meinung, daß sie in ihren Bestimmungen über die Absetzung der Bischöfe und anderen Geistlichen (die sogen. „Entlassung aus dem Amte") zu weit gegangen ist, und so hat man denn die Abänderung des betreffenden Artikels votirt. „Man kann zugeben," so heißt es in den Motiven des neuesten Gesetzes, „daß, da die Besetzung der kirchlichen Ämter grundsätzlich der Kirchengewalt gebührt, folgeweise auch die Entziehung derselben nicht in die staatliche Zuständigkeit fällt." Consequent hat man demgemäß „die Grenzlinie zwischen Staat und Kirche dahin berichtigt, daß künftig nicht mehr die Entlassung aus dem kirchlichen Amte auszusprechen ist". Noch andere „Berichtigungen der Grenzlinie" werden folgen, wenn es anders dem Minister Ernst ist mit seinen Worten: „Wir dürfen nicht unsern Standpunkt in den Sinn von Hunderttausenden (besser Millionen) katholischer Mitbürger hineindrängen und von ihnen Anschauungen verlangen, die nun einmal nicht in ihren Gemüthern stecken" (Sitzung vom 21. Juni, Stenogr. Ber. S. 2231); wenn anders Bennigsen und die ihm folgenden Nationalliberalen es ehrlich meinen mit ihrem Ausspruch: „Wir sollen hier die schwierigsten Verhältnisse ... so zu regeln suchen, daß weder der Staat noch die Kirche, die das gar nicht können, ihre Principien opfern" (l. c. S. 2224).

Auch das protestantische Volk ist des langwierigen, unnützen Kampfes herzlich müde. Selbst der pommer'sche Bauer verlangt, wie der Minister bezeugte, nach dem Frieden, und auch der Primipilar aller „Culturpauker", Herr von Sybel, Ehrenpräsident des deutschen Vereins, hat denselben abfällig kritisirt. Die Ratten verlassen das Schiff, wenn es anfängt zu sinken. Sicher ist das Schwierigste erreicht, die erste Bresche geschossen. Daß man den Rückzug durch eine Kanonade zu verdecken sucht, darf uns nicht wundern, und so erklärt es sich, daß man auch jetzt noch hoch und theuer versichert, an den Maigesetzen festhalten zu

wollen, daß sogar der Cultusminister erzürnt den Katholiken vorwarf: „Sie werden in einem dauernden Krieg mit dem preußischen Staat sich befinden müssen, es sei denn, daß Sie Ihre Hoffnung richten auf große Katastrophen.“ Nein, Excellenz, es gibt noch ein Drittes, daß Sie mit Ihren Collegen „ein wenig mehr Licht“ bekommen. Schon ist anerkannt worden, es sei eine heilige Pflicht, zur Abhilfe des Nothstandes bis zu der äußersten Grenze dessen, was mit den unveräußerlichen Rechten des Staates vereinbar sei, zu gehen und nicht von den Katholiken die Aufgebung ihrer Grundsätze und Anschauungen zu verlangen. Nun, es wird doch nicht so gar viel Licht erfordert, um die Wahrheit des bei der Krönung ausgesprochenen Königswortes Wilhelms I. einzusehen, daß die damaligen verfassungsmäßigen Verhältnisse der katholischen Kirche „wohlgeordnet“ [1], also nicht im Widerspruch mit den Grundrechten des Staates, seien. Es ist doch eine klare, offenbare Wahrheit, daß das Freigeben des Messelesens, des Krankenölsegnens, der Spendung der Sacramente, wie es in allen civilisirten Staaten gestattet ist, die staatlichen Grundvesten nicht erschüttert. Gar leicht ist zu begreifen, besonders für einen conservativen Minister, daß die Haltung der Verträge, wodurch den Katholiken freie Ausübung ihres Cultus zugesichert wurde, nicht den unveräußerlichen Rechten des preußischen Staates widerstreitet; daß ferner der kirchliche Friede, welcher, wie Lasker gestanden, nöthig war, um das deutsche Reich unter Dach und Fach zu bringen, auch besser mit dessen Wohlfahrt vereinbar ist, als der grause Unfriede, der in Folge der Maigesetze sein Inneres zerreißt. Wie sehr endlich dieselbe Gesetzgebung den Principien der katholischen Kirche, die diese nun einmal, wie sogar Bennigsen eingestehen mußte, nicht aufgeben kann, widerspricht, dieß vermag das unerschütterliche, mit den größten Opfern behauptete Non possumus des Papstes, der Bischöfe, des Klerus und des katholischen Volkes jedem Unbefangenen ohne Mühe zu beweisen.

„Nur zwischen Glauben und Vertrauen ist Friede.“

Dieses Dichterwort gibt den einzigen Weg zum Frieden an. Der Minister verlangte, daß man mit Vertrauen ihm entgegenkäme. Niemand

---

[1] Culturkämpfer schmähen immerfort auf die damalige verfassungsmäßige Stellung der Kirche; nicht so König Wilhelm I.; er sagte in jenem feierlichen Augenblicke: „Es gereicht Mir zur Genugthuung, die Verhältnisse der katholischen Kirche für den Bereich Meines ganzen Staates durch Geschichte, Gesetz und Verfassung wohlgeordnet zu wissen.“

verweigert ihm dasselbe; aber auch das katholische Volk mit seinem Episkopat und Klerus hat Anspruch auf Vertrauen. Man möge also endlich glauben, was eine ungezählte Schaar von Ehrenmännern mit der größten Standhaftigkeit betheuert, daß nämlich die Maigesetze den Grundsätzen ihrer heiligen Religion widerstreiten. Dann wird man aufhören, von den Katholiken zu verlangen, was ihnen moralisch unmöglich ist; und der Friede wird heimkehren.

Aller Anfang ist schwer. Die Änderung der Maigesetze hat begonnen. Das „wenig mehr Licht", welches zur Weiterführung des Angefangenen nöthig ist, wird auch nicht ausbleiben, es schimmert schon durch den ersten Riß. Wir hoffen auf Gott. Er allein konnte dem katholischen Volk die Beharrlichkeit in den Grundsätzen seines Glaubens geben. Er, der hiermit das Werk angefangen hat, wird es auch vollenden.

G. Schneemann S. J.

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf.

(Mitgetheilt von Wilhelm Kreiten S. J.)

Zur Orientirung.

Zu den namhaften und berühmtesten Torso's der modernen deutschen Dichtung gehört anerkanntermaßen das wundervolle Bruchstück von Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers". „Die unvergleichliche Gedanken- und Gefühlstiefe Brentano's ist nach unserer Meinung kaum jemals so reich, so rein und zugleich so schlicht zum Ausdrucke gekommen, wie in dem herzbestrickenden Chronika-Fragmente." [1] Es sind freilich nicht weltbewegende Probleme und „Menschheitsfragen", wie sie nach dem ersten Theile des Faust zu immer neuen mißlingenden Versuchen einer Lösung, d. h. Fortsetzung der Tragödie, herausforderten. Auch sind es nicht die großartigen Grundzüge und kühngezogenen Fluchtlinien der Schiller'schen Fragmente des Demetrius und der Templer, was in der Chronika zum Ausbau drängt. Es ist im Gegentheil gerade das Stille, Demüthige, Treuherzige und Kindliche in Anlage und Durchführung, in Gedanke und Sprache, was zu einer Fortsetzung des Fragmentes reizt, bis der wirkliche Versuch einer solchen die ganze Schwie-

[1] Dr. F. Hülskamp, Liter. Handweiser Nr. 269. Sp. 454.

rigkeit erfassen, von der andern Seite aber auch die innere Vollendung und unerreichte Vortrefflichkeit des Brentano'schen Bruchstückes sozusagen mit Händen greifen läßt. Noch in der allerletzten Zeit ist der Versuch einer derartigen Fortsetzung gemacht [1], aber, bei allen sonstigen Vorzügen des Werkes als selbständiger Dichtung, doch als Ergänzung des Brentano'schen Fragmentes von der Kritik zurückgewiesen worden [2].

Abgesehen von der jedem Dichter und erst recht dem gemüth- und phantasievollen Brentano eigenen und niemals vollständig von einem zweiten zu erreichenden Originalität, bot schon gleich die Frage: „Wie ist die dichterische Fabel weiterzuführen?" eine unübersteigliche Schwierigkeit. In der Einleitung zum gedruckten Fragment spricht sich freilich Brentano kurz darüber aus. „Die Erzählung," sagt er, „sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutschen Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Thürlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt." [3] Grundgewebe also sollte die Wiedergabe dessen sein, was der fahrende Schüler in Straßburg erlebt, resp. der Aufzeichnung werth erachtet, mit anderen Worten, nicht Johannes, sondern der Ritter und seine Töchter in erster Linie sollten die Hauptpersonen abgeben. Wie wenig von diesem eigentlichen Stoff in dem gedruckten Bruchstück enthalten ist, dürfen wir hier als bekannt voraussetzen; was wir dort lesen, ist wesentlich die Jugendgeschichte des Schülers und auch diese nur halb; von der möglichen Verwicklung des oben bezeichneten Hauptthema's finden wir auch nicht den leisesten Ansatz. Der Fortsetzer sah sich daher auf seine eigene Erfindungsgabe angewiesen und — beschränkt.

In etwa anders würde sich die Sache gestalten, wenn der untenfolgende ursprüngliche Entwurf der Chronika zum Ausgang einer Fortsetzung genommen werden sollte. Brentano selbst mag bei seiner zweiten Bearbeitung des Stoffes den ersten Grundplan schon vergessen oder geändert haben, sonst würde er schwerlich von den drei Töchtern des Ritters und von der Abfahrt des Schülers sprechen. Die sachliche Skizze des ersten Entwurfes ist nämlich folgende: Johannes, der fahrende Schüler, wird vom Ritter Veltlin aufgenommen und zum ständigen Schreiber und Vorleser ernannt. Am ersten Morgen des Zusammenseins theilt der Schüler dem Ritter die Geschichte seines Ursprunges mit, wie auch er der Sohn eines Ritters sei — und zwar der eheliche Sohn — ein Punkt, der in der gedruckten Bearbeitung leider im Dunkeln gelassen war. Während der Lesung treten vier Jungfrauen in den Garten und werden dem Schüler als die Kinder des Ritters vorgestellt, obgleich bloß zwei von ihnen, Ottilia und Gundelindis, seine leiblichen Töchter sind. Die dritte, Pelagia, ist ein Waisenkind, das Veltlin von

[1] Chronika eines fahrenden Schülers. Von Cl. Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. v. d. Elbe. Heidelberg, Winter, 1880. 8°. 269 S.

[2] Vergl. Liter. Handw. a. a. O.

[3] Vergl. Diel S. J., Ausgewählte Schriften. B. II. S. 3.

seiner Kreuzfahrt aus dem Orient mitgebracht und an Kindesstatt angenommen hat. Gleichfalls adoptirt ist das vierte Mädchen, Athala, die Milchschwester Gundelindis'. Während der Dichter uns diese Personen vorführt, weiß er in der geschicktesten und mannigfaltigsten Weise auch sofort anzudeuten, welche Rolle dieselben in der Erzählung zu spielen haben, und eröffnet dem geübteren Auge einen solchen Ausblick in den ferneren Verlauf der Geschichte, ihren inneren Organismus und poetischen Horizont, daß jedem Verständigen sofort der Muth schwindet, an eine Möglichkeit der Fortsetzung — es sei denn durch einen zweiten Brentano — auch nur zu denken. Die Chronika sollte eben kein Intriguenstück, sondern ein Cyclus von Charakter- und Stimmungsbildern geworden sein, und man braucht eben nicht sehr bewandert in der Brentano'schen Charaktergallerie zu sein, um zu wissen, daß allüberall ein Stück Clemens durchblickt und Clemens selbst eben ein außerordentlicher Charakter war. So sind auch Pelagia und Athala ganz ihm zugehörige Gestalten, zwei ganz subjective Schöpfungen seines Herzens mehr noch als seiner Phantasie. Ja noch mehr. Wir haben hier eine der rührendsten Variationen jenes Grundmotivs, das sich durch die drei Hauptschöpfungen des Dichters: Chronika, Gründung Prags und Romanzen vom Rosenkranz, hindurchzieht und in einfachster Formel auf die drei Hauptrichtungen der Seelen zurückzuführen ist. So erhalten wir das jeweilige Dreigestirn: Rosarosa, Rosadora, Rosablanka; die Drillingstöchter des Krokus und die uns hauptsächlich beschäftigenden Kinder Veltlins. Wir sagen absichtlich „Dreigestirn" auch für den letztern Fall, denn wie Athala und Pelagia beide nur Adoptivtöchter, so sind sie beide auch Ausdruck der zwischen den beiden festen Polen menschlichen Strebens schwankenden Gesinnung. In den wunderbar leidenschaftlichen Romanzen vom Rosenkranz tritt uns in Rosarosa die ernste, durch Versuchung und Kampf zum Sieg gelangte Unschuld entgegen, wie sie bereits zum Himmel zu schweben scheint. Rosadora, die Künstlerin, schwankt trotz allem Idealismus zwischen Zeit und Ewigkeit; ja, die Welt fliehend, um ihre Kunst dem Heiligen und ihr Leben dem Unvergänglichen zuzuwenden, muß sie unfreiwillig nach dem freierwählten Tode mit ihrem seelenlosen Leibe noch der Weltlust dienen. Rosablanka endlich neigt sich spielend in unbefangener Reinheit zur Erde; auch sie ist gut und edel, aber noch irdisch gesinnt, wie die irdische, wenn auch reine Liebe, die sie im Herzen trägt. Dieselben Typen begegnen uns in der Chronika, und zum Überfluß weist uns der Dichter noch ausdrücklich darauf hin, wenn er den alten Ritter sagen läßt:

„Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen: die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode bloß dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen; dann aber noch welche, in denen sich beides verbinde. Ich muß dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandeln, denn sie können leicht straucheln, und sollten sie wohl sich mit ihren Künsten und

tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden."

Der Leser fühlt, wie tief und wahr diese schlichte Gegenüberstellung, wie ernst und begründet die Mahnung an das Zwitterwesen der Kunst und seine Vertreter ist. Ebenso schön ist aber, was unmittelbar voraufgeht, wenn es heißt: „Ottilia, die Braut des Himmels, und Gundelindis, die Braut der Erde, könnten in Pelagia's Schooß sich die Hände reichen", und es sei, „als müßte man Pelagia (die Kunst) den seligen Bund des Himmels und der Erde nennen". Ob es unbewußter oder beabsichtigter Symbolismus ist, wenn gerade Pelagia, die heitere, heilige Kunst, als Adoptivkind des deutschen Ritters aus dem Orient kommt, eine Frucht der Kreuzfahrt, können wir dahingestellt sein lassen, da es der objectiven Schönheit und Tiefe des Gedankens keinen Eintrag thut. Als dunkle Seite zu Pelagia haben wir die arme Athala mit ihrem „unglücklichen Gemüth. Sie ist stets voll Zweifel und Besorgniß und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gut abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum Voraus eines übeln Ausgangs besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es Zufall". Man braucht eben nicht lange durch's Leben gegangen zu sein, um solch' einem „unglücklichen Gemüthe" zu begegnen. aber unseres Wissens fiel es nur Brentano ein, dasselbe als künstlerisches Motiv in dieser Form zu verwerthen, weil vielleicht keiner es so tief an sich empfunden, als er.

Die vier Töchter Veltlins mit ihren verschiedenen Charakteren sollten also den Grund der Erzählung abgeben. Da überdieß Ottilia und Gundelindis ihren Beruf schon unwiderruflich gewählt, und die Eine auf den Tag ihrer Einkleidung im Stift, die Andere auf die Rückkehr des Verlobten wartet, so erübrigen dem Dichter zur künstlerischen Entwickelung nur noch die zwei mehr unfertigen Charaktere und noch unbestimmbaren Existenzen Pelagia's und Athala's. Trügt der allgemeine Eindruck nicht, so ist Letztere einem düsteren Schicksal mit traurigem, aber freigewolltem Ausgang geweiht, während Erstere sich immer heiterer verklären und reiner erheben soll.

Soviel über die Andeutungen betreffs des ursprünglichen Planes, sofern dieselben in dem ersten und weiteren Auftreten der Töchter Veltlins zu finden sind. Der anderweitige Verlauf des Bruchstückes bietet in dieser Beziehung nur noch wenig Greifbares, um so reicher dagegen ist er an poetischen Schönheiten und tiefernsten Gedanken. Wir wollen jedoch hier dem Urtheil des Lesers nicht vorgreifen und werden uns an den betreffenden Stellen des Abdruckes mit einigen Andeutungen begnügen müssen.

Wir geben in den folgenden Blättern den getreuen Wortlaut der ersten Fassung der Chronika, wie er sich in einer uns gütigst zur Verfügung gestellten Abschrift aus dem Böhmer'schen Nachlaß findet. Diese Copie ist bisher die einzige Quelle für den alten Text und wird es auch wohl bleiben müssen, da wenig Hoffnung vorhanden zu sein scheint, des Brentano'schen Autographs jemals wieder habhaft zu werden. Von dem Bestehen selbst der gegenwärtigen Abschrift wußte man lange Zeit nichts, und so kam es, daß P. J. B. Diel S. J. in den Anmerkungen zu seinen „Ausgewählten Schriften

Clemens Brentano's" (I. S. 605) mit gerechter Trauer mittheilen mußte: „Die alte Bearbeitung aus dem Jahre 1803 ist leider noch in den letzten Jahren verloren gegangen." Um so größer war daher die Freude, als im Jahre 1874 die Böhmer'sche Abschrift entdeckt und demselben P. Diel zur Benutzung für seine geplante Biographie des Dichters und eventuell zur selbständigen Herausgabe übermittelt wurde. Die Benützung für die größere Lebensbeschreibung Brentano's ist erfolgt[1]; für eine würdige äußere Ausstattung des Textes in einer geplanten illustrirten Buchausgabe schienen die „schlechten Zeiten" zu bedenklich. Wenn aber erst, so dachten wir, das Werk, wie wir es heute für die Leser der „Stimmen" veröffentlichen, von der zuständigen Kritik günstig aufgenommen ist, wird sich vielleicht eher ein Buchhändler finden, der zur würdigen Fassung dieses literarischen Schmuckes dasselbe wagen wird, was akatholische Geschäfte zu Dutzenden für minder echte Waare alljährlich mit Gewinn versuchen.

Schließlich noch ein Wort, um den Verdacht von uns abzulenken, als litten wir an der allgemeinen Krankheit „gelehrter Edirer" von Fragmenten und Urlesarten. Diese Krankheit besteht nämlich bekanntermaßen in der Überzeugung, das Älteste und Unbekannteste, das nur durch Erudition und Forscherakribie zu Eruirende und Completirende — sei auch immer das Beste und Schönste. Dem gegenüber bemerken wir, daß ein genauer Vergleich der beiden Bearbeitungen des Fragmentes, insofern sie parallel neben einander laufen, zweifelsohne zu Gunsten der neueren, d. h. der gedruckten Redaction, ausfallen und einen nennenswerthen Fortschritt bei Brentano selbst constatiren wird. Nach des Dichters eigener Angabe stammt der erste Entwurf der Chronika aus dem Jahre 1803, und wer den ganzen Werth des Gedichtes kennen will, muß sich in jene für den Dichter äußerst traurige Epoche des Marburger Aufenthaltes zurückdenken[2]. Eben hatte Clemens die geschiedene

---

[1] Vergl. Diel-Kreiten: Clemens Brentano, ein Lebensbild. I. 70 ff., 185 ff.

[2] Wir glauben an dem Jahre 1803 festhalten zu müssen, wenngleich auf den ersten Blick das Jahr 1802 als das richtige erscheint und als solches auch von einer höchst achtbaren Autorität angenommen wird. Brentano spricht nämlich in der Einleitung zur späteren Fassung von einem Zeitraum von 15 Jahren, vor welchem es ihm Freude gemacht, die Geschichte ein erstes Mal niederzuschreiben. Nun aber schrieb er dieß im Jahre 1817, und so sind wir nothwendig auf das Jahr 1802 statt 1803 als auf das Entstehungsjahr des ersten Entwurfs der Chronika verwiesen. So unwidersprechlich dieser Beweis scheint, dürfte er doch wohl einer Widerlegung fähig sein.

Vorab wenn der Dichter sagt: „vor 15 Jahren", so kann er unter dieser runden Zahl ebenso wohl 14 als 16 Jahre unbeschadet der Wahrheit meinen, und falls sonstige Gründe vorhanden sind, wird sich der Historiker an diesen 15 Jahren ebenso wenig aufhalten, als er es bei anderweitigen, offenbar ungenauen selbstbiographischen Daten thut. Von solchen inneren Gründen führen wir folgende an:

1. Beim besten Willen wird man in dem äußerst unruhigen Jahre 1802 kaum eine geeignete Zeit finden, in welche die stille, friedvolle Dichtung der Chronika verlegt werden könnte, wohingegen vom Jahre 1803, das der Dichter selbst „ein Jahr der Arbeit" nennt, sonst keine nennenswerthe literarische Frucht namhaft zu machen wäre,

Sophie Mereau „geheirathet" und lebte nun von seiner Familie gemieden und durch mehrfaches Zusammentreffen der Umstände von seinen besten Freunden Savigny, Arnim und Creuzer getrennt einsam ein Leben voll „Arbeiten und Sorgen". Je mehr Brentano zu jener Zeit praktisch seiner Kirche entfremdet war, um so angenehmer muß der gläubige Ton und die Herzensfrömmigkeit der Dichtung auffallen. Wohl mag mancher verschwommene Gedanke, manche halbe Wahrheit mit unterlaufen — der Dichter wußte es eben damals nicht besser. In dieser inhaltlichen Beziehung ist der Vergleich zwischen den beiden Versionen der Chronika so interessant, das gedruckte Fragment ist eben zum ungedruckten, was der reumüthig zum praktischen Christenthum zurückgekehrte Clemens des Jahres 1818 zu dem Romantiker von 1803 war. Nicht minder anregend ist das Nebeneinanderhalten der zwei Redactionen vom literarischen Standpunkt. Oft steht der Leser überrascht da, wie ein einziges Wort des ersten Entwurfs dem Dichter bei der zweiten Bearbeitung Stoff zu den herrlichsten Betrachtungen wurde u. s. w., wie er Manches abkürzte, Anderes ausführte, kurz, mit einem durch Übung geschärften Auge bis in die einzelnen Stildetails glückliche Änderungen anbrachte.

Auch in der ursprünglichen Form ist die Chronika, wie schon oft bemerkt wurde, leider Fragment geblieben, wenn sie auch weit umfangreicher ist, als in der gedruckten Bearbeitung. In der Einleitung zu letzterer sagt Brentano, das Gedicht „sei unterbrochen geblieben", weil „der Sinn der Leser zu fehlen schien". Es mögen jedoch andere Gründe und besonders die üble Gewohnheit, Alles nur stoß- und stückweise zu thun, das Ihrige zu dieser nicht genug zu

---

als eben die Chronika. Auch dürfte es als entscheidend in die Wagschale fallen, daß Brentano in seinen Briefen sogar viel unbedeutendere Arbeiten, die nie das Tageslicht erblickten, genau aufzählt, indessen er von einem Werke, das der Chronika ähnlich wäre, gänzlich schweigt.

2. Das Jahr 1802 war in keiner Hinsicht ein „pädagogisches", wohl aber das folgende mit seiner Ehe und dem ersten Kindersegen. Verrathen doch auch manche Stellen nur zu deutlich den jungen Gatten voll Zärtlichkeit.

3. Endlich — und dieser Grund scheint uns durchschlagend — konnte Clemens 1802 noch jenes tiefe Studium der Volksliteratur nicht gemacht haben und noch keineswegs so vertraut mit dem Geist und Ton der alten Dichtungen sein, wie es doch nach dem einstimmigen Urtheil aller Kritiker für den Dichter der Chronika erforderlich war. Erst 1802 begann Clemens seine Volksliedersammlung mit einigem Nachdruck, ebenso sein Studium anderer Documente mittelalterlicher Dichtungen. Die Reisen des Jahres 1802, die Liebesnöthen und die Düsseldorfer Opernstudien scheinen aber nicht geeignet, uns zu zwingen, daß Brentano schon in jenem Jahre auch bereits in den tieferen, reineren Geist jener Volksdichtungen eindrang. Wohl aber konnte dieß in der Vereinsamung und theilweisen Verinnerlichung geschehen, welche zu des Dichters Trauer der Ehe gefolgt waren.

Aus diesen Gründen, für deren besseres Verständniß wir der Kürze halber auf die Behandlung der betreffenden Epoche im Lebensbilde (I. S. 162 ff.) verweisen müssen, glauben wir uns von dem steifen Festhalten an der runden Zahl 15 entschuldigt und zur Annahme des Jahres 1803 vollauf berechtigt.

bedauernden Unterbrechung beigetragen haben. Noch mehr ist zu beklagen, daß die spätere Bearbeitung, welche zuerst 1818 in der „Sängerfahrt" erschien, einen dem Anfang entsprechenden Abschluß nicht gefunden hat. In ihr besäßen wir nicht bloß ein Meisterwerk des Dichters, sondern auch eine der populärsten, reinsten und tiefsten Prosaschöpfungen der Neuzeit überhaupt.

Nach dieser Orientirung geben wir nachstehend den Text der ersten Fassung.

Altes erstes Manuscript-Fragment von der Chronika des fahrenden Schülers[1].

In dem Jahre, da man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1358 im lieblichen Monat Mai, hörte ich, Johannes, die Schwalbe früh an meinem Kammerfenster singen, als ich erwachte, und ward innig durch den Morgengesang des Vögeleins erbaut, bedachte auch auf meinem Lager, wie die Schwalbe in ewiger Seligkeit lebt, gegen den kalten Winter in ferne wärmere Lande zieht und, der Heimath getreu, gegen den Frühling wiederkehrt; so nicht der Mensch, der wohl viel Leid und Weh im Herzen erdulden muß, ehe ihm wieder ein freundliches Glück, ein Frühling erblüht.

Da ich so in meinen einfältigen Betrachtungen versunken war und das Vögelein auf seine Art auch immer fortfantasirte wär' ich beinahe wieder eingeschlummert, als die Wächter auf dem Münster bliesen, welches ich vorher noch nie gehört hatte, da ich in Straßburg so früh noch nicht erwacht war. Es ward mir auch da sehr wehmüthig um das Herz, denn mir fiel ein, wie nun heute mein zwanzigster Geburtstag angekommen war und wie mir es viel besser geworden, als die letzten Jahre, wo ich meinen lieben Geburtstag wohl auf freiem Felde, in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrod bewirthen mußte. So ist es doch eine Freude einen Geburtstag zu haben, dachte ich bei mir selbsten und glaubte wohl in meiner Einfalt, die Schwalbe sei nur gekommen mir Glück zu wünschen, wie auch der Thürmer nur allein geblasen habe, mir eine Ehre zu erweisen, was doch ein eitler Wahn gewesen, da die Schwalbe bloß ihrer eignen Frühlingslust wegen gesungen und der Thürmer vielleicht gerne noch eine Stunde geschlafen hätte, wenn er seinem Amte gemäß nicht um vier Uhr des Morgens blasen müßte.

Da die Bäume nun so anmuthig mit ihrem zarten Laube vor meinem Stüblein im Garten rauschten, sprang ich von meinem Lager und kleidete mich nicht ohne Thränen in mein neues Gewand an, welches mir mein gütiger Ritter verehrt und gestern Abend durch seinen Diener auf die Kammer geschickt hatte. Es war dieß aber ein feines Wamms und ein zierliches Unterkleid, so ich vorher nie getragen, und ich kam mir ganz wunderbar und stolz vor, doch währte meine Eitelkeit nicht lange. Mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang an das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich

[1] Diese Überschrift befindet sich im Manuscript.

durch den Sonnenschein, und es war mir, als seien alle seine Löcher so viel Lippen und alle seine Fetzen so viel Zungen, die mich meiner früheren Hoffart zeihen wollten.

Ich nahm mein Mäntelein herab und legte es um und gedachte, indem ich die Treppe hinab in den Garten ging: wie ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir Alle arm und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln und immer lernen und bleiben doch arme Schüler.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen, denn mein gnädiger Herr Ritter war den Abend spät angekommen und ich im Dunkeln nach meinem Gemach in das Sommerhäuslein geführt worden, da ergriff mich nun neuerdings eine wunderbarliche Unruhe, denn ich war herabgegangen, um meine Morgenandacht im Freien zu verrichten, fand mich aber von dem schönen Garten und dem freundlichen Sonnenschein fast eben so sehr wie von meinem neuen Gewand überrascht. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kindlein, welches noch nicht beten kann und erst durch einige Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Händlein zum Danke falten lernet. Der fröhliche Mai, das lustige Singen der Vöglein, der helle Sonnenglanz, der über die mannigfaltigen Kräuter und Blumen ausgegossen war, alles das war mir, als hätte ich es nie vorher gesehen und ich wüßte auch nicht, was aus all' der Freude werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die süßen Blumen gehen und sie brechen und Kränzlein winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzlein in den Locken im Zirkel tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz, wie sie aber nicht gedenken der Frucht des heißen Sommers und des Todes im trüben Herbste und der Ruhe im kalten tiefsinnigen Winter, also wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind durch den Garten und konnte vor tiefer Freude an meinem neuen Glücke, das ich gestern noch nicht gedacht hatte, nicht zum Gebete kommen.

Da ich nun so in meiner Unschuld fortschritt, kam ich an ein kleines Heiligenhäuslein, welches dicht in Gebüschen verborgen war und in dem eine Lampe brannte. Da sah ich an den Wänden sehr schöne hölzerne Bilder, die mancherlei Geschichten aus dem Leiden unseres Herrn Jesus Christus treulich abbildeten. Das größte Bild in der Mitte der Kapelle stellte den lieben Herrn dar, wie er am Ölberge kniet und betet; dabei stand auch ein Kästlein mit vielen Heiligthümern und ich konnte mich auch nicht länger enthalten, kniete nieder und dankte mit weinenden Augen Gott, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine ewige Barmherzigkeit erhalten und dem guten Ritter übergeben hatte, gelobte auch ferner fromm und fleißig zu sein und die Künste, die ich mit seinem göttlichen Beistand mit meinen schwachen Sinnen erlernt hatte allezeit zum Nutzen und Frommen guter Menschen und zur Mehrung seiner Verehrung anwenden wollte. Da ich so gebetet hatte legte ich zum Opfer meiner Andacht ein gülden Band zu den Füßen des Bildes welches ich einmal von einer frommen Einsiedlerin erhalten der ich ein andächtiges Lied gefertigt hatte, ich hatte es seither als

Zeichen in meinem Gebetbuche liegen. Dann wendete ich mich und trat wieder in den Garten, der sich mir nun ganz verwandelt hatte; so mag nichts von dem Gemüthe des Menschen Stand haben, welches alle Dinge nach sich umgestaltet. Da ich nun fromm und andächtig gewesen war, erschienen mir alle die rothen, leibfarben und weißen Röslein, jene Blumen durch die König Asverus in seinem Schloßgarten zu Susa gewandelt, seines Zornes zu vergessen und es war mir, als sei der liebe Gott auch durch diese Blumen gegangen und sei hier freundlich gegen mich armen Jungen geworden, denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir viel Licht im Herzen aufgegangen, und ist mir der Frühling zuerst ein weiser Lehrer in meinem Leben geworden. Besonders aber hat mein Herz der hohe Münsterthurm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang herfürtrat und er so allmächtig vor mir in die Wolken ragte: alles Menschenwerk hat etwas Erschreckendes und das Gemüth muß lange darauf verweilen bis es Trost findet. Die gewaltige Künstlichkeit dieses wunderwürdigen Thurmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen und ich gedachte bei mir mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen in finstern Wäldern und bei den stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in der Einsamkeit ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblick des Münsterthurmes. Wenn ich die Blüthen und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen und erschrecke nicht wenn sie sich bewegen und hin und her neigen mit Rauschen, aber wenn ich so den ungeheuren Thurm ansehe, mit den vielen Säulen, Thürmlein und Schnörkeln, die immer auseinandersteigen und durchsichtig sind, wie das Gerippe eines Blattes, ach! so kommt es mir vor wie der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn nun ausführen sollte und wie nun so ein hohes Werk durch vieler Menschen Hände vollendet, ja an dem auch manches Leben sich todt gearbeitet hat, wie dieser Thurm dasteht stolz und eisern, wie er kein Herz hat und keinen Verstand, ja wie er ein recht unvernünftiger Thurm ist und doch da steht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche es keinem Menschen zu danken, — das ist, was mir den Anblick so erschütternd machte, da doch in den Blumen und Bäumen, ja selbst in den harten Felsen eine Seele zu wohnen scheint, welche gleich dem Menschen athmet und fühlt, sich im Frühling mit ihm erfreut und im Winter mit ihm trauert; und doch konnte ich meine Augen nicht von ihm wenden.

Es ist etwas Wunderbares um das Menschenherz, daß es immer zu dem Unbegreiflichen hinstrebt, als sei dort das Ende seiner Laufbahn, dort sei der Schlüssel zum Himmel, und alles Irdische sei blos ein Rufen aus der Ferne, das zu unseren Ohren dringt, ein heiliger Bote Gottes, der vor unsere Augen tritt, und uns durch seinen Glanz und seine versprechende Miene ein Bild unseres zukünftigen Lebens geben muß. Also ist mir auch immer meine Drangsal als eine Sehnsucht nach einem besseren Leben erschienen, alle meine bitteren Stunden waren die kalten duftigen Tage, die nach dem Winter kommen und denen der liebliche Frühling ganz mit Blumen und grüner

Luft bekleidet und mit der süßen Musik der Vöglein angethan, auf dem Fuße folgt.

In diesen Betrachtungen war ich wieder in den Laubgang getreten, als der Thürmer auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit," — da wollte ich wieder nach meinem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen Herrn und Ritter gar tiefsinnig unter einem Baume im Sonnenscheine sitzen und hatte den Muth nicht vorbeizugehen, denn ich wußte nicht, ob ich ihn störe.

Ich stellte mich darum an einen Baum in seiner Nähe bescheiden hin, nahm meinen Hut in die Hand und wartete, ob er vielleicht seine Augen nach mir wenden würde. Der Anblick meines gnädigen Herrn und Wohlthäters aber erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Er hatte ein schneeweißes Haar, über das wohl viel Sorgen mochten hingeflogen sein, ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, da es schon dunkelte als er mich vom Wege aufraffte, und ich hatte lange keinen so frommen alten Ritter gesehen, der mit allen seinen Mienen ein solches Vertrauen erregte.

Gott gebe, daß du so in Ehren grau werdest, dachte ich bei mir, und fühlte mich mit ganzem Herzen zu dem lieben Ritter hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief und die kleinen Vöglein, die über ihm in den Zweigen so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach meinem Herrn Ritter gesehen hatte, wendete er die Augen von ungefähr nach dem Orte wo ich stand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Was machst du, Johannes, daß du so stille dastehst?" Worauf ich ihm höflich entgegnete: „„Ich wollte eure Ruhe nicht stören, Herr, ihr scheint mir in schweren Gedanken."" Der Ritter sprach hierauf: „Wie gefällt dir deine neue Heimath, bist du froh?"

„„Herr sollte ich nicht froh sein, da ich nun weiß wo schlafen, da ich weiß wo Brod finden und wem dienen? Da weiß ich nun auch wo beten und wen lieben. Herr, meine Heimath gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich ihrer würdig sei und auch ihr wohl gefalle.""

„Johannes deine Rede gefällt mir, wenn dir das ernst ist, so sind wir Gesellen. Aber wenn du mir gefallen willst, was wirst du dann thun? Wirst du mir etwas geben wollen, da du nichts hast?"

„„Herr, ich bin euer Schuldner vor der Welt in Ewigkeit, denn ich kann euch kein Wamms für das Wamms geben, das ich trage, aber vor Gott gebe ich euch einen guten Zahlmann, denn ich gebe euch mein Herz.""

„Und wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte, so hätte ich doch noch das Wamms zu Gute. Wie denn, Johannes?"

„„Herr, ihr rechnet streng — doch habe ich Eins, das ihr nimmer mit allen Gaben einholen werdet, denn es ist rasch und fliehet davon, auch werdet ihr es nie mit eurer Macht verkürzen können, denn es ist lieblich und lustig anzusehen und ihr werdet euch dessen so erfreuen, daß ihr es nicht lassen möget, wenn ich es euch geben könnte.""

„Was ist dieß für ein Kleinod mit dem du so prahlest?"

„„Herr, es ist die Jugend, die will ich euch geben, wie ich kann, denn

ihr sollt euer Alter vergessen bei mir, so will ich euch erfreuen mit mancherlei Reden und Gedanken.""

Aber was ich da zuletzt gesprochen hatte war thöricht und war ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward wiederum stille und betrübt, weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn wiederum an.

„„Herr, ich habe euch mit thörichten Worten erzürnet.""

„Das hast du nicht, Johannes sondern ich bedachte, ob dein stolzer Muth wohl meine Sorgen zerstreuen könne, wie du mir versprachst, aber das mag wohl nicht sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen in einem lustigen Garten, bei dem fröhlichen Singen der Vögel und bei Sonnenschein, nachdenklich und betrübt. Wirst du können, was der Frühling nicht kann? — So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht sein. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armuth gekommen bist in Gutem, und wie es sich mit dir begeben, bis ich gestern an der Eiche dich gefunden habe und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung. Von Adolph Samter. XXIX u. 503 S. Jena, Gustav Fischer, 1879. Preis: *M.* 9.

Je drohender und allgemeiner von Jahr zu Jahr die socialistische Bewegung wird und je mehr man seit dem Erscheinen des Marx'schen „Kapitals" bemüht ist, für dieselbe eine wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen, um so unabweisbarer tritt an die Wissenschaft die Forderung heran, der Eigenthumsfrage, um die sich schließlich die ganze sociale Frage dreht, ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie allseitig und eingehend zu erörtern. Daher muß uns jede ernstliche und umfassende Untersuchung über die gesellschaftliche Bedeutung des Eigenthumsrechts, von welcher Seite sie auch kommen mag, willkommen sein. Als solche können wir das vorliegende Werk von Samter bezeichnen. Der Standpunkt des Verfassers ist zwar der materialistische, und in Folge davon sind eine Reihe von Irrthümern unvermeidbar, ja vermag er die tiefste Bedeutung des Eigenthums nicht zu erfassen: aber seine Ausführungen zeugen immerhin von ernstlicher, langjähriger Prüfung des Eigenthums und führen ihn öfters zu Ergebnissen, die wir vom christlichen Standpunkt unbeanstandet annehmen können.

Nach einer längern Erörterung des *Eigenthumsbegriffes* und der *Eigenthumsarten* (S. 1—77) stellt er in einem Überblick die *hauptsächlichsten Gestaltungen* dar, die das Eigenthum im *Laufe der Geschichte* genommen (S. 78—223). Hier kommt er zum Schlusse, daß das Eigenthum stets zwischen Gemeineigenthum und Privateigenthum in den Händen Weniger wie zwischen zwei Polen in Pendelschwingungen hin und her geschwankt. Im Anfang finden wir, so behauptet er, hauptsächlich Gemeineigenthum, ja in Bezug auf Grund und Boden ziemlich ausschließlich. Dieses Gemeineigenthum ging allmählich in den Privatbesitz über, bis sich schließlich fast das ganze Eigenthum in den Händen Weniger concentrirte, während die große Masse des Volkes in völliger Abhängigkeit, ja vielfach in größtem Elend schmachtete. So war es bei den Römern, wo wenigen Patriciern eine Unzahl brodloser Plebejer und Sklaven gegenüberstanden; so im Mittelalter, wo die Herrschaft weniger Großgrundbesitzer eine überwiegende Mehrheit von Hörigen und Leibeigenen bedrückte; so endlich ist es auch in der neuern Zeit wieder, wo die Gesellschaft sich immer mehr in zwei einander feindlich gegenüberstehende Klassen theilt: in wenige überreiche Kapitalisten und ein Heer abhängiger Lohnarbeiter, die ein für unsere Cultur wenig schmeichelhaftes Proletarierleben führen.

Durch diese historische Skizze hat der Verfasser den Unterbau für den Haupttheil seines Werkes, die theoretischen Untersuchungen über die Inhaber oder Träger des Eigenthums (S. 224—308) und über die gesellschaftlichen Functionen desselben (S. 309—503), gewonnen. Die Bedeutung bezw. Nothwendigkeit des Eigenthums sowohl für die einzelnen Individuen und die freien Personenverbände (Familie, Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, Corporationen) als die Zwangsgemeinschaften (Gemeinde, Staat) wird ausführlich und mit stetiger Unterscheidung der verschiedenen Eigenthumsarten (Nutzeigenthum, Productiveigenthum für den eigenen und den gesellschaftlichen Bedarf, Leiheigenthum) besprochen. Durch diese Erörterungen gelangt der Verfasser zum Schlusse, daß weder ausschließliches Privateigenthum, wie es heute besteht, noch ausschließliches Gemeineigenthum, wie es die Socialisten anstreben, berechtigt ist, sondern beide gleichmäßig neben einander bestehen müssen. „Privateigenthum, Eigenthum der freien Genossenschaften, Gemeinde- und Staatseigenthum in's Gleichgewicht zu bringen, das ist die Aufgabe der vor uns liegenden Zukunft" (S. 502). Die heute bestehende Trennung der Arbeit und des Eigenthums, die crasseste Einseitigkeit im Leben des Menschengeschlechtes, darf nicht verewigt werden. Dieselbe steht in unzertrennlichem Zusammenhang mit der einseitigen Ausbildung des Privateigenthums, die, wie geschichtlich und begrifflich bewiesen, dem Wesen des Eigenthums widerspricht (S. 501). Es gilt also, der überwiegenden Herrschaft des Privateigenthums ein Ende zu bereiten. Das Privateigenthum erkennt es selbst, daß es für die Anforderungen der Gegenwart nicht mehr ausreicht, es gestaltet sich aus eigener Initiative zum gesellschaftlichen Eigenthum der freien Personenverbände. Auch der Staat erkennt es, er kann, will er seine Aufgabe erfüllen, nicht länger Anstand nehmen, ganze Eigenthumsgebiete (Eisenbahnen u. s. w.) an sich zu ziehen. Das genossenschaftliche wie das Staatseigenthum drängt ersichtlich dahin, Geltung zu erlangen. — Daneben aber muß das Privateigenthum bestehen bleiben. Wiederholt und nachdrücklich betont der Verfasser die Nothwendigkeit des Privateigenthums auch an Productionsmitteln zum Bestand der Gesellschaft. Ja, er behauptet mit Schäffle, nur auf Grundlage des Privateigenthums lasse sich das große ökonomische Princip, Vereinigung des geringsten Kostenaufwandes mit dem größtmöglichen Nutzen, bewahrheiten. Allein, und dieß ist allerdings ein sehr beachtenswerther Gedanke, die Production der Güter ist eben nicht das Höchste. Das Eigenthum ist dem Gesammtwohl der Gesellschaft dienstbar. Es handelt sich in letzter Instanz nicht um Güter, sondern um Menschen. Es muß daher zugleich mit der Production auch für eine möglichst allgemeine Vertheilung der Güter gesorgt werden. Was nützt Überfluß an Gütern, wenn dieselben schließlich nur Wenigen zu statten kommen? Für die Vertheilung der Güter aber erweist sich das ausschließliche Privatvermögen als unzureichend, ja als schädlich, wie es die Gegenwart uns lehrt. Das ist also die Aufgabe der Zukunft, dem Privateigenthum das Gemeineigenthum in seinen verschiedenen Abstufungen als Gleichgewicht und Correctiv entgegenzustellen.

Um näher zu kennzeichnen, welche Rolle Samter dem Gemeineigenthum zuweist, wollen wir beispielsweise seine Erörterungen über das Staatseigenthum kurz unsern Lesern vorführen. Zuerst wird darauf hingewiesen, daß der Staat zur Erfüllung seiner Zwecke, zu denen Samter auch die Ausgleichung der im Laufe der Geschichte entstandenen gesellschaftlichen Ungleichheiten zählt, des selbständigen Eigenthums bedarf, daß das bloße Steuereinkommen, bei dem er eine Art Proletarierdasein führt, nicht genügt. Dieses Eigenthum soll und darf dann der Staat nicht ausschließlich durch Beamte verwalten; er kann es durch die Gemeinde, durch freie Genossenschaften, ja sogar durch Einzelpersonen bewirthschaften lassen; bei dieser Verwendung würde das Eigeninteresse, auf das so ungerne verzichtet wird und mit dem unsere Gesellschaft nahezu Abgötterei treibt, wieder in volle Thätigkeit gesetzt. Näher auf das Einzelne eingehend, weist dann der Verfasser nach, wie der Staat durch sein Eigenthum in verschiedenster Weise in die Güterverteilung zur Erreichung einer größeren gesellschaftlichen Gleichheit eingreifen kann. Schon bei der Production für den Eigenbedarf vermag er im Vertheilungsinteresse des Volkseinkommens Großes zu leisten. Die Bedarfe des Staates (bezw. der Gemeinden) sind schon jetzt sehr groß und nehmen noch immer zu. Er hat deßhalb als riesiger Consument große Summen an Arbeitslöhnen zu bezahlen. Heutzutage schließt er sich nun dem Kapitalismus an und kauft auf Grund der allgemeinen Concurrenz die „Waare" Arbeit auf dem Markte zu den billigsten Preisen und drückt dadurch die Arbeitslöhne herunter. Aber er braucht dieß nicht zu thun. Das (vorausgesetzte) Productiveigenthum des Staates kann und soll für den Eigenbedarf desselben in der Weise verwendet werden, daß die Interessen der Arbeiter gewahrt bleiben. Dem Staat soll nicht der Erwerb, sondern das Gesammtwohl Zweck sein. Aber nicht nur für den eigenen, auch für den gesellschaftlichen Bedarf muß der Staat mit seinem Eigenthum productiv auftreten, um so der Production eine für die Gesellschaft nützliche Richtung zu geben, auf die Löhnungen der Arbeiter Einfluß zu gewinnen und dadurch die Lage der Arbeiterklasse zu heben. Zu den Gebieten, auf denen der Staat nothwendig productiv auftreten sollte, rechnet Samter hauptsächlich die Gewinnung von Rohproducten, namentlich die Forstcultur und den Bergbau; sodann die Herstellung der Arbeiterwohnungen, für die von den Privatkapitalisten, Ausnahmefälle abgerechnet, zu wenig gesorgt wird und die mit ein Grund der gedrückten Lage unserer Arbeiterbevölkerung sind. — Bei seiner Productionsthätigkeit muß dem Staat als Ziel die Verbesserung der Lage der Arbeiter vorschweben. Daher soll er das Bestreben haben, möglichst hohen Lohn zu bezahlen (!). Der Verfasser verhehlt sich zwar die Schwierigkeit dieser Bestrebung nicht, aber er meint, es sei schon überaus wichtig, daß, während es im Wesen der Privatwirthschaft liegt, immer auf Ermäßigung der Arbeitslöhne hinzuarbeiten, im Staate eine sociale Macht existire, deren Bestreben auf Erhöhung des Arbeitslohnes gerichtet ist. — Den Hauptnutzen bei der staatlichen Productivthätigkeit glaubt er aber darin zu finden, daß dieselbe Vielen die Möglichkeit selbständiger Wirthschaft gäbe. Heute muß der bei weitem größte Theil der

Bevölkerung Zeitlebens in völliger Abhängigkeit arbeiten, und kaum je gelingt es einem Arbeiter, sich zu einem selbständigen Productivgeschäft emporzuringen. Da außerdem die kapitalistische Productionsweise große Summen erfordert, so wird die Zahl derer, die wirthschaftlich selbständig thätig sein können, immer kleiner, dagegen die Zahl derjenigen, die sich den unproductiven Erwerbszweigen als Kleinhändler, Gastwirthe u. dgl. zuwenden, immer zahlreicher. Und doch ist es überaus wichtig, daß die selbständige, productiv thätige Klasse, die den eigentlichen Kern der Bevölkerung abgeben muß, sich ausdehne und erstarke. Vieles kann in dieser Beziehung das Genossenschaftswesen thun. Aber es ist hauptsächlich die Aufgabe des Staates, den Einzelnen den Boden zu selbständiger Productionsthätigkeit zu verschaffen. Er vermag dieß, wenn er das Eigenthum nicht ausschließlich in Händen von Privaten läßt, sondern es an sich nimmt und durch einzelne Gewerbsleute zu verwenden sucht. Freilich vollzieht sich die wirthschaftliche Selbständigkeit der Arbeiter dann unter der Ägide des Staates, aber es ist doch etwas ganz Anderes, ob der Einzelne es mit dem Eigennutze eines Privatkapitalisten oder mit dem Staat zu thun hat, der dem unter seiner Obhut Thätigen so viel als möglich geben soll (!) (S. 446). Aber, könnte man einwenden, erhält der Staat durch die gemachten Vorschläge nicht eine nie geahnte Macht und eine Autonomie über alles wirthschaftliche Leben? Diesem Bedenken begegnet der Verfasser durch den weitern Vorschlag, das Staatseigenthum sei zum größten Theil der Verwaltung der Gemeinden unter staatlicher Obercontrole zu überweisen. Dadurch würden die Gemeinden zu Regulatoren und Trägern der Gewalt und zu Bollwerken der Volksfreiheit erhoben. — Die Frage, welche Gattung von Productivgütern der Staat am füglichsten an sich nehme, erklärt Samter für ein Problem der Zukunft. Doch entscheidet er sich schließlich für die Ansicht, Staatseigenthum und Privateigenthum sollten zur Vermeidung von Conflicten auf verschiedenen Gebieten liegen. Besonders eigne sich als Staats- (bezw. Gemeinde-) Eigenthum der Grund und Boden. Man könne also den Einzelnen und den freien Personenverbänden soviel Grundbesitz überlassen, als sie zum Selbstbedarf benöthigen und selbst bewirthschaften können, das Übrige sei dem Staate zu überweisen. Unter andern Gründen, durch die er diese Überweisung des Grundbesitzes an den Staat als ersprießlich oder gar nothwendig hinstellen will, führt er auch den weitgehenden Ausspruch von John Stuart Mill an: „Das Grundeigenthum hat gleichsam von Natur aus einen Geleitsbrief, daß es der Allgemeinheit, d. h. der Gesellschaft, verbleiben soll, und es entspricht der Gerechtigkeit und einer vernünftigen Weltordnung, daß solches geschehe" (S. 455).

Dieß sind die Hauptzüge des im vorliegenden Werke niedergelegten Systems. Wir haben dasselbe nicht deßhalb so ausführlich dargestellt, weil wir es irgendwie billigen. Im Gegentheil, wir glauben, daß es trotz theilweisen Festhaltens am Privateigenthum dem Socialismus ein gutes Stück, ja viel zu weit entgegengeht. Außerdem wird der Leser über die Grundfrage, wo denn der Staat sein großes Eigenthum hernehmen solle, völlig im Dunkeln gelassen. Endlich wird, um nur noch einen Punkt herauszuheben, mit Recht

gefragt, wie es möglich sei, daß zwei so grundverschiedene Systeme: das privatkapitalistische auf Grund der allgemeinen Concurrenz und das staatliche, das sich nach ganz andern Anschauungen gestalten und auf Erhöhung der Löhne bedacht sein soll — sich gleichzeitig neben einander vertragen und entwickeln können. Obwohl wir aber das ganze System für unhaltbar ansehen, so verdient es doch unsere Beachtung nicht nur, weil es auch von andern geschätzten Nationalökonomen der Hauptsache nach vertreten wird, sondern auch weil es für den gottentfremdeten Liberalen, der es überhaupt noch irgendwie ehrlich mit dem allgemeinen Volkswohle meint und der deßhalb die heutigen Zustände als unbefriedigend erkennt, die einzig mögliche Lösung der socialen Frage ist. Das Genossenschaftswesen setzt, soll es irgendwelche reorganisatorische Bedeutung haben, eine moralische und religiöse Grundlage voraus, die sich in der liberalen, ja selbst im Großen und Ganzen in der akatholischen Bevölkerung nicht findet. Daher bleibt dem Liberalen nichts übrig, als den allmächtigen Staat zum obersten Brodherrn zu ernennen und ihn mit der Kornvertheilung an die hungrigen Plebejer zu betrauen. Der halb oder ganz socialistische Staat ist zugleich die Consequenz und der Rückschlag des auf's Äußerste getriebenen liberalen Individualismus.

Wie jedem Irrthum, so liegt übrigens auch dieser halbsocialistischen Theorie eine unbestreitbare Wahrheit zu Grunde. Dieselbe besteht darin: um aus dem alles überwuchernden Individualismus in den Eigenthumsverhältnissen und der damit zusammenhängenden Unsicherheit des Besitzes herauszukommen, muß das Eigenthum wieder in größerem Umfange an wohl organisirte Genossenschaften und Corporationen übergehen und wieder theilweise „gebunden" werden. Aus dieser Prämisse, die Samter ganz und voll zugibt, hätte er folgerichtig dem katholischen Mittelalter näher gebracht werden sollen, als es in der That der Fall ist. Denn soweit das Gemeineigenthum möglich und zulässig ist, war es in der Blüthezeit des katholischen Mittelalters, namentlich in Deutschland, verwirklicht und sorgte in einem viel höhern Grade, als es heute der Fall ist, für die gleichmäßige Vertheilung der Güter (dessen, was Samter das Nutzeigenthum nennt). Die Besitzthümer der Genossenschaften, Innungen und besonders der Klöster, Stifter und Kirchen waren in der That öffentliche, der Speculation entzogene und über das ganze Land verbreitete Gemeingüter, deren Nutzen sich über alle Klassen, namentlich die untern, ausdehnte und die Unzähligen eine vor allen Schwankungen und Krisen, wie sie heute auf den Arbeitern lasten, geschützte Existenz sicherten. Indem der revolutionäre Liberalismus diese von ihm verschrieenen Güter „todter Hand" dem „Nationalreichthum" erobern wollte und zu diesem Zwecke auf den öffentlichen Markt warf, hat er das Gesammtwohl namentlich in Bezug auf die Arbeiterbevölkerung tief geschädigt. Denn heute befinden sich alle diese ehedem wahrhaft „nationalen" Güter in den Händen von Privatbesitzern, die sie nicht zum öffentlichen Wohl, sondern nur zu ihrem persönlichen Interesse ausbeuten. — Statt dieses anzuerkennen, läßt sich Samter durch seine antireligiösen Vorurtheile zur Anklage verleiten, die Klöster und Kirchen im Mittelalter hätten durch übertriebenen Eigenthumserwerb, durch Veranlassung

und Annahme von Schenkungen und Stiftungen den übermäßigen Großgrundbesitz gefördert und dadurch zum Untergang der freien Bevölkerung und der Freiheit selbst beigetragen (S. 172). Zur Widerlegung dieser ungerechten Anklage diene uns zunächst das eigene Geständniß Samters: „Da die Kirche ihren Erwerb nicht allein in geschlossenen Höfen, die mit den grundhörigen Bauern auf sie übergegangen, sondern auch in vielen einzelnen Stücken machte, für deren Bau sie selber sorgen mußte, so eröffnete sich für eine Menge Besitzlose die Aussicht, geliehenen Besitz zu erhalten, und zahlreiche Hände, die früher durch Knechtschaft gelähmt waren, fanden Beschäftigung und Unterhalt" (S. 173). Sodann ist an die Thatsache zu erinnern, daß der weitaus größte Theil der klösterlichen und kirchlichen Besitzungen durch Schenkungen und Stiftungen reicher Fürsten und Großgrundbesitzer oder durch Urbarmachung unbewohnter Landstriche und Wälder entstanden. Nur der geringste Theil bestand aus Vermächtnissen einzelner Freien. Wenn manche freie Bauern sich mit ihrem Besitz unter den Schutz der Klöster stellten und zu ihnen in ein Abhängigkeitsverhältniß traten, so geschah dieß bei den nicht selten rechtslosen Verhältnissen zu ihrem eigenen Nutzen. Die von den Klöstern und Kirchen abhängigen Bauern hatten ein gesichertes Dasein und erfreuten sich zahlreicher Privilegien, um die sie die heutigen „freien" Arbeiter beneiden würden. Was endlich die Leibeigenen angeht, so ist bekannt, wie die Kirche bemüht war, ihr Loos zu lindern, und wie sie beständig durch milde Mittel die Leibeigenschaft zu verdrängen strebte, was ihr auch schließlich gelang. (Vgl. Hergenröther, Kirchengeschichte, I. p. 577.) Wie man deßhalb die Kirche, die einzige Schirmerin der Freiheit des Volkes im Mittelalter, beschuldigen könne, am Untergang der Freiheit mitgewirkt zu haben, ist in der That höchst unbegreiflich.

Auf einzelne Partieen des übrigens anregend und mit großer Liebe für seinen Gegenstand geschriebenen Samter'schen Werkes näher einzugehen, gestattet uns der Raum nicht. Wir greifen daher nur noch den einen oder andern Punkt heraus, der besonders der Berichtigung bedarf. Der geschichtliche Überblick, der sich nur mit der Urzeit, den Römern, dem Mittelalter und der Neuzeit befaßt und sich zudem auf Zusammenstellungen aus Mommsen, Maurer, Arnold u. s. w. beschränkt, ist gar zu lückenhaft. Nur so ist es dem Verfasser möglich geworden, wenigstens mit einigem Schein das Gemeineigenthum als die ursprüngliche Eigenthumsform, namentlich an Grund und Boden, hinzustellen. Schon allein das älteste und ehrwürdigste Geschichtswerk, die heilige Schrift, die ihm aber gänzlich unbekannt zu sein scheint, hätte ihm bewiesen, daß das Eigenthum, auch an Grund und Boden, sowohl begrifflich als thatsächlich vollständig ausgebildet war und zu Rechte bestand, noch bevor es öffentliche Gemeinwesen gab. Dadurch wäre er auch zur Überzeugung gekommen, daß der von ihm aufgestellte Eigenthumsbegriff unhaltbar ist. Samter definirt nämlich das Eigenthum als „die den Einzelpersonen, den Personenverbänden, den gesellschaftlichen Gemeinschaften (Staat und Gemeinde) von der Rechtsordnung zuertheilte ausschließliche Herrschaft über Sachen" (S. 36). Der Staat hat das Eigenthumsrecht, das vor ihm

und unabhängig von ihm schon existirt, anzuerkennen und nach den Bedürfnissen des allgemeinen Wohles gesetzlich zu ordnen, aber er gibt es nicht und kann es auch nicht nehmen. — Als vollständig verfehlt sei noch schließlich ein Beweis bezeichnet, mit dem Samter die Nothwendigkeit des Privateigenthums darthun will und den er dem Begriff der Persönlichkeit entnimmt. Nach ihm wäre nämlich ein Mensch ohne Eigenthum gar keine Person. „Der Puchta'sche Satz: ‚Kein Vermögen ohne Person‘ kann auch umgekehrt gefaßt werden: ‚Keine Person ohne Vermögen‘“ (S. 10, 53 und besonders S. 316). Demgemäß spricht er auch von dem Kinde als einer werdenden Person. Aber er gestatte uns die Frage: Hört denn der Schiffbrüchige, der von Allem entblößt am Ufer strandet, auf, eine Person zu sein? oder verzichtet derjenige, der sich freiwillig aus Liebe zu Gott seines Eigenthums begibt, auf seine Würde als Person?

Victor Cathrein S. J.

Les sociétés secrètes et la société ou philosophie de l'histoire contemporaine par *N. Deschamps*. 3e édition entièrement refondue et continuée . . . par *Claudio Jannet*. Zwei starke Bände gr. 8⁰. CX u. 336; IV u. 685 S. Avignon, Seguin Frères, 1880. Preis: *M.* 12.

Der selige Bischof von Mainz, W. E. v. Ketteler, hatte vor 20 Jahren den Gedanken ausgesprochen, „daß ein recht wissenschaftlich gehaltenes Werk über die Freimaurerei eine der wichtigsten Anforderungen der Gegenwart scheint“; er hatte den Umfang dieses Werkes genauer so angegeben: „Eine streng wissenschaftliche und kritische Darstellung des Ursprunges, der Geschichte, des Wesens, der Gebräuche und der Symbole der Freimaurerei, ihrer Stellung und ihres Einflusses in dem modernen Staatsleben wäre eine unaussprechlich verdienstliche Arbeit. Sie würde endlich das Dunkel dieser geheimen Gesellschaft aufheben und ein gründliches Urtheil über sie möglich machen.“ Hieran schloß der hochverdiente Bischof den Wunsch: „Möchten doch einige tüchtige junge Gelehrte diese wichtige Arbeit unternehmen!“ [1]

Mit Recht verlangte v. Ketteler „einige tüchtige junge Gelehrte“ für diese Riesenarbeit, die nicht bloß den freimaurerischen, sondern alle mit ihm irgendwie zusammenhängenden Geheimbünde umfassen müßte und eine anständige Bibliothek ausmachen dürfte, die etwa in folgende Gruppen zerfallen würde: 1) Ursprung und Geschichte jedes Geheimbundes, Zusammenhang mit dem freimaurerischen Centralbunde; 2) Grundwesen der sämmtlichen Bünde und specieller Zweck jedes einzelnen derselben; 3) Gebräuche, Symbole, Geheimwörter in ihrer Beziehung zur Grundtendenz; 4) Stellung und Einfluß der geheimen Gesellschaften in den einzelnen Staaten, ihre Gesammtwirkung in den sogen. modernen Ideen; endlich 5) das gesellschaftliche Programm und Wirken der Geheimbünde. — Jede einzelne Gruppe würde mehr als eine „tüchtige und junge“ Kraft erfordern.

---

[1] W. E. v. Ketteler, Freiheit, Autorität und Kirche, 4. A., S. 230 f.

So lange jedoch das Umfassende und Vollkommene nicht möglich ist, sehe Jeder, wie er's treibe, und bestrebe sich insbesondere die katholische Welt, in dem gefährlichsten Geheimbunde der Welt nicht etwa einen Verein von liberalen Lebemännern zu erblicken und von „Übertreibungen" zu reden, wenn katholische Schriftsteller nach ernsten Studien die schauerlichen letzten Pläne der Brüderschaft an's Licht ziehen. Mögen die deutschen Brüder auch um Pferdelängen hinter jenen anderer Länder zurück sein, weil eben Deutschland nur erst die Anfänge der Revolution durchlebt hat, so folgt daraus nicht, daß ihr Endziel ein anderes sei, als überall. Wem die wiederholten Warnungsrufe des heiligen Stuhles, insbesondere Pius' IX., nicht hinreichten, dem sollten doch endlich der Culturkampf in Deutschland, die Vorgänge in Belgien, Frankreich und Italien die Augen öffnen.

In diesem Punkte haben die praktischeren Franzosen schneller als wir die wahre Quelle der Übel des letzten Decenniums erkannt und neuestens in einer Reihe von Schriften den Geheimbund entlarvt. Unter diesen letzteren nimmt das von N. Deschamps verfaßte und in der zweiten und dritten Auflage von Claudio Jannet, Professor der National-Ökonomie, erweiterte und fortgeführte Werk „Les sociétés secrètes" einen hervorragenden, wo nicht den ersten Platz ein.

N. Deschamps hatte die hierzu nöthigen Documente während zwanzig Jahren gesammelt, wurde aber im Augenblicke, als der Druck des ersten Bandes begann, in die Ewigkeit abberufen; der dritte Band war noch nicht im Manuscripte fertig und mußte erst aus den hinterlassenen Materialien in's Reine gearbeitet werden, so daß die erste Auflage endlich 1876 erschien. Das Werk fand in Frankreich freudige Aufnahme, so daß jetzt bereits die dritte Auflage in zwei stattlichen Groß-Octav-Bänden versandt worden ist. Obgleich nämlich Claudio Jannet eine größere Abhandlung über das Grundwesen des Geheimbundes in 110 Seiten dem ersten Bande vorausschickte und die geschichtlichen Theile des Werkes, so weit sie auf Frankreich und Belgien Bezug haben, bis Ende 1879 fortführte, so gelang es ihm dennoch durch die Wahl kleinerer Schrift für die längeren Auszüge aus geheimbündlerischen Documenten, die früheren drei auf zwei Bände zu reduciren. Daß die Ausstattung glänzend ist, versteht sich bei derartigen in Frankreich gedruckten Werken von selbst.

Wir können natürlich den Inhalt des auf langjähriger Urkundensammlung beruhenden Werkes nur in den äußersten Umrissen angeben. Nächst der Einleitung (I—CX) über die Entstehung der Revolutionen aus den Geheimbünden und die beiderseitige principielle Wahlverwandtschaft folgen zwei Bücher, das erste sechs, das zweite fünfzehn Kapitel mit mehreren Unterabtheilungen enthaltend.

Das erste Buch: „Die Lehren der Freimaurerei und die Revolution", behandelt 1) die freimaurerische Grundidee und die Revolution; 2) die Geheimbünde im Vernichtungskampfe gegen jede Religion; 3) gegen jede Moral; 4) gegen die Familie; 5) gegen die bürgerliche Gesellschaft; 6) gegen das Eigenthum.

Das zweite Buch schildert „die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften in der Geschichte der Neuzeit". 1) Uranfänge der Freimaurerei; 2) die maurerische Secte seit Aufhebung der Templer bis zum 18. Jahrhundert; 3) Ausbreitung der Maurerei im 18. Jahrhundert und die Philosophen; 4) die Vernichtung des christlichen Unterrichtes als maurerisches Hauptziel und daher die Unterdrückung der Gesellschaft Jesu; 5) Vorbereitung zum Ausbruche der großen Revolution; 6) die große Revolution in Frankreich und Europa von 1789—1800; 7) Napoleons Dictatur; 8) die geheimen Gesellschaften von 1815—1830, Carbonari und Liberale; 9) der Krieg gegen das Papstthum, die Weltrepublik; 10) die Vernichtung des Kirchenstaates und die italienische Einheit; 11) Preußen und das freimaurerische Kaiserreich; 12) die Republik von 1870 (in Frankreich) und der Krieg gegen die christliche Schule; 13) die Freimaurerei in Belgien; 14) die allgemeine Republik, die Internationale und der Socialismus; 15) der russische Nihilismus; Anhang von Documenten (A—G).

Es gibt nun eine doppelte Weise der Behandlung der freimaurerischen Lehre, eine mehr philosophische oder wissenschaftliche, welche die Principien des Geheimbundes aus der Grundidee desselben nachweist, in den Ritualien und Geheimschriften verfolgt und schließlich durch unanfechtbare Aussprüche der Logenhäupter und durch ihre Werke a posteriori gegen jede maurerische Entschuldigung und Ausflucht sicherstellt. Wir haben diesen Gang in unseren beiden Werken über Freimaurerei: „Der Götze der Humanität, oder das Positive der Freimaurerei" (Freiburg, Herder, 1875), und: „Der stille Krieg gegen Thron und Altar, oder das Negative der Freimaurerei" (2. A. Amberg, Habbel, 1876) eingehalten.

Die zweite Methode — wir möchten sie die realistische oder empirische nennen — faßt das freimaurerische Wirken, so wie es sich historisch im Sturmlaufe gegen die heiligsten Einrichtungen der Menschheit darstellt, citirt die Reden und Werke der Geheimbündler, greift also unmittelbar hinein in's frische, volle Leben. Diese Behandlungsweise gefällt unseren westlichen Nachbarn viel besser, als die erstere, die mit der Theorie beginnt und zur Praxis überleitet, daher im Grunde über der letzteren steht.

Das vorliegende Werk Deschamps' trug in seiner anfänglichen Gestalt den Charakter der zweiten Methode vielleicht zu sehr an sich. Erst der Bearbeiter und Fortsetzer des Werkes in der zweiten und dritten Auflage, Claudio Jannet, ist mit Benützung meines inzwischen erschienenen Werkes näher auf die freimaurerische „Humanitäts"-Idee eingegangen und hat das Werk wesentlich gefördert.

Bei einem Buche von mehr als 1100 Seiten, das einen so umfassenden Stoff und so viele Länder behandelt, gäbe es vielleicht im Einzelnen da und dort etwas auszustellen; mancher Punkt, wie z. B. der Zusammenhang der Loge mit den Albigensern, Templern, Saint-Simonisten, Fourrieristen und Phalansteriern, ja mit den Gnostikern und Manichäern, müßte in Deutschland viel zwingender nachgewiesen werden, als es in Frankreich nöthig ist, wo die gros-bonnets der Loge selbst jene Ahnen sich zuschreiben. Auch wünschten

wir die eine und andere Partie des destructiven Wirkens der Freimaurer noch lebendiger und leibhaftiger herausgearbeitet, wozu dem verdienstvollen Herrn Jannet die zweite, stark vermehrte Auflage des „Stillen Krieges“ genügenden Stoff bieten würde. Auch vermissen wir ein alphabetisches Personen- und Sachregister am Schlusse. Da das vortreffliche Werk eine vierte Auflage erleben dürfte, so würde es in noch vollkommenerer Bearbeitung neuen Nutzen stiften.

Jedoch wir lassen uns nicht auf eine nörgelnde Kritik ein, sondern freuen uns aufrichtig über das Buch und empfehlen es angelegentlich den deutschen Katholiken, besonders auch darum, weil es die neuesten Anschläge der Geheimbündler in Frankreich und Belgien actenmäßig darlegt und überhaupt Genauigkeit in den Beweisen und in den Citaten an der Stirne trägt. Daß es im vollsten katholischen Geiste, voll Wärme für die ewigen Güter der Menschheit und mit dem den Franzosen eigenen praktischen Blicke geschrieben ist, müssen wir nicht erst hervorheben.

M. Pachtler S. J.

Heinrich III. von Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof zu Konstanz und seine Zeit. Von P. **Anselm Schubiger**, Conventual des Stiftes Einsiedeln. X u. 378 S. Freiburg i. Br., Herder, 1879. Preis: *M.* 5.

Es war ein glücklicher Gedanke, das Jubiläum des hl. Benedict, dessen Orden Jahrhunderte hindurch eine Leuchte der Wissenschaft für die ganze gebildete Welt geworden, durch wissenschaftliche Festschriften zu verherrlichen. Zu den besten derselben gehört diese vortreffliche Arbeit des Herrn P. Schubiger, welche die Geschichte eines großen Ordensgenossen, Heinrichs III. von Brandis, Abtes von Einsiedeln (1349—1357) und Bischofs von Konstanz (1357—1383), mit der den gelehrten Benedictinern eigenen Sorgfalt, Kritik und Wahrheitsliebe behandelt. Es war freilich unmöglich, das Leben jenes Mannes und seiner Zeit in einem vollkommen einheitlichen Gesammtbild zu beschreiben, da derselbe nicht leitend, beseelend und bestimmend auf die größeren Zeitereignisse eingewirkt, sondern nur eine untergeordnete Bedeutung zu ihnen gehabt hat. Nichtsdestoweniger ist dieses Buch, welches seine Lebensschicksale erzählt, ein höchst interessantes geworden, reich an Detail und einer großen Fülle von Einzelmaterial. Von Brandis ist zwar vorwiegend ein Mann des Bureau's, wenigstens sehen wir ihn meistens in seiner bischöflichen Kanzlei mit Verordnungen, Administration, mit Geld- und Vermögensangelegenheiten, mit Stiftungen und Gründungen zu kirchlichen Zwecken, mit der Hebung klösterlicher Genossenschaften durch Unterstützungen, durch Einverleibung von Pfarreien in dieselben u. dgl. beschäftigt; aber aus der Natur sowohl wie aus der Menge dieser Actenstücke und aus den mitunter schweren Opfern, die er sich in Ausübung seiner Pflicht auferlegen mußte, geht der unwidersprechliche Beweis hervor, daß er ein äußerst thätiger, für das Wohl seines Bisthums sehr besorgter, dabei geschäftsgewandter, milder und segensreich wirkender Bischof war.

Mit wahrem Bienenfleiß und mit dem Aufwand großer Belesenheit hat der Verfasser Alles gesammelt, was auf das Leben und die Thätigkeit Heinrichs von Brandis als Abt und Bischof Beziehung hat. Während aber diese Thätigkeit in der eigentlichen, durchaus chronologisch gehaltenen Biographie zu sehr in's Einzelne sich verliert, um dem Leser einen leichten Gesammtüberblick über die Bedeutung und die vielseitige Wirksamkeit des musterhaften Mannes zu gewähren, sammelt das letzte Kapitel die Lebensmomente und die mannigfaltigen Beziehungen des Konstanzer Bischofs in größeren Zügen zusammen, führt nochmals die schon erzählten Einzelheiten, jedoch kürzer und unter allgemeinere Rubriken gegliedert, dem Leser vor Augen. Diese Art der Behandlung, diese Doppelbiographie möchten wir sagen, bietet nicht zu verkennende Vortheile. In der ersten größeren wird uns der Bischof in seiner täglichen Arbeit, in seiner Kanzlei, auf seinen Reisen vorgeführt, und hier findet sich reiches Material für die nähere Kenntniß der damaligen Sittengeschichte, mancher werthvolle Aufschluß über die Anwendung des Interdicts, über das religiöse Leben, über die Zustände der Klöster, über die Reibungen zwischen der Junkerschaft und den Gemeinbürgern u. dgl. In der zweiten tritt das rein Persönliche des Bischofs stärker in den Vordergrund.

Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser uns einige Bemerkungen gestatten wird, zumal dieselben ihm zeigen werden, mit welchem Interesse wir sein Buch nicht bloß gelesen, sondern geprüft haben.

Die Beschuldigung des „Ungestüms" gegen den päpstlichen Legaten Philipp de Cabassole (nicht Labassole) S. 163 scheint uns nicht gerechtfertigt, auch nicht mit der Berufung auf Damberger, der ohne Beweis behauptet, der Papst habe in seiner Ernennung einen Mißgriff begangen; diese Angabe stützt sich auf den für jene Zeit nicht sehr zuverlässigen Trithemius. Das zweite Leben Innocenz' VI. bei Baluzius, Vitae Pap. Aven. I. 350 und Muratori, Rer. It. Scr. III. II. 605 erwähnt ausdrücklich gegen die von Damberger und Tritheim behauptete Erfolglosigkeit der Sendung: Philippus . . . promissum subsidium a Clero Alemanniae sustulit et recepit. Die Lebensnotizen über Cabassole bei Baluze (I. 1019) und Ciacconi (Oldoin) (II. 566) erzeugen keine ungünstige Idee über diesen Mann.

Die Stelle S. 203 gegen Innocenz VI. und dessen Nepotismus, dem er „wie kaum ein anderer seiner Vorgänger" verfiel, ist doch wohl übertrieben. Der Nepotismus des Papstes bestand darin, daß er seinen Bruders- und seinen Schwestersohn zur Cardinalswürde erhob — ein Vergehen, das nicht schärfer beurtheilt zu werden verdient, als die Verwandtenliebe Heinrichs von Brandis. Was insbesondere die Anschuldigungen gegen den Schwestersohn, den Cardinal von Pampeluna, Peter de Monteruco, betrifft, so scheinen sie großentheils nicht stichhaltig. Er wurde nicht „in der letzten Lebenszeit" des Papstes (1361), sondern schon 23. Dec. 1356 Cardinal; er betheiligte sich 1378 nicht an der Wahl des Gegenpapstes Clemens' VII., da er sich weit weg vom Wahlorte, in Avignon, befand, hing aber nachträglich dem schismatischen Papste an und starb 1385. Ein sehr schlimmer Mann scheint er indessen nicht gewesen zu sein, denn der berühmte Cardinal Albornoz hatte so viel Vertrauen

zu ihm, daß er ihn 1367 sterbend zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte. Sollte vielleicht hier eine Verwechslung desselben mit einem späteren Cardinal von Pampeluna, Martin Salva († 1403), vorliegen, welcher im Schisma eine viel hervorragendere Rolle spielte? Von den acht Cardinälen, welche Innocenz 1361 ernannte, lebten 1378 beim Ausbruch des Schismas nur noch drei, und alle drei waren zur Zeit der Gegenwahl in Avignon.

Johann Schadland war nicht, wie es S. 250 heißt, Patriarch von Konstantinopel, starb auch nicht am 1. April 1404, sondern bereits 1373 in Koblenz. Jene Angabe ist wahrscheinlich aus P. Gams entnommen, sie wird aber berichtigt durch Schannat, Hist. Ep. Wormat. I. 401, der das Epitaphium mittheilt. — Doch das sind Dinge, welche, wie sie den hohen Werth des Ganzen nicht verringern, so auch nicht unserer Anerkennung Eintrag thun sollen.

R. Bauer S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Theotimus, oder: Die Liebe Gottes, vom hl. Franz von Sales. Für Gläubige jeden Standes bearbeitet von J. Brucker S. J. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Chur. 16⁰. 480 S. Einsiedeln, Gebr. Karl und Nikolaus Benziger, 1880.

Das große Gnadenmittel des Gebetes. Vom heiligen Kirchenlehrer Alphons Maria von Liguori. Aus dem größeren Werke des Heiligen über das Gebet. Neu übersetzt von P. Andreas Hellbach C. SS. R. Mit Erlaubniß der Obern. 16⁰. 152 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1880.

Wenn wir in der Lage sind, unsern Lesern hier zwei Werkchen der beiden neuesten Kirchenlehrer zu empfehlen, die in neuen, vortrefflichen Bearbeitungen soeben die Presse verlassen haben, so gereicht uns das um so mehr zur Freude, als die Bearbeiter gerade die werthvollsten und nützlichsten Schriften der zwei Heiligen ausgewählt haben. Der „Theotimus" oder die Abhandlung von der Liebe Gottes ist anerkanntermaßen das Meisterwerk des hl. Franz von Sales, und dieser selbst bezeichnet es als die Frucht seiner vielen Erfahrungen im Dienste der Seelen und einer vierundzwanzigjährigen Ausübung des Predigtamtes. Die Abhandlung über das Gebet aber hält der hl. Alphons von Liguori (Einl.) für das nützlichste aller von ihm verfaßten Werke, und darum fügt er den Wunsch bei: „Stände es doch in meiner Macht, dieses Büchlein dergestalt zu vervielfältigen, daß ich es allen Gläubigen auf der ganzen Welt in die Hand geben könnte, damit ein Jeder sich überzeugen möchte, wie nothwendig für uns Alle das Gebet ist, um selig zu werden!" — Beide Bearbeitungen bezwecken nur, die Schriftchen einer möglichst großen Anzahl von Lesern, auch den weniger Gebildeten, zugänglich und vollkommen verständlich zu machen. Daher beschränken sich die Änderungen auf Auslassungen und eine übersichtlichere Anordnung; im Übrigen ist das Original rein und treu wiedergegeben.

Eucharistischer Monat. Einunddreißig Communion-Betrachtungen von P. X. Lercari S. J. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. J. Ecker. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 12°. 64 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: 60 *Pf.* Elegant gebunden in Leinwand mit reicher Pressung in Gold und Schwarz *M.* 1.20.

Die kernhaften, tieffrommen Erwägungen des P. Lercari bieten eine Fülle von Betrachtungsstoff über die hochheilige Person des eucharistischen Heilandes. Sie wollen durch ihren Wechsel die Andacht beim Empfange des hochheiligsten Sacramentes erleichtern und fördern. Die einunddreißig Vorbereitungen und Danksagungen werden daher allen Priestern, aber auch den übrigen Gläubigen, welche sich oft dem Tische des Herrn nahen, eine sehr willkommene Gabe sein. Die einfachen aber geschmackvollen Vignetten, die Schwabacher Lettern und der Druck in Schwarz und Roth verleihen dem Werkchen eine recht anmuthige Gewandung.

St. Francisci Blüthengärtlein. Deutsch von Dr. Franz Kaulen. Zweite Auflage. (XVIII und 349 S.) Mainz, Kirchheim. MDCCCLXXX.

Das vorliegende Büchlein ist das schönste Spiegelbild der lauteren Gottesliebe, der kindlichen Einfalt und der das ganze Leben verklärenden Frömmigkeit des seraphischen Heiligen und seiner ersten Genossen. Wer sich aus unserer kalt berechnenden, egoistischen Zeit in dieses sonnige Gärtlein flüchtet, findet daselbst Labung und Erquickung für Geist und Gemüth. Es wird ihm wohl, sein Herz erweitert sich und hebt sich himmelwärts, sobald er den reinen, kräftigen, würzigen Hauch des Tugendlebens in sich aufnimmt, der ihm aus den zarten und farbenreichen Blumen entgegenweht. Dem „Blüthengärtlein" reihen sich würdig an: ein Bericht und Erwägungen über die Wundmale des heiligen Franciscus, Züge aus dem Leben des Bruders Juniperus, sowie eine ausführlichere Lebensbeschreibung des gottseligen Bruders Ägidius, und „unterschiedliche Weisungen und erbauliche Reden" dieses heiligmäßigen Ordensmannes. Mit großem Geschick hat Dr. Kaulen die schwierige Aufgabe gelöst, den naiven Ton des alten italienischen Originals nach Möglichkeit wiederzugeben. Im „Vorbericht" heißt es: „So will ich dem Abhilfe thun und schreiben, wie die Leute vor Alters gesprochen haben; und vermein ich, daß es alsdann einfältiger und herzlicher zu lesen sei." Daß die Übersetzung wirklich das Richtige getroffen hat, erhellt schon aus dem Umstande, daß für das anspruchslose Büchlein eine zweite Auflage nothwendig wurde.

Die christliche Arbeiter-Corporation zu Val-des-Bois, dargestellt von Léon Harmel. Mit einem Vorwort von Dr. Christoph Moufang, Domcapitular zu Mainz. Aus dem Französischen. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1879.

Im Interesse der guten Sache machen wir noch nachträglich auf das vorliegende vortreffliche Werkchen aufmerksam. Die von den edlen Gebrüdern Harmel unter ihren Arbeitern in Val-des-Bois durchgeführte Organisation auf religiöser Grundlage ist in ihrer Art ein wahres Muster, das seinen wesentlichen Zügen nach allgemeine Beachtung und Nachahmung verdient. In mehr denn einer Beziehung ist die Geschichte von Val-des-Bois lehrreich. Insbesondere zeigt sie uns so recht klar die Nothwendigkeit der Mithilfe der katholischen Kirche zur Hebung und Verbesserung des Arbeiterstandes. Selbst die edelsten und großmüthigsten Bestrebungen einzelner christlicher Menschen-

freunde werden ohne die ungehemmte Mitwirkung der katholischen Kirche mit ihren zahlreichen Gnadenmitteln sich meistens als ohnmächtig erweisen. Namentlich ist das katholische Vereinswesen auf kirchlicher Grundlage, wo möglich unter dem Einfluß katholischer Ordensgenossenschaften, berufen, helfend und reorganisirend in die vielfach so traurigen Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung einzugreifen. Mag einer deßhalb noch so sehr von Liebe zu dem „gemeinen Mann" und dem „armen Volke" überfließen, wenn er die katholische Kirche in der Erfüllung ihrer göttlichen Sendung auf jede Weise hindert und die katholischen Orden, diese Heimstätten der christlichen Charitas, verfolgt, so ist ihm nicht zu glauben, es ist ihm nicht Ernst. — Eine andere Lehre, die uns das Beispiel der Gebrüder Harmel mit ihrer „Familie von Val-des-Bois" ertheilt, ist die, daß die wahre christliche Liebe, obwohl sie Alles nur um Gottes willen thut, doch schon hienieden vielfach den reichsten Lohn erntet — in der Liebe und treuen Anhänglichkeit derjenigen, denen sie die Wohlthaten erwiesen, ja selbst in nicht unerheblichen materiellen Vortheilen. „Die politischen Bewegungen," schreibt der Verfasser, „die Revolution von 1848 und die Ereignisse von 1870—71 haben weder unsere Arbeiter berührt, noch hat unsere Arbeit nachgelassen. Wir rühmen uns dessen nicht, wir verdanken es Gott allein, ohne seinen Schutz würde es anders geworden sein" (S. 36). Möge das Beispiel dieser edlen Menschenfreunde im besten Sinne des Wortes vielfache Nachahmung finden.

Die Entwicklung des Frankfurter Schulwesens im letzten Jahrzehnt. Von E. F. A. Münzenberger, Stadtpfarrer. 8°. 266 S. Frankfurt a. M., Fösser, 1880. Preis: *M.* 1.80.

Wohl wissend, daß wer die Schulen besitzt, auch Herr der Zukunft ist, sucht sich der Liberalismus überall mit wahrer Wuth der Schulen zu bemeistern. Mit Hintansetzung der heiligsten und verbürgtesten Rechte ist er allerorts bestrebt, die Schulen zu verstaatlichen und zu entchristlichen. Unversöhnlich ist besonders der Haß, mit dem er das katholische Schulwesen zu vernichten trachtet. Hier gilt es katholischerseits mit aller Entschiedenheit und rastloser Energie für die Schulfreiheit und den confessionellen Charakter der Schulen einzutreten. Wer in einem concreten und anschaulichen Bilde aus jüngster Zeit das Gebahren des Liberalismus in Bezug auf die katholischen Schulen kennen lernen will, nehme die vorliegende fleißig und mit Sachkenntniß gearbeitete Schrift zur Hand; auch in weitern Kreisen wird sie anregend und belehrend wirken. Hoffentlich werden wir bald auf die Broschüre zurückkommen.

Canon Missae ad usum Episcoporum ac Praelatorum solemniter vel private celebrantium. Fol. 252 S. Ratisbonae, Fr. Pustet, 1880. Preis: *M.* 24.

Diese Prachtausgabe des Meßcanons für Pontificalämter wie für bischöfliche Privatmessen empfiehlt sich ebensosehr durch ihre praktische Anordnung mit Rücksicht auf den liturgischen Gebrauch, als auch durch ihre solide und glänzende Ausstattung. Sie ist ein wahres Meisterstück von Typographie. Das Ganze ist auf das beste italienische Handpapier (Miliano in Fabriano) gedruckt. Jede Seite ist mit einer stilgerechten Einfassung von Prof. Klein in Wien geschmückt. Ein herrliches Farbendruckbild, darstellend „die tägliche Erneuerung des eucharistischen Opfers", von demselben Künstler, ist sehr passend am Beginne des Ordo Missae angebracht, da das Buch an dieser Stelle längere Zeit aufgeschlagen auf dem Altare steht; ein zweites größeres Bild in Schwarzdruck, den Gekreuzigten darstellend, eröffnet den Canon,

während dreizehn andere Zeichnungen Klein's (meist identisch mit denjenigen, welche wir schon früher in dieser Zeitschrift [XIV S. 107] besprochen haben) die übrigen Hauptpartien des Buches zieren, 16 Anfangs- und Schlußvignetten passend die leeren Räume ausfüllen. Zum Gebrauch für Visitations- und Firmungsreisen ist am Schluß der Ritus Confirmationis und Consecrationis Patenae et Calicis als Appendix beigefügt in kleinerem Druck, der indeß zum liturgischen Gebrauch hinreichen dürfte, während er den Vortheil hat, das Gewicht des Bandes nicht in lästiger Weise zu vermehren.

Praecepta Eloquentiae in usum scholae collegit, illustravit P. Urbanus Drecker S. J. Editio altera emendata et aucta. Kl. 8°. 186 S. Bonnae, P. Hauptmann, 1880. Preis: *M.* 2.50.

Dieß kurze Handbuch der Beredtsamkeit, das wir schon früher (1878, B. XIV S. 438) seiner Reichhaltigkeit, Klarheit und gedrängten Kürze wegen empfohlen haben, hat durch abermalige Umarbeitung in mancher Hinsicht noch gewonnen und stellt sich würdig den Handbüchern der PP. Kleutgen und Schleiniger zur Seite, aus denen der Verfasser vielfach geschöpft hat, indem er sich zum Ziele setzte: ut quantum fieri posset, utriusque virtutes in unum coalescerent et illius succincta explicandi ratio cum hujus copia rerum et exemplorum conjungeretur. Dieß Ziel ist in hohem Grade erreicht.

Abriß der Rhetorik zum Gebrauche für Gymnasien. Von Nikolaus Schleiniger S. J. Zweite Auflage. 179 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 1.80.

Während das Handbuch des P. Drecker die allgemeine Rhetorik hauptsächlich als Vorschule für die geistliche Beredtsamkeit behandelt, hält sich dasjenige des P. Schleiniger genauer in dem weiteren Rahmen der Rhetorik überhaupt und gibt von dieser einen sowohl inhaltlich sehr vollständigen, als pädagogisch trefflich angeordneten Abriß, der als Schulbuch die größte Anerkennung verdient. Die „Grundzüge der Beredtsamkeit" von demselben Verfasser (schon in dritter Auflage erschienen) haben dagegen schon ein eingehenderes Privatstudium oder eine ausführlichere Behandlung des Faches im Auge, als sie heutzutage die meisten Studienordnungen verstatten.

Miscellen.

Zur Schulstatistik von England und Wales. Das Verhältniß des Staates zur confessionellen Schule in England wurde bereits früher (1873. IV. 241 ff.) in dieser Zeitschrift auseinandergesetzt; auch haben wir wiederholt von den erfreulichen Fortschritten Notiz genommen, welche das katholische Volksschulwesen, Dank der unermüdlichen, opferwilligen Thätigkeit der Katholiken, in England gemacht hat (X. 242, XVII. 330, XVIII. 566). Zur genaueren Beleuchtung dieser Erfolge geben wir heute nach officiellem Bericht (Report of the Committee of council on Education. London. Eyre & Spottiswood, 1878) eine kurze Statistik über die Fortschritte, welche das Volksschulwesen in England und Wales überhaupt während der letzten Jahre (von 1868 bis 1878) gemacht hat. Unsere Angaben beschränken sich auf die vom Staate subventionirten Schulen. Die der nicht subventionirten ist übrigens verhältnißmäßig zu jenen verschwindend klein.

Die Schulen zerfallen in vier Gruppen: 1) jene der Hochkirche, 2) jene der Dissenters, 3) jene der Katholiken und 4) jene, welche dem staatlichen, confessionslosen Schulcomité (School Board) unterstehen. Was die Schulräume betrifft, so ist 8 □′ Flächenraum per Kopf berechnet. Die Zahl der bei der Inspection anwesenden Schüler ist durchweg größer, als die Durchschnittszahl des täglichen Schulbesuchs, weil es im Interesse der Schulen ist, möglichst viele Schüler zur Inspection und Prüfung zu stellen. Wir geben zunächst einen Überblick über den Stand der Tagschulen vom 31. August 1876—77.

31. August 1876—1877.	Hochkirche.	Dissenters.	Katholiken.	School-board.	Summe.
1. Schulgebäude . . .	10 472	1 974	659	2 082	15 187
2. Schulräume	14 701	2 729	1 115	3 488	22 033
3. Fassend Schüler . .	2 171 639	563 485	213 172	705 122	3 653 418
4. Factische Schülerzahl:					
a) Durchschnittszahl .	1 273 041	332 140	117 969	427 533	2 150 683
wovon Knaben . .	691 322	190 351	59 120	236 828	1 177 621
Mädchen . .	581 719	141 789	58 849	190 705	973 062
b) bei der Inspection anwesend	1 552 062	414 597	139 523	527 016	2 633 198
wovon Knaben . .	824 230	232 127	69 330	285 307	1 410 994
Mädchen .	727 832	182 470	70 193	241 709	1 222 204
	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.
5. Staatszuschuß . . .	906 709 11 3	245 110 17 8	83 135 11 7	308 269 17 11	1 543 225 18 5

Neben den eigentlichen Elementar-(Tag-)Schulen (Day-schools) bestehen aber noch an vielen Orten Abendschulen (Night-schools), in welchen dem schulpflichtigen Alter entwachsene Personen ihre Elementarschulbildung nachholen, vervollständigen oder erweitern können. Diese Abendschulen werden meist in den auch für die Tagschulen bestimmten Schulräumen gehalten. Für die Hochkirche finden wir nur 30, für die Dissenters 63, für den School-board 7 Gebäude angegeben, welche ausschließlich als Abendschulen dienen; für die Katholiken keine. Wir geben in folgender Tabelle die Zahl der für Abendschulen verwendeten Räume ohne Rücksicht, ob sie zugleich für Tagschulen dienen und somit in der vorigen Tabelle bereits einbegriffen sind, oder nicht.

31. August 1876—1877.	Hochkirche.	Dissenters.	Katholiken.	School-board.	Summe.
1. Schulräume . . .	1 078	340	62	253	1 733
2. Factische Schülerzahl:					
a) Durchschnittszahl .	31 992	14 269	3 722	7 802	57 785
wovon Knaben .	26 997	11 312	1 956	6 051	46 316
Mädchen .	4 995	2 957	1 766	1 751	11 469
b) bei der Inspection anwesend . .	27 729	12 866	3 043	6 565	50 203
wovon Knaben .	23 453	10 124	1 681	5 062	40 320
Mädchen .	4 276	2 742	1 362	1 503	9 883
	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.
3. Staatszuschuß . . .	13 391 16 7	6 151 11 11	1 518 2 6	3 231 1 6	24 292 12 6

Es beläuft sich demnach der gesammte, für Tag- sowohl als für Abendschulen geleistete, Staatszuschuß auf:

L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.	L. s. d.
920 101 7 10	251 262 9 7	84 653 14 1	311 500 19 5	1 567 518 10 11

Wir lassen zunächst eine mit dem Jahrgang 1867—1868 beginnende Übersicht der staatlichen Jahreszuschüsse folgen, zum Zwecke eines umfassenderen Überblickes der staatlichen Subventionirung der confessionellen bezw. katholischen Schulen.

A. Hochkirche.

bis 31. August.	Schul-gebäude.	Durch-schnitts-Schüler-zahl.	Einnahmen. Staats-zuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	per Schüler L. s. d.	Ausgaben. Gesammt-Ausgaben.	per Schüler L. s. d.
1868	5 781	754 116	307 080	674 269	981 349	1 6 0¼	983 198	1 6 0¾
1869	6 103	808 364	343 330	696 196	1 039 526	1 5 8½	1 037 526	1 5 8
1870	6 382	882 432	385 840	744 894	1 130 734	1 5 7½	1 130 260	1 5 7½
1871	6 724	933 820	419 368	777 153	1 196 521	1 5 5¾	1 204 133	1 5 9¼
1872	7 328	972 339	478 390	857 276	1 335 666	1 7 5¾	1 345 140	1 7 8
1873	8 051	1 014 117	549 426	953 229	1 502 655	1 9 7½	1 525 169	1 10 1
1874	8 799	1 124 532	618 671	1 084 746	1 703 417	1 10 3½	1 738 325	1 10 11
1875	9 466	1 203 788	683 217	1 208 204	1 891 421	1 11 6¼	1 919 694	1 11 11½
1876	10 076	1 246 336	739 404	1 316 207	2 055 611	1 13 2½	2 083 858	1 13 7
1877	10 502	1 305 033	801 591	1 392 441	2 194 032	1 13 8	2 230 391	1 14 0¼
			5 326 317	9 704 615	15 030 932	1 9 3¾	15 197 694	1 9 7¼

B. Dissenters.

bis 31. August.	Schul-gebäude.	Durch-schnitts-Schüler-zahl.	Staats-zuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	per Schüler L. s. d.	Gesammt-Ausgaben.	per Schüler L. s. d.
1868	1 313	201 631	83 255	182 081	265 336	1 6 3¾	269 372	1 6 8½
1869	1 414	217 438	93 663	189 091	282 754	1 6 0	285 904	1 6 3½
1870	1 549	247 592	110 535	209 907	320 442	1 5 10½	323 320	1 6 1½
1871	1 691	272 098	124 967	230 026	354 993	1 6 4½	357 757	1 6 3½
1872	1 980	304 849	140 157	267 786	407 943	1 6 9	421 393	1 7 7¾
1873	1 999	304 169	164 298	285 926	450 224	1 9 7¼	462 757	1 10 5
1874	2 042	329 228	188 655	316 354	505 009	1 10 8¼	515 830	1 11 4
1875	2 086	341 094	195 787	339 837	535 624	1 11 6¾	547 665	1 12 2½
1876	2 065	341 060	205 866	353 062	558 928	1 13 3	569 001	1 13 8¾
1877	2 037	346 409	218 228	362 201	580 429	1 13 10½	588 238	1 14 2¼
			1 525 411	2 736 271	4 261 682	1 9 4½	4 341 237	1 9 10¾

C. Katholiken.

bis 31. August.	Schul-gebäude.	Durchschnitts-Schülerzahl.	Einnahmen.						Ausgaben.			
			Staats-zuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	per Schüler L.	s.	d.	Gesammt-Ausgaben.	per Schüler L.	s.	d.
1868	312	62 400	24 590	37 130	61 720	0	19	9¼	61 712	0	19	9¼
1869	328	67 768	27 951	39 443	67 394	0	19	10½	66 765	1	5	8
1870	350	71 666	31 665	42 570	74 235	1	0	8½	73 443	1	0	6
1871	383	80 203	35 923	47 994	83 917	1	0	8¾	81 780	1	0	4¾
1872	464	84 546	39 059	59 482	98 541	1	3	3¾	100 413	1	3	9
1873	524	90 274	45 479	70 769	116 248	1	5	9	124 062	1	7	5¾
1874	567	100 213	54 331	82 171	136 502	1	7	3	144 628	1	8	10¼
1875	598	109 299	62 282	91 942	154 224	1	8	3¾	160 410	1	9	5
1876	623	113 801	69 065	101 981	171 046	1	10	2¼	176 264	1	11	0½
1877	659	121 691	73 839	113 182	187 021	1	11	1¼	193 852	1	12	0
			464 184	686 664	1 150 848	1	5	6½	1 183 329	1	6	2½

D. School-board.

bis 31. August.	Schul-gebäude.	Durchschnitts-Schülerzahl.	Staats-zuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	per Schüler L.	s.	d.	Gesammt-Ausgaben.	per Schüler L.	s.	d.
1872	82	6 472	2 876	6 365	9 241	1	8	6½	9 176	1	8	4¼
1873	520	54 939	12 869	84 050	96 919	1	15	3½	94 652	1	14	5½
1874	838	125 353	37 886	185 268	223 154	1	15	7¼	221 774	1	15	4½
1875	1 140	231 381	79 254	333 588	412 842	1	17	2¾	409 727	1	16	11
1876	1 604	333 234	143 784	525 507	669 291	2	1	4¾	669 088	2	1	4½
1877	2 089	435 335	219 918	656 882	876 800	2	1	4¼	876 528	2	1	4¼
			496 587	1 791 660	2 288 247	1	19	5¾	2 280 945	1	19	4¼

Gesammtüberblick von 1872—1877.

1872—1877.	Einnahmen.			Ausgaben.
	Staatszuschuß.	Anderweitige Einnahmen.	Gesammt-Einnahmen.	
Hochkirche	3 870 699	6 812 103	10 682 802	10 842 577
Dissenters	1 112 991	1 925 166	3 038 157	3 104 884
Katholiken	344 055	519 527	863 582	899 629
School-board . . .	496 587	1 791 660	2 288 247	2 280 945
	5 824 332	11 048 456	16 872 788	17 128 035

Joost van den Vondel.

(Fortsetzung.)

12. Lebenswinter und Dichterfrühling.

Bis zum Jahre 1657 erfreute sich Vondel einer in zeitlicher Hinsicht günstigen Lage. Er stand pecuniär ganz unabhängig, war sogar bei einem ansehnlichen Wohlstand, ein geachteter Bürger, ein gefeierter Poet. Obwohl seine literarische Thätigkeit ihn nicht bereicherte, verschaffte sie doch seinem Namen Ansehen unter allen Ständen. Königin Christine von Schweden beschenkte ihn 1644 mit einer goldenen Kette. Die Amsterdamer Malergilde gab ihm zu Ehren am St. Lucastag (18. October) 1653 ein großes Fest. An die hundert Maler, Dichter und Liebhaber versammelten sich dazu auf St. Joris Doelen (Schützenplatz); einer der Maler verkleidete sich als Apollo, Vondel mußte sich auf einem erhöhten Thron an die Spitze der Tafel setzen und wurde von Apollo feierlich mit dem Lorbeer gekrönt. Er verdiente solche Anerkennung um so mehr, je weniger er nach Ruhm und Gewinn trachtete. Wie die Sammlung seiner kleineren Gedichte ohne seine vorherige Zustimmung oder gar Initiative veranstaltet wurde, so gaben Freunde seine Übersetzung der Oden und der Ars Poetica des Horaz ohne seine Zustimmung zum Druck, und er hörte erst davon, als das Manuscript schon im Druck war. Still und anspruchslos lebte er zu Hause seinen Studien, dichtete, übersetzte, schrieb Stücke für das Theater und ließ sich durch Lob und Anerkennung ebenso wenig aus dem Gleichgewicht bringen, als durch die gehässigen Angriffe seiner Gegner und durch den ungünstigen Erfolg, den, seiner religiösen Gesinnung halber, mehrere seiner Dramen auf dem Theater hatten. Sein Hauswesen führte die treue Tochter Anna, die „Klopjen" (Nönnchen) war, d. h. durch das Gelübde ewiger Jungfrauschaft Gott getraut, ihrem greisen Vater aber mit der opferwilligsten Hingebung als wackeres Hausmütterchen zur Seite

stand. Wie Königin Christine und viele andere hohe Damen jener Zeit, hatte die schlichte Amsterdamer Bürgerstochter tüchtige Kenntnisse im Lateinischen, so daß sie nicht nur die Leistungen ihres Vaters bewundern und bewundern hören, sondern an seinen Studien Antheil nehmen und dieselben mitgenießen konnte. Auch mit dem Sohne des Dichters, der die Kaufmannschaft erlernt und das Geschäft übernommen hatte, ging es anfänglich gut — wenigstens erträglich. Er heirathete 1643 Aeltje Adriane van Bancken und wirthschaftete so, daß das Geschäft nicht gerade zurückging. Aber voran ging es auch nicht. Er war nicht der Mann dazu, wie Brandt sagt[1]. Leider starb Adriane schon nach ein paar Jahren in der Blüthe ihres Alters und hinterließ dem jungen Wittwer drei Kinder. Im Jahre 1650 ging er eine zweite Ehe ein mit der Wittwe Baartje Hooft aus Amersfort. Diese Ehe war das Unglück der ganzen Familie und führte über den bereits betagten Dichter eine Katastrophe herein, wie ihm eine schmerzlichere kaum hätte zu Theil werden können. Denn nun begann im Hause seines Sohnes eine leichtsinnige Mißwirthschaft, welche denselben in Schulden stürzte, so daß der Bankbruch vor der Thüre stand. Vergebens setzte der greise Vater sein eigenes Vermögen ein, um, wenn möglich, diese Schande von den Seinigen abzuwenden. Vergebens reiste er nach Kopenhagen, um rückständige Schuldforderungen seines Sohnes einzutreiben. Es blieb nichts übrig, als denselben nach Ostindien auswandern zu lassen, woher der Vater nie mehr etwas über ihn vernahm. Der tiefe Schmerz, welchen Vondel über alle diese Unglücksschläge empfand, durchklingt erschütternd das ganze Trauerspiel: „David in der Verbannung", welches er 1660 dichtete.

Doch nicht bloß sein ehrlicher Name war durch den unwürdigen Sohn in Schande gebracht, auch sein eigenes Vermögen — von 40 000 Gulden, das seine frühere Wohlhabenheit als eine sehr beträchtliche erscheinen läßt — war dahingerafft, der reiche, angesehene Bürger als siebenzigjähriger Greis nahezu an den Bettelstab gebracht.

[1] Wir folgen hier hauptsächlich Brandt's Bericht, der im Wesentlichen verläßlich ist und an den sich die anderen Biographen anlehnen. J. A. Alberdingk-Thijm (Portretten, S. 105) nimmt an, daß der „nüchterne, farblose, aber ehrliche Brandt" in Bezug auf Joost den Jüngern hauptsächlich aus späteren, retrospectiven Klagen des Vaters geschöpft habe, dessen Werke selbst von 1650—1656 durchaus keine gedrückte Stimmung verriethen, der aber später die über ihn hereingebrochene Katastrophe schmerzlicher empfunden zu haben scheine.

Seine Freunde, vor Allem sein Neffe Hans de Wolf, wandten sich für ihn an Anna van Hoorn, die Frau eines der regierenden Bürgermeister, Cornelis van Vlooswijk. Durch die Fürsprache dieser edeln Frau erhielt der verarmte, greise Dichter 1658 eine Anstellung an der Amsterdamer Leihbank mit einem Jahrgehalt von 650 Gulden. Als Gehilfe des Buchhalters konnte der Fürst der niederländischen Literatur nun Tag für Tag von seiner ärmlichen Wohnung zu dem entlegenen Vorburgwall gehen, um dort die Pfänder einzuschreiben und entblößten Hauptes den Herren des Comptoirs zu Diensten zu stehen. Erst nach zehn Jahren versetzte man den achtzigjährigen Beamten in die Reihe der Emeriti und gab ihm eine kärgliche Pension.

Ein an die Güter dieser Erde und ihr Glück hingegebener Geist hätte einen solchen Schicksalswechsel wohl kaum ertragen. Er hätte darunter zusammenbrechen müssen. Vondel bestand den harten Schlag mit einem Muth, mit einer Seelengröße, ja mit einem Frohmuth und einer Geistesfrische, zu der man in der Literaturgeschichte kaum ein analoges Beispiel findet. In dieser Zeit, wo er größtentheils als Beamter auf dem Pfandhause von Amsterdam arbeitete, vom 70. bis zum 85. Lebensjahre, schrieb er nicht bloß etwa eine reichhaltige Sammlung von Lyrica, Epigrammen, Gelegenheitsgedichten, sondern übersetzte metrisch in classisches Niederdeutsch eine ganze Reihe von Stücken lateinischer und griechischer Classiker, verfaßte ein Epos, drei umfangreiche Lehrgedichte und dichtete zehn Trauerspiele, — eine Fruchtbarkeit, die fürwahr einem Dichter in den günstigsten Jahren, unter den glücklichsten Lebensverhältnissen Ehre machen würde, geschweige denn einem Greise, der, aus einer unabhängigen Muße eines langen, glücklichen Lebens durch die schmerzlichsten Familienereignisse in traurige Abhängigkeit versetzt, mit den Sorgen einer kümmerlichen Existenz zu kämpfen hat. Die Arbeitsamkeit dieses Greises müßte unser Erstaunen und unsere Theilnahme erwecken, wenn seine dichterischen Leistungen auch dem Feuer und der Kraft seiner Jugend nicht mehr entsprächen, wenn sie über eine bescheidene Mittelmäßigkeit nicht mehr hinausreichten. Doch das ist nicht der Fall. Die Dichtungen dieser seiner letzten Periode reihen sich würdig denen seiner Mannesjahre an. Das Unglück hat die schöpferische Gluth seiner Seele nicht zu ersticken vermocht. Der Frühlingshauch jugendlicher Kraft begleitet ihn bis an die Schwelle des Grabes.

13. Jephte. Samson. David in der Verbannung. David wieder auf dem Thron. Adonias. Die Batavischen Brüder. Phaëton. Adam. Jungchin.

So anziehend es wäre, dem Dichter in dieser letzten Zeit Jahr für Jahr zu folgen und im Anschluß an seine kleineren Dichtungen gleichsam die ganze Zeitgeschichte mit zu leben, so würde das doch zu weit führen. Wir müssen uns begnügen, das Hauptsächliche in einigen Umrissen andeutungsweise zu skizziren. Das sieht man schon aus den Namen seiner Stücke, daß dieser Greis nicht mit dürren Fingern in alten Entwürfen, Plänen, Fragmenten herumkramt, daß er nicht elegisch der Vergangenheit nachdämmert, sondern Jahr für Jahr noch neue, ganz neue Arbeiten übernimmt. Fast jedes dieser Jahre bringt ein, zwei oder sogar mehrere größere Werke, von sehr verschiedenem Inhalt und von mannigfaltiger Form.

Zunächst nun ein Wort von seinen Tragödien. In der äußern Architektur derselben ist ein Fortschritt nicht zu erkennen. Vondel hing mit der größten Gewissenhaftigkeit an der Aristotelischen Norm, suchte sie tiefer zu erfassen und besser zum Ausdruck zu bringen, dachte aber gar nicht daran, neue, freiere Formen zu schaffen, Fesseln zu sprengen oder gar die bunteste Willkür zum Gesetz zu erheben. Daß er alle Mittel besessen hätte, ein modernes Drama zu Stande zu bringen, Menschenkenntniß, Leidenschaft, glühende Phantasie, gewaltige Erfindungsgabe, Leichtigkeit des Dialogs, Reichthum und Meisterschaft der Sprache, Fülle und Schärfe der Charakteristik, tiefe Auffassung des Tragischen und lebendiges Erfassen des Menschenlebens, das wird Jeder zugeben müssen, der nicht irgend einem übelwollenden Kritiker nachredet, sondern die Stücke Vondels selbst aufmerksam prüft. Aber sich frei seinem Dichtergenius zu überlassen, hielt er nun einmal für eine Sünde, zum wenigsten für keine Kunst. Wer darum das Kind mit dem Bad ausschütten und ihm dramatische und dramaturgische Bedeutung absprechen will, der mag das thun: das braucht jedenfalls *keine* Kunst. Gewiß ist, daß Vondel in dieser Periode die Fehler der sog. Stücke des Seneca durchschaut hat, sich deßhalb dem Sophokles und Euripides zuwandte und vor Allem den Erstern in der Ausführung seiner dramatischen Stoffe nachzuahmen suchte. Hat er nun auch Sophokles nicht in Allem erreicht, so hat er doch dem biblischen Drama eine Fassung gegeben, welche der einfachen Größe, Kraft und Harmonie der alten Tragödie sehr nahe kommt und

im lyrischen Schwung der Chöre sie vielfach erreicht. Was die Handlung betrifft, so haben die meisten Tragödien Vondels mehr Handlung und Leben, als z. B. der „Ödipus auf Kolonos“; der Dialog ist dem ruhig getragenen der antiken Tragödie nachgebildet und die Charakterzeichnung so reich und mannigfaltig, so kräftig und, wo es sein soll, leidenschaftlich, daß sie allein hinreicht, Vondel als einen bedeutenden Tragiker zu legitimiren. Wie bei den Alten, namentlich Euripides, sind die Reden mitunter etwas lang und werden dem ausschließlichen Freunde des „Modernen“ nicht zusagen; aber sie sind nicht um ihretwillen da, sondern um der Charakteristik und der Handlung willen, dramatisch gedacht und ausgeführt.

Über die einzelnen Stücke dürfen wir uns um so kürzer fassen, da der biblische Stoff ja Jedermann bekannt ist und Vondel sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, ja fast mit Scrupulosität an dasjenige hielt, was die heilige Schrift darüber bot. Nur innerhalb der von ihr gegebenen Anhaltspunkte erlaubte er sich freie Fiction, so daß sein Verdienst wesentlich darin liegt, nicht über biblische Stoffe willkürlich phantasirt, sondern die tragischen Gestalten der inspirirten Bücher ganz im Sinn und Geist derselben erfaßt, durchdrungen und dramatisch ausgeführt zu haben. Seine Patriarchen, Richter, Könige und Helden sind nicht erträumte „Bühnenfiguren“, es sind die Gestalten der Bibel, die, gleichsam wieder lebendig geworden, aus den heiligen Büchern heraustreten und ihr Leben noch einmal vor uns leben. Sie verwässern die Bibel nicht, sondern sie machen es fühlbar, welche Fülle von Poesie, welche Tragik, welches dramatische Leben keimartig in dem kurzen Bericht der heiligen Bücher enthalten ist.

So ist im „Jephte“ (1659) die furchtbare Collision zwischen Vaterliebe und religiös-geheiligter Vaterlandsliebe, die im Stoffe selbst lag, mit dramatischer Meisterschaft ausgeführt. Der leidenschaftlich voreilige, in Freude und unsäglichem Schmerz heldenhafte Vater; die von der höchsten Freude in namenloses Herzeleid gestürzte Mutter; die dem Opfer sich willig darbietende edle Tochter; der treue Hofmeister, der mit weltlichem Rath die Katastrophe aufzuhalten versucht; der Priester und der Gesetzeslehrer, welche ebenfalls fruchtlos die schreckliche Pflichtencollision theologisch zu lösen oder praktisch zu mildern versuchen; der Chor, der die ganze Stufenleiter der Affecte in dem erschütternden Familiendrama mitjubelnd, mittrauernd, rathend, helfend, betend, tröstend wiederspiegelt — all diese einfachen Elemente gestalten sich zu einem ergreifenden, künstlerisch harmonischen Ganzen. Als Versmaß hat Vondel hier zum ersten Mal, nach Ronsards Rath, den fünffüßigen Jambus

gewählt — als kräftiger und erhabener[1] — zu nicht geringem Vortheil der Sprache wie der ganzen Dichtung.

Waltet im „Jephte“ ein Hauch der tiefsten Wehmuth vor, so blitzt im „Samson“ (1660) dagegen die Kraft des Dichters in erschütternder Leidenschaftlichkeit auf. Die Handlung ist reicher, als der Stoff erwarten läßt, die Sprache von hinreißender Gewalt.

Im „König David in der Verbannung“ führt Vondel die Palastrevolution Absaloms aus bis zu des Letzteren Einzug in Jerusalem. „König David wieder auf dem Thron“ (hersteld) (im selben Jahre 1660 gedichtet) führt die Geschichte weiter bis zu Absaloms Tod. Das erste Stück ist von dem tiefen Herzeleid durchwaltet, das Vondel an seinem eigenen Sohne erfahren; im zweiten spiegelt sich nicht undeutlich die Freude, welche er über die Wiederherstellung der Stuarts auf dem englischen Königsthrone empfand.

Das Trauerspiel „Adonias“ (1661) knüpft inhaltlich an die beiden davidischen Dramen an. David ist todt. Adonias, sein Sohn, will das Scepter an sich reißen, das David auf Gottes Geheiß dem jüngeren Sohne Salomon hinterlassen. Unter dem Scheine, um die Hand Abisags, der Wittwe Davids, für ihn zu werben, bringen seine Anhänger in die Stadt. Der Hohepriester Abiathar und der Feldherr Joab unterstützen ihn. Salomon wird indeß rechtzeitig des Complotts gewahr und überwältigt den unrechtmäßigen Prätendenten, der, wie Joab, seinen Verrath mit dem Tode büßt. Vondel zeichnet solche Revolutionäre, gekrönte und ungekrönte, so gut und mit so wenig Sympathie für ihre Ränke, daß er von den Freunden der Revolution auf immer wenig Gegenliebe erwarten darf. Herrlich ist die zart-lyrische Scene, in welcher Abisag die Freierschaft des Adonias von sich weist; ergreifend die Klage Joabs nach erfolgter Katastrophe.

„Die Batavischen Brüder oder Unterdrückte Freiheit“ (1662) sind einer kurzen Andeutung des Tacitus entnommen. Zwei Batavier, Julius Paulus und Claudius Civilis (Vondel nennt ihn Niklaas Burgerhart), beide aus königlichem Geblüte, übertrafen weit alle Anderen. Fontejus Capito, der römische Statthalter, nahm Julius unter dem Vorwande rebellischer Gelüste das Leben und sandte Burgerhart gefesselt an Nero. Das Stück spielt in Oud Leger (Castra vetera), unfern dem heutigen Xanten. Der dritte Act schließt mit einem herrlichen Rheinlied. Andere Chöre bewegen sich in dem Kampfe zwischen Römern und Germanen. Wie schon die angewandten deutschen Namen zeigen, suchte Vondel aus dem Tacitus heraus zu einem urgermanischen Zeitcolorit zu gelangen, was ihm aber nicht völlig gelungen ist. Während Walburg und Heldewijn die „Buschnonne“ Walda anrufen, flehen die anderen batavischen Frauen zum Hercules.

---

[1] „Naardien de edele heer Ronsard, de vorst der Fransche dichteren, deze dichtmaat hoogdravender oordeelt, en beter van zenuwen voorzien en gesteven dan d'Alexandrijnsche, van twalef en dertien lettergrepen, die, zoo veel langer, naar zijn oordeel flauwer vallen en meer op ongebonde rede trekken.“

Im „Phaëton“ (1663) dramatisirte Vondel die gleichnamige Fabel aus Ovids Metamorphosen, mit deren Übersetzung er vielleicht damals schon begann. Das Stück ist, wie er selbst bemerkt, „nicht einfach, d. h. durchweg im selben Ton gehalten, sondern ungleich im Ton. Freude und Trauer stechen scharf von einander ab. Die Leidenschaften, Liebe und Zorn, Hoffnung und Verzweiflung, wühlen und tosen heftig durch die gegenseitige Blutsverwandtschaft von Eltern und Kindern, durch die von Erde, Himmel und Meer gelittene Noth und den schrecklichen Übergang von Glück in Unglück, fähig, auch unerschütterlichen Gemüthern Schrecken und Mitleid einzuflößen“.

Viel bedeutender ist die im folgenden Jahre gedichtete Tragödie „Adam oder aller Trauerspiele Trauerspiel“, eine Nachdichtung des lateinischen Adam exul des Hugo Grotius, aber viel reicher, lebendiger und poetischer, als ihr Vorbild. Prachtvoll sind vor Allem die Chöre, von denen der erste das Sechstagewerk, der zweite das Glück der ursprünglichen Gerechtigkeit in majestätischer Weise beschreibt. Sie lassen den Faustprolog im Himmel, an welchen sie erinnern, an Erhabenheit und einfach großartigem Schwung hinter sich zurück. Der Aufbau der Tragödie gleicht in seiner Einfachheit dem der anderen Mysterienbramen. Act I zeichnet Lucifers Plan und die Morgenandacht des ersten Menschenpaares, Act II den Besuch der drei Erzengel im Paradies und die Verkündigung des göttlichen Gebotes, Act III die Verschwörung der Dämonen gegen die Menschheit, Act IV die Verführung und den Sündenfall, Act V endlich die Reue nach dem Fall und das göttliche Strafgericht. Das lyrische Element wiegt weit mehr vor, als im Lucifer; ganze Scenen, wie z. B. der Dialog zwischen Belial und Eva (Act IV), sind in jenen gereimten Strophen gedichtet, durch welche Vondel sonst die Rhythmen des antiken Chores zu ersetzen sucht. Wie den Lucifer, so darf man auch dieses Mysteriendrama denjenigen Calderons wohlgemuth zur Seite stellen, und die vielen Parallelstellen zu Miltons Verlorenem Paradies werden durch Vergleich mit diesem nicht verdunkelt. Milton ist conciser, aber an Erhabenheit und Schwung steht ihm Vondel nicht nach.

„Zungchin oder der Untergang der chinesischen Herrschaft“ (1666) ist das einzige Drama, in welchem Vondel seinen Stoff der ihm unmittelbar naheliegenden Zeitgeschichte entnahm. Es ist der Sturz der Ming-Dynastie und die Einnahme Pekings durch die Mandschus im Jahre 1644 — ein Seitenstück zum „Verwüsteten Jerusalem“ und zum „Gijsbrecht van Aemstel“. Großartige Tragik läßt sich dem Stoffe nicht absprechen. Tschung-tsching — ein an sich wohlgesinnter, aber schwacher Regent, Erbe einer jahrhundertalten Macht und Herrlichkeit, Beherrscher eines halben Welttheils, durch Reichswirren und innere Rebellion den Angriffen einer barbarischen Kriegerhorde fast wehrlos preisgegeben, nach und nach von Allen verrathen, von seiner eigenen Leibwache verlassen, sich nur durch stoischen Selbstmord schmachvoller Gefangenschaft entziehend — der Kaiserpalast in Flammen, Peking in Blut schwimmend, das ganze Reich aus den Fugen — die christliche Mission nur gegen alle Hoffnung gerettet und das Anbrechen einer besseren Zeit verkündigend — das war eine Katastrophe, die einen christlichen Dramatiker an-

regen mußte und zum wenigsten der Handlung einen großartigen Hintergrund, zur dramatischen Verwicklung genug Anknüpfungspunkte bot[1]. Was Vondel aber noch mehr dazu hinzog, das war seine glühende Begeisterung für die christliche Glaubensverbreitung, sein Interesse an den Geschicken und Arbeiten der Gesellschaft Jesu und vorab an deren großem deutschen Glaubensboten Adam Schall, dessen Name bezeichnend auf der Personenliste obenan steht als „Adam Schal, Agrippijner (Kölner), Overste der priesteren van de Sociëteit“[2]. Die großen tragischen Motive in moderner Weise auszuführen, ward der Dichter durch die strenge altclassische Form gehindert, an der er nun einmal unverbrüchlich festhielt. An poetischen Schönheiten fehlt es übrigens dem Stücke nicht — und wer es als das nimmt, was es ist, ein „katholisches Missionsdrama“, d. h. als ein von Liebe zum katholischen Missionswerk eingegebenes, dramatisches Gedicht; wer sich dabei in die Anschauungen und Gefühle des edlen Convertiten hineinversetzt: der wird es gewiß heute noch nicht ohne Genuß lesen.

Den dramatischen Leistungen dieser letzten Jahre ist endlich noch der Ödipus Tyrannos beizuzählen, welchen Vondel 1660, und die Iphigenie auf Tauris, welche er 1666 metrisch bearbeitete.

14. Johannes der Bußgesandte. Unterricht über die heilige Dreifaltigkeit. Betrachtungen über Gott und Religion. Die Herrlichkeit der Kirche.

Wenn schon in den Mysteriendramen und in den „Altarsgeheimnissen“ Vondels theologische Tiefe und Erhabenheit vielfach an Dante erinnern, so ist dieß noch mehr der Fall in den drei weiteren religiösen Lehrgedichten, welche er in dieser letzten Epoche seines Lebens verfaßte. Er zeigt sich da als einen eminent theologischen Dichter, vielleicht nächst Dante und Calderon als einen der größten, welche das katholische Dogma verherrlicht haben. Die erstaunliche Allseitigkeit, Kraft und Jugendfrische seines Geistes tritt hier noch merkwürdiger zu Tage. Er arbeitet nicht nur unermüdlich weiter für die von ihm begründete Bühne; er lebt nicht nur in seiner Lyrik das ganze Leben der neuen Generation mit, in welcher er als ein vereinsamter Greis steht; er übersetzt nicht nur, gleich als finge er eben an, Sophokles, Euripides, Ovid; er singt nicht nur, politisirt, jubelt, trauert, spielt, scherzt, kämpft, ringt wie früher — er liest auch Philosophen und Theologen und gewinnt noch im höchsten

---

[1] Vgl. „Die katholischen Missionen“, 1878, S. 122. 123.

[2] Vondel widmete das Drama dem adeligen Herrn Cornelius von Robelaer, dem Vater der beiden Jesuiten-Patres Daniel und Heinrich. Cfr. H. J. Allard, Vondels Gedichten op de Sociëteit van Jesus, p. 25. 26.

Alter den abstractesten Untersuchungen Blüthen der Poesie ab. Das Einzige, was ihn in der Neugestaltung der Dinge grämt, ist der immer mehr um sich greifende Abfall vom guten, alten, christlichen Glauben und der elende materialistische Hauch, der bereits als Vorbote des nächsten Jahrhunderts durch die Welt geht. Doch auch dadurch läßt er sich nicht entmuthigen. Er setzt sich nicht auf die Trümmer des einstürzenden Glaubensbewußtseins, um in Pietistenton trübselig zu lamentiren. Er stellt sich muthig vor das Bestehende, kämpft dafür und reagirt jugendkräftig gegen das Schlechte. Sein Christenthum, seine Grundsätze stehen nicht auf dem wankenden Boden des Protestantismus, auf dem langsam Alles zerbröckelt und Einsturz droht, sie stehen auf dem Grunde des Felsens, den Gott selbst in die stürmenden Wogen gesetzt. Mit freudigem, zuversichtlichem Siegesgefühl stellt er dem elend umherzweifelnden Unglauben die Sicherheit und Harmonie des Glaubens, der nächtlichen Welt des Atheismus die „Herrlichkeiten der Kirche" entgegen. Mit mächtiger, gesunder Lunge erwehrt er sich der übelduftenden Miasmen, die von überall schon auf die Gesellschaft eindringen, und trinkt Alpenluft aus den unversieglichen Quellen göttlicher Wahrheit.

Den Grundton seiner poetischen Weltanschauung gibt das liebliche Gedicht auf den Tod seiner Nichte Maria van den Vondel (1663):

„An dieses Pilgerlebens Rand
Beginnt das Leben, das nicht endet,
Gott und den Engeln wohlbekannt,
Verklärten Geistern nur gespendet.

„Dort thronet Gott im Fürstenzelt,
Um das sich alle Sonnen kränzen,
Der Schönheit Born, das Licht der Welt —
Allüberall und ohne Grenzen.

„Zu dieser Sonne, ewig hell,
Die nimmer müd wird, Licht zu spenden,
Die aller andern Sonnen Quell,
Sich sehnend alle Augen wenden.

„Was tropfenweis Geschaff'nes beut,
Quillt dort in unermess'nen Fluthen,
In Schönheit, Macht und Herrlichkeit,
Ein Meer, ein Springquell alles Guten.

„Was jener Quelle einst entsprang,
Irrt hier verwaist, verbannt durch's Leben,

Muß hier in ungestilltem Drang
Zurück, empor zur Heimath streben.“ [1]

Zu den religiösen Manifesten, welche dieser tiefen, kraftvollen Gottesliebe entsprangen, ist das Hauptwerk des Jahres 1662 zu rechnen, „Johannes der Bußgesandte“, eine Epopöe in sechs Büchern, dem damaligen Großmeister des Johanniterordens, Johann Moritz von Nassau, dedicirt. Der große Vorläufer des Herrn war bekanntlich einer der beliebtesten Volksheiligen des Mittelalters. Wie viele Kirchen und Klöster waren ihm geweiht, wie viele Leute, hoch und niedrig, trugen seinen Namen! Je lebendiger der Glaube an die Menschwerdung noch das ganze Volksleben durchglühte, desto mehr nahm der Vorbote des Erlösers an der Ehre dieses seines Herrn und Meisters Theil. In diesem kindlich frommen Sinne hat Vondel das Leben des „Bußgesandten“ aufgefaßt und nach den vom heiligen Evangelium gebotenen Anhaltspunkten und der Legende weiter ausgeführt. In der äußern Form und Anlage aber folgte er jener des altclassischen Epos, wie es Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem“ nachgebildet hat, nur in engerem Rahmen. Beide Elemente, der fromme, schlichte mittelalterliche Erzählungston und die geschmackvolle, den Classikern nachgebildete Form, verbinden sich zu einer recht ansprechenden Epopöe.

Nach der Anrufung, welche an die heiligen Engel und an die fromme Nichte des Dichters im Clarissenkloster zu Brüssel gerichtet ist, zeichnet der Dichter erst die Weltlage hienieden und steigt dann auf in den Himmel, um gleichsam vom Standpunkte Gottes dieselbe noch besser zu beleuchten. Gabriel wird von Gott gesandt, Johannes aus der Wüste zu holen und an sein Werk zu rufen. Er führt seinen Auftrag aus und Johannes bereitet sich sofort zum Antritt seiner Sendung. Die Kunde davon verbreitet sich durch einen anderen Himmelsboten im ganzen Lande. Der Sanhedrin geräth in große Bewegung. Ein Gespräch zwischen Nikodemus und Joseph von Arimathäa zeichnet die Gemüthsverfassung derjenigen, welche gläubig den Messias erwarten. Alles Volk, Alt und Jung, Gerechte und Sünder, Pharisäer und Soldaten, strömen gen Quarantana, um Johannes zu hören. Das II. Buch gibt die Predigt des Johannes, nicht die strenge Bußpredigt an die einzelnen Stände, sondern eine großartige Rundschau über die gesammte Heilsökonomie des alten Bundes, dessen Vorbilder und Prophezeiungen jetzt verwirklicht werden sollen. Die Stunde der Erfüllung hat geschlagen und der letzte der Propheten wendet sich an seine Zuhörer, um sie zum Messias zu führen. Das III. Buch schildert dann die Thätigkeit am Jordan — Bußpredigt und Taufe. Nach

[1] Vgl. Dante, Paradiso. I. 103.

feierlichem Beschluß im Schooße der heiligsten Dreifaltigkeit geht auch Jesus an den Jordan. Dann folgt die Taufe und die Verherrlichung Christi. Johannes führt Christus die ersten Jünger zu. IV. Buch. Nun entbrennt der Zorn der Hölle. Lucifer sendet Apollion aus, der in einem Traum Kaiphas auffordert, für das Heil der Synagoge zu wachen, und Herodes, für seine Krone Vorsorge zu treffen. Johannes wird an den Hof des Vierfürsten gerufen, hält seine Strafrede und wird in den Kerker geworfen. V. Buch. Vom Kerker aus sendet Johannes seine Jünger an Christus. Die Tochter der Herodias fordert das Haupt des Johannes, und dieser wird enthauptet. VI. Buch. Malchus, ein Jünger des Johannes, bestattet den Leib des Martyrers, während die Seele desselben in den Limbus fährt. Hier ist eine Beschreibung der ganzen Unterwelt eingeflochten, erst der Hölle, dann der Vorhölle. Adam erst, dann alle Patriarchen und Propheten des alten Bundes kommen, Johannes zu begrüßen; zuletzt der alte Simeon und Anna, Zacharias und Elisabeth. Unter Freudethränen fällt er ihnen um den Hals, und mit diesem gemüthlichen Wiedersehen schließt die Epopöe:

Aldus werd d'ommegang gesloten in het end.

Nun aber die Lehrgedichte! Der geneigte Leser wird hoffentlich gegen diese Dichtungsart nicht eingenommen sein. Ist im Grunde doch die Divina Comedia vorwiegend ein großartig angelegtes Lehrgedicht, und welchen Einfluß hat die Ars poetica des Horaz auf die Literatur der meisten Völker ausgeübt! Nicht umsonst hat der feinfühlige Boileau sie in Frankreich, der melodische, zarte Metastasio sie in Italien, der wild leidenschaftliche Byron sie in England, der gemüthliche Vondel sie in Holland eingebürgert. In ihren wenigen hundert Versen ist vielleicht mehr Poesie enthalten, als in Hunderten von Romanbänden neuerer Zeit.

Vondel hatte schon in den „Altarsgeheimnissen" einen glücklichen Versuch gemacht, auch theologische Stoffe in dieser Art zu behandeln. Er wandte sie nun wieder an, als er mit tiefem Schmerze sah, wie Unglaube und Zweifelsucht bereits an den Grundgeheimnissen des Christenthums rüttelten, ja die Grundlagen aller Religiosität untergruben, während der Protestantismus, in der Negation befangen, noch immer unversöhnlich die katholische Kirche befeindete.

Das erste dieser Lehrgedichte: Unterricht über das Fundamentaldogma der heiligen Dreifaltigkeit (Onderwijs van het geloofshoofdpunt der H. Drie-eenigheid) ist gegen den Socianismus gerichtet. Das Gerippe der Dichtung ist im Grunde nur eine einfache, schlichte Katechese, in welcher das erhabene Grunddogma des Christenthums nach der gewöhnlichen Erklärungsweise der Theologen auseinandergesetzt wird; aber in ihrer frischen, mittheilsamen Lebendigkeit, in der anmuthigen Ausführung der angezogenen Bilder

und Vergleiche, in der begeisterten Glaubenstiefe und Andacht, welche den ganzen Unterricht durchweht, und in der künstlerischen Verbindung dieser Elemente ist der Unterricht nicht bloße Katechese mehr, sondern wirklich Poesie. Ergreifend schildert Vondel am Schluß die unter seinen Zeitgenossen immer mehr um sich greifende „Aufklärung“, das Aufgehen des Protestantismus in Arianismus und völligen Unglauben,

„Welcher keine Gottheit mehr
Ehrt in Christus, unserm Hirten,
Ihn gleich andern Menschenkindern
Wähnt vom Vater und von Mutter
In gemeiner Art gezeugt,
Nicht durch Wunder aus der Jungfrau,
Die Gott selbst in Windeln hüllte.
Und schon läßt der Läugner Schwarm
An dem Herd der Alchymisten
Gottes reines Wort in Asche,
Nebel, Rauch und Dunst verfliegen.“

Gegen diese materialistische Richtung des Zeitgeistes wandte Vondel (1661) das zweite Lehrgedicht[1], welches den Titel führte: **Bespiegelingen van God en Godsdienst**, d. h. „Betrachtungen über Gott und Religion, gegen die Atheisten, die Läugner der Gottheit und der göttlichen Vorsehung“ — der entschlossene, wohlmotivirte, aber zugleich liebevolle und dichterische Fehdebrief des greisen Dichters an den damals schon üppig aufkeimenden „modernen“ Geist des Materialismus, des Zweifels und Unglaubens. Wie uns aus den Schriften Spinoza's, der jenen Geist in Amsterdam begründen half, der moderne Unglaube systematisch concentrirt, im Gewande mathematischer Demonstration, kahl und kalt, voll ungelöster Räthsel und Widersprüche und ebenso voll Haß gegen das Christenthum, stolz und anmaßend entgegengrinst, so umkleidet sich in diesem Lehrgedichte Vondels die tiefe, scharfe, folgerichtige Theodicee der alten Scholastiker mit den schönsten Blüthenkränzen der Poesie und weist in herzgewinnender Klarheit und Wärme nach, wie Vernunft und Geschichte, Natur und Menschheit ebendenselben persönlichen Gott bezeugen, dessen heiligen Namen jedes Christenkind zuerst von treuen Mutterlippen vernimmt, dessen Anbetung das Glück des Einzelnen und das wahre Heil der Nationen begründet. Vondel hat diese gründliche, kerngesunde Philosophie nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen studirt und entwickelt sie weit beredter und phantasievoller, als später Cardinal Polignac in seinem Anti-Lucretius. In der Gesammtanlage des Gedichtes läßt der Dichter allerdings die Phantasie nicht vorwalten, und das ist ein unbedingter Vortheil, da ohne klare logische Disposition nothwendig ein phantastisches Durcheinander entstehen müßte. Die Theilung ist so einfach, als

---

[1] Hartzheim (Bibl. Coloniensis, 349) irrt, wo er behauptet (nach Foppens, Bibl. Belgica), daß es erst nach Vondels Tode herauskam.

sie sein kann. Im I. Buch führt Vondel den Beweis der Existenz Gottes, im II. schildert er die Attribute und Eigenschaften, im III. die Werke Gottes. Das IV. Buch begründet Existenz und Tragweite der Religion überhaupt, das V. endlich die Existenz und Verpflichtung der übernatürlich geoffenbarten Religion, des Christenthums [1]. Wir haben einen wohldurchdachten und gutgegliederten Abriß der Religionsphilosophie vor uns. Auch in der Ausführung schreckt Vondel nicht davor zurück, die abstracten Beweise einfach und nüchtern einzuflechten, als festes Gerippe und Stützpunkt für die anderen Beweise, in denen er seine reiche Naturanschauung, sein tiefes Gefühl und den Zauber der Poesie entfalten kann. So reiht er z. B. zwischen den anschaulichen Gottesbeweis aus der Weltbewegung und den noch poetischeren aus der Weltschönheit und Weltordnung auch den trockenen Beweis aus der Existenz der zufälligen Wesen (contingentia):

„Alle Wesen, die du mir zeigst, sind entweder beschlossen
In dem Kreise der Zeit oder dehnen darüber sich endlos
Weit in's Ewige aus, nach vorwärts und rückwärts unendlich.
Jene sind zufäll'ger Natur, nothwendig das And're.
Das zufällige Wesen kann sein, kann aber auch nicht sein,
Das nothwendige hat von Natur, so scharf du's betrachtest,
Nichts Zufälliges an sich; sonst widerspräch' es sich selber
Von Natur; das Gesetz der Vernunft kann Solches nicht leiden.
Ungereimt nun klingt's, daß ein zufälliges Wesen,
Das erst wird und dessen Natur selbst deutlich bekundet,
Daß es begonnen einmal, soll aus sich selber beginnen.
Soll Vernunft nun gewinnen das Feld, so mußt du nothwendig
Schließen, daß ein nothwendiges Wesen vor Allen bestehe,
Welches ewig ist, von welchem die Reihe der Dinge
Anfang nahm in der Zeit: dieß urnothwendige Wesen,
Das ist Gott, und umsonst suchst höher empor du zu bringen!"

Wo indeß der Stoff es erlaubt, wie in dem Gottesbeweis aus der Weltordnung, aus der Weltbewegung, aus dem Consens des Menschengeschlechts, da läßt der Dichter seinem Gefühle freien Lauf und gestaltet den philosophischen Gehalt durch reichen Bilderschmuck und kühnen Schwung zum poetischen Ganzen. So reichen sich auch Philosoph und Dichter die Hand in dem kraftvollen Epilog, der wie ein Mahnwort besserer Tage in unsere düstere, glaubenslose Zeit hineinklingt:

„Auf die Erde beschränkt, stützt sich auf irdische Macht nur
Aus sich selber der Staat, und schwingt sich zum Gipfel der Ehre.
Aber die Religion stützt ihn mit göttlichem Anseh'n
Tief im Gewissen, wohin die Macht des Schwertes nicht hinbringt.

---

[1] S. Näheres über dieses Lehrgedicht in der interessanten Monographie des Dominicaners P. de Groot, Vondel in zijne Bespiegelingen. Amsterdam, van Langenhuyzen, 1879.

Wo drum die Gottheit man läugnet, besteht nicht Recht mehr, nicht Ordnung,
Tugend, noch Religion: denn all das gründet auf Gott sich.
Irr auf tobender See, treibt ohne Segel und Steuer
Dann die schwankende Welt. Kein Zaum hält mehr den Tyrannen,
Keine Gewalt mehr bezwingt die stürmischen Mächte des Aufruhrs.
Rundum wüthet das Meer und wälzt die entfesselten Wogen
Brandend in kochendem Gischt, wohin die Orkane sie treiben.
Stürze die Religion, den Glauben: was bleibt noch bestehen?
Denn es wankt das Gesetz. Nicht Eid, nicht Wehre, nicht Waffen
Schirmen uns mehr; sie bändigen nicht den entarteten Wilden,
Welcher, dürstend nach Raub, Verschwörung brütet bei Tage,
Nachts zum dunkeln Verrath hinschleicht, und jegliche Schandthat
Tückisch begeht, die zu schauen nicht wagt den Schimmer der Sonne.
Also frevelt am Heile des Staats der Läugner der Gottheit.
Aber auch wenn er, wie Macchiavell, zum Heile des Staates
Heuchelnd sein Sinnen verbirgt und dem leicht zu betrügenden Volke
Lobt die Religion durch feile, gemiethete Boten,
Straflos treibt er sein Spiel nicht mit der göttlichen Wahrheit;
Denn er frevelt an Gott und schändet die Ehre des Höchsten!
Nicht als todten Popanz hat Gott die Lehre des Kreuzes
Unter die Völker gepflanzt; nein, alle will er an sich zieh'n
Durch den gekreuzigten Sohn!' Sein Dienst, mit göttlichem Blute
Dort am Kreuze geweiht, im Meer der bittersten Qualen,
Ewig besiegelt mit flammender Gluth unsterblicher Liebe,
Welche getilgt uns're Schuld — er trotzet dem Spotte, und nie wird
Menschliche Philosophie den Glanz des Kreuzes besiegen.
Ärgerniß sei es dem Juden, dem Griechen gelt' es als Thorheit,
Göttliche Weisheit und Kraft strahlt in ihm Allen, die gläubig
Hoffen, im ewigen Licht einst ihren Erlöser zu schauen.
Selig der Mann, der auf stürmischer See, zwischen Klippen und Bänken
Irrend durch Jammer und Noth, umtost von der schäumenden Brandung,
Endlich den Hafen erreicht, den stillen, der göttlichen Lehre,
Friedlich landet bei Gott, dem Heil, der Heimath des Menschen,
Wo Unsterblichkeit blüht, wo alles Böse entschwunden.
Dorthin wünschet mein Sang, dorthin euch Alle zu leiten
Aus des Meeres Gefahr, aus Sturmeswogen und Schiffsbruch:
Drum auf Gottes Altar weiht Gott ihn betend der Sänger." —

Das dritte Lehrgedicht: Die Herrlichkeit der Kirche (1663), ist in getragenerem und feierlicherem Tone gehalten, als die früheren Lehrgedichte, und nähert sich vielfach dem Tone einer begeisterten Hymne. Das I. Buch, Ingang überschrieben, schildert das Vorbild der Kirche in der gesammten Einrichtung des alten Bundes; das II., der Opgang, beschreibt die Gründung der Kirche durch Christus, ihre Eröffnung am ersten Pfingsttag, ihre ersten Kämpfe und Siege; das III., Voortgang, entwickelt in großen Zügen die weitere Kirchengeschichte, den Kampf mit dem Heidenthum, den Häresien, den Persern, der feindlichen Gewalt der Völkerwanderung, mit dem Islam und dem morgenländischen Schisma. Hier bricht dann das historische Bild ab,

um die innere Wesenheit, Größe und Schönheit der Kirche hervortreten zu lassen. Eine Vision führt hinüber in die Herrlichkeit der Vollendung, in das himmlische Jerusalem. Entzückt aus diesem seligen Anschauen zurückkehrend, betrauert der begeisterte Sänger der einen wahren, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche das traurige Loos seiner getrennten, irrenden Brüder:

„Wie irrt ihr, ohne Haupt und Opfer und Altar
Und giltig Priesterthum, durch öde Wüste!
Wo hält die Sucht nach Trennung endlich ein,
Und bringt nicht weiter? Wildfang ist das Lied,
Das man von Zweig zu Zweige singen hört.
Am eig'nen Sang schöpft Jeder nur Gefallen,
Auf Maß und Regel horchet Keiner mehr.
Es mischen falsche Noten, Bastardklänge
Sich in das reine Lied. Das schlichte Volk
Läßt durch der Mischung Zauber sich verlocken,
Da es von Gottes Wort und Satzung hört."

Innig fleht er am Schluß zum Erlöser, daß er die Irrenden zu seinem heiligen Berge zurückführen möge: ut omnes unum!

„Vereinige Du wieder die Zerstreuten
Von Ost und Westen — Alle sind ja Dein!
Versammle sie in Deiner trauten Hürde,
Laß einen Hirten, eine Heerde sein,
Laß Alle, welche Zwietracht scheu vertrieben,
Eins sein in Dir, Dich kennen und Dich lieben!"

15. Noe, oder der Untergang der ersten Welt.

Als Greis von 80 Jahren schrieb Vondel 1667 seine letzte Tragödie, merkwürdig dadurch, daß sie die letzte ist und zugleich die Reihe seiner biblischen Dramen höchst bedeutsam abschließt. Lucifer, Adam und Noe bilden nämlich eine Art Trilogie, welche der Dichter selbst als den Höhepunkt seiner dramatischen Arbeiten aufgefaßt zu haben scheint, und welche wirklich objectiv die drei größten Katastrophen der Urwelt — den Fall der Engel, den Fall des ersten Menschenpaares und den Fall der ersten menschlichen Gesellschaft — nach ihrem innern pragmatischen Zusammenhang dichterisch miteinander verbindet. Von seinem Stolz in's Verderben gestürzt, zieht der gefallene Engel neidisch auch die ersten Menschen in seinen Fall; was der Ungehorsam dieser noch verschont, reißt die Wollust in den Untergang. Das ist das Ursystem der Sünde, die Urtragik der Menschengeschichte, von der alle übrige Tragik bedingt ist. Statt des antiken Schicksals tritt hier die göttliche Providenz ein, welche die frevelhafte Durchkreuzung ihrer liebevollen,

weisen Pläne unnachsichtig rächt, aber auch aus dem Bösen wieder Gutes zu gestalten weiß, statt des gegen dunkles Verhängniß ankämpfenden Menschenwillens die rebellische Gewalt der Sünde, die den creatürlichen Willen in Widerspruch mit dem göttlichen Gesetze bringt. Das Dunkel, das in dem antiken Mythos über der Gottheit waltet, geht hier in der Tragik des Christenthums auf die menschliche Willensfreiheit über: wir stehen vor dem Geheimniß der Sünde, die anscheinend klein, gering, unter dem Schein des Guten verlockend, in der That als Rebellion gegen Gott die größte Bosheit in sich birgt, den Keim der Zerstörung, des Schmerzes, des Untergangs, gleichsam alle zeitlichen Katastrophen und die letzte größte Schlußkatastrophe im Leben des Einzelnen, wie in dem der Völker und der Menschheit in sich trägt.

Die Verbindung zwischen den ersten beiden Stücken knüpft Lucifer, mit dessen strategischem Plane die Tragödie „Adam" beginnt, die Verbindung dieses letzten mit den zwei ersten Apollion, derselbe lüsterne Geist, der im „Lucifer" das Paradies beschreibt und in seinem niedrigen Neide gegen den Menschen gleichsam das Princip der Wollust verkörpert, während im Lucifer selbst der Stolz hervortritt. Der Schauplatz des Stückes ist in dem Monolog Apollions selbst in einigen Zügen gezeichnet. Es ist eine Lichtung im Cedernwald, am Fuß der Riesenburg am Kaukasus, vorne das Meer mit Noe's Werft — Alles gigantisch, urweltlich — Wald, Meer, Burg und Schiff. Hier, an der Grenze von Meer und Land, spielt sich die ganze Handlung ab; denn die Einheit der Zeit ist fest innegehalten. An demselben Tag, in dessen Morgendämmerung das Stück beginnt, bricht noch die Fluth herein. Die Verwickelung besteht wesentlich darin, daß Gott durch Noe noch den letzten Versuch macht, die sündige Menschheit zu retten.

I. Act. Apollion, der Geist der Nacht, steigt aus der Dämmerung hervor. Vor ihm steht die Arche, das Werk hundertjähriger Arbeit, das Rettungsboot, das der Höchste erbarmend und langmüthig für die sinkende Menschheit bereit hält, dessen Anblick sie dem drohenden Strafgericht noch entziehen soll. Der finstere Dämon möchte sie gern mit seiner Pechfackel in Brand stecken. Schon oft hat er die heimtückische Brandstifterei versucht; aber Schaaren guter Engel haben die Flamme abgewehrt. Er will sich nun hier verbergen, um dem Lauf der Dinge zuzusehen. Was seine Hoffnung aufrecht hält, das ist die marmorne Riesenburg, die drüben hoch über den Cedernwald emporragt. Frauenlist wird dem Rathschlag Lucifers zu Hilfe kommen. Die Augen der schönen

Kainstöchter werden den allgemeinen Untergang herbeiführen, welchen die Brandfackeln der bösen Geister nicht herbeiführen konnten. Der ganze Lustgarten um den Königspalast des Ostens athmet Wollust.

„Als einst des Himmels Zorn mit Schwert und Blitz
Den ersten Vater trieb aus Edens Garten,
Blieb von dem Fluche dieses Land verschont.
Hier wächst und blüht, was Herz und Gaumen lüstet:
Lustgärten, grüne Auen, Bäche, Quellen.
Die Früchte träufeln vom Zweige in den Mund,
Sie schmelzen auf der Zunge. Die Vögel singen.
Tanz, Spiel und Festmahl dauert Tag für Tag.
Es ist hier täglich Brautfest. Niemand fesselt
Die Seelen an's Gesetz nach Henochs Vorbild.
Nicht Vorschrift, nicht Verbot quält sie mit Zwang.
Lust kürzt die Zeit. Göttinnen schaffen Götter.
Dem Himmel trotzt das riesige Geschlecht."

Stolz wie diese neuen Titanen hebt die Burg ihre Zinnen über den Wald empor. Von allen Enden der Erde, vom Ganges und Indus, vom Euphrat und Tigris strömen heute die Völker zu ihr, um der Krönung des Herrschers Achiman und der Großfürstin Urania beizuwohnen und in glänzendem Fest der Drohungen Gottes zu spotten.

Während Apollion das Alles beschreibt, naht Noe, der greise Patriarch, an seinem Stabe, gebeugt, in Thränen gebadet. Der Höllengeist verbirgt sich unter den Cedern. Noe hält trauernd sein Morgengebet. Er weiß, es ist der letzte Morgen einer zum Untergang verurtheilten Welt:

„Da kommt das Morgenlicht gefahren,
Als Herold aus dem Gotteszelt.
Gott! willst du nicht die Menschheit sparen —
Zur letzten Reise weckt's die Welt.
Da liegen sie, in Schlaf versunken,
Und träumen ihren ersten Traum.
Wie können hoffen sie, da trunken
Ihr Herz umherschweift ohne Zaum?
Sie lauschen nicht auf meine Warnung,
Sie achten nicht auf meinen Schmerz.
Sie bäumen sich in Trotz und Frevel,
So hart wie Fels, so starr wie Erz.
Und doch, o Vater! kann's geschehen,
Gib Aufschub, Gnade, daß vielleicht
Die Irrenden dem Fluch entgehen,
Ihr Fuß der Rache noch entweicht.
— — — — — — — —
Gedenk', wie sie durch ihren Ahnen

Verloren deines Segens Huld,
Und nun, getrennt von dir, auf irren Bahnen
Stürzen betäubt von Schuld in Schuld.
Erhöre, Vater, deinen Knecht!
Laß Gnade walten, nicht das starre Recht!"

Liebend folgt der Chor der Schutzengel dem erhabenen Greis, der vereinsamt in der entarteten Welt für sie betet und trauert:

„Laßt uns umschatten mit goldenen Schwingen
Liebend und schirmend den heiligen Greis.
Einzig sein Auge vermag noch zu bringen
Freudig und klar in des Göttlichen Kreis.
Scheu sich verbergend in dunkeln Revieren,
Fliehen die Andern das himmlische Licht,
Wenden von Gott sie gleich hungernden Thieren
Gierig zum Boden ihr lüstern Gesicht.
Schwindender Reize vergänglicher Reigen
Treibt sie dem Mond gleich in flüchtigem Traum.
Wild und verwirrt in entarteten Zweigen
Kranket der Menschheit heiliger Baum."

Umsonst tröstete sich Eva an Seth, vergeblich suchte Henoch das Gute in der Menschheit wieder zur Geltung zu bringen. Seinen Klagen entsprechend, entrückte ihn Gott wohl der irdischen Pilgerschaft, aber der heilige Schmerz, der ihn betrübte, lebt fort in Noe, seinem Nachkommen, dessen Pfad mit Dornen besäet ist. Denn „es horchet keiner mehr auf Gott".

II. Act. Von Neugier und geheimer Unruhe getrieben, kommt Achiman, der Monarch des verkommenen Orients, an den Stapelplatz der Arche und erfrägt sich Aufschluß über das seltsame Fahrzeug, dessen Bau er theilnahmslos oder spottend nun schon hundert Jahre zugesehen. Der Baumeister, ein nüchterner Mann, gibt ihm Aufschluß über den Bau, seine Maße, seine Einrichtung. Alles ist bereits vollendet. Die Thiere sind schon drinnen und mit Allem versorgt. Wunderbar kamen sie alle von selbst paarweise zur Arche, noch wunderbarer vertragen sich alle wie einst im Paradies. Auf weitere Fragen schildert der Bauherr Noe's strenges Leben, seine Nachtwachen, seine Buße, sein Fasten, sein Gebet, seine Bußpredigt: wie trotz seines unbezweifelten Ernstes, seiner erschütternden Überzeugungskraft Niemand ihm glauben will, außer seiner Familie, in welcher selbst Cham, obwohl weniger gehorsam, sich doch im Zaume hält und sich mit einer Frau begnügt. Achiman bestreitet Noe's Auftreten mit Scheingründen. Wie bedenklich, daß Einer gegen Alle

auftritt! Sollte nur Einer gerecht sein? Sollte sein Wort nicht endlich Aufruhr stiften? Das beunruhigt ihn. Der Bauherr tröstet ihn:

„Getrost! Ein Mann allein verändert nicht
Den Lauf der Zeit, schreibt nicht Gesetze vor
Den Mächtigen, die Königsherrschaft festigt.“

Achiman, der sich bisher Noe's Reden entzogen, will sie nun doch einmal hören. Noe erscheint, um seine letzte Strafpredigt zu halten:

„Ihr Völker! hört mich, wenn Prophetenwort
Noch etwas gilt. Ich hab' nun hundert Jahre
Den letzten Tag verkündet. Doch umsonst.
Nun ist er da, der langverheiß'ne Tag.
Sein Sonnenuntergang droht euch zu stürzen
In ew'gen Fluches finst're Todesnacht,
In eine Nacht, auf die kein Dämmerlicht,
Auf die kein froher Morgen mehr erwacht.
Mein Antlitz seht ihr heut' zum letzten Mal.“

Lange genug hat der Bau der Arche zur Buße gemahnt. Die Zeit der Rache hat endlich geschlagen. Der Patriarch enthüllt den Quell der Frevel, in welche die Menschheit sich verloren: es ist der rebellische Geist der Sünde, der im Geschlechte des Brudermörders Kain fortlebt, der die Herrschaft der Gewalt an die Stelle des Rechtes setzte, in götzendienerischer Selbstsucht Besitz, Ruhm und Wollust vergötterte; es ist die feige Sinnlichkeit, die auch die Nachkommen Seths erfaßt hat und sie zu Sklaven der Kainstöchter erniedrigte:

„Wacht auf! Verlaßt sie, eh' zu späte Reue
Euch quält. Denn theuer steht euch ihre Liebe.
Verlaßt die Buhlerinnen, eh' der Gottheit Zorn
Sie mit euch stürzt in die grundlose Tiefe.
Schon schlägt die Fluth den Boden dieser Werft.“

Achiman entschuldigt sich wie die Wollüstlinge aller Zeiten:

„Soll unser Aug' der Schönheit sich verschließen?
Natur schuf nichts umsonst. Sie schuf das Weib.“

Noe antwortet:

„Gott schuf ein Weib und traut' es einem Mann,
Und also galt der reine Ehebund
Von Adam bis auf Seth, so lang Furcht Gottes,
So lang der Völker Überlieferung,
Wie ein Gesetz, in's tiefste Herz gegraben,
Zu Recht bestand, so lang des Himmels Licht
Der Sünde Dunkel aus dem Herzen scheuchte.“

Doch der Abfall vom Patriarchalglauben zog auch den Abfall von der alten Sitte nach sich, und nun hat die Sittenlosigkeit in den abstoßendsten Formen sich über die Menschheit verbreitet und sie so entehrt, daß es Gott gereut, den Menschen geschaffen zu haben.

Achiman macht gegen Noe's Warnruf die Sage geltend, daß selbst unsterbliche Geister nach irdischer Wollust verlangt hätten; epikuräisch pocht er auf die Kürze des Lebens, auf die Verwandtschaft des Menschen mit dem Thier und fordert keck zum unbeschränkten Lebensgenuß auf. Der Hofmeister ruft ihn zum Festgelage. Der Chor der Engel betrauert den tiefen Fall des Menschen, feiert die Triumphe des Menschengeistes in Jubals Erfindungen, beklagt seine Ohnmacht im Kampfe des Fleisches wider den Geist.

III. Act. Obwohl von Noe's Rede anscheinend nicht gerührt, geräth Achiman doch in Bestürzung, da der Oberste seiner Hirten herbeieilt und die Kunde bringt, zwischen den Hirten der Ebene und des Gebirges sei ein Kampf ausgebrochen, indem das Meer steige, die Ebene bereits unter Wasser gesetzt und die Hirten genöthigt habe, in's Gebirge zu fliehen. Ohnmächtig steht der mächtigste Herr der Erde der entfesselten Naturgewalt gegenüber. Er fängt an, an Noe's Wort zu glauben. Obwohl der Hofmeister dieser frommen Anwandlung spottet, denkt er daran, Urania im Stich zu lassen und sich in die Arche zu flüchten. Da erscheint Urania und wird von dem Höfling alsbald über die ihr drohende Absage in Kenntniß gesetzt. Urania gehört zu den merkwürdigsten Frauenfiguren, die Vondel in seinen Dramen gezeichnet. Man wird bei andern Dichtern kaum eine Analogie dazu finden. Es ist die stolze Hetäre der Titanenwelt, ausgestattet mit dem Zauber der noch jugendlichen Menschheit, aber innerlich geknickt und zerfressen von der Sünde, losgerissen von Gott und Glauben, Überlieferung und Sitte, gefesselt von den Ketten des Lasters, durch das sie eine Art Weltherrschaft ausübt, frech wie ein Titane und feil wie eine Buhlerin. An Trotz, Frechheit und Unglauben ist sie dem weichlichen König weit voraus. Während dieser beim ersten Steigen des Meeres zagt, verhöhnt sie seine Furcht und erklärt Alles für eine rein natürliche Erscheinung:

„Wer die Natur der Dinge wohl erforscht,
Mag jeder Wirkung eine Ursach' finden.
Tausend Bewegungen umschlingt ein Band.
Wie unsern Leib der Adern Netz, durchströmt
In tausend Adern Wasser diese Erde.
Der Sonne Gluth zieht dampfend es vom Meer,

Geballt zu Wolken, steigt's als Regen nieder.
Der Mond beherrscht die See und ihre Thiere;
Ebbe und Fluth bezeugen's, Krebs und Auster.
Anziehung und Abstoßung, von Natur
Den Wesen eingepflanzt, regiert das Weltall.
Laß Ignoranten nach den Wolken gaffen
Und beben vor blutrothen Wolkenpfeilen,
Schweifsternen, zuckender Blitze Wiederschein
Und Donnerrollen. Kleine Kinder hält man
Mit solchen Schreckgespenstern wohl in Zucht.
Doch wer Natur in ihren Werken kennt,
Weiß, wo sie anfängt, fortsetzt und vollendet.
Einst pflegtest unermüdlich der Geliebten
Du einzuschärfen, was du neu erforscht,
Riethst ihr, dem Rufe der Natur zu folgen
Und zu genießen ihre süße Lust:
Kein Mißklang störte dann die frohe Seele,
Kein Schmerz den Leib, wenn zwischen Wiege und Grab
Man frei genösse dieses Lebens Gaben.
So sprachest du und folgst dem Gaukler nun,
Den hundert Jahre schon ein Jeder auslacht."

Ihre Philosophie verfängt nicht gegen die schreckenerregenden Erscheinungen. Aber wie sie mit Buhlerkunst die Erinnerung früherer Tage wachruft, sinkt der schwankende, weichliche Fürst besiegt wieder in ihre Netze. Jetzt tritt Noe auf und richtet seine Mahnung auch an die Titanin. Schroff stehen sich nun die Gegensätze gegenüber: Unglaube und Gottesfurcht, Weltlust und Tugend, ein verkommenes Geschlecht und der zweite Stammvater einer besseren Zukunft. So einfach die Zeichnung, so großartig ist sie. Hier das stolze Titanenweib, umringt von der blumenbekränzten Schaar ihrer Mädchen, dort der einsame Patriarch, gebeugt am Stabe, der Herold des Weltuntergangs. Ernst und gewaltig vertheidigt der ehrwürdige Greis das Naturgesetz, die Einheit, Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe. Frech und trotzig beschönigt die buhlerische Titanin den unumschränkten Lebensgenuß und die freie Liebe. Da sie Gründen keine Gründe entgegen zu setzen hat, spottet und schmäht sie. Noe hält ihren Schmähungen die Schilderung der schon begonnenen Katastrophe entgegen:

„Nicht Damm, nicht Deich, nicht Schleuse schützet mehr.
Der Vater sucht den Sohn, die Mutter ihren Säugling
Zu retten. Ach, zu spät! Ein Jammerschrei
Dröhnt schaurig durch der Wogen finst'res Rauschen.
Das Brautlied schweigt. Scherz, Jauchzen und Gelächter
Löst sich in eisigkalten Wehruf auf.

Todt starrt im Arm des Bräutigams die Braut.
Ein Schwarm von todesbleichen Schatten, klimmt
Der Menschheit letzter Rest auf zum Gebirge
Von Riff zu Riff, nach einem Zufluchtsort.
Doch zürnend bringt der weite Ocean
Den Leichenblassen nach — die Wogen schwellen —
Im Meer versinkt die höchste Bergeszinne
Und mit ihr Alles, was noch lebt auf Erden —
Ein Aufschrei noch — — und Todesstille rings." — —

Auf Urania macht das Alles keinen Eindruck:

„Den wackern Vogel scheuchet kein Popanz,
Und keine leere Furcht beschleicht den Weisen.
Singt, Mädchen, singt und tanzt im grünen Busch,
Laßt euch nicht stören in des Brauttags Freuden."

Sie stimmt mit ihren Mädchen das „Schwanenlied" an:

„Soll Alles versinken im Ocean?
Wo bleibt der Schwan?
Wo bleibt der Schwan?
Der Schwan, der munt're Geselle der Fluth,
Stets am Küssen und Spielen;
Keine Wogen fühlen
Der Minne Gluth.
— — — — — — — — —
Froh pickt er die Eier,
Verachtet die Schreier,
Scheut keine Noth.
Flügge Jungen schwimmen mit daher
Durch Strom und Meer,
Durch Strom und Meer.
Herrlich schwellt er im Wogenbrang,
Putzt sein Gefieder,
Zieht auf und nieder
Sein Leben lang.
Sterbend singt er sein fröhlich' Lied
Im Zuckerriet,
Im Zuckerriet,
Neckt spielend den Tod noch und kost
Und schlägt die Schwingen
Mit Jauchzen und Singen
Und stirbt getrost.
Und sterbend sucht sein Gesicht
Noch einmal das Licht,
Noch einmal das Licht,
Den Brautschatz, von Natur ihm gelieh'n,
Allen gegeben,
Fröhlich zu leben —
So fährt er dahin!"

IV. Act. In die eigene Familie Noe's ist die tolle Weltlust gedrungen. Cham will nicht mit in die Arche und verhöhnt diese in frivolster Weise. Erst auf des Vaters eindringendste Zurede ergibt er sich darein, in das rettende Gefängniß zu steigen. Die Fluth wächst. In tiefergreifenden Worten nimmt der Patriarch von der dem Untergang geweihten Welt Abschied, schildert prophetisch ihr schreckliches Loos und steigt dann in die Arche. Ein majestätisches Chorlied fleht zu Gott um Schutz für die in die Arche geflüchteten Pilger.

V. Act. Die Riesen, welche nach Uraniens Wunsch das Schiff in Brand stecken sollten, bleiben aus. Ihre Rachepläne wie ihr Fest sind vereitelt. Gewaltiger, immer gewaltiger schwellen die Wogen an. Kein Fluchtversuch verspricht mehr Rettung. Die Arche schwebt schon auf der Todesfluth dahin. Verzweifelt ruft jetzt Urania den machtlosen Fürsten, dann den Himmel selbst um Gnade an. Uriel, der Engel des Gerichts, erscheint und verkündet des lange verzögerten Strafgerichtes unnachsichtliche Vollstreckung:

„Die Klage kommt zu spät.
Fort, fort aus unserem Angesicht. Zu weit
Seid auf des Fluches Pfade ihr gerathen.
Nur Eines bleibt. Denkt an ein reuig' Sterben,
Dann mögt ihr drüben Gnade noch erwerben."

So hat der Dichter dem an sich ungünstigen Vorwurf mehr dramatische Bewegung abgewonnen, als er auf den ersten Blick zu bieten scheint. Der erhabene lyrische Schwung leiht ihm eine Großartigkeit, die an Äschylus erinnert. Es ist kein abgelebter Greis, der hier die Eitelkeiten der Welt verurtheilt. Die lebensvollen Gestalten des stolzen Achiman, der lüsternen Urania, des frechen, genußsüchtigen Cham bezeugen ein noch jugendliches Feuer der Phantasie. Aber der Dichter seufzt nicht unter dem Joche der Leidenschaften, die er dargestellt. Sein heller Mannesgeist hat durch den Glauben sich emporgerafft über das tolle irdische Treiben zu den Höhen der göttlichen Anschauung und Rathschlüsse. Von da aus verurtheilt er durch Noe's Mund die glänzende Lüge der Sünde weniger als strenger Sittenrichter, denn als theilnehmender, warnender, liebevoller Freund, der Alle in die rettende Arche führen möchte. Ein würdiger Abschied des 80jährigen Dichters von der Bühne, der er einen so großen Theil seiner Thätigkeit geweiht. Das Stück schließt mit den Worten: Soli Deo gloria.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Zur Entwicklungsgeschichte der Apologetik.

IV. Zeitalter des Humanismus.

Wie die Apologetik im Verlaufe des Mittelalters die sorgsamste Pflege und Förderung auf der spanischen Halbinsel gefunden, so sollte sie in der Periode des Überganges zum Zeitalter der sogen. Reformation in Italien die zahlreichsten Blüthen treiben. Hier ergriff nämlich die neue Bewegung, welche man unter dem Ausdrucke des Wiederauflebens der classischen Studien zusammenfaßt oder auch kurz als Humanismus bezeichnet, die Geister zuerst und in der kräftigsten, wirksamsten Weise. Es ist bekannt, wie diese Begeisterung für die classischen Formen des heidnischen Alterthums auch die erhöhte Werthschätzung ihres Inhaltes zur Folge hatte. Mit Vorliebe vertiefte man sich in die Werke der Philosophen, und unter diesen war es der hochfliegende, ideale Plato, welcher die meisten Verehrer gewann: ein Umstand, der für die Geschicke der Apologetik nicht ohne Einfluß bleiben sollte. Sehen wir das im Einzelnen.

Bereits im vierzehnten Jahrhundert hatten einzelne Gelehrte die Wiederaufnahme des Studiums der classischen Literatur eingeleitet. Und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß schon diese Männer durch ihre Begeisterung für Plato dazu beitrugen, die Empfänglichkeit für die platonische Philosophie mehr und mehr zu verbreiten. Petrarca's Ruhm besteht zwar zum größten Theile darin, daß er die lateinischen Classiker wieder auf den Leuchter gehoben hat; allein als er in späteren Jahren von dem Mönche Barlaam die griechische Sprache erlernte und unter dessen Leitung die Schriften des Plato las, erfüllten ihn dieselben mit einer Bewunderung, die bis zu seinem Tode (1375) sich eher steigerte, als abnahm. Im gleichen Jahre wie Petrarca starb Boccaccio. Das größte Verdienst dieses Gelehrten besteht darin, daß er die griechischen Classiker in Italien wieder heimisch machte. Er selbst hatte die griechische Sprache von dem Calabrier Leontius Pilatus erlernt, und er wußte es durchzusetzen, daß für denselben in Florenz ein Lehrstuhl der griechischen Sprache errichtet wurde. Seitdem blieb Florenz der Mittelpunkt wie für das Studium der griechischen Classiker überhaupt, so für das des Plato insbesondere. Der Grieche Manuel Chrysoloras († 1415), der zuerst auf einer Gesandtschaftsreise nach Italien gekommen war und

sich 1395 dieses Land zum dauernden Aufenthalte gewählt hatte, nahm jenen Lehrstuhl für längere Zeit ein. Die wahre Blüthezeit des Humanismus trat indessen erst im fünfzehnten Jahrhundert ein, wo griechische Gelehrte in großer Anzahl mit den italienischen Meistern der Schule in persönlichen Verkehr traten. Schon das Concil von Ferrara-Florenz hatte manche wissenschaftlich hochgebildete Griechen nach Italien geführt. Noch erfolgreicher sollte die Eroberung Konstantinopels durch die Türken werden. Die griechischen Gelehrten flüchteten nämlich zum großen Theile nach Italien, wo sie von den Pflegern der classischen Studien mit offenen Armen aufgenommen wurden. Man drängte sich zu ihren Kathedern, und die Begeisterung für die alten Classiker wollte kein Maß finden. Päpste wie weltliche Fürsten betheiligten sich an der Bewegung, indem sie das wiedererwachte Studium auf jede mögliche Weise förderten. Vor allen Fürsten zeichneten sich die Mediceer in Florenz aus. Ihnen verdankte die platonische Akademie ihren Ursprung; sie trat unter Cosmo von Medici (1429—1464) in's Leben. Dieser Fürst hatte den berühmten Gemisthus Phleton auf den Lehrstuhl der Philosophie berufen. Cosmo selbst fand sich im Hörsaale ein und lauschte mit Eifer den Worten des gefeierten Lehrers. Dem Fürsten gelang es, eine Anzahl wissensdurstiger Männer um sich zu schaaren, denen er die gleiche Begeisterung für das Studium der platonischen Philosophie einzuhauchen wußte. So entstand die Akademie als ein Verein von Gleichgesinnten, der nicht durch bestimmte Satzungen, sondern nur durch die Gemeinsamkeit der Bestrebungen zusammengehalten wurde. Auch nachdem Gemisthus Phleton nach Griechenland zurückgekehrt war (1441), entwickelte die platonische Akademie einen regen Eifer, der unter den nächsten Nachfolgern Cosmo's, besonders unter Lorenzo von Medici (1469—1492), sogar noch zunahm.

Die Seele der Akademie war für längere Zeit Marsilius Ficinus (geb. 1433, † 1499). Durch ihn sollte die neue Richtung in die Apologetik eingeführt werden. Marsilius war in seinem achtzehnten Lebensjahre durch seinen Vater, den Leibarzt Cosmo's, diesem Fürsten vorgestellt worden. Derselbe hatte bald die außerordentlichen Fähigkeiten des jungen Mannes durchschaut und unterstützte ihn daher in seinen Studien auf's Nachdrücklichste. Nach wenigen Jahren konnte Marsilius Ficinus als Lehrer der Philosophie auftreten und die ihm von seinem hohen Gönner übertragene Leitung der platonischen Akademie übernehmen. Daneben war er schriftstellerisch thätig.

Die Schriften Plato's und einiger Neuplatoniker übertrug er in die lateinische Sprache, und durch Commentare suchte er in ihr Verständniß einzuführen. Auch verfaßte er selbst mehrere philosophische Schriften. In allen tritt seine hohe Verehrung für Plato zu Tage. Allein räumt er auch diesem Philosophen unter allen den ersten Platz ein, so ist er doch von der damals sehr verbreiteten Einseitigkeit weit entfernt, welche den Plato auf Kosten der übrigen Philosophen, namentlich des Aristoteles, erheben zu müssen glaubte. Auch den älteren Scholastikern begegnet er — wiederum im Gegensatze zu so vielen seiner Zeitgenossen — mit größter Achtung. Der hl. Thomas ist ihm „der Glanz der Theologie", und wie er vom Plato noster redet, so auch vom Thomas Aquinas noster [1]. Die apologetische Literatur bereicherte Marsilius Ficinus durch die Schrift: De religione Christiana et fidei pietate. Da dieselbe die erste und zugleich bedeutendste der unter dem Einflusse des Humanismus geschriebenen Apologien ist, müssen wir etwas bei ihr verweilen.

Marsilius widmet das Werk seinem Gönner, Lorenzo von Medici, der ihn kurz vor Abfassung desselben veranlaßt hatte, die heilige Priesterweihe zu empfangen. Ganz durchdrungen von der Erhabenheit und den Pflichten seines Berufes, will er mit seiner ersten Schrift, die der Feder des Priesters entstammt, die Philosophie der Religion dienstbar machen. Im Proömium weist er auf den innigen Zusammenhang hin, in welchem die wahre Weisheit und die Religion zu einander stehen. Zu Anfang der eigentlichen Abhandlung erinnert er in Kürze an dasjenige, was er in anderen Werken über die Vorsehung Gottes, über die Natur der menschlichen Seele und namentlich über die Nothwendigkeit des religiösen Cultus ausführlich gelehrt habe. Am meisten accentuirt er den Satz, daß die ganze Würde und Hoheit des Menschen, durch die er sich über die gesammte sichtbare Schöpfung erhebe, in seiner Religiosität ruhe. Aber welche unter den verschiedenen Religionen, welche thatsächlich bestehen, ist die beste, beziehungsweise die einzig wahre, von Gott selbst gewollte? Keine andere, als die von Christus und den Aposteln verkündete: das wird nun im Folgenden durch innere und äußere Gründe erhärtet, sowie gegen die Einwürfe der Andersgläubigen vertheidigt. Ficinus beginnt mit der Entwicklung der inneren Beweisgründe, ohne

[1] Sed in hac re meminisse oportet, ut placet divo Thomae Aquinati nostro, splendori Theologiae. Theologia Platonica, l. 2. c. 12.

sie jedoch je ganz von den äußeren zu trennen. Die Apostel Christi haben das Menschengeschlecht nicht täuschen wollen: das bezeugt ihr Lebenswandel, sowie der Geist, in dem sie ihre Arbeiten unternahmen; eine Blumenlese aus den Briefen des hl. Paulus dient zur Charakterisirung desselben. Aber die Apostel hätten auch die Welt nicht täuschen können: dafür bürgt der Inhalt ihrer Lehre, welcher mit den menschlichen Leidenschaften in diametralem Gegensatze steht und der schwachen, verdorbenen Menschennatur die schwierigsten Opfer auferlegt. Aus der Kette von Arbeiten und Leiden, aus denen sich das Leben der Apostel zusammenfügte, schließt Ficinus auf die Größe der Wunder und die Stärke der anderen äußeren Beweise, durch welche die Apostel selbst zum Glauben geführt wurden. Einen ähnlichen Schluß zieht er aus der Standhaftigkeit, mit der die Martyrer inmitten der Qualen den heiligen Glauben bekannten, und aus der Schnelligkeit, mit der die christliche Religion sich über den Erdkreis verbreitete. Durch diese und ähnliche Beweise thut er siegreich den Satz dar, daß die durch Christus verkündete Religion, hoch erhaben über menschliche Kraft und menschliches Ansehen, einzig Gott den Allmächtigen zum Urheber haben könne. — Einem zu jener Zeit nicht selten hervortretenden Irrthume gegenüber, welcher alle Geschicke der Menschen und auch die wunderbarsten Thatsachen aus der Constellation der Gestirne herleitete, zeigt Ficinus die Unmöglichkeit, das Entstehen der christlichen Religion auf solche Weise zu erklären. Darauf wird ausführlich über die Wunder Jesu gehandelt, ihre Glaubwürdigkeit durch vielfache, auch heidnische Zeugnisse dargethan und eine Zurückführung derselben auf dämonischen Einfluß als durchaus unzulässig zurückgewiesen.

Jetzt wendet sich Ficinus gegen die Feinde des christlichen Glaubens im Einzelnen. Den Muhammedanern zeigt er zunächst, in wie vielen Punkten sich ihre Lehre mit dem Bekenntnisse des Christenthums berühre. Dann geht er dazu über, die höchsten Geheimnisse des christlichen Glaubens, welche für die Anhänger Muhammeds ein Stein des Anstoßes waren, zu erklären und speculativ zu entwickeln. Er bekennt sich dabei zu der Ansicht, daß die Geheimnisse, welche der christliche Glaube vorstellt, den vorchristlichen Philosophen nicht ganz unbekannt gewesen seien. Unter ihnen habe Plato sich am höchsten emporgeschwungen und am tiefsten in die Geheimnisse der Gottheit versenkt; aber er sei nicht der Erste gewesen, der diese Regionen betreten. Der von den Ägyptern als Gottheit verehrte Hermes Trismegistus habe die Wege geebnet; Orpheus,

Aglaophemus, Pythagoras, Philolaus seien gefolgt. Diesen erst habe Plato sich angeschlossen; den Schleier, welcher die Geheimnisse der Gottheit deckte, habe er noch weiter gelüftet und zugleich verkündet, daß eine ungleich größere Förderung dieser Erkenntniß späteren Zeiten vorbehalten sei. Nachdem nun Christus und seine Schüler wirklich aus den Tiefen der Gottheit geschöpft und die Menschheit über das innere Leben Gottes belehrt hätten, seien auch in manches Dunkel der platonischen Lehre neue Lichtstrahlen hineingedrungen. Den Neuplatonikern komme das Verdienst zu, daß sie durch Herbeiziehung der inspirirten Schriften und der Werke der Kirchenschriftsteller das richtige und volle Verständniß des Plato vermittelt hätten: Divino Christianorum lumine usi sunt Platonici ad divinum Platonem interpretandum [1]. Basilius und Augustinus hätten ein solches Verfahren gebilligt. Aus jenen Quellen schöpft nun auch unser platonischer Apologet — wo mit Glück, wo minder glücklich, haben wir hier nicht zu erörtern. Vom geschöpflichen Leben, das verschiedene Abstufungen der Vollkommenheit aufweist, steigt er zum inneren Leben der Gottheit auf, welches als ewige Zeugung des Sohnes und ewige Hauchung des heiligen Geistes die absolute Höhe der Lebensthätigkeit bezeichnet. Um die Eine, untheilbare Wesenheit mit der Dreiheit der Personen bauen sich die Ordnungen der Himmel, der Engel, der Seelen auf, welche Sphären gleich in der Gottheit ihr Centrum haben. Die ewige Geburt des Wortes sollte gewissermaßen eine Nachbildung finden in der zeitlichen Geburt des Gottessohnes aus der Jungfrau. Die wunderbare Vereinigung des göttlichen Wortes mit der menschlichen Natur, die Absichten Gottes, welche sich in ihr offenbaren, sowie die Früchte und Wirkungen, welche dem Menschengeschlechte aus ihr erwachsen, lassen die unendliche Fülle der Weisheit, Güte und Macht ahnen, die das Geheimniß der Menschwerdung einschließt. Ficinus feiert Christus den Herrn als den Urheber der Glückseligkeit, als den Erlöser von der Schuld, als den vollendeten Lehrer der Menschheit, der die Irrthümer verscheucht, die Wahrheit zum Siege führt, endlich als das Vorbild und die verkörperte Idee aller Tugenden. Die Ausführung der hier angedeuteten Gedanken ist eine so wohl gelungene, daß sie in jeder Zeile den scharfsinnigen Philosophen und den beredten Anwalt der christlichen Lehre erkennen läßt.

Bezüglich des noch folgenden Theiles der apologetischen Schrift

[1] De religione christ. cap. 22.

können wir uns kürzer fassen. Derselbe berücksichtigt hauptsächlich die Juden und bringt die auch von den meisten der früheren Apologeten gegen dieselben angezogenen Argumente bei. Am ausführlichsten behandelt Ficinus, gleich seinen Vorgängern, die den Propheten des Alten Testamentes entnommenen Beweisgründe. Nur schickt er denselben die Weissagungen der alten Sibyllen voraus und weist in den Schriften mancher heidnischer Schriftsteller Anklänge an das Alte Testament nach. Auch über die Integrität der heiligen Bücher handelt unser Apologet. Zum Schlusse deutet er einige Ursachen an, welche die Verstockung der Juden, der Muhammedaner und so vieler Heiden erklären, und betont dann nochmals die Erhabenheit und die Nothwendigkeit des Glaubens.

War Marsilius Ficinus auch vorwiegend Philosoph, so hatte er, wie aus der gegebenen Skizze zur Genüge erhellt, es doch vollkommen begriffen, daß eine Apologetik, welche allen wesentlichen Anforderungen gerecht werden will, die geschichtlichen Argumente nicht vernachlässigen darf.

Ob Ficinus' Freund und Schüler, Johannes Picus, Graf von Mirandola, die Aufgaben der christlichen Apologetik gleich richtig erfaßt hatte, sind wir nicht zu beurtheilen im Stande. Wir besitzen nämlich von ihm nur ein paar Schriften, welche sich als Theile einem großen apologetischen Werke einfügen sollten, an dessen Vollendung Picus jedoch durch einen frühen Tod gehindert wurde. Dieser Gelehrte hatte, als einer der talentvollsten Männer, die jemals gelebt, zu ganz außerordentlichen Hoffnungen berechtigt. Einem Meteore gleich war er am Himmel der Gelehrtenwelt erschienen, weithin einen blendenden Glanz verbreitend. Bereits im Alter von 24 Jahren schlug er in Rom für eine Disputation 900 Thesen an und lud zu derselben die Gelehrten aller Universitäten ein. Die Thesen, zum größten Theile griechischen und hebräischen Werken entlehnt, waren philosophischen und theologischen Inhalts. Der apostolische Stuhl verurtheilte jedoch dreizehn derselben, und so mußte die Disputation unterbleiben. Picus zog sich nun in die Einsamkeit zurück, um desto ungestörter seinen Studien leben zu können. Allein schon in seinem 32. Lebensjahre ward er vom Tode ereilt. Die Schriften des Grafen von Mirandola zeigen uns ihn als einen großen Verehrer Plato's, der jedoch in noch höherem Grade, als sein Freund und Lehrer, auch dem Aristoteles das ihm gebührende Verdienst zuerkennt. Was den Picus charakterisirt und den Anstoß zu einer in der Folgezeit mehrfach vertretenen Richtung gab, ist seine übertriebene Hoch-

schätzung der Kabbalah. Letztere hält er für den Complex von Offenbarungslehren, welche bei den Juden bis nach dem babylonischen Exil nur in der mündlichen Überlieferung fortlebten. Die zu den Zeiten des Esdras abgefaßten kabbalistischen Bücher sollen bereits alle Grundlehren des Christenthums enthalten und daher für die Bekämpfung des Judenthums eines der besten Mittel abgeben. Das Studium der Kabbalah förderte nur jene mystische Richtung Pico's, welche die Beschäftigung mit den Neuplatonikern bereits erzeugt hatte. Am meisten kommt dieselbe zur Geltung in seinem Heptaplus, einer siebenfachen Erklärung des mosaischen Schöpfungsberichtes.

Den Plan des Johannes Picus nahm sein Neffe Johannes Franciscus Picus wieder auf. Da diesem jedoch die hohen Fähigkeiten seines Oheims nicht zu Gebote standen, blieben seine „Sechs Bücher über die Richtigkeit der heidnischen und die Wahrheit der christlichen Lehre" weit hinter der Idee zurück, welche das Werk verwirklichen sollte. Dazu kam, daß Picus der Jüngere sich einem so einseitigen Platonismus zugewandt hatte, daß er die Hälfte seines Werkes zur Bekämpfung der aristotelischen Philosophie und der Scholastik verwendete.

Mit mehr Glück bediente sich Hieronymus Savonarola der platonischen Philosophie in seiner apologetischen Schrift: „Triumph des Kreuzes wider die Weisen der Welt". Er machte den ausgiebigsten Gebrauch von derselben bei Erklärung der Grunddogmen des Christenthums, um deren Vernunftgemäßheit zu erweisen.

Eine wie einflußreiche Stellung um jene Zeit die platonische Philosophie sich in der kirchlichen Wissenschaft erobert hatte, geht unter Anderem auch aus einem Briefe des Papstes Pius II. hervor, den dieser an Muhammed II., den siegreichen Herrscher der Türken, richtete. Das Oberhaupt der Kirche beabsichtigte nichts Geringeres, als Letzteren vom Irrthum der muhammedanischen Religion zu überzeugen und ihn für das Christenthum zu gewinnen. Wo er nun dessen Vorurtheile gegen die christlichen Lehren von der heiligen Dreieinigkeit und der Gotteswürde Christi zu zerstreuen sucht, greift er zur Logoslehre des griechischen Philosophen.

Zu derselben Zeit, wo die platonische Philosophie der Apologetik in der dargelegten Weise einen neuen, wenn auch nicht sehr nachhaltigen Impuls gab, traten auch die letzten Ausläufer der im Mittelalter so eifrig betriebenen Bekämpfung des Muhammedanismus und des Judenthums

in großer Menge hervor. Von den gegen die Religion Muhammeds gerichteten Schriften verdient des Nikolaus von Cusa „Sichtung des Alkorans" eine besondere Erwähnung. Den gelehrten Cardinal leitete die Absicht, die Lehren des Korans als Beweismittel für die Wahrheit des Christenthums zu verwenden. Daß die das Judenthum bekämpfenden Schriften an Zahl ebenfalls bedeutend waren, kann nicht auffallen, wenn man sich erinnert, daß um diese Zeit die Religionsbücher der Juden eine verhältnißmäßig sehr große Verbreitung fanden. Die Drucklegung hebräischer Werke begann nämlich in Italien schon um 1475. Wohl aber muß es gerechtes Staunen erregen, daß alle diese Schriften und Schriftchen, die theils als Abhandlungen, theils als Briefe, Dialoge, Predigten, Katechesen u. s. w. dem Druck übergeben wurden, fast ausschließlich Compilationen aus älteren Werken, zumeist aus dem Pugio fidei des Raymundus Martini waren — gewiß ein laut redender Beweis, daß die Zeit lebensfähigen Wachsthums für diesen Zweig der apologetischen Literatur vorüber war. Einen gewissen Abschluß bildet ein breiter angelegtes apologetisches Werk: „Über die Wahrheit des christlichen Glaubens" von Johann Ludwig Vives († 1541). Es erschien erst zwei Jahre nach dem Tode seines Verfassers im Drucke. Schärfe des Gedankens und Anmuth der Darstellung sind die Hauptvorzüge, welche dem Werke mit Recht nachgerühmt werden. Von den fünf Büchern sind zwei der Bekämpfung des Muhammedanismus und des Judenthums gewidmet.

* * *

Die Apologetik hat eine doppelte Aufgabe zu lösen: sie muß im Kampfe gegen die Ungläubigen die Grundlagen der christlichen Religion vertheidigen; angesichts der Feinde des Kirchenthums aber hat sie Fundamente und Ausbau der katholischen Kirche zu schützen. Schon vielerorts hatten wir Gelegenheit, zu sehen, wie die Fortentwicklung einzelner Zweige der Apologetik von verschiedenen äußeren Umständen abhängig war: ähnlich verhält es sich mit den zwei Haupttheilen der Apologetik, durch die sie ihre Doppelaufgabe erfüllen soll. Während der 15 Jahrhunderte, die wir bisher durcheilt haben, war die Apologetik fast ausschließlich für die eine Seite ihrer Aufgabe thätig: sie vertheidigte den christlichen Glauben und die Institutionen des Christenthums gegen die sich erhebenden Feinde. Aber warum denn hatte die Apologetik nicht in gleicher Weise der anderen Seite ihrer Aufgabe sich

zugewandt? Aus keinem anderen Grunde, als weil die Angriffe in dieser Richtung weitaus seltener erfolgt waren. Die größte Zahl der früheren Ketzereien hatte die Existenz und die Einrichtungen der Kirche unberührt gelassen. Die Polemik wandte sich freilich gegen alle diese Abweichungen von der kirchlichen Glaubenslehre; der Apologetik aber fiel eine solche Aufgabe nicht zu. Nur verhältnißmäßig wenige Ketzereien hatten eine Ausnahme gemacht. Und wo es geschehen war, hatte auch stets die Apologetik Rede und Antwort gestanden. So hatte schon, wie seiner Zeit angemerkt wurde, Irenäus gegen die Gnostiker den wahren Kirchenbegriff vertheidigt und die Merkmale der wahren Kirche Christi erörtert. Ebenso waren von Cyprian und Pacian die Novatianer, von Optatus von Mileve und Augustinus aber die Donatisten dadurch bekämpft worden, daß die Begriffe des Wesens und der Eigenschaften der Kirche in das rechte Licht gesetzt wurden. Und als im Mittelalter unter Anderen die Katharer und Waldenser Irrthümer vortrugen, welche die apostolische Lehre von der Kirche alterirten, ließen es sich die Vertreter der katholischen Wissenschaft — unter ihnen zumeist der Dominicaner Vineta († 1250) — angelegen sein, dieselben neben den anderen Irrthümern dieser Secte eingehend zu widerlegen. Obwohl Luther die Waldenser nicht als die Seinigen anerkennen wollte, sondern sie den Schwärmern beizählte, so läßt sich doch schwerlich in Abrede stellen, daß sie dem Wittenberger Reformator und den übrigen Religionsneuerern des 16. Jahrhunderts vielfach vorgearbeitet hatten. Freilich war der Boden, auf dem die Irrlehren der Reformationszeit im kräftigsten Wachsthum emporwuchern sollten, noch weit mehr durch die Wiclifiten und die Husiten vorbereitet worden. Auch diese hatten von der katholischen Apologetik ihre Abfertigung gefunden. Der neu ersonnene Kirchenbegriff der universitas Praedestinatorum war aus Schrift und Tradition widerlegt, Hierarchie und Papstthum mit den ihnen von Christus verliehenen Rechten vertheidigt worden u. s. w. Endlich waren die Wirren, welche das große abendländische Schisma über die Kirche brachte, der Anlaß zu langwierigen Erörterungen über die Verfassung der Kirche, über die Ausdehnung der einzelnen Gewalten und insonderheit über das Verhältniß des Papstes zum allgemeinen Concil geworden. Diese Discussionen mußten natürlich für die Apologetik ihren Gewinn abwerfen. Und in der That, ein Werk wie die Summa de Ecclesia des Cardinals Johann von Turrecremata († 1468), welches in der gründlichsten Weise alle um jene Zeit ventilirten Fragen behandelt, würde schwer=

lich anders denn als Frucht jener tiefgehenden Erörterungen das Licht der Welt erblickt haben. Fast dasselbe ließe sich noch von einigen andern Werken jener Periode behaupten.

So fehlte es bis zur sogen. Reformationszeit nicht ganz an Beiträgen zu dem Theile der Apologetik, welcher die Lehre von der Kirche entwickelt; aber dieselben sind doch an Zahl so gering, daß sie neben der unabsehbaren Reihe von Werken, welche die Wahrheit der christlichen Religion vertheidigen, fast ganz verschwinden. Erst die sogen. Reformation gab den Anstoß, das Versäumte nachzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Die Reform unserer Gymnasien.

XIII. Die christliche Gymnasial-Erziehung.

Alle Männer der gesellschaftlichen Erhaltung beklagen den Niedergang des idealen Sinnes und die Überhandnahme des Materialismus, der Selbstsucht und Habsucht bei dem gegenwärtigen Geschlechte; sie anerkennen mit Niebuhr, daß wir, wenn es so fortgeht, mit Riesenschritten einer neuen Barbarei entgegeneilen.

Umkehr ist unumgänglich nothwendig; diese aber muß zuerst auf dem Gebiete der Erziehung vor sich gehen, denn die Jugenderziehung ist die Welterneuerung. (Puerilis institutio est mundi renovatio.)

Da nun die gebildeten Stände immer die maßgebenden sind, und der Jüngling meistens so bleibt, wie er das Gymnasium verlassen hat, so ist augenscheinlich die Reform der Gymnasial-Erziehung im christlichen Sinne von unberechenbarer Bedeutung, eine wahre Rettung der Gesellschaft.

Wir werden im Folgenden die zwei Fragen beantworten, worin die christliche Gymnasial-Erziehung bestehen, und von welchen Mitteln sie Gebrauch machen müsse.

I. Worin besteht die christliche Gymnasial-Erziehung?

In unseren heutigen Lehrplänen figurirt die Religion als bloßes Fach neben den anderen, eine Arabeske am Gebäude, so daß die Er-

ziehung vorherrschend rein menschlich, und nur gelegentlich christlich zu nennen ist. Was hilft in aller Welt solcher religiöser Anstrich? Im Lehrplane handelt irgend ein Paragraph von „Religion", dem Unterrichte in derselben werden etliche Stunden angewiesen, hin und wieder taucht der Ausdruck „religiös", „sittlich-religiös" aus der Wasserfläche empor; was aber darunter zu verstehen sei, am Ende gar ein Vernunftgemäche, eine seichte Naturphilosophie, allgemeine Moral 2c., das ist schwer abzumerken. Die Religion, die geoffenbarte Religion, die Religion Jesu Christi muß es sein mit ihrer vollen unverfälschten Lehre, mit dem ganzen Schatze göttlicher Geheimnisse, welcher in der Einen und wahren Kirche niedergelegt ist. Und diese Religion muß nicht etwa bloß gelernt werden, so daß der Gymnasiast wüßte, was die Lehre der Kirche sei, wie er die Geographie von Japan lernen muß; sondern sie muß die Basis und der Gipfel, der Grund und die Höhe, der Mittelpunkt und die Seele des Unterrichtes und der Erziehung sein, so daß der Jüngling die Religion nicht bloß wisse, sondern noch viel mehr glaube, liebe und übe, und das Gymnasium die Religion nicht bloß vorzeige, sondern pflanze, pflege und zu fruchtbarer Reife bringe.

Denn Eines ist das Höchste und Beste, der Urgrund und Mittelpunkt alles Seins, Gott, und zwar nicht der deistische Gedankengott, sondern der lebendige Gott der Offenbarung. Dieser dreieinige Gott ist der Ursprung und das Endziel alles Seins, der Erste und der Letzte, von welchem losgerissen die Dinge, so herrlich sie sein mögen, und auch die vernünftigen Menschen bloße Nullen sind, welchem anhangend aber sie Werth und Bestand haben. Mit ihm vereinigt zu sein, ist unser letztes Ziel; ihm anzuhangen, ist des Menschen Glück. Im nämlichen Grade, als wir dem Glauben, der Hoffnung und Liebe (der Religion) entfrembet sind, werden wir schlecht und unglücklich; je mehr die Religion unser innerstes Eigenthum ist, desto edler und glücklicher sind wir. Wenn unsere Kenntnisse und unsere Wissenschaft nicht zur Erkenntniß und zum Dienste des lebendigen Gottes als ihres Mittelpunktes hinleiten, so sind wir verurtheilt, ewig an der Peripherie umherzurollen, und der Baum der Erkenntniß wird zum verderblichen Giftbaum. Denn ohnehin ist unser Wissen, sei es auch sehr erhaben und umfassend, doch nur Stückwerk und kein Ganzes (ex parte cognoscimus, 1 Kor. 13, 9); wie nichtig aber muß es erst werden ohne jenen religiösen Blick, der Alles auf Gott bezieht und in Gott schaut! Jede Wissenschaft ist nur ein Radius, der sich zum Mittelpunkte der geistigen Welt hinziehen

muß und niemals als Tangente sich in den unabsehbaren Weltenraum verlieren darf.

Von diesem Grundsatze muß der Unterricht und die Erziehung auch an den Gymnasien ausgehen. Darum stellt die Ratio studiorum sogleich am Eingange als letztes Ziel jeder Schule hin, daß „die Gemüther der Nebenmenschen durch die Lehranstalt zur Erkenntniß und Liebe unseres Schöpfers und Erlösers angespornt werden". Die Welt mag nochmal so alt und wieder jung werden, so findet sie doch in Ewigkeit kein höheres Endziel des Jugendunterrichtes und der Erziehung, als diese „Erkenntniß und Liebe unseres Schöpfers und Erlösers"; nur in den untergeordneten Zwecken und Lehrgegenständen scheiden sich die Schulen in verschiedene Arten, in der einen Hauptsache aber zielen alle nach dem nämlichen Endpunkte hin.

Hiermit haben wir das Hauptziel auch der christlichen Gymnasial-Erziehung bezeichnet, das einzig darin besteht, den Jüngling so heranzubilden, daß er die christliche Religion von ganzer Seele glaube, liebe und übe. Erst durch dieses apostolische Endziel gewinnt das Lehramt seine höhere Weihe: das vorzutragende und einzuübende Fach ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem höheren Zwecke, nämlich die Jugend Christo zuzuführen, in Erreichung ihres letzten Endzieles zu unterstützen, damit sie hier Gott erkenne, liebe, verehre, und dort der übernatürlichen Seligkeit theilhaftig werde. Mißachtet aber ein Lehrer diesen apostolischen Beruf, so ist er ein armseliger Unterweiser, der um Geld Stunden gibt; und beschränkt er sich innerhalb eines „edlen Menschenthums", so vernichtet er die zweitausendjährige Geschichte unserer christlichen Völker, mißachtet die Religion der Eltern seiner Schüler und jagt einem Nebelbilde nach, über welches weder er noch Andere einen klaren Gedanken haben. Woher kommt denn die schauerliche Verwilderung und Verrohung unserer heutigen Jugend, woher die überfirnißte Versunkenheit auch unserer gebildeten Stände? Aus der Unkenntniß des Höchsten und Besten, aus der Kälte gegen Gott und seine Offenbarung, aus dem Unglauben, dem die Liebe zum Himmlischen fehlt, und der den unwürdigen Gelüsten des gefallenen Menschen nachläuft! Deßhalb muß die Förderung der christlichen Erkenntniß und Gottesliebe der Angelpunkt alles erziehlichen und lehrenden Thuns, auch auf den Gymnasien, werden und alle Lehrer mit vereinter Kraft in Allem und durch Alles dahin wirken, daß die eine wahre Religion in der studirenden Jugend tiefe Wurzeln schlage. Alles, die Wissenschaft

und der Lebenswandel, der Unterricht und die Erziehung, die Studien und das häusliche Thun und Treiben, sei vom Geiste der Religion durchweht und geheiligt. Dann erst haben wir Aussichten auf bessere Zeiten.

Unter dieser christlichen Religion aber, in welcher der Gymnasiast erzogen werden muß, wenn er nicht verkommen soll, verstehen wir weder ein träumerisches Studirstubenfabrikat nach Art des alten Bunsen, noch ein national-liberales ἑνωτικόν zur Zusammenleimung der deutschen Stämme, wie es in den Tagen des Culturkampfes geisterte, sondern das wirklich existirende, positive, confessionelle Christenthum, vor welchem die Religionsmengerei und Religionsverachtung der „confessionslosen" oder Simultanschulen als ein für Kirche und Staat gleich verderblicher pädagogischer, didaktischer und gesellschaftlicher Mißgriff erscheint. Denn es ist eine unumstößliche Thatsache, daß die jüdische und die christliche Religion, daß das katholische und protestantische Bekenntniß sich wesentlich von einander unterscheiden, ja principielle Gegensätze sind. Das ganze Denken und Leben des Katholiken ist jenem des Protestanten, und gar des Juden! in tausend Dingen entgegengesetzt, und umgekehrt; diese Kluft kann weder durch Bureau-Papier, noch durch eine Allerweltsreligion überbrückt werden. Nimmermehr kann ein Protestant, wenn er ein solcher bleiben will, sich in katholisches Wesen hineindenken, hineinleben schon gar nicht; wie will er also katholische Jünglinge heranbilden und in Sachen der Schule, wo doch Unterricht und Erziehung untrennbar Eins sind, ein Wort mitreden? Und ebenso wenig gelingt dieses einem Katholiken bei protestantischen Gymnasiasten; denn als solcher bewegt er sich ganz im Denken und Leben seiner heiligen Kirche, und wenn er auch die protestantische Theorie weiß, so lebt er sie doch nicht, ist also erfahrungslos, und zu solcher Erziehung unberechtigt, da er nur ein Christenthum, das katholische, vor Gott und Gewissen anerkennt. Die Erziehung selbst ist ja die Ordnung einer tief-innerlichen, den ganzen Jüngling erfassenden religiösen Angelegenheit, sie kann daher nur innerhalb des nämlichen Bekenntnisses ganz und folgerichtig besorgt werden und wäre, gegen Willen der Eltern von einem Manne anderen Glaubens besorgt, eine schreiende Unduldsamkeit. Jawohl, als solche müssen wir den liberalen Plan von Simultanschulen brandmarken, mag es sich um deutsche oder gelehrte Schulen handeln. Die wahre „Toleranz" verlangt nach confessionellem Schulwesen bis hinauf zu den Hochschulen; alles Andere führt zur Erziehungslosigkeit, zur religiösen Gleichgiltigkeit, zum

erbärmlichen Unglauben. Darum begehren wir im Namen der Gewissen und unserer christlichen Vergangenheit streng confessionelle Gymnasien, wenn es auf diesen auch den heranströmenden semitischen Jünglingen bisweilen heiß werden mag.

Und eine hochwichtige Folge der auch den Gymnasien obliegenden obersten Pflicht, der positiv-christlichen Erziehung, möge man nicht übersehen. Die Erziehung, ohne welche eine Lehranstalt diesen Namen nicht einmal verdient, ist Bildung des Gewissens und des ganzen inneren Menschen in und durch den Glauben, durch die Gnadenmittel Christi, durch das von Gott eingesetzte religiöse Amt, kurz, durch die Kirche. Und dieses religiöse Erziehungsamt darf nicht etwa in einigen wöchentlichen Fachstunden nebenbei abgethan werden, sondern es muß den ganzen Unterricht durchdringen und die Seele des Gymnasiums überhaupt sein. Was folgt daraus? Daß vernünftiger Weise in christlichen Reichen nur die Kirche die von Gott berufene Schulbehörde ist, daß daher die Erziehung der studirenden Jugend Noth leiden muß, sobald der Staat nach spartanischem Brauche zum National-Oberlehrer erklärt wird [1].

Die positiv-christliche Gymnasial-Erziehung bringt von selbst im Jünglinge die wahre Bildung zu Stande, die der Erkenntniß und des Willens, die des inneren und des äußeren Menschen, jene herzgewinnende Reinigkeit, jene Gottinnigkeit und Bescheidenheit, welche der bezaubernste Schmuck der Jugend sind, und zu welchen die moderne Rohheit mancher Studirender in so schneidendem Contraste steht. Man hat über Bildung schon unsäglich viel geschwatzt, am meisten seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, also seit jener Zeit, als der Rückgang der edleren Bildung durch die pfuschenden Neuerer eingeleitet

---

[1] Darum censurirt Papst Pius IX. im Syllabus die zwei liberalen Sätze:

47. „Die beste Staatseinrichtung erfordert, daß die Volksschulen, welche den Kindern der Volksklassen zugänglich sind, und überhaupt die öffentlichen Anstalten, die für den höheren Unterricht und die Erziehung bestimmt sind, aller Auctorität, aller Leitung und allem Einfluß der Kirche enthoben, und vollständig unter die Leitung der bürgerlichen und politischen Auctorität gestellt werden nach dem Belieben der Regierenden und nach Maßgabe der herrschenden Zeitmeinungen."

48. „Katholische Männer können eine Art von Jugendbildung billigen, die von dem katholischen Glauben und der Auctorität der Kirche ganz absieht, und welche die Kenntniß der natürlichen Wissenschaften und die Zwecke des irdischen socialen Lebens ausschließlich oder doch als Hauptziel im Auge hat."

Wir verweisen im Übrigen auf das bedeutsame Breve Pius' IX.: Quam non sint vom 14. Juli 1864 an den Erzbischof von Freiburg.

wurde. Und was leistet die heutige gottesarme Bildung? Welches Beispiel wird dem niederen Volke von den gebildeten Ständen so oft gegeben? Man heuchelt Demuth, um durch den Stolz nicht verächtlich zu werden; Aufopferung, um den Eigennutz zu verhüllen; Nächstenliebe, um nicht als grob zu erscheinen; man lernt, das zu scheinen, was man nicht ist, und man nennt diesen einstudirten Pharisäismus „feinere Bildung". Wohin zielt dagegen die christliche Bildung? Daß der Mensch, in unserem Falle der Gymnasiast, das von Herzen und vor Gott sei, als was er den Menschen erscheinen will; daß er in der That klein von sich selbst denke, um Christi willen sich für fremdes Glück aufopfere, seine Nebenmenschen liebe und schätze; daß er seinem Erlöser, dem Ideale menschlicher Vollkommenheit, möglichst nahe nachfolge. Darin besteht die christliche Gymnasial-Erziehung; was sonst unter diesem Mäntelchen ausgeboten wird, ist eine Unwahrheit und Menschentäuschung.

So ergibt sich von selbst als drittes charakteristisches Merkmal einer christlichen Erziehung die edle Charakterfestigkeit. Was heißt denn Charakter haben? Die volle Wahrheit im Herzen tragen und vor aller Welt bekennen, ob man gefalle oder mißfalle, die volle christliche Wahrheit zur Quelle und Richtschnur unserer Grundsätze machen, und nach diesen Grundsätzen handeln, komme was da wolle. Grundsätze als solche müssen im religiösen Glauben und im Gewissen gegründet sein, wenn sie in den Stürmen des Lebens Stand halten sollen; sie müssen mit ehernen Banden an den Thron der Gottheit selbst gekettet sein und den ganzen Menschen umschlingen, damit sie nicht von den Lockungen des niedrigen Nutzens, der Menschengunst und Bequemlichkeit gegängelt oder von den Strömungen der Tagesmeinung davongetragen, und der Aufschrei des Gewissens durch angebliche Gründe der Klugheit beschwichtigt werde. Die Zeiten des lebendigen Glaubens weisen stets eine Fülle edler und fester Charaktere auf, während die Zeiten des Schwach- und Unglaubens den Stempel feiger Charakterlosigkeit tragen.

Durch eine christliche Erziehung gewinnt unsere studirende Jugend die Vaterlandsliebe, die eigentlich nur eine Äußerung der christlichen Nächstenliebe ist, einen wahrhaft nationalen Geist, nicht den, wie er in Deutschland noch 1870 zu einem Mordspatriotismus verzerrt wurde und sich seit 1877 in seiner vollen inneren Hohlheit zeigte, weil er nicht auf dem Christenthum beruhte und von Leuten ausgerufen wurde, deren Vaterland überall ist, wo ein goldführender Paktolos strömt. Christ-

liche Jugenderziehung und aufopfernde Vaterlandsliebe sind wie Mutter und Tochter verbunden. Der Protestant Alexi[1] schreibt hierüber: „Die nationale Seite, deren Vernachlässigung (auf den deutschen Gymnasien) wir beklagen, hängt auf das Engste mit dem christlichen Geiste zusammen. Die europäische Cultur ist eine wesentlich christliche. . . . Wenn das Judenthum mehr oder weniger offen *seinen* Geist der modernen Gesellschaft aufzuprägen sucht, so ist das geradezu der eminente Beweis meiner Auffassung und ruft die christlichen Elemente zum energischen Kampf für ihre Existenz, für die Erhaltung einer durch Jahrhunderte mühsam erkämpften Civilisation auf. Mit dem Verluste des Christenthums ist auch unsere deutsche Nationalität dahin. Man verkennt total das Wesen unserer deutschen Nationalität, wenn man es vom Christenthum loslösen will." Das Nämliche haben wir deutsche Katholiken schon fünf Jahre vor dem Erscheinen der Alexi'schen Schrift, sofort bei den ersten Zuckungen des Culturkampfes, gesagt; *uns* wollte man nicht hören, und jetzt erkennen alle Deutschen, daß wir Recht gehabt haben. Möchte man die freilich späte Erkenntniß auch auf unsere Gymnasien anwenden, damit unsere Jugend durch christliche Erziehung wieder Liebe zu dem christlichen Volke, dem wir entsproßt sind, gewinne!

II. Durch welche Mittel soll die christliche Gymnasial-Erziehung bewirkt werden?

Fast scheuen wir uns, diese Mittel im Einzelnen anzuführen, da es scheinen könnte, als ob *sie für sich* den christlichen Sinn in der studirenden Jugend erwecken könnten; hat sich doch unsere Zeit so sehr aller persönlichen Beziehungen entwöhnt, daß sie das Gute durch papierene Vorschriften, durch das bloße Wort und Reglement erreichen zu können glaubt. Aber alle diese Dinge sind nur Werkzeuge, die erst in der Hand des Meisters ihre Bedeutung erhalten; Werkzeuge ohne Meisterhand helfen nichts. So ist es auch mit den Mitteln christlicher Erziehung. Sie helfen wenig oder gar nicht, wenn der belebende Geist fehlt, sind aber von unermeßlicher Wirksamkeit, wenn die Persönlichkeit des Lehrers und die ganze Anlage der Schule von der Religion durchweht sind. Qualis rex, talis grex tritt hier im vollen Sinne ein[2].

---

[1] A. a. O. S. 20 f.

[2] Guizot sprach in der französischen Kammer (Juni 1833) das classische Wort: „Der Unterricht in der Moral und Religion ist nicht ein Unterrichtsgegenstand wie

Ist der Lehrmeister Licht, so wandeln die Schüler nicht in der Finsterniß; fühlt der Lehrer warm für den Erlöser und seine Heilsanstalt, so entzünden sich die Schüler an seinem Feuer; was er aber nicht hat, das kann er nicht geben; aus einem kalten und starren Herzen kommt weder Wärme noch Leben.

Darum hat die alte Schule als erste Pflicht des Gymnasiallehrers hingestellt: „Der Magister soll die der Schule anvertrauten Jünglinge so unterweisen, daß sie vor Allem zugleich mit den Wissenschaften solche Sitten gewinnen, die eines Christen würdig sind. Seine Bemühung gehe aber besonders dahin, die zarten Gemüther der Jünglinge sowohl in den Lectionen bei passender Gelegenheit, als auch außer denselben zum Gehorsam und zur Liebe Gottes und der Tugend, durch welche man ihm wohlgefallen muß, vorzubereiten.“ [1]

Das vorzüglichste Erziehungsmittel ist und bleibt die untadelhaft christliche Gesinnung und Tugend des Lehrers selbst. Dieser Grundsatz leitete schon die ersten Christen, denen es als Hauptpflicht galt, die Jünglinge und Knaben den verderblichen Lehren und Lehrern des Heidenthums zu entreißen, von den Lastern desselben fernzuhalten oder zu entwöhnen [2]. Der „Pädagog“ des hl. Clemens von Alexandrien zeigt uns, mit welcher Umsicht, Bescheidenheit und taktvollen Milde die christlichen Lehrer sich bemühten, die Jugend in Zucht und Ordnung zu erhalten, um so mehr, da ringsum die heidnische Zuchtlosigkeit alle öffentlichen und Privatverhältnisse bis zur Jugend hinab vergiftet hatte [3]. Die Jugend hat ein scharfes Auge und entdeckt als-

---

das Rechnen, die Geometrie und die Orthographie, die zu einer dafür angesetzten Stunde vorübergehend gegeben werden, nach deren Ablauf einstweilen nicht mehr die Rede davon ist. Der wissenschaftliche Theil des Unterrichtes ist der geringste von allen in Beziehung auf die sittliche und religiöse Unterweisung. Unerläßlich ist die allgemeine sittliche und religiöse Atmosphäre der Schule. Es handelt sich hier noch mehr um die Erziehung, als um den Unterricht. . . . Der religiöse Unterricht hat sich dem Unterrichte in seinem ganzen Umfang, allen Handlungen des Lehrers und der Kinder beizugesellen. . . . Achten Sie auf diese Thatsache, die vielleicht nie mit solcher Evidenz wie zu unserer Zeit sich gezeigt hat. Alle intellectuelle Entwicklung ganz allein, getrennt von der religiösen und sittlichen Entwicklung, wird die Grundlage des Stolzes, der Unbotmäßigkeit, des Egoismus und folglich eine Gefahr für die Gesellschaft.“ — Möchte man diesen Rath eines Protestanten beachten!

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. 1.

[2] Origenes c. Cels. III. p. 50 sqq.

[3] Quintilian (Inst. I. 2) klagt über den Unverstand heidnischer Eltern: „Gau-

bald auch die kleinsten Mängel eines Lehrers; sie hat zugleich eine zarte Hochachtung vor Religion und Tugend, und ist bei ihrem angeborenen Nachahmungstriebe treu beflissen, den schönen Beispielen eines Mannes nachzueifern, vor welchem sie wegen seines christlichen Charakters und religiösen Eifers Hochachtung hegt; ja diese Hochachtung ist mitunter unbegrenzt und hält das ganze Leben hindurch Stand. Worte bewegen nur, aber Beispiele reißen nach sich. Ohnehin wäre es unedel und wirkungslos, von der Jugend etwas zu verlangen, was man selbst nicht leistet, z. B. bei eigener Lauheit und Religionsverachtung von dem Gymnasiasten Religiosität zu fordern.

Aus diesem Grunde gebot die alte Schule: „der Lehrer solle die Schüler durch sein exemplarisch-religiöses Leben erbauen“ [1]; und eine nähere Erklärung dazu sagt überaus richtig: „Wie der Lehrmeister seine Schüler gern bilden und gestalten möchte, ebenso, ja noch vortrefflicher muß er sich selbst bewähren. Denn die Sitten der Lehrer drücken sich an den Schülern ab, wie die Gesichtszüge der Eltern an den Kindern. Daher soll der Magister mit allem Fleiße sich bemühen, daß er sie durch Beispiele seines religiösen Lebens erbaue. Er bedenke zugleich, welch schwere Strafe auf den gesetzt ist, der auch nur Einem aus diesen Kleinen Ärgerniß gibt; und er scheue sich um so mehr, den Seinigen zum Anstoße zu sein, als er erkennt, daß es seine Pflicht ist, von ihnen auch das mindeste Ärgerniß möglichst weit zu entfernen. Und weil das Zarte um so leichter verletzt wird, so glaube er mir, daß er sich von manchen sonst ganz schuldlosen Dingen nur darum enthalten muß, weil sie mißdeutet werden können. Überdieß hüte er sich, daß er keinen Theil der gewöhnlichen frommen Übungen um der Studien willen eingehen lasse; und da es ein der Gelehrsamkeit angeborenes Verderben ist, die Geister aufzublähen, daß die innere Demuth, die von sich gering, von Anderen groß urtheilt, sich nicht allmählich mindere oder gar aufhöre. Vorzüglich aber trage er an sich ausgeprägt jene Tugenden, deren Nachahmung dem jugendlichen Alter am nöthigsten ist: Pflege der Religion und Frömmigkeit, Bescheidenheit des Herzens und Auftretens, Glanz der Reinigkeit und Enthaltsamkeit, durch Ernst gemilderte Sanftmuth, ungekünstelte Urbanität (urbanitas minime affectata); endlich

---

demus, si (pueri) quid licentius dixerint. . . . Verba ne Alexandrinis quidem permittenda deliciis risu et osculo excipimus . . . inde soluti et fluentes non accipiunt (pueri) e scholis mala ista, sed in scholas afferunt.“

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. 10.

seien die Rede, die Geberde, der Gang, die Miene und die ganze äußere Haltung religiös geordnet (religiose composita) nach den Gesetzen des Anstandes und den Regeln der Ehrbarkeit."

Dieß ist allerdings ein erhabenes und schwieriges Ideal für den christlichen Lehrer, ein Ideal, dessen Erreichung unausgesetzten Kampf mit dem eigenen Ich kostet; aber was kann auch ein Mann, der ihm nachstrebt, unvergleichlich Großes an der studirenden Jugend leisten! Mit dem halben Wissen kann er Wunder wirken, während der Gelehrteste ohne jene Tugenden und ohne den Willen, sie zu erstreben, auf immer eine klingende Schelle bleibt. Und fragen wir nun, ob unsere heutigen vom Staate erlassenen Schulordnungen ähnliche Anforderungen an den Lehrer stellen, so lautet die Antwort unendlich trostlos, und sie kann nicht anders lauten, da jede Regierung der Gegenwart mit dem „ehrlichen Manne" zufrieden sein muß. Aber die arme Jugend, die Söhne christlicher Eltern, die künftigen Bürger eines christlichen Volkswesens! Ja freilich, unser Schulwesen sammt den Gymnasien ist in die unrechten Hände gekommen, und an den Früchten der modernen Erziehung erkennen wir dieß. Die Anstalten zur Zustutzung künftiger Gymnasiallehrer mögen viel in Texteskritik, Alterthums- und Naturkunde u. s. w. leisten — wir achten alle diese Dinge —, aber was thun sie in der Hauptsache, der Pflege der Religion im dereinstigen Lehrer, in der Bekämpfung jenes Hochmuths, welcher der Ruin des Einzelnen und der Gesellschaft ist, jenes Hanges zum Niedrigen, welcher den Menschen entwürdigt, jener tausendfachen Leidenschaften, die ein Lehrer bei der zartfühlenden Jugend am wenigsten haben darf? Und was geschieht vollends unter einem Unterrichts-Minister, wie der jüdische Baroche, der Todtengräber Humbeek, der atheistische Ferry oder der semitische Falk war!

Diesen religiösen Charakter der Schule und der Lehrer vorausgesetzt, kann erst das zweite Mittel der christlichen Gymnasial-Erziehung, der Religionsunterricht, den vollen Nutzen entfalten. Derselbe zerfällt in zwei Arten: in die eigentliche Erklärung des Katechismus und in eine Religionslehre im weiteren Sinne, wozu sich bei Lesung der alten Classiker und vorzüglich bei den Lycealfächern so häufige Gelegenheit bietet.

Was nun den Religionsunterricht im eigentlichen und engeren Sinne betrifft, so hatte das alte Gymnasium eine nach heutigen Begriffen große Kargheit an den Tag gelegt: wöchentlich nur einmalige und zwar halbstündige, jedoch gründliche Erklärung des Katechismus,

gewöhnlich am Freitag Nachmittag[1]. Als Handbuch diente die weltberühmte Summa doctrinae christianae des seligen Petrus Canisius, die von den untersten Klassen an wörtlich auswendig gelernt und je in der Woche einmal genau erklärt wurde[2]. Auch in diesem Stücke wurde auf das multum, non multa gehalten. Die Hauptstücke des Katechismus, die fest und unauslöschlich dem Gedächtnisse der Jugend eingeprägt waren, sollten zugleich dem Verständnisse durch deutliche Erklärung näher gebracht werden, aber nicht in Form einer Exhortation, sondern so, daß die Geheimnisse und Lehren der Religion passend, je nach der Fassungskraft der Klasse, erläutert und in ihren tieferen Gründen (rationes) nachgewiesen würden. Durch wiederholtes Abfragen sollte sich der Lehrer überzeugen, daß er verstanden worden sei, und, z. B. wenn er die Reue über die Sünden vorgetragen, dafür sorgen, daß ein Jeder die Formel der Erweckung derselben geläufig inne habe. Und obgleich das, was aus der genannten Summa erlernt werde, auch zur Übung der lateinischen Sprache sehr nützlich sei, damit nämlich die Knaben die theologischen Kunstausdrücke gut behalten, so müsse doch das erste und höchste Geschäft die tiefe Einprägung der Religionslehre selbst sein. — Um sodann jedem subjectiven und unpositiven Vorgehen des Lehrers vorzubeugen, warnte man den Katecheten, die Erklärung der Lehre mit Meinungen zu versetzen, die er nicht genau kenne, oder die Quelle der Wahrheit durch

---

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. n. 4 sq.: „Doctrina christiana in omnibus classibus ediscatur; et in tribus quidem grammaticis et in aliis etiam, si opus fuerit, feria sexta vel sabbato memoriter recitetur. Pro quovis autem scholae gradu explicationes ampliores tradantur atque exigantur. Piam cohortationem vel doctrinae explicationem feria item sexta aut sabbato habeat (magister) per semihoram." — Die Constitutionen der Gesellschaft Jesu schreiben vor (P. IV. cap. 16. n. 2): „Praelegetur etiam in collegio aliquo die cujuscunque hebdomadae Christiana doctrina, et ut pueri eam ediscant et recitent, omnesque etiam adultiores, si fieri potest, eandem sciant, curabitur." (Die neue Ratio studiorum räumt jedoch mit Rücksicht auf die heutigen Gefahren des Unglaubens eine Erweiterung des Religionsunterrichtes ein, indem sie den Worten der älteren Ratio in der Reg. Rect. 20 Folgendes hinzufügt: Provideat etiam, ut scholae superiores suam habeant exhortationem singulis saltem mensibus, et, si videbitur, peculiares instructiones circa pleniorem doctrinae christianae cognitionem, quibus obarmentur juvenes, ne tam facile, tum in fide, tum in moribus, detrimentum accipiant. Anm. der Red.)

[2] Sie ist sehr oft aufgelegt worden; noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab sie der P. Wiedenhofer S. J. zu Augsburg heraus mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung, wozu er noch die vom sel. Canisius nur citirten Stellen der heiligen Schrift und der Väter aussetzen ließ.

Irrthümer zu trüben. Auch in weitläufige Streitfragen sollte er sich nicht einlassen, damit er die Lehre desto rascher durchlaufe und gut wiederholen könne [1]. — Und hierbei waren, wie allgemein anerkannt ist, die alten Gymnasiasten in der Religion sehr wohl beschlagen; sie lernten während der fünf bis sechs Jahre aus Einem Buche, nach gleicher Methode, gründlich und wegen der häufigen Wiederholungen unauslöschlich.

Daher meinen auch wir, daß, ein durchaus katholisches Gymnasium vorausgesetzt, wöchentlich eine bis zwei Halbstunden Religionsunterricht mehr ausrichten würden, als heutzutage drei bis vier wöchentliche Stunden, besonders wenn vorherrschend an Sonn- und Festtagen den Schülern katechetische Predigten, wohl die nützlichsten, gehalten würden. An paränetischen Vorträgen, die meist am Sonnabend stattfanden, fehlte es in der alten Schule durchaus nicht.

Man werfe uns nicht ein, daß die Gegenwart eines umfassenderen Unterrichtes bedürfe, als die Vergangenheit. Im Gegentheile war in dem 16. und 17. Jahrhundert die confessionelle Polemik äußerst erregt, erforderte daher gründliche dogmatische Schulung; und daß diese letztere an den katholischen Gymnasien erzielt wurde, beweist uns die früher angeführte Klage der Protestanten, daß ihnen von den Jesuitenschulen so viele Jünglinge entrissen wurden. Von vielen Religions-Handbüchern der Gegenwart läßt sich dasselbe wie vom ganzen Gymnasialwesen unserer Tage sagen: sie sind zu dickleibig, bringen zu Vielerlei und erzielen mehr eine breite als eine gründliche Kenntniß der Religion. Und obgleich wir eine größere Stundenzahl zu Gunsten der Religionslehre in der Gegenwart noch als ein Glück betrachten, so erwarten wir hiervon allein doch nicht zu Großes. Statt unser möge der ungenannte fromme Verfasser der Schrift „Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungsplan" (Landshut 1833, S. 335) sprechen, der in seiner etwas alterthümelnden Ausdrucksweise schreibt: „Unsere Zeit wird vielleicht meinen, man habe die Woche hindurch mehrere Stunden der Religionslehre zugewiesen, und sohin eine Buchreligion gepflogen, wie man in neueren Tagen von dieser Methode Heil sich versprochen hat, darum sie bald drei, bald fünf Stunden dem Religionsunterrichte zu widmen Antrag gemacht haben. Aber diese Weise führt nicht zum Ziele, die Jugend religiöser zu machen. Die Religion kann nicht mittels des Buchstabens allein dem Gemüthe

[1] Sacchini S. J., Paraeneses, cap. 13. — Juvencii S. J. Ars docendi et discendi (oft aufgelegt) am betr. Kapitel.

eingesprochen werden. Durch das beständige Hineinreden wird diese nicht selten den meisten jungen Leuten zum Ekel, und es ist das viele und lange Religions-Lectiongeben viel mehr ein Hinderniß als ein Förderungsmittel der Religiosität."

Ist sodann der gesammte Gymnasial-Unterricht in das christliche Element getaucht, so bietet sich bei Lesung der alten Schriftsteller und bei Einübung des Latein vielfache Gelegenheit zum Religions-Unterrichte im weiteren Sinne. In diesem Geiste regelten die Kirchenväter und ersten christlichen Lehrer das Lesen der heidnischen Classiker, statt es zu verbieten. Der hl. Basilius d. Gr. will (De leg. libr. gent.), man solle das Gute darin vom Schlechten unterscheiden, daher den Bienen gleich nur den Honig daraus saugen (cap. 2. 7); man solle das letzte Ziel des Menschen auch über der Lectüre der Alten im Auge behalten; Vieles in ihnen sei brauchbar, da philosophische Wahrheiten, Sittensprüche, edle Thaten dem Christenthum entsprechen oder doch nicht widersprechen. Wenn z. B. Cicero (Off. III. 3) die Tugend als höchstes Gut, das Laster als das größte Übel hinstellt, so spricht er einen durchaus christlichen Grundsatz aus. Um sodann andererseits die studirende Jugend vor der Anbetung des Heidenthums zu bewahren und in der Hochschätzung des Christenthums zu befestigen, findet ein wahrer Lehrer täglich Gelegenheit[1]. Der Mangel an Demuth selbst bei den vortrefflichsten Heiden; ihre Tugend, die einzig auf eigensüchtige Ruhmbegierde hinauslief; die schändliche Sklaverei, die sogar von einem Aristoteles vertheidigt wurde (δοῦλος κτῆμα ἔμψυχον); die Verachtung des Weibes, der Arbeit und des Arbeitenden; der grausige Seelenjammer der gleißenden und doch so düsteren alten Welt und so vieles Andere bietet einen tiefdunkeln Hintergrund, auf welchem die christliche Offenbarung in desto hellerem Lichte strahlt, so daß die studirende Jugend vor dem heidnischen Gegensatze gerade recht für die Erkenntniß und Liebe Christi gewonnen wird. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint der glücklich beendigte Classikerstreit als ein Proceß um des Kaisers Bart.

Das dritte Mittel einer christlichen Gymnasial-Erziehung ist die praktische Übung der Religion. Wie man ohne vielfache Übung weder zum Lateiner, noch zum Redner oder Dichter wird, so auch nicht

---

[1] Daß man sich Angesichts der frischen Jugend vor jedem frömmelnden Tone, der nicht erbaut, hüten müsse, weiß jeder Schulmann. Der Ernst der Überzeugung, welcher aus den Worten des Lehrers spricht, erbaut tausendmal mehr.

zum Christen. An einer guten Anstalt darf nichts geduldet werden, was den göttlichen Geboten widerstreitet, und muß das Christenthum zur süßen Lebensgewohnheit gemacht werden, denn erziehen heißt an das Gute gewöhnen. Wahrhaft gesammeltes Gebet vor und nach der Schule, tägliches Anwohnen bei der heiligen Messe, monatlicher Empfang der heiligen Sacramente, geistliche Übungen kurz nach dem Beginne des Schuljahres, Privatgespräche des Lehrers mit den Schülern, das Lesen christlicher Bücher, die Congregationen zu Ehren der seligen Jungfrau, das fromme Mitleben des Kirchenjahres mit seinen herzerhebenden heiligen Zeiten und Festen, das ganze Aussehen des Klassenzimmers mit dem Crucifixe und den Bildern der heiligen Patrone der Jugend, die christlich-bescheidene Haltung, kurz, alle die tausend Erscheinungen des praktischen Christenthums sind ebenso viele Mittel zur Gewöhnung an ein Leben aus dem Glauben und in der Gnade[1].

Ja, die Gnade! Sie ist unumgänglich nothwendig, damit die Jugend vor der Sünde bewahrt und in christlicher Tugend erzogen werde; und das allgemeinste Mittel zu ihrer Erlangung ist das Gebet. Der Lehrer wird daher oft und innig für seine Schüler beten[2]. Wir reden hier vielleicht eine manchen Philologen unverständliche Sprache, desto schlimmer für die ihm anvertrauten Jünglinge und für einen Jugendbildner, dessen Idealität nicht über einen Apollo vom Belvedere hinausgeht!

Ist einmal der Geist christlicher Erziehung für unsere Lateinschulen und Lyceen zurückerobert, so wird sich bald das Angesicht der Erde erneuern. Dann wird die Erkenntniß und Liebe unseres Erlösers, der Glaube und die Übung des Christenthums wieder zur Ehrensache der Besten und Einflußreichsten im Volke; dann erhalten wir wieder charaktervolle Männer in den höchsten Ämtern der Gesellschaft; dann schließt sich der gähnende Schlund der Revolution, der nicht bloß in Frankreich, Italien und Rußland, sondern vielfach auch in Mitteleuropa gerade durch die Gelehrtenschulen offen gehalten und erweitert wurde[3].

(Schluß folgt.)

M. Pachtler S. J.

---

[1] Ratio studiorum, reg. comm. cl. inf. n. 2 sqq.

[2] Ibid. n. 10: „Oret Deum saepe pro suis discipulis."

[3] Die Berliner „Germania" meldete (Beilage zu Nr. 295 vom 23. December 1879) Folgendes:

Graudenz, 21. Dec. Dieser Tage sind vom hiesigen königlichen Gymnasium

Der selige Albert der Große.

(Schluß.)

So großartig auch die Leistungen Alberts auf dem Gebiete der rationellen Philosophie waren, so fand sich doch, wie wir sahen, in der Zahl seiner Schüler einer, der das von seinem Lehrer begonnene Werk zu einer ungeahnten Vollendung weiterführte. Es verdunkelte also auf diesem Gebiete der Ruhm des Schülers den des Lehrers. Anders verhält es sich mit Alberts Verdiensten im Reiche der Naturwissenschaften. Hier wurde die von ihm erreichte Höhe für lange Zeit nicht nur nicht überholt, sondern nicht einmal wiedergewonnen. Sodann ist sein so reiches naturhistorisches Wissen ganz besonders geeignet, die außerordentliche Expansivkraft seines Geistes zu zeigen. Der hl. Thomas und Scotus haben ihn, gestützt auf seine Leistungen, in der Speculation überholt; aber während ihre Geisteskraft in dieser einen Arbeit ganz aufging, behielt Albert neben derselben noch genug übrig, um ein neues, ausgedehntes Wissensgebiet zu umspannen.

Albert war wirklich ein Naturforscher. Dieß ist freilich eine Behauptung, in der Mancher einen argen Anachronismus wittern könnte. Im ärgsten Dunkel des Mittelalters ein Naturforscher, und zwar in den Reihen jener naturfeindlichen Scholastiker, die in der Einsamkeit ihrer Klosterzelle durch abstractes Denken ihre eigene Welt construirten, in ihrem hochmüthigen Unverstande nach ein paar Denkformeln aprioristisch Alles aburtheilten, die von einer auf Beobachtung und Induction gegründeten Erfahrungswissenschaft keine Idee hatten! — Setzen wir diesen endlos wiederholten Declamationen auch hier wieder einmal die Wahrheit entgegen. Es wird unter Anderem auch zeigen, mit wie viel Recht der heilige Vater in seiner Encyklika vom 4. August 1879 zur Widerlegung obiger Anschuldigungen namentlich auf unsern Doctor universalis hinwies.

---

sechs Schüler, theils Primaner, theils Obersecundaner, relegirt worden. Sie sind nämlich Mitglieder einer über die ganze Provinz verbreiteten geheimen Verbindung gewesen, die, nach den vorgefundenen Statuten zu urtheilen, sozusagen nihilistische Zwecke verfolgt.

Nach dem Wiederaufleben der exacten Wissenschaften blieb Albert lange unbeachtet unter dem großen Verdammungsurtheil liegen, durch das sich die Aufklärung von jeder Kenntnißnahme der Vorzeit dispensirte. Als sich dann unter den Naturforschern wieder einiges Interesse für die Vergangenheit ihrer Wissenschaft zu regen begann, ließ ein böses Geschick zwei bedeutende Gelehrte, Albrecht von Haller und Kurt Sprengel, statt nach den schönen Folianten der Gesammtausgabe, nach einem Bändchen greifen, welches unter dem Namen Alberts drei naturhistorische Schriftchen enthielt. Nach diesen wurde dann Albert ohne Weiteres als Naturforscher und besonders als Botaniker beurtheilt und natürlich verurtheilt. Und doch war nicht Albert der Verfasser dieser drei Abhandlungen [1].

Dieß schreiende Unrecht wurde gut gemacht, sobald Alberts echte Werke zur Grundlage seiner Beurtheilung genommen wurden. Seine Rehabilitation ist vorzüglich das Verdienst des verstorbenen Professors Ernst Meyer von Königsberg [2] und seines Freundes, des in Berlin lebenden Professors der Botanik, Karl Jessen [3]. Selbst ein bedeutender Botaniker, machte sich Professor Meyer mit Alberts naturhistorischen Schriften genau bekannt, insbesondere mit dessen großem Werke über die Pflanzen, von welchem er später mit Jessen, unter Beiziehung verschiedener Handschriften, eine sehr correcte Ausgabe besorgte. Auf Grund dieser seiner eingehenden Studien urtheilt er unter Anderem: „In Alberts Schriften erkennen wir außer dem grundgelehrten Theologen ... vor Allem ein entschiedenes Talent der Naturforschung, offenen Sinn, hellen Verstand, liebevolle Hinneigung gegen die Natur, unermüdlichen Drang, das zerstreut Wahrgenommene in seinem Zusammenhange zu erfassen, seinen Gründen nach zu begreifen, das Alles verbunden mit einem kindlich frommen, seiner Kirche in gläubigem Vertrauen zugethanen Gemüthe.“ [4] Diesem so ehrenvollen Urtheil schließt sich auch der Verfasser der beiden Artikel an, welche das Organ des deutschen Humboldt-Vereines „Die Natur“ zur Feier des sechsten Centenariums brachte.

---

[1] K. Sprengel, Geschichte der Botanik. Bd. I. S. 234, und A. v. Haller, Bibl. botanica. t. 1. p. 222. — Vgl. E. Meyer, Geschichte der Botanik. Königsberg 1857. Bd. IV. S. 83.

[2] Derselbe fügte seine in der Linnäa (Halle 1836. Bd. X. S. 641—741) veröffentlichte Arbeit seiner Geschichte der Botanik (4 Bde. Königsberg 1857) ein.

[3] K. Jessen, Botanik der Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1864.

[4] E. Meyer, Geschichte der Botanik. Bd. IV. S. 28.

„Selten," so sagt er, „war Jemand eines Denkmals würdiger auch im Sinne als Naturforscher."[1] — Doch gehen wir an die Quellen selbst, um uns von der Richtigkeit dieser Lobsprüche zu überzeugen.

Die einzig richtige Methode der Naturforschung fand Albert in den Schriften seines großen Lehrmeisters, des Stagiriten, an vielen Orten mit aller wünschenswerthen Klarheit und Schärfe erörtert. Die Lehre von der doppelten Erkenntnißquelle: dem Denkvermögen, das uns die allgemeinen Begriffe und Grundsätze vermittelt, und den Sinneswahrnehmungen, durch welche wir die Einzeldinge erfassen, gehört zum eigentlichen A B C, wie der aristotelischen, so auch der scholastischen Philosophie. „Die Speculation," so sagt Albert in der Einleitung zu seiner speciellen Botanik, „beschäftigt sich nicht mit den Einzeldingen. Nur durch die Erfahrung erhalten wir Kenntniß von denselben, da die reinen Vernunftschlüsse nicht über dieselben belehren können."[2] Deßhalb erklärt er weiter: „Was ich hier (über die verschiedenen Pflanzenarten) mittheile, habe ich theils selbst beobachtet, theils solchen Schriftstellern entlehnt, von denen ich die Überzeugung hatte, sie brächten nur das vor, was sie durch die eigene Erfahrung bestätigt fanden. Denn die Beobachtung allein kann uns in dieser Art von Untersuchung Gewißheit geben."[3] An einer andern Stelle sagt er einfach: „Kein logischer Schluß kann Geltung haben, wenn er der Erfahrung (der Sinneswahrnehmung) widerstreitet. Ein Grundsatz, welcher mit der experimentellen Sinneswahrnehmung nicht übereinstimmt, ist in Wirklichkeit nicht ein Grundsatz, sondern ein Verstoß gegen einen Grundsatz."[4]

Daß es Albert mit der Beobachtung, auf welche er seine Naturwissenschaft gründen wollte, ernst nahm, zeigt ein Ausspruch des Hippokrates, auf welchen er sich beruft: „Um diese Beobachtung so anzustellen, daß alle Täuschung ausgeschlossen werde, ist viel Zeit nothwendig. Dazu genügt nicht, sie nur auf eine Weise anzustellen; sie muß vielmehr unter den verschiedensten Umständen wiederholt werden, damit die wahre Ursache der Erscheinung mit Sicherheit festgestellt werde."[5] — Andererseits ver-

---

[1] „Die Natur", 1880, Nr. 11, S. 139. — Vgl. über Alberts Verdienste um die Naturwissenschaften auch Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Gütersloh 1877. S. 347 ff.

[2] Ed. Jammy, De veget. et plantis l. 6. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 430.

[3] Ed. Jammy, l. c.

[4] Ed. Jammy, Physic. l. 8. tr. 2. c. 2. t. 2. p. 339.

[5] Ed. Jammy, Ethic. l. 6. tr. 2. c. 25. t. 4. p. 250.

langte Albert aber auch von dem Naturforscher, daß er nicht bei der Kenntniß der einzelnen Phänomene stehen bleibe, sondern durch dieselben zu den ihnen zu Grunde liegenden Kräften und Gesetzen vordringe: „Die Naturforschung besteht nicht darin, daß man das von Andern Mitgetheilte leichtgläubig nacherzählt, sondern daß man die in den Naturerscheinungen sich offenbarenden Kräfte erforscht." [1] — Auch über die Wahl seiner Gewährsmänner war er sich ganz klar. „Wenn es sich um Glaubens- oder Sittenlehren handelt," sagt er irgendwo, „so verdient der hl. Augustinus mehr Glauben als die Philosophen, falls sie anderer Meinung sein sollten; ist aber von der Arzneikunde die Rede, so würde ich einem Galen oder Hippokrates mehr Glauben beimessen; auf dem naturhistorischen Gebiete endlich gilt mir Aristoteles mehr als jeder Andere wegen seiner Vertrautheit mit der Natur." [2] Immerhin glaubte er seinen eigenen gesunden Sinnen noch mehr als dem Stagiriten; weßhalb er die Behauptungen desselben unbedenklich nach seinen eigenen Beobachtungen verbesserte [3].

Dieß Alles war aber bei Albert nicht etwa leere Theorie, nein, es waren auch die Gesetze, welche seine Arbeit leiteten. An zahlreichen Stellen seiner Werke erwähnt er die von ihm angestellten Beobachtungen. Er hatte wirklich jenes eigenthümliche Auge des Naturforschers, das immer nach den Wundern der Schöpfung ausspäht, sie wie instinktiv auch dort wahrnimmt, wo das profane Auge nur Alltägliches erblickt. Als er in Köln den Schrein der heiligen drei Könige betrachtet, hindert ihn seine Frömmigkeit nicht, an demselben einen Onyx von bedeutender Größe wahrzunehmen, dessen eigenthümliches Colorit ihn sehr interessirt [4]. Auch bei Tisch beim Austernessen macht er seine Beobachtungen [5]. In seinem großen Werke „über die Thiere" bemerkt er, nachdem er die verschiedenen Sagen über die Fortpflanzung der Fische angeführt: „Ich glaube, daß von Allem diesem Nichts wahr ist; denn ich habe selbst fleißige Beobachtungen angestellt und die ältesten Fischer am Meere und an den Flüssen darüber befragt" [6], worauf er das Re-

---

[1] Ed. Jammy, De mineral. l. 2. tr. 2. c. 1. t. 2. p. 227.

[2] Petrus de Prussia, Vita B. Alberti. ed. Antverp. 1621. cap. 43.

[3] Ed. Jammy, Meteor. l. 3. tr. 4. c. 11. t. 2. p. 128.

[4] Ed. Jammy, De mineral. l. 2. tr. 3. c. 2. t. 2. p. 239. — Ja er untersucht ihn sogar. „Probavi autem quod non est vitrum, sed lapis."

[5] L. c. l. 2. tr. 2. c. 11. t. 2. p. 234.

[6] Ed. Jammy, De animal. l. 5. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 177.

sultat seiner Beobachtungen und Erkundigungen mittheilt. An einer andern Stelle erzählt er, wie er zum Zwecke zoologischer Untersuchungen in's Meer hinausfuhr und dann am Strande einer Insel mit eigenen Händen zehn bis elf verschiedene Arten blutloser Meerthiere sammelte [1]. — Mit der solchen Naturfreunden eigenthümlichen Naivität fügt er häufig der Beschreibung der verschiedenen Gegenstände bei, daß er dieselben selbst gesehen oder gar selbst in seiner Sammlung besitze [2]. Ja er ist als Sammler bekannt, und man trägt ihm daher alles Auffällige zu. So macht ihm ein Prinz von Castilien eine merkwürdige Muschel zum Geschenk, welche sein Koch in einem Fische gefunden. Man wußte also, welche Freude dem großen Lehrer der Theologie ein solcher Fund bereitete [3].

Bei vernünftiger Beachtung der Zeitverhältnisse wird sich Niemand wundern, wenn Albert trotz dieser seiner richtigen Forschungsmethode nicht selten Resultate seiner Untersuchungen mittheilt, die uns bei dem jetzigen Stand der Naturwissenschaften ein Lächeln entlocken müssen. Sehr richtig ist, was E. Meyer über diese Mängel und überhaupt zur Beurtheilung der Leistungen Alberts bemerkt: „Stoßen wir auf allerlei sonderbare, jetzt fast kindisch erscheinende Theorien, so bitte ich, die vielen gelungenen Partien dagegen auf die Wagschale zu legen und vor Allem des Zeitalters nicht zu vergessen. Noch fehlten die beiden wichtigsten Mittel zur Erforschung der Pflanzennatur — wir könnten hinzusetzen: der Natur überhaupt — das Mikroskop und die Chemie; noch fehlte der Hauptschlüssel zur Ergründung aller Naturphänomene: die Kunst des Experimentirens. Zieht man ab, was die Botanik diesen drei mächtigen Werkzeugen verdankt, so wird wenig übrig bleiben, was Albert

[1] Ed. Jammy, l. c. l. 4. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 153. — Selbst als Bischof von Regensburg beobachtet er auf seinem Schlößchen Donaustauf (in villa mea super Danubium) die Fische (l. c. l. 7. tr. 1. c. 6. t. 6. p. 224). Carus (Geschichte der Zoologie. München 1872. S. 224) will aus dieser Villa Lauingen machen. — So benützt er auf seinen Reisen auch eine Gelegenheit, um Metallgruben zu untersuchen (l. c. De mineral. l. 3. tr. 1. c. 1. t. 2. p. 244).

[2] Ed. Jammy, De mineral. l. 2. tr. 2. c. 3. t. 2. p. 229 . . . „talem (carbunculum) ego vidi." L. c. c. 4. t. 2. p. 230: „Et hunc lapidem mihi ab uxore illius nobilis praesentatum cum capite serpentis ejusdem ego habui."

[3] Es war in Paris in den Jahren 1245—1248. „. . . quam (concham) ad me memoratus nobilis fecit causa dilectionis [adportari]. . . . Hanc autem concham ego multo tempore habui et multis ostendi et postea eam misi pro munere in Teutoniam cuidam" (De mineral. l. 2. tr. 3. c. 1. t. 2. p. 238 239).

nicht ebenso gut oder besser gesehen und gedeutet hat, wie die meisten seiner Nachfolger für lange Zeit." [1]

Gehen wir nun noch auf die einzelnen naturwissenschaftlichen Werke Alberts genauer ein. Dieselben füllen in der Lyoner Gesammtausgabe drei große Folianten [2].

Da seine Botanik, die Libri 7 de vegetabilibus et plantis, einen besonders eifrigen Bearbeiter gefunden hat, so wollen wir mit ihr beginnen. — Bekanntlich sind die beiden Bücher, welche Aristoteles „über die Pflanzen" geschrieben, sehr bald nach seinem Tode verloren gegangen. Doch besaß Albert ein gleichfalls aus zwei Büchern bestehendes Werk, welches im Mittelalter allgemein dem Stagiriten zugeschrieben wurde. In Wirklichkeit jedoch war es von Nikolaus von Damascus griechisch verfaßt [3], mit den ächten aristotelischen Werken in's Syrische, aus dem Syrischen in's Arabische und endlich aus dem Arabischen von Alfred von Sarchel (Anglicus) vor 1250 in's Lateinische übertragen worden [4]. Diese Arbeit befriedigte jedoch Albert sehr wenig; deßhalb setzte er an die Stelle der zwei kleinen Bücher des Nikolaus sieben ziemlich umfangreiche. — Zur allgemeinen Charakterisirung dieser botanischen Schrift Alberts bemerkt E. Meyer [5]: „Alle Schriftsteller, die von den Pflanzen handelten, von Theophrastos bis auf Albert, sie selbst ausgenommen, sind im Grunde gar keine Botaniker und dienen uns in der Geschichte der Botanik nur als Verbindungsglieder zur Ausfüllung der ungeheuren Lücke zwischen jenen. Sie allein in diesem ganzen Zeitraum machten das Pflanzenreich seiner selbst wegen zum Gegenstande ihrer Forschungen, nur sie schrieben wahrhaft wissenschaftliche Botanik. Der Erste, der nach Albert ein Werk der Art zu liefern wenigstens versuchte, ohne sich jedoch nur von ferne ihm gleichstellen zu können, war

[1] E. Meyer, Geschichte der Botanik. Königsberg 1857. Bd. IV. S. 39.

[2] Ed. Jammy. Bd. II enthält die größeren physikalischen Abhandlungen: ll. 4 de coelo et mundo, ll. 2 de generatione et corruptione, ll. 4 de meteoris, ll. 5 de mineralibus. — Bd. V umfaßt die kleineren physikalischen Arbeiten (parva naturalia). — Bd. VI gibt das Opus insigne de animalibus ll. 26.

[3] Vgl. Nicolai Damasceni De plantis ll. 2, Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad Cod. Mss. fidem recensuit E. Meyer. Lipsiae 1841.

[4] Vgl. F. Wüstenfeld, Die Übersetzungen arabischer Werke in's Lateinische seit dem 11. Jahrhundert. Göttingen, Dieterich, 1877. S. 85 ff.

[5] E. Meyer, Geschichte der Botanik. Königsberg 1857. Bd. IV. S. 78.

beinahe drei Jahrhunderte später Ruellius [1]; der Erste, dem der Versuch, ihm gleichzukommen, gelang, der noch 50 Jahre jüngere Cesalpini." [2] Ja einzelne Leistungen Alberts blieben noch länger unübertroffen. So fragt E. Meyer an einer andern Stelle: „Sollte wohl in den fünf Jahrhunderten nach Albert bis auf Linné etwas Besseres — wenn auch theilweise Unrichtiges dabei vorkommt — über den Pflanzenschlaf gesagt sein?" [3]

Das Werk zerfällt in drei Theile. Die ersten fünf Bücher enthalten die generelle, das sechste die specielle und das siebente die ökonomische Botanik. Das erste Buch untersucht zunächst das Leben der Pflanzen im Allgemeinen, weist dasselbe nach, bestimmt es näher, indem es ihm die Sinneswahrnehmung abspricht und über den Schlaf und die Geschlechtlichkeit der Pflanzen uns belehrt. Im zweiten Buch behandelt Albert die Stoffe, aus welchen sich die Pflanze aufbaut: ihre Nährstoffe und sodann die Ernährungsorgane. Hierauf erwähnt er die Haupteintheilung der Pflanzen in Bäume, Sträuche, Stauden, Kräuter, Pilze; bespricht die Stabilität und den Wechsel dieser Arten. Endlich zergliedert er noch die Pflanze in ihre Haupttheile, welche er einzeln beschreibt — die integrirenden wesentlichen Theile: den Nahrungssaft und seine Elemente; die organischen Glieder: Knoten, Wurzel, Saftwege, Mark, Rinde; die Similarglieder: das Holz und bei den krautartigen Gewächsen das Fleisch. In Betreff mancher dieser Theile macht er die zutreffendsten Bemerkungen. Den Schluß bildet die Untersuchung der zufälligen Eigenschaften: der Gestalt und Farbe, und der accidentellen Theile: der Blätter und Blüthen; worauf den Früchten und Samen das dritte Buch gewidmet ist. Das vierte behandelt die Beeinflussung der Pflanze durch ihren Standort, wo unter Anderem auch einige Parasiten trefflich beschrieben werden. Hieran schließt sich die Schilderung der Dornen und Stacheln, jener als Erzeugnisse des Holzes, dieser als Erzeugnisse der Rinde. Im fünften Buch finden wir allerlei Angaben über das Verhalten der Arten zu einander.

Beachtenswerth ist die Bemerkung, mit welcher E. Meyer, unser Gewährsmann, seine Übersicht über diesen Theil beschließt: „Das ist Alberts generelle Botanik, die erste ihrer Art. Was Albert vorfand, die zwei Bücher des Nikolaus, störte ihn mehr in seinem eigenen, streng systematischen Gange, als es ihn förderte, und nach ihm verstrichen Jahrhunderte, bevor ein zweites, dem seinigen nur entfernt vergleichbares Werk erschien. Und noch dazu: die

---

[1] Johann Ruellius, geb. in Soissons 1474, starb als Canonicus in Paris 1537. Vgl. über ihn E. Meyer a. a. O., Bd. IV. S. 249.

[2] Vgl. über ihn J. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860. München 1875. S. 45.

[3] E. Meyer a. a. O. S. 43. — Freilich J. Sachs a. a. O. S. 15 spricht von „den ebenso weitschweifigen als gedankenarmen Schriften des Albertus Magnus". Ein bequemes Mittel, um rasch an 165 Folioseiten vorbeizukommen!

Fehler seines Werkes verschuldet sein Jahrhundert, die Vorzüge desselben gehören ihm allein."[1]

Das sechste Buch enthält die specielle Botanik. Albert führt in alphabetischer Ordnung eine große Anzahl Pflanzen auf, indem er jedem Namen eine mehr oder minder eingehende Beschreibung der betreffenden Pflanze folgen läßt. „In vielen dieser Schilderungen tritt die Schärfe seiner Beobachtung überraschend hell an's Licht."[2] Wo seine eigene Anschauung nicht ausreicht, benützt er vorzüglich den Kanon des Avicenna, der überhaupt neben Nikolaus eine Hauptquelle seines Werkes ist. Leider erweist sich aber der arabische Philosoph als einen recht unzuverlässigen Gewährsmann in botanischen Fragen.

Die das siebente Buch füllende ökonomische Botanik behandelt die Beeinflussung der Pflanzen durch Cultur und Kunst. Diese Beeinflussung geschieht vorzüglich durch die Ernährung (das Düngen), die Bearbeitung des Bodens, das Säen und das Pfropfen. Jede dieser Arten der Cultivirung wird eingehend besprochen. Der Satz, den Albert an die Spitze seiner Erörterung stellt: „woraus die Pflanze besteht, das muß ihr durch den Ernährungsproceß von Außen zugeführt werden", wurde auch in neuerer Zeit mit besonderem Nachdrucke wieder geltend gemacht.

Diese wenigen Andeutungen dürften genügen, um zu zeigen, mit welchem Rechte E. Meyer — im Gegensatze zu J. Sachs — „von einem Reichthum an Gedanken und Beobachtungen"[3] spricht, welchen Alberts Werk enthalte. — Zum Schlusse heben wir noch einmal hervor, daß, wenn Albert, wie gesagt wurde, die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Botanik ist von Theophrast bis Cesalpini, dieß sein eigenstes Verdienst ist, zu dessen Erwerbung ihm Aristoteles außer der allgemeinen naturwissenschaftlichen Schulung keine besondere Vorarbeit bot.

In der Zoologie ist Albert durch eine Schrift vertreten, welche sein Werk über die Pflanzen an Umfang weit übertrifft. Dieselbe wird gebildet durch seine Libri 26 de animalibus und füllt einen Folioband von 684 Seiten. Hier standen ihm mehrere bedeutende Arbeiten des Stagiriten zur Verfügung. Avicenna hatte nämlich drei zoologische Werke des Aristoteles: die zehn Bücher der Thiergeschichte[4], die vier Bücher über die Theile und die fünf Bücher über die Zeugung der Thiere[5] in eine große Sammlung vereint. Diese 19 Bücher wurden

---

[1] E. Meyer a. a. O. S. 64.

[2] E. Meyer a. a. O. S. 66.

[3] E. Meyer a. a. O. S. 77.

[4] Περὶ τὰ Ζῷα ἱστορία. — Das zehnte Buch wird nun allgemein von den Kritikern als unecht bezeichnet.

[5] Περὶ Ζῴων μορίων. — Περὶ Ζῴων γενέσεως. — Vgl. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen. II. Thl., 2. Abth., 3. Aufl. Leipzig 1879. S. 92. 98.

zunächst aus dem Arabischen in's Hebräische übersetzt und sodann, sei es, wie Wüstenfeld will, aus dem Hebräischen, sei es, wie Jourdain behauptete, aus dem Arabischen durch Michael Scotus vor 1230 in Toledo in's Lateinische übertragen [1]. Nach seiner gewohnten Methode hat Albert diese aristotelische Zoologie fast vollständig in sein eigenes großes Werk verwoben. Diese ersten 19 aristotelischen Bücher enthalten eine ausführliche Anatomie und Physiologie. Was die Methode der Untersuchung betrifft, so geht der Verfasser von dem Menschen „als dem vollkommensten, organisch-sinnlichen Wesen aus, um dann den Bau der Thiere mit jenem des menschlichen Körpers zu vergleichen" [2]. Hierauf fügt Albert noch sieben weitere Bücher bei. In diesen behandelt er zunächst im 20. die allgemeinen Beziehungen des thierischen Körpers, gibt sodann im 21. nach den Vollkommenheitsgraden eine Art Eintheilung, worauf die Thiere einzeln, und zwar innerhalb der größeren Gruppen alphabetisch geordnet, beschrieben werden. So enthält das 22. Buch nach dem Menschen die vierfüßigen Thiere, das 23. die Vögel, das 24. die Wasserthiere, das 25. die Schlangen, das 26. die kleinen blutlosen Thiere [3].

Zur Beurtheilung dieser Zoologie Alberts hören wir Carus, dessen Besprechung unseres Werkes freilich bei Weitem nicht jene genaue Kenntniß desselben verräth, welche wir bei Meyer in Bezug auf Alberts Botanik wahrnehmen. Derselbe bezeichnet freilich zunächst das von Blainville, Pouchet und Sighart der Arbeit Alberts gespendete Lob — wie es auch schon Meyer Pouchet gegenüber gethan hatte — als enthusiastisch, sagt aber andererseits wieder: „Albert, welchem der Zuname des ‚Großen' bereitwillig zugestanden werden kann, ist jedenfalls die bedeutendste literarische Erscheinung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im 13. Jahrhundert." „Sein Hauptverdienst liegt aber wohl weniger in den ersten schüchternen Versuchen eigener Beobachtungen, sondern vielmehr darin, daß er den Aristoteles als Naturphilosoph und zoologischen Lehrmeister wieder hingestellt und darauf hingewiesen hat, wie man die Natur ansehen soll. Daß er dann selbst diesen Lehren nicht überall gefolgt ist, thut ihm im Ganzen wenig Abbruch." [4]

[1] F. Wüstenfeld, Übersetzungen arabischer Werke. S. 100 ff.

[2] Ed. Jammy, De animalibus l. 1. tr. 1. c. 1. t. 6. p. 2.

[3] Vgl. Buhle, De fontibus, unde Albertus M. ll. 26 animalium materiam hauserit, in den Comment. Societatis Regiae Goettingensis. t. 12. pp. 94. 1793. Berichtigungen hierzu gab Jourdain, Recherches, l. c. p. 358. — Bormans will in den Bulletins de l'Académie Royale Belge. Bruxelles 1852. t. 19. p. 132 bewiesen haben, daß Albert für die letzten fünf Bücher das bis jetzt unedirte Werk De naturis rerum seines Schülers Thomas von Cantimpre stark benutzt habe.

[4] V. Carus, Geschichte der Zoologie. München 1872. S. 224. 236.

Diese Beschuldigung kann sich wohl nur auf die Sonderbarkeiten beziehen, welche Albert nicht selten auf die Auctorität anderer Forscher, zuweilen als das Resultat seiner eigenen unvollkommenen Beobachtungen, mittheilt. Doch hierin können wir kein Aufgeben seiner Grundsätze finden, sondern nur eine durch die Zeitverhältnisse bedingte mangelhafte Anwendung derselben. Der Schatz der Beobachtungen war eben noch gering und die Hilfsmittel zu genaueren Untersuchungen fehlten noch gänzlich. Albert erweist sich in seiner Zoologie ebenso gut wie in seiner Botanik als fleißigen und selbständigen Beobachter. Überall, wohin ihn seine Reisen führen, hat er, wie oben bemerkt, ein offenes Auge für die Natur. Denn auch auf diesem Gebiete beschränkt sich das Verdienst Alberts nicht etwa auf die Repristination des aristotelischen Wissens — wodurch allein er sich schon eine hervorragende Stellung in diesem Fache gesichert haben würde —, nein, er führte auch das vom Stagiriten begonnene Werk mit eigener Kraft ein ansehnliches Stück weiter [1].

Nicht minder bedeutend sind, wie besonders Humboldt [2] und Peschel [3] nachgewiesen haben, die Leistungen Alberts in der Erdkunde. Hierher gehören zunächst seine Libri 4 Meteorum, eine Bearbeitung der gleichnamigen aristotelischen Schrift, und seine Abhandlung Liber 1 de natura locorum, ein geographisches Handbuch, dem eine uns unbekannte pseudoaristotelische Arbeit zu Grunde liegt. Auch hier genügt es eben wieder, daß einige vorurtheilslose Forscher die einschlägigen Werke des 13. und 14. Jahrhunderts zur Hand nahmen, um sie das Unrecht erkennen zu lassen, welches bislang die Unkenntniß der bezüglichen Literatur an dem Rufe der Blüthezeit der ältern Scholastik begangen hat. Von den Forschern dieser Periode sprechend, sagt Peschel: „Es ergießt sich im 13. Jahrhundert aus jenen neu erschlossenen Belehrungsquellen (den aristotelischen Schriften) ein helles Licht über die Schriften der sogen. Scholastiker. Unter ihnen haben vorzüglich drei Geistliche unsere Wissenschaft (die Erdkunde) kräftig gefördert: Albert der Große, ein Deutscher, Roger Bacon, ein Brite, und Vincenz von Beauvais, ein Franzose. Nur leichtfertige Beurtheiler konnten die Verdienste der Scholastiker herabsetzen; wer dagegen in der bangen Zeit vor ihnen die beinahe gänzliche Verfinsterung des hellenischen Wissens inne geworden ist,

[1] Eine Menge solcher Beobachtungen finden sich in der die letzten sechs Bücher umfassenden speciellen Zoologie. — Vgl. auch Archiv der Naturgeschichte, Jahrg. 24. Bd. I. v. Martens, Über die von Albertus M. erwähnten Landthiere. — Jahrg. 33, Bd. I. Zusätze von K. Jessen.

[2] A. de Humboldt, Examen critique de la Géographie.

[3] O. Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. von Ruge. München 1878. S. 198—247.

der begrüßt mit einem Gefühle der Erlösung in ihren Schriften die wieder gefundene Sprache des Hipparch. Hätten jene mittelalterlichen Lehrer nichts anderes geleistet, als das alte hellenische und das neue arabische Wissen zu verbreiten, sie müßten uns schon ehrwürdig erscheinen als die Urheber aller späteren Fortschritte; doch werden wir zeigen, daß auch ihre selbständigen Leistungen uns das beglückende Schauspiel einer beschleunigten Entwicklung gewähren." [1]

Dieses sein Urtheil begründet sodann der Verfasser durch eine Menge interessanter Bemerkungen, welche er den Werken jener Gelehrten entnimmt. Beschränken wir uns auf einige Albert angehörige. Jene Behauptung Roger Bacons von dem geringen Abstande zwischen der spanischen Küste und dem äußersten Osten Asiens, welche auf Columbus einen so bestimmenden Einfluß ausübte, ist Albert entnommen. Er hat zuerst diese Anschauung ausgesprochen, welche zur Entdeckung Amerika's führte [2]. Schon er berichtet, daß abwechselnd Theile der Ländermassen unter Wasser versinken und andere wieder aufsteigen, was die neuere Geologie bestätigt [3]. „Daß die größere oder geringere Erwärmung der Erdräume von den größeren oder geringeren Einfallswinkeln der Sonnenstrahlen abhänge oder mit den wachsenden geographischen Breiten abnehme, daß man also auf der nördlichen Erdkugel die wärmeren Länder im Süden zu vermuthen habe, wird am klarsten von Albert dem Gr. entwickelt. Auch widerlegt er sehr glücklich den alten Irrthum, daß zwischen den Wendekreisen ein versengter Erdgürtel liegen soll." [4] — „Unser Staunen steigert sich aber noch, wenn Albert uns über den Einfluß belehrt, welchen die Achsenrichtung der Gebirge auf die örtlichen Klimate in Europa auszuüben vermag." [5] Er wagt, die nördliche Verbreitungsgrenze des Weizens am 50. Breitegrad zu suchen [6].

Wir erkennen aus dem Gesagten, welche Höhe die Kosmographie, sowie die eigentliche Erdkunde durch Albert wieder erreichte. Wie überall, so sehen wir ihn auch hier nicht nur das vorliegende Material mit größtem Fleiße zusammentragen, sondern überdieß dasselbe kritisch sichten und selbständig ergänzen. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir in ähnlicher Weise Albert auch auf die übrigen Gebiete der Naturwissenschaft folgen. Wir hätten dann noch seine Bedeutung als M i n e r a l o g aus seinem Liber de mineralibus, als

---

[1] O. Peschel a. a. O., 1. Abth., S. 198.

[2] Ed. Jammy, De coelo et mundo l. 2. tr. 4. c. 11. t. 2. p. 146. — Peschel a. a. O. S. 202. 247.

[3] Ed. Jammy, Meteor. l. 2. tr. 3. c. 2. t. 2. p. 55. — Peschel a. a. O. S. 221.

[4] Ed. Jammy, Meteor. l. 3. tr. 1. c. 29. t. 2. p. 80. — Peschel a. a. O. S. 224. Ferner De natura locorum tr. 1. c. 6. t. 5. p. 270. — Peschel a. a. O.

[5] Ed. Jammy, De natura locorum tr. 1. c. 13. t. 5. p. 278.

[6] Ed. Jammy, De natura locorum tr. 2. c. 1. t. 5. p. 279.

Astronom aus den Libri 4 de meteoris und dem Speculum astronomicum nachzuweisen, könnten vielleicht auch noch mit H. Kopp[1] auf seine chemischen Kenntnisse aufmerksam machen.

Unsere freilich unvollständige Darstellung der naturwissenschaftlichen Verdienste Alberts glauben wir mit den Worten schließen zu können, mit welchen Peschel sein Kapitel über die Erdkunde der Scholastiker endet, indem wir dabei das im Allgemeinen über diese Forscher Gesagte besonders auf Albert anwenden. „Diese Überschau ihrer Leistungen wird wohl hinreichen, die Scholastiker von dem Vorwurfe eines knechtischen Auctoritätsglaubens zu retten. Es wurde damals mit gleichem Scharfsinne beobachtet und verglichen wie jetzt, nur war die Summe der Erkenntnisse sehr gering, das Geringe in schwer erreichbaren Handschriften zerstreut und endlich die Mittel, den Irrthum von der Wahrheit durch sinnliche Beweise zu trennen, nicht in der Übung oder noch öfter gar nicht ausführbar. Jedenfalls waren es Jahrhunderte, die auf Hohes vorbereiteten. Der Zeit nach aber steht an der Spitze dieser geistigen Bewegung Albert von Vollstädt, Bischof von Regensburg, dem seine dankbaren Nachkommen den Beinamen des Großen gegeben haben."[2]

Bekannt ist der Ausspruch Johanns von Beka (c. 1346): Albertus magnus in magia, major in philosophia, maximus in theologia[3]. Derselbe beweist, daß auch jene Zeit an Albert besonders die Universalität seines Wissens anstaunte. Doch die hier ausgedrückte Steigerung ist nicht zutreffend. So hervorragend auch Alberts Leistungen in der Theologie waren, so war doch sein Auftreten auf diesem Gebiete nicht so epochemachend wie auf dem der philosophischen Forschung. Freilich haben wir es in Alberts dogmatischen Werken nicht mehr mit einer bloßen Sammlung von Väterstellen und einem schüchternen Versuch eines Ausgleichs derselben zu thun, nein, er erhebt sich bereits hoch über den

---

[1] H. Kopp, Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843—1847. 4 Bde. — „In Deutschland," so urtheilt dieser Auctor, „ist Albert von Vollstädt der erste für die Chemie bedeutende Gelehrte, den dieses Land aufzuweisen hat" (Bd. I. S. 60). Sein Urtheil begründet der Verfasser durch eine Menge interessanter Notizen, welche er dem Libellus de Alchymia und einer Schrift De rebus metallicis et mineralibus libri 5 entnimmt. Doch müßte vor Allem die Auctorschaft Alberts in Bezug auf diese beiden Abhandlungen nachgewiesen werden. Erstere Schrift wird Albert von Vallerletanus (c. 1413) und Pignon (c. 1434) zugeschrieben.

[2] Peschel a. a. O. S. 228.

[3] Jo. de Beka, Chronicon Episcoporum Ultrajectens. et Comitum Hollandiae. Frankerae 1612.

Lombarden und seine nächsten Nachfolger. Aber zum wenigsten ist Albert nicht der einzige Auctor, in dessen Schriften sich um jene Zeit dieser Aufschwung zeigt. Schon vor ihm hatte der berühmte Franciscaner Alexander von Hales diese Höhe erreicht. Die Frage, in welchem Maße Albert die Summe Alexanders für seinen vier Foliobände füllenden Commentar zum Lombarden und seine unvollendete Summe verwerthete, ist noch nicht hinlänglich untersucht. Jene Erklärung der Sentenzen war wohl aus den Vorlesungen erwachsen, welche er zwischen c. 1230 und 1245 in den verschiedenen deutschen Ordensconventen hielt. Erst während seines Pariser Aufenthaltes (1245—48) konnte Albert von der Arbeit Alexanders Einsicht erhalten, da dieser sein Werk 1245 bei seinem Tode unvollendet hinterließ. Es mußte also Albert schon den größten Theil seines theologischen Materials unabhängig von dem großen Franciscaner zusammengetragen haben, und er konnte die Summe desselben nur bei einer späteren Redaction seines Commentares sich zu Nutzen machen. Größeren Einfluß könnte Alexander auf die Summa theologiae ausgeübt haben, welche Albert erst in späterer Zeit begann und nur zur Hälfte vollendete [1]. Die Leistungen dieser beiden ersten Repräsentanten der Blüthezeit der scholastischen Theologie fügen sich übrigens organisch zusammen, um ihrem noch größeren Nachfolger: dem Aquinaten, die Erreichung des Höhepunktes der Entwickelung zu ermöglichen. Thomas nahm das Gute Beider in sich auf, läuterte und verstärkte es durch seine eigene Geisteskraft. Leider sind die nöthigen Untersuchungen noch nicht angestellt, welche uns den Antheil Alexanders und des seligen Albert an der Summe des englischen Lehrers näher bestimmen ließen.

Sind auch die dogmatischen Leistungen des Seligen nicht so epochemachend wie seine philosophischen Schriften, nicht so weithin die Jahrhunderte überragend wie seine naturhistorischen Abhandlungen, so gehören sie doch der classischen Periode dieser Wissenschaft an und übten auf den Entwicklungsgang derselben einen nur zu häufig unterschätzten Einfluß aus.

Ein anderer Theil des theologischen Wissens Alberts ist in seinen exegetischen Schriften niedergelegt. Dieselben nehmen in der

---

[1] Außer dieser Summa theologiae (ed. Jammy, tom. 17. 18) haben wir von Albert auch eine Summa de creaturis (ed. Jammy, tom. 19), die, mehr philosophisch als theologisch gehalten, in etwa der Summa c. gent. des Aquinaten entspricht.

Lyoner Ausgabe fünf Foliobände (tom. 7—12) ein. — Bekanntlich darf man nicht in allen Schriftcommentaren jener Zeit eigentliche Exegese suchen. Viele dieser Erklärungen zielen viel mehr auf Erbauung der Leser ab durch ihren ascetischen, homiletischen und mystischen Inhalt, der dann nur lose mit dem heiligen Texte verknüpft ist. Dieser Art sind auch Alberts Commentare zu den Psalmen, während seine Erklärungen der kleinen Propheten und der Evangelien mehr exegetisch gehalten sind. — Freilich auch in diesen letzteren Arbeiten zeigen sich die Mängel, wie sie jener frühen noch unvollkommenen Periode biblischer Exegese eigen sind. Diese Wissenschaft hatte eben mit der speculativen Theologie nicht gleichen Schritt gehalten und konnte ihre Blüthezeit erst erreichen, als ihr in der Geschichte, Archäologie und Sprachwissenschaft die unerläßlichen Hilfsfächer zur Seite standen. Immerhin gehören Alberts Arbeiten zu den besten jener Zeit, und sie bahnten den Fortschritt an, welchen wir zumal in den Commentaren des hl. Thomas zu den paulinischen Briefen wahrnehmen. Derselbe ist so bedeutend, daß er selbst Beurtheilern wie Tholuck manche anerkennende Bemerkung entlockte.

Zunächst müssen wir bei Albert wie auch beim Aquinaten jene umfassende Vertrautheit mit dem heiligen Texte bewundern, welche sie befähigt, zur Erklärung der einzelnen Worte und Gedanken eine Fülle häufig recht passender Parallelstellen anzuführen. Da ihnen die von Hugo von St. Caro um jene Zeit verfertigte Concordanz nach der allgemeinen Annahme nicht zu Gebote stand, so war diese Erklärungsmethode nur ausführbar, wenn sie den Wortlaut der heiligen Bücher so ziemlich vollständig ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatten. — Ein Fortschritt zeigt sich in den exegetischen Arbeiten Alberts auch darin, daß bei ihm der Literalsinn allmählich über die allegorischen Deutungen den Sieg davonträgt. Denn wie noch jüngst mit Bezug auf seinen Commentar zu Joël bemerkt wurde, „bildet praktisch bei ihm der sensus literalis das erste und hauptsächlichste Object der Auslegung, neben dessen Erklärung die Tropologie nicht als gleichberechtigtes und regelmäßig durchgeführtes Element auftritt, obwohl tropologische Deutungen nicht vermieden werden. Es macht sich entschieden ein Zug zur Einheit des Sinnes fühlbar, sofern die litera immer zuerst gedeutet wird“ [1]. — Anerkennenswerth ist endlich auch die Genauigkeit, mit welcher Albert durch eingehende dialektische Unterscheidungen den Text in zahlreiche

[1] A. Merx, Die Prophetie des Joel und ihre Ausleger. Halle 1879. S. 378.

Abtheilungen und Unterabtheilungen zerlegt, wodurch oft eine Fülle inhaltsreicher Beziehungen aufgedeckt, die Gedankenverknüpfung nachgewiesen und die vollständige Durchdringung des Stoffes angeregt wird. So dürfen wir also die Commentare des Seligen zu dem Besten rechnen, was jene Zeit auf diesem Gebiete lieferte; können ihm neben dem Aquinaten den ersten Platz anweisen.

Wir unterlassen es im Interesse der Kürze, Albert als Homileten, Prediger und ascetischen Schriftsteller zu schildern, obwohl uns drei Foliobände (tom. 12. 20. 21) hierfür reichhaltiges Material liefern würden.

Denn noch erübrigt uns, Alberts Thätigkeit auf einem Gebiete zu schildern, das außerhalb des Bereiches der reinen Wissenschaft liegt, wenn es auch immer, wie ja fast alle Sphären des menschlichen Lebens, von derselben beeinflußt und in Mitleidenschaft erhalten wird. Es eröffnet sich hier wieder eine ganz neue Seite seiner so außerordentlichen Begabung. In derselben fand sich in seltener Harmonie vereint neben der Geistesschärfe und Gedankentiefe, wie sie philosophische und theologische Speculation forderte, neben jener umfassenden Gedächtnißkraft und dem unermüdlichen Forschungstrieb, welche die Vorbedingungen des naturhistorischen Wissens sind, auch noch der klare praktische Blick, jene Empfänglichkeit für geläuterte Erfahrung und Menschenkenntniß, jene vorurtheilsfreie Ruhe und energische Charakterfestigkeit, welche zur höchsten der Künste: der Regierungskunst, befähigen. — Wie groß der Ruf dieser Befähigung Alberts war, dafür liefert uns seine Lebensgeschichte die glänzendsten Zeugnisse. Sein Orden suchte sie für sich zu verwerthen, indem er ihm die Verwaltung der weitausgedehnten deutschen Ordensprovinz übertrug; sie lenkte die Wahl Alexander' IV. auf ihn, als es sich um die Wiederbesetzung der in traurigem Verfall befindlichen Regensburger Diöcese handelte; sie endlich berief ihn zu jener außerordentlichen und so ehrenvollen Rolle, welche er mehrere Jahrzehnte in seiner zweiten Heimath: dem mächtigen, heiligen Köln, spielte.

Dank den Forschungen Ennens und Cardauns'[1] ist die Geschichte

---

[1] Letzterer veröffentlichte kürzlich zwei ausgezeichnete Monographien über Konrad von Hochstaden, nämlich dessen Biographie in der Festschrift, welche die Görres-Gesellschaft Sr. Erzbischöflichen Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Köln, Dr. Paulus Melchers, zur Vollendung seiner Kathedrale gewidmet hat, und dessen „Regesten" in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. Diese

von Alberts Wirken in Köln besonders geeignet, die Größe seiner staatsmännischen Begabung in's rechte Licht zu setzen. Die Thätigkeit, welche er hier entfaltete, kommt freilich nicht jener seiner erzbischöflichen Oberhirten gleich, von welchen viele mächtig walteten über die deutschen Gaue und das Welschland; aber wenn wir einerseits Alberts Wirken auf dem Lehrstuhl und in seiner Studirstube, sowie die Unscheinbarkeit seiner gesellschaftlichen Stellung, andererseits aber die Rolle betrachten, zu welcher ihn nichts als der Ruf seiner Begabung und sein persönliches Verdienst berief, so werden wir ihn auch als Staatsmann hoch stellen müssen.

Es war zu Anfang des Jahres 1252, daß Albert zum ersten Mal in die politischen Geschicke Kölns eingriff. Damals brachen nämlich daselbst jene heftigen Kämpfe aus, in welchen sich im 13. und 14. Jahrhundert das Bürgerthum der aufblühenden deutschen Städte politische Selbständigkeit erstritt. Eine heftige Fehde entspann sich zwischen Köln und seinem Landesherrn, dem Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238 bis 1261). Letzterer belagerte die Stadt, ohne sie jedoch einnehmen zu können; und beide Theile erkannten, wie sehr ihre Interessen einen gütlichen Vergleich erheischten. „Man einigte sich [also] dahin, daß die vorläufige schiedsrichterliche Begrenzung der gegenseitigen Rechte und Ansprüche einem Manne übertragen wurde, dessen Weisheit, Rechtskenntniß und Gerechtigkeitsliebe einen beide Parteien befriedigenden Schiedsspruch erwarten ließ. Es war dieß der Lesemeister des Kölner Dominicanerconventes, Bruder Albertus." [1] — Albert war im Herbste 1248 von Paris in seine geliebte Klosterzelle nach Köln zurückgekehrt und widmete wohl einen guten Theil seiner Muße der Ausarbeitung seines großen Werkes zu den aristotelischen Schriften [2]. Der Auftrag, der ihm nun wurde, zeigt deutlich das Ansehen, welches er sich bei Fürst und Volk durch seine Lehrthätigkeit, wohl auch durch die Ausübung des Predigtamtes erworben hatte.

Es wurde festgesetzt, Albert sollte, nachdem er die vorläufigen Punk-

---

Arbeiten berichten zugleich über die Kölner Wirren und die Bemühungen des seligen Albert zu deren Beilegung.

[1] Ennen, Geschichte der Stadt Köln. Bd. II. S. 108.

[2] Einige Ausdrücke Ennens (Bd. II. S. 113) müssen fast die irrige Annahme veranlassen, als sei das Provincialat und der römische Aufenthalt Alberts dieser Vermittlung vorhergegangen, während doch jenes erst 1254 begann, dieser in die Jahre 1255/56 fällt.

tationen entworfen habe, zur Formulirung des definitiven Spruches den Cardinallegaten Hugo von St. Sabina und in dessen Verhinderung den Abt von Heisterbach als Mitschiedsrichter beiziehen. Am 23. März 1252 wurde weiter bestimmt, das Urtheil, dessen Annahme beide Parteien eidlich versprachen, solle binnen drei Wochen und einem Tage verkündigt werden. — „Albert täuschte das Vertrauen nicht, welches der mächtige Kirchenfürst und die stolze Bürgerschaft in seine Kenntnisse, seine Weisheit und seine Rechtlichkeit gesetzt hatten. Gestützt auf altes Herkommen und frühere Verträge, entwarf er die Punktationen, wie solche dem definitiven Vergleich zu Grunde gelegt werden sollten. Der Cardinal-Legat acceptirte Alberts gewissenhaften und richtigen Schiedsspruch, und im April wurde derselbe in bindende Form gebracht und vom Bruder Albert, dem Cardinal Hugo, dem Erzbischof, der Stadt und den hervorragendsten geistlichen Corporationen untersiegelt." [1]

Leider dauerte der Friede nicht lange. Die Fehde brach alsbald wieder aus, aber ebenso bald kam man am 20. März 1258 wiederum überein, das Schiedsgericht des Lesemeisters Albert aus dem Dominicanerorden anzurufen, welcher seit 1254 der deutschen Ordensprovinz vorstand. Obwohl neben ihm noch vier der angesehensten Geistlichen als Schiedsrichter bestellt wurden, so fiel doch ihm wiederum die Hauptarbeit zu. Am 28. Juni 1258 ward der Spruch verkündet. Das mit der größten Sorgfalt von Albert verfaßte Instrument war sehr umfangreich. „Durch dieses Actenstück weht," wie Ennen mit wahrer Begeisterung hervorhebt, „der tiefrechtliche, versöhnliche, conservative und systematisch geschulte Geist des großen Albertus. Zuerst sind hierin die Beschwerden und Forderungen des Erzbischofs aufgeführt, dann werden die Klagepunkte der Stadt hingestellt und zuletzt folgen die schiedsrichterlichen Entscheidungen, die bei jedem einzelnen Punkte mit genauer Prüfung des Sachverhältnisses, mit sorgfältiger Untersuchung der rechtlichen Grundlagen und mit gewissenhafter Abwehr jeder Parteilichkeit das Rechtsgebiet jeder Partei möglichst klar und genau abgrenzen." [2]

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dieß Urtheil Ennens, mit dem dasjenige Cardauns' vollkommen übereinstimmt, durch genaueres

---

[1] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 114.

[2] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 136. Auf der folgenden Seite spricht der Auctor freilich von einer nicht zu verkennenden Voreingenommenheit der Schiedsrichter zu Gunsten des Erzbischofs.

Eingehen auf das interessante Actenstück begründen. Hatte dasselbe auch nicht die Kraft, fernere Zwistigkeiten zu verhüten, so war es doch durch die genauere Fixirung und feierliche Bekräftigung der städtischen Freiheiten, zumal der Handelsprivilegien und des Stapelrechtes, für die weitere Entwicklung der großen Rheinstadt von bleibender Bedeutung.

In wie hohem Grade Albert die anscheinend unmögliche Leistung gelang, durch seine schiedsrichterliche Thätigkeit eine allgemeine Befriedigung zu erzielen und das Vertrauen Aller sich zu bewahren, zeigt der Eifer, mit welchem die streitenden Parteien immer wieder ihre Klagen seinem Urtheil unterbreiteten. So vermittelte Albert am 22. März 1259 mit dem Dombechanten Goswin einen Vertrag zwischen den Städten Köln und Utrecht[1]. Ja noch am 1. März 1260 — also wenige Tage vor seinem Abgange nach seinem Bischofssitze Regensburg — brachte er die seit dem Streite von 1258 anhängige Deutzer Angelegenheit durch einen Spruch zum Abschluß[2]. Auch nach seiner Abdankung fand Albert noch häufig Gelegenheit, seine staatsmännische Begabung zur Beruhigung der nun bald durch das Auftreten einer dritten Partei nicht selten in wildem Kampfe entzweiten Stadt zu verwerthen. Um jene Zeit begannen die Zünfte den „Geschlechtern" ihre bisherige Alleinherrschaft streitig zu machen. So finden wir Albert 1265 unter den Schiedsrichtern, welche zwischen dem gewaltthätigen Erzbischof Engelbert und der Stadt eine Versöhnung zu Stande bringen sollten. — Ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich um das Wohl des Erzstiftes, als es ihm 1271 gelang, dem starren Sinne Engelberts die zu seiner Befreiung nöthigen Zugeständnisse zu entlocken. Dieser kriegerische Prälat wurde schon seit dem Sommer 1267 auf der festen Burg Niedeggen vom Grafen von Jülich, in dessen Land er sengend und brennend eingebrochen war, gefangen gehalten. Als alle Mittel, welche einen Ausgleich hoffen ließen, erschöpft waren, nahm man wieder seine Zuflucht zu Alberts erprobter Weisheit und Geschäftskenntniß. Und wirklich gelang es ihm, die Forderungen des Grafen und der Stadt mit den Interessen des Erzbischofs so weit auszugleichen, daß der bisher unerbittliche Kirchenfürst sich zu der nöthigen Nachgiebigkeit verstand und hiedurch seine Befreiung ermöglichte[3].

[1] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 140.
[2] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 134.
[3] Ennen a. a. O., Bd. II. S. 205 ff.; vgl. S. 188.

Nach dem Gesagten werden wir uns nicht wundern, wenn der Geschichtschreiber Kölns von dieser staatsmännischen Thätigkeit Alberts: „von der Zeit, in welcher er dem Kölner Stapelrecht gesetzliche Geltung sicherte“ [1], die eigentliche Glanzperiode des Kölner Handels datirt. Wohl aber muß es uns befremden, daß der Magistrat der großen, reichen Rheinstadt, welche Albert als seine zweite Heimath geliebt, durch den Glanz seines Wissens verherrlicht, in ihrer freiheitlichen Entwicklung und ihren mercantilen Interessen so mächtig gefördert, sich in der Feier des sechsten Centenariums von dem Stadtrathe eines kleinen schwäbischen Landstädtchens den Rang ablaufen ließ; daß Alberts Standbild als Dankeszeichen den bescheidenen Markt Lauingens zieren soll, das ihm so wenig verdankt, während Albertus de Colonia in Köln, das ihm so viel schuldet, nicht jene Anerkennung findet, welche heutzutage mit solcher Bereitwilligkeit an viel unbedeutendere Verdienste verschwendet wird. Was von privater Seite geschehen konnte, geschah und geschieht. Der städtische Archivar und Geschichtschreiber Dr. Ennen hat Alberts Wirken einige schöne Blätter gewidmet. Ein Privat-Comité wird zur würdigen Feier des 15. Novembers thun, was in seinen Kräften liegt. Dürfen wir hoffen, daß auch noch die Stadt in ihrer öffentlichen Vertretung ihrer Dankespflicht gerecht werde?

Wir glauben in dem Vorstehenden den eigentlichsten Kern von Alberts Größe, seine wunderbare Allseitigkeit, etwas in's Licht gesetzt zu haben. Ein genaueres Eingehen auf dieselbe war zur Schilderung von Alberts Wesen und Verdienst unerläßlich; es ist aber auch in rein theoretischer Beziehung höchst lehrreich. — Albert ist eine lebendige Widerlegung einer Reihe von Anschuldigungen, welche gegen die kirchliche Wissenschaft des Mittelalters erhoben zu werden pflegen, eine verkörperte Apologie der Scholastik. Der weitgehende Gebrauch, den Albert von der griechischen und arabischen Philosophie machte, widerlegt die Anklage eines blinden Auctoritätsglaubens, der Licht- und Wissensscheue. Das ausgedehnte naturhistorische Wissen, welches sich in seinem systematischen Geiste harmonisch mit einer tiefen Kenntniß der speculativen Philosophie vereinigte, beweist, was die Encyklika vom 4. August 1879 so scharf hervorhob, daß die Grundsätze der von Albert vertretenen Scholastik der Methode und den Principien der exacten Wissenschaften nicht widerstreiten. Die organische Vereinigung, in welche Albert diese beiden

[1] Ennen a. a. O., Bd. I. S. VI.

Hauptzweige des natürlichen Wissens mit den Glaubenswahrheiten und ihrer dogmatischen Entwicklung brachte, widerlegt die Fabel vom unversöhnlichen Zwiespalt des Glaubens und Wissens. Die staatsmännische Thätigkeit, welche er neben seiner wissenschaftlichen entfaltete, zeigt, wie wenig sein Geist durch die scholastische Schulung an Tüchtigkeit für das praktische Leben verloren hatte. — Und doch nach Allem diesem haben wir noch wohl die bedeutsamste Seite Alberts nicht berührt. Mit Recht bezeichneten die Bischöfe Deutschlands in der Bittschrift, in welcher sie zur Zeit des vaticanischen Concils um die Wiederaufnahme des Canonisationsprocesses und die Erhebung Alberts zum Kirchenlehrer baten, unsern Seligen als das Vorbild der kirchlichen Gelehrtenwelt. War er doch ein Mann, der es verstand, bei all dem blendenden Glanze hoher Gelehrsamkeit, beim Ruhme außerordentlicher staatsmännischer Leistungen die demüthig fromme Gesinnung ächter Heiligkeit zu bewahren. Er wurde daher von der Mit- und Nachwelt nicht nur als Gelehrter bewundert, als Staatsmann und Kirchenfürst gepriesen, sondern auch als Heiliger verehrt.

Franz Ehrle S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

IV. Neuere Gebirgstheorien.

Einige Ansichten aus der neueren Zeit, welche die Entstehung der Gebirge betreffen, habe ich hier nachzutragen, weil sie als Vorstufen zu einer richtigen Theorie der Tiefenkräfte gelten können [1].

Der berühmte französische Geolog Elie de Beaumont, ganz in der Zeit blühender Dampftheorien lebend, schrieb sehr Vieles, auch manch Phantastisches, über Gebirge, die er nach damaligem Brauch unter einem Ruck bis zur vollen Höhe emporschnellen ließ. Gegen Ende (1852) kam er zu der Meinung, daß die teppichartig gefalteten Gebirgsketten, wie etwa der Jura und die Alpen, an jenen Stellen der Erdrinde liegen, wo deren Breitenausdehnung durch eine von der Seite her bewirkte Zermalmung (écrasement transversal) verringert worden sei. Die

[1] Vgl. E. Sueß, Die Entstehung der Alpen. I. Abschnitt. — Naumann, Lehrbuch der Geognosie. I. 367 ff.

gewöhnlich zu beiden Seiten des Gebirges liegenden Ebenen vergleicht er mit den Backen eines Schraubstockes, welcher einen eingespannten spröden Körper zerpreßt. Diese Ansicht stellte sich der vulkanischen Theorie gegenüber, wonach in der Längenachse des Gebirges ein flüssiger Granitteil emporquellen und die nebenan liegenden horizontalen Schichten beiderseits faltig nach außen drängen mußte. Auch wiederholte Elie de Beaumont die Überzeugung, daß die gebirgaufrichtende Kraft, die Fähigkeit der Erde, sich zu runzeln, durch seitliche Schubkraft sich wie ein Teppich in Falten zu legen, keineswegs erloschen sei, sondern bloß schlummere; die gesammte Erdrinde offenbare einen gewissen Grad von Beweglichkeit.

Wir haben es hier freilich nur wieder mit vereinzelten Bemerkungen zu thun, jedoch mit dem Resultat vielseitiger und langer Erfahrung. Da indessen viele andere, gleich ausgezeichnete Forscher beim Durchsuchen der Gebirge nicht auf die nämliche Idee kamen, sondern beim Alten festhielten, so vermochte die Ansicht von Elie de Beaumont keine wissenschaftliche Revolution hervorzubringen.

Schon vorher (1840 und 1850) hatte Konstantin Prevost eine sehr fruchtbare Idee geltend zu machen gesucht. Die Erhebungen von Gebirg und Continent sah er nicht als wirkliche Erhebungen, sondern als Folge benachbarter Senkungen an. Der Erdball werde durch Ausstrahlung von Wärme kleiner, schrumpfe zusammen, innen bei Weitem mehr als außen. Darum sinke an zahlreichen Stellen die starre Rinde dem kleiner werdenden Kern nach, um Meeresboden und Flachland zu bilden, indeß die Gebirge weniger gesunkene Linien darstellen. Aber es folge auch, daß die zu weit gedehnte Kruste auf dem schwindenden Kern nie völlig Platz gewinnen könne; sie müsse also seitlich sich bedrängen, zertrümmern, Gebirge durch Faltung emporstauen.

Viele Geologen schlossen sich dieser Meinung an. Um so wunderbarer ist die Erscheinung, daß Niemand daran dachte, aus der Prevost'schen Hypothese irgend welche Folgerungen zu ziehen, sie nöthigenfalls zu corrigiren, tiefer zu begründen, sie auf längst bekannte Thatsachen anzuwenden. Namentlich blieb die Hauptsache, der sich ergebende Seitendruck, wenig beachtet. Stillschweigend setzte man voraus, daß die Erdrinde stückweise sinke, die Klemmungen locale und wenig erhebliche seien.

Noch früher hatten Babbage (1833 und 1838) und John Herschel (1836 und 1838) die Aufmerksamkeit der Geologen auf eine

andere Eigenheit der Gebirge gelenkt. Diese zeigen sich nicht nur gefaltet und auf den erhabensten Theilen der Continente, sondern bergen auch ungeheure Mengen von alten Meeresniederschlägen. Ja die Natur der letzteren beweist, daß an der Stelle der späteren Gebirge öfters zuerst eine flache See, dann ein tiefer Ocean und später wieder ein seichtes Meer bestanden hat. Eine besondere Hypothese ward nothwendig. Flaches Land senkte sich muldenförmig tiefer und tiefer unter den Spiegel des Oceans, meist am Rande eines alten Continents, wodurch in der entstehenden breiten Rinne eine Unmasse von Sedimenten sich anzusammeln vermochte. Dabei gerieth die untere Seite des betreffenden Krustentheiles in so große und heiße Tiefen des Erdkerns, daß sie erweichte, abschmolz, bedeutende Schwächung erlitt. Was war natürlicher als die nun folgende Katastrophe! Die Rinne brach plötzlich der Länge nach entzwei, krystallinisches Gestein quoll aus dem Erdinnern hervor, um eine Gebirgsachse darzustellen, und preßte alle frisch gebildeten Sedimente von der Spalte weg nach außen. Diese Ansicht gibt einen wichtigen Vorgang bei der Gebirgsentstehung als Thatsache, das Einsinken von Mulden am Rande der Continente; sie liefert jedoch keine inneren Gründe, welche das Ereigniß begreiflich machen. Die Kraft, welche flaches Land muldenförmig niederdrückt, bleibt unbekannt; sie scheint ganz anderer Natur zu sein, als das einfache Sinken in der vorigen Hypothese.

Dana in Nordamerika leitet uns in das Gebiet der neuesten Forschungen hinüber. Seit vielen Jahren hat er eine allgemeinere Auffassung der Tiefenkräfte geltend zu machen gesucht und stets vervollkommnet. Zuletzt (1875) stellte er seine Beobachtungsresultate etwa in folgender Weise zusammen. Der Erdball weist die Spuren einer durch Wärmeverlust bewirkten Zusammenziehung in allen Weltgegenden auf, einer Contraction, die an der Oberfläche und wenig darunter in ihr Gegentheil, in seitliche Compression umschlägt. Dieser obere horizontale Druck schafft Gebirgsketten, zumeist an den Rändern der Continente; er scheint in einem gewissen Verhältnisse zur Größe der benachbarten Oceane zu stehen. Die oceanischen Erdrindenschollen seien folglich aus höherer Lage herabgesunken und Ursache heftiger Klemmung für die Festlandsränder. Ihre Pressung arbeitet horizontal mit geringer Neigung nach aufwärts. Es scheine ferner, als ob die Wirkungen des Horizontaldruckes durch eine besondere Spaltbarkeit des Planeten oder durch regelmäßig einander folgende Linien geringsten Wider-

standes begünstigt würden. Eine immer tiefer sich senkende Mulde neben dem Ufer des Continents sei die erste Bedingung zur Gebirgsentstehung. Da lagere sich reichliches Sediment ab. Auf der unteren Seite erfahre die Mulde eine kräftige Erweichung durch den glühenden Erdkern, so daß sie endlich dem Seitendruck nachgebe. Die Trümmer werden gegen die Bruchlinie vorwärts geschoben, oben in Falten gelegt, und müssen die Höhe des Ganzen mehren. Eine Gebirgskette könne Mulden von verschiedenem Alter umfassen, von denen eine nach der anderen dem nahen Continent als frisches Land beigefügt werde. Außerhalb, im Ocean, mögen sich neue Mulden bilden, welchen eine gleiche Umwandlung in Gebirg und Festland bevorsteht. Aber auch das Gegentheil der Mulden, Wellenrücken der Erdrinde, seien Ursache von Gebirgen. Nachdem die Steifigkeit der Kruste zugenommen und Biegungen mit Schwierigkeit erfolgen, mehren sich die Spalten und feurigen Ergüsse, deren Hebkraft zum guten Theil vom nämlichen Horizontaldruck geliefert wird. Eigentliche Quellen vulkanischer Wärme seien indessen unterirdische Feuerseen, Reste des ehemaligen allgemeinen Schmelzflusses in dem beinahe durchweg starr gewordenen Planeten.

Dana sucht hiernach die beiden vorher angegebenen Meinungen sowohl unter sich als auch mit der plutonischen Theorie von Poulett Scrope zu vereinigen. Die einzelnen seiner Beobachtungen, in so weit sie wirkliche Beobachtungen sind, haben für uns den größten Werth. Es mischen sich aber in sie viele persönliche Auffassungen und Schlüsse, die nicht Jedermann theilen wird. Weßhalb die oceanischen Schollen für sich allein und nicht auch die Festländer sinken, bleibt unbegreiflich; ebenso auch das Entstehen und Wandern der Mulden hart am Rande des Continents. Jeder Versuch, die Kräfte des Erdballs zu erklären, wird indessen auf Thatsachen von so eigenthümlicher Art, wie diese sind, ganz besondere Aufmerksamkeit verwenden müssen.

Im Jahre 1874 wies R. Mallet[1] die physikalische Möglichkeit nach, daß alle Wärme der vulkanischen Ergußmassen und Dämpfe von dem tangentialen Druck (Seitendruck) der Erdrinde herstamme, welcher sich aus dem Kleinerwerden des Planeten in Folge seiner langsamen Abkühlung ergebe. Auf das Thatsächliche ließ sich Mallet weniger ein, und so traf selbst der Nachweis der einfachen Möglichkeit auf viele Widersprüche des „Gefühls“ und mißverstandener Auffassung.

[1] Über vulkanische Kraft. Deutsch von Lasaulx. Bonn.

Gleich darauf (1875) sammelte E. Sueß eine Menge von Thatsachen, welche die Kettengebirge als Folge eines seitlichen Druckes der obersten Erdrindenschichten erkennen lassen. Die aus seltener Kenntniß der einschlägigen Literatur hervorgegangene Schrift „Die Entstehung der Alpen“ erregte in Deutschland ein ungewöhnliches Aufsehen, weil kaum irgendwo mehr als eben da vulkanische und plutonische Gebirgstheorien immer noch in voller Blüthe standen. Immer noch dachte man sich, daß die Faltung und streifenweise Anordnung der aus Sedimenten gebildeten Nebenzonen in den Alpen und übrigen großen Gebirgen einem ungeheuren Druck zugeschrieben werden müßte, welchen die aus der Tiefe sich hebende krystallinische Mittelzone gegen Nord und Süd ausgeübt hätte. Völlig räthselhaft blieben dabei die Entwicklung und das lothrechte Steigen eines solchen „Gebirgskeiles“, sowie die merkwürdige Größe seiner beiderseits nach außen pressenden Wirkung, wodurch die Schichten der Nebenzonen meilenweit zurückgedrängt sein mußten. Ohne Zahl waren auch die physikalischen Widersprüche, in welche diese Anschauungsweise gerieth. Beinahe scheint es, als habe man geglaubt, von dergleichen „Nebendingen“ abstrahiren zu dürfen: war das Thatsächliche einer solchen Gebirgshebung einmal fest begründet, so hatte man den Beweis, daß alle Lehrsätze der Mechanik eitel Hypothesen seien.

Einige Forscher erachteten es gleichwohl für angemessen, die hinfällige Theorie durch neu erfundene Mittel zu stützen. Die breite Zone der krystallinischen Alpen soll hiernach mit der Zeit eine Menge von Stoffen in sich hineingesaugt haben, welche sie anfänglich nicht besaß; auch brachte sie die in ihr schon vorhanden gewesenen Substanzen in andere chemische und mineralische Verbindungen, die sämmtlich größeren Raum denn zuvor einnahmen. Bekanntlich vermag man einen Todtenschädel längs seinen Nähten auseinander zu sprengen, indem man ihn mit Erbsen füllt und diese mit Wasser begießt. Zwischen dem Widerstande eines Todtenschädels und dem der felsigen Rinde des Erdballs besteht kein wesentlicher Unterschied, sondern bloß der von weniger und mehr. Quellen also im Herzen der Alpen die Steinmassen wie mit Wasser befeuchtete Erbsen, so gibt es kein Maß für die Wirkung: meilenweit weichen im Nord und Süd die nicht quellenden und darum steiferen Nebenzonen zurück, werden arg durcheinander geschoben und in Falten gelegt, so daß vielfache Reihen hochgethürmter Bergketten aufsteigen.

Zum Glück ist die Arbeit von Sueß so positiver Natur, daß er mit der Widerlegung der eben erwähnten Ansichten sich kaum befaßt. Er zeigt ganz einfach, daß alle genügend bekannten Gebirge nicht von ihrer Mittellinie nach außen, sondern der ganzen Breite nach von der einen Seite nach der andern gedrängt worden sind. Schneidet man einen auf dem Boden liegenden Teppich der Länge nach entzwei, und schiebt jedes Stück von der Schnittlinie aus mit den Händen rückwärts, so entsteht ein Alpengebirge nach der plutonischen und vulkanischen Auffassung: die faltig zurückgedrängten Stücke des Teppichs sind die Nebenzonen, und um die krystallinische Mittelzone darzustellen, hat man in die Lücke ein neues, dickes Stück einzuschalten, das eigentlich von unten her auftauchen müßte. Ein solches Gebirge ist symmetrisch, d. h. zu beiden Seiten der Mittellinie kehren in ihm dieselben Berg- und Thalformen nach gleichen Distanzen wieder und schwinden allmählich mit wachsender Ferne. Wenn man hingegen einen auf dem Boden ausgebreiteten Teppich, so wie er ist, mit den Händen zurückschiebt, entsteht ein kleines Alpen- oder Juragebirge von einseitiger Gestalt nach der Anschauung von Sueß, die vorher schon Dana geltend machte.

Auf der Landkarte betrachtet, zeigen die Kettengebirge meist eine stark hervortretende Bogenform, und Sueß ist der Meinung, daß bei ihnen allemal der Horizontalschub von der hohlen Seite nach der erhabenen gegangen sei, bei den Alpen und dem Jura nach West, Nordwest und Nord, beim Apennin zum größeren Theil nach Nordost, beim Himalaja nach Süd. Die innere oder concave Seite des Gebirges besitze eine unvollkommene, häufig gestörte Faltung und umschließe ein mächtiges Senkungsfeld, das, durch einen breiten Spalt vom Gebirge getrennt, vielfach gebrochen in die Tiefe gestürzt sei. Darum fänden sich dort gewöhnlich ganze Reihen von Vulkanen. So die erloschenen oder noch thätigen Feuerspeier an der Westküste Italiens, innerhalb des vom Apennin beschriebenen Bogens, so die ungarischen Trachytberge innerhalb des Karpathenkranzes, so die Vulkanreste bei Vicenza im Süden der Alpen. Die krystallinische Mittelzone fehle gänzlich in den kleineren Gebirgen, wie im Jura und Apennin, und könne deßhalb nicht Ursache der Gebirgserhebung gewesen sein; in den Alpen dagegen, wo sie vorhanden ist, sei sie genau, wenn schon enger, gefaltet wie das übrige Gebirge. Das Hervortreten der krystallinischen Massen sei also das Werk langdauernder Erosion, welche jene höchsten Faltenrücken am allermeisten zernagt und öfters unkenntlich gemacht habe. Weiter gegen den

äußeren, convexen Rand des Gebirges seien die Faltungen besonders gut ausgebildet, unvergleichlich regelmäßiger, länger, in der Gesammtheit breiter als an der concaven Seite. Wie sie vorangeschritten, erkenne man überall, wo ältere Gebirge als Hindernisse im Wege standen. Am Südende des Böhmerwaldes vermochten die vorderen Alpenzüge sich nicht regelmäßig zu entfalten, sie wichen von ihrer Richtung nach Südost zurück, wurden dem entsprechend von mächtigen Querrissen zerschnitten und schwankten erst dann nordöstlich zu den Karpathen hinüber, wo das Hinderniß umgangen war. Ebenso stauen die Bergrücken des Jura eng und hoch zusammen, wo sie sich den Vogesen und dem Schwarzwald gegenüber befinden, während sie rechts und links, wo Hindernisse nicht vorlagen, ungestört weiter dringen. Solch gebogene Formen nehmen die Wellenrücken des Meeres an, wenn eine flach auslaufende Landspitze ihrem Fortschritt hemmend entgegentritt.

Auch ist Sueß der Meinung, daß die häufige, wenn schon nicht ausschließliche Erstehung der Gebirge aus tiefen, oceanischen Mulden Thatsache sei; jedoch habe die seitliche Pressung keineswegs immer, wie Dana wollte, eine Mulde nach der andern, sondern große Breiten mit einmal gestaut. Man erkenne das an den Alpen, dem Jura, dem Apennin und den Karpathen, welche sämmtlich den nämlichen Perioden angehören. Die Bedeutung der Vulkane sei stets eine untergeordnete gewesen.

Leider müssen wir es uns versagen, auf die Einzelheiten und noch manche andere Punkte der Sueß'schen Auffassung näher einzugehen. Worauf es uns ankommt, ist der theoretische Gedanke, die Erklärung der Tiefenkräfte, welche Sueß aus seinen Betrachtungen gewinnt. Welches war die Ursache der Gebirgsentstehung?

Sueß prüft die von ihm gesammelten, öfters noch fraglichen Thatsachen „unter der einzigen Voraussetzung, daß eine ungleichförmige Contraction der Oberfläche des Planeten stattfinde". Diese Voraussetzung hält er demnach für die wahrscheinlich, wenn nicht sicher richtige Hypothese der Gebirgsentstehung.

Das Erzgebirge bildete sich nach der Darstellung von Sueß in folgender Weise aus. Unter ihm zog sich in unbekannter Tiefe die Erde nicht in verticaler, sondern lediglich in horizontaler Richtung zusammen, und dieses auch bloß nach Nordwest, senkrecht auf die Länge des Gebirges. Dicht nebenan, in Böhmen, fühlte der tiefere Boden ein solches Bedürfniß der Zusammenziehung nicht; er blieb an seiner Stelle liegen,

bewahrte die ursprüngliche Gestalt, sank jedoch etwas nieder — man weiß nicht, weßhalb. Längs dem jetzigen Steilabfall des Gebirges öffnete sich demgemäß eine Kluft von riesiger Breite und lieferte ungeheure Massen vulkanischen Gesteines, womit jene Gegenden weithin überdeckt sind. Die sächsische Scholle schrumpfte unterdessen in der Tiefe allgemach ein und zog, die Breite der Kluft immer vermehrend, ihren südöstlichen Rand nach Nordwest. Die obersten Schichten, schon längst abgekühlt, machten die freiwillige Zusammenziehung nicht mit, und so wurden sie wider ihren Willen nach Nordwest auf engeren Raum zusammengeschleppt und zum Gebirge emporgestaut.

Man versehe eine Platte von Kautschuk mit zwei gegenüberliegenden Randleisten, strecke sie quer darauf vermittelst einer Schraubenvorrichtung um die Hälfte mehr aus und überziehe alsdann die obere Fläche mit einer dünnen Schichte knetbaren Thones. Läßt man durch langsamen Rückgang der Schraube die Platte ihre ursprüngliche Gestalt wieder annehmen, so bildet sich auf ihr ein kleines Gebirge von Thon, das je nach Beschaffenheit der aufgestrichenen Masse eine andere Gestalt besitzen kann. Ein Erzgebirge in Miniatur verlangt viel Sand mit wenig Thon, damit die Faltung eine geringe, die Stauchung und innere Verschiebung eine bedeutende sei. Ein kleiner Jura bedarf wiederholte, sehr dünne Schichten äußerst biegsamer Masse; denn seine Faltungen müssen zahlreich und regelmäßig sein. Die Alpen endlich wollen eine größere Gesammtmächtigkeit der über einander gehäuften etwas steiferen Schichten.

Unter diesen drei Fällen, meint Sueß, sei die horizontale Bewegung beim Erzgebirge die tiefste gewesen; liege doch am südöstlichen Rande oberhalb der Kluft eine erstaunliche Masse vulkanischen Gesteins. Seichter war die ungeheure Bewegung der Alpen, weil die feurigen Ergüsse am Innenrande eine unwichtige Rolle spielen. Noch seichter war die horizontale Verschiebung am Jura, denn die Losspaltung von der Flachschweiz drang nicht bis zur Region der Feuerherde hinab. Die im Norden auftauchende, im Süden niederschwankende Bewegung Skandinaviens hält der vortreffliche Geolog für eine riesige Faltung sanftester Art, für die Frucht einer wahren festländischen Contraction in sehr ansehnlichen Tiefen. Alle unsere Wahrnehmungen, so schließt er, sprechen dafür, daß seit den ältesten Perioden die oberen Zonen der Erdrinde gleich dem Gletschereise in fließender Bewegung begriffen gewesen sind, in einer Bewegung, die auch in unseren Tagen noch fortdauert. Die einen Stücke aber rücken lebhafter voran als die andern, welche nur

vergleichsweise als stillliegend betrachtet werden können und bloß wegen ihres langsameren Wanderns zu Stauhindernissen der übrigen werden. Die weniger bewegten Stücke sind ältere Erdrindenschollen, ohne mathematische Umrisse und Gesetze, doch formbestimmend für alle neuentstehenden Gebirge.

Es ist das gewiß eine großartige Auffassung der in der Tiefe arbeitenden Kräfte — aber im wesentlichsten Punkte meidet sie leider die Klippen nicht, die schon so vielen Theorien verderblich geworden sind. Ihr liegt zunächst eine falsche oder nicht hinreichend bewiesene Thatsache zu Grunde, wodurch das ganze System hinfällig gemacht wird. Das Alpengebirge ruht auf einem Erdstreifen, der etwa um 12—16 geogr. Meilen schmaler geworden ist; ebenso breit ungefähr müßte die Kluft am Südrande sein. Niemand hat diese ungeheure Kluft zu entdecken vermocht. Am Jura besteht die vorausgesetzte Kluft ebenfalls nicht, ja es fehlen da sogar die Merkmale eines Abreißens der Schichten; die Wellen des Gebirges tauchen ohne erkennbare Spuren eines tiefgehenden Bruches aus den mit Schwemmschutt bedeckten Ebenen ganz regelrecht auf. Die alten Vulkane am Innenrande des Erzgebirges oder die neueren im Westen Italiens setzen Klüfte der beschriebenen Art ebenso wenig voraus. Überlagerung des Bodens mit den Producten feuriger Ergüsse aus engen Spalten wird wohl auch Sueß nicht mit meilenweiten Durchbrüchen verwechseln. Die „ungleichförmige Contraction der Oberfläche des Planeten" entbehrt folglich einer aus Thatsachen bestehenden Grundlage. Was sonst über den Gegenstand angeführt wird, erklärt sich besser durch eine ungleichförmige Compression oder Zerdrückung der vielfach verbogenen und mit etwas wechselnder Stärke begabten Erdrinde.

Insofern die Theorie von Sueß mehr als eine bloße Sammlung von Thatsachen sein will, macht sie nicht den Eindruck, als sei sie ernstlich gemeint. Sie begnügt sich wie alle vorausgegangenen Theorien mit einem kurz hingeworfenen Gedanken, und wo ihre Entwicklung beginnen sollte, da fühlt sich der Leser von jedem leitenden Faden verlassen mitten in einem Labyrinth von Schwierigkeiten, das wegen seiner Neuheit wohl interessant, aber dem nach Ausgang Suchenden nicht minder verderblich ist. Das Dunkel der Gebirgsbildung will die Sueß'sche Theorie durch ein noch größeres Dunkel erhellen — ein freilich nicht seltener Verstoß gegen die Regeln der Logik. Unlösbar ist das Räthsel einer ungleichförmigen Contraction von Massen, die in ansehnlicher Tiefe liegen.

Überall auf der Erdkugel erblicken wir gneißartige und granitische Gesteine als Grundlage der übrigen Schichten, und stets hat man hervorgehoben, daß jene Gesteine in allen Weltgegenden einen merkwürdig gleichen Charakter besitzen. Die Erscheinung hat man dadurch erklärt, daß der Erdball vor Zeiten feuerflüssig gewesen sei und in ihm die Stoffe nach Maßgabe der Schwere in concentrischen Schichten sich geordnet haben. Nur an der Oberfläche kann ein bunter Wechsel der Gesteinsarten zur Bildung gelangen, weil das strömende Wasser die mineralischen Grundstoffe sortirt und je nach Beschaffenheit an verschiedenen Punkten ablagert. Nun zeigen die böhmische und sächsische Scholle — und so auch viele andere, wo Ebene und Gebirg sich berühren — selbst oberflächlich wesentlich gleiches Urgestein. Weßhalb soll also die erstere sich kaum, die zweite über alles Maß hinaus sich zusammengezogen haben? Oder liegt die Ursache des ungleichen Einschrumpfens in dem verschiedenen Grad der Abkühlung? Wir entdecken die Kennzeichen desselben bei keinem Gebirge. Was soll auch der Unterschied zwischen alten und jungen Erdrindenschollen in diesem System? In Bezug auf die Abkühlung, worauf es hier lediglich ankommt, sind alle Schollen von einerlei Alter.

Sehen wir uns nun die ungleichförmige und horizontale Contraction noch in ihren Wirkungen an. Sie soll über sich Gebirge zusammenziehen, wie eine ausgespannte Kautschukplatte dünne Thonschichten zur Faltung bringt, die auf ihrer Oberfläche liegen. Diesen Vergleich hat freilich Sueß nicht aufgestellt; ich habe ihn der Deutlichkeit wegen beigefügt. Die Schwierigkeit ist, daß in den Abgründen der Erde eben keine Kautschukplatten und darüber hingebreitet keine Thonschichten von lappiger Beschaffenheit anzutreffen sind. Die in der Tiefe angeblich horizontal und einseitig wegschrumpfenden Massen sollen irgend welche Steinschichten sein. Wie dick sind sie? Worauf liegen sie? Wie gleiten sie bei ihrem kolossalen Gewicht über die Grundlage weg? Oder reichen sie bis zum Mittelpunkt der Erde, so daß sie sich bloß einseitig biegen? Vergebens suchen wir bei Sueß nach Belehrung. Ob ein glühendflüssiges Innere die horizontale Verschiebung erleichtere, wagt er nicht zu behaupten. Nehmen wir jedoch ein solches als günstigste Vorbedingung des Gleitens an. Wird die Rinde durch horizontale Zusammenziehung ein Alpengebirge schaffen? Niemand, der mit den mechanischen Eigenschaften der Steine bekannt ist, wird die Möglichkeit einer derartigen Gebirgsbildung einsehen.

Für Zugkraft ist Stein nicht gemacht, weßhalb in der Baukunst Stein überall vermieden wird, wo Zugspannungen zu überwinden sind. Will uns Sueß zunächst dafür garantiren, daß die von der Po-Ebene bis zur Donau oder gar noch weiter reichende Platte, welche den Zug bewirken soll, nicht den geringsten Riß besitze, welcher mit den Alpen parallel geht? Denn ein solcher Riß macht alles Ziehen vergeblich oder hebt zwei kleine Gebirge statt eines großen. Aber wäre die Platte auch völlig gesund und von der allerstärksten Sorte, so entwickelt sie für Zug noch nicht den zwanzigsten oder dreißigsten Theil der Kraft, welche selbst gebrochenes Gestein dem seitlichen Druck entgegensetzt. Um ein Gebirge nur eine Meile tief durch horizontale Pressung zusammenzuschieben, müßte unmittelbar darunter ein mindestens 20 bis 30 Meilen dicker, vollkommen gesunder Felsboden von zähester und starrster Beschaffenheit liegen. Wie groß jedoch muß erst die Dicke des ziehenden Felsbodens werden, wenn nach unten seine Temperatur und Weichheit zunimmt, er zur Bethätigung eines Zuges immer untauglicher wird? Und jedenfalls geht die zusammenpressende Masse in die sich contrahirende nicht ohne Vermittelung über.

Wir können nun einen physikalischen Versuch anstellen, der besser als der frühere den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Wir haben eine Kautschukplatte von vielleicht 40 bis 60, wenn nicht gar 100 Centimeter Dicke. Die Breite ist kaum größer, als die letztere Zahl angibt, während die Länge dem zu construirenden Miniaturgebirge angepaßt werden muß. In der Richtung nach oben wird das elastische Material immer steifer und holzartiger, findet sich auch oben in der Richtung der Breite nicht angespannt und zur Vermehrung der Steifigkeit ist die obere Fläche gar noch mit einem Eichenbrett von 1 Centimeter Dicke benagelt. Nach unten wird die Kautschukmasse elastischer, aber auch weicher, schwächer, lappiger und besitzt die erforderliche Breite durch eine kräftige Anspannung, welche die Elasticitätsgrenze nicht überschreiten soll. Wird das Eichenbrett sich in ein Gebirge umwandeln, wenn wir den unten scharf angespannten Kautschuk seinen Kräften überlassen? Niemand wird das behaupten. Unten schrumpft die Kautschukplatte zu geringerer Breite ein, weil da kein Hinderniß vorliegt; oben bleibt sie, wie sie war, weil zum Einschrumpfen keine Ursache gegeben ist.

Von der verfehlten Wirkung der ungleichförmigen, horizontalen Contraction kommen wir auf ihre Natur. Die Theorie meidet ebenso wenig wie alle ihre Vorgängerinnen wunderbare Kräfte und Natur-

processe. Welch unerhörte Erscheinung, daß unterhalb des Erzgebirges die erdinneren Massen sich nur horizontal, nicht vertical, nur nach Nordwest, nicht auch senkrecht darauf zusammenziehen! Wer zu Schlußfolgerungen von dieser Art gelangt, darf ohne weiteres Nachsinnen der Überzeugung sich hingeben, daß seine Vordersätze einen wichtigen Fehler enthalten.

Nach zweifellosen Lehren der Physik ziehen sich alle Körper nach den drei Dimensionen zusammen und, mit Ausnahme einzelner Krystalle, nach den drei Dimensionen auch verhältnißmäßig gleich stark. Die dunkeln Vorgänge in den Abgründen der Erde eignen sich wahrlich nicht dazu, um dieß klar erkannte physikalische Gesetz über den Haufen werfen zu wollen! Jedermann wird die Frage stellen: „Wenn die Alpengegend durch seitliches Einschrumpfen ihres Fundamentes 12—16 Meilen schmaler geworden ist, um wie viel Meilen muß sie alsdann durch eine nach unten gerichtete Zusammenziehung gesunken sein?“ Folgerichtig haben wir kein neueres und großes Gebirge auf der Höhe eines Festlandes, sondern auf dem Boden unermeßlich tiefer Oceane zu suchen.

Allerdings mag es geschehen, daß ein sich zusammenziehender Körper thatsächlich nur eine Dimension ändert. Wir sehen dieß bei dem Quecksilber eines Thermometers und bei jeder Flüssigkeit, die in einem Gefäß eingeschlossen ist. Die Schwere treibt die einzelnen beweglichen Theilchen hinab, damit sie die leeren Räume erfüllen, die sonst entstehen müßten. Ohne Weiteres ergibt sich hieraus, daß innerhalb der Erde die vorausgesetzte einseitig horizontale Contraction gar nicht möglich ist, sondern in eine verticale, abwärts gehende umgewandelt wird. Wir kennen kein felsiges oder metallisches Material, das bei vorhandener Sprödigkeit nicht zermalmt, bei zäher Beschaffenheit nicht zum Fließen gebracht würde, wenn starke einseitige Druckkräfte darauf wirken. Wollte man Eisen oder Stahl in einem breiten, lothrecht begrenzten Wall einige Meilen hoch übereinander thürmen, so würden sie vermöge ihres eigenen Gewichtes unten in fließende Bewegung gerathen, ihre Wände nach außen vorschieben und, gleich Lavaströmen, ein Trümmerwerk von Blöcken klirrend vor sich herdrängen. Das ist keine Hypothese, sondern Folge der beschränkten Widerstandskraft gegen Druck. Das schwächere und erwärmte Gestein muß in einer verhältnißmäßig geringen Tiefe unter der Erdoberfläche durch das eigene Gewicht nur um so mehr eine fließende Bewegung annehmen, wie Gletschereis nach jenen Seiten hin rücken, wo ihm der Platz dazu gegeben wird.

Die ungeheuer breiten Klüfte am Innenrande der Gebirge, welche Sueß als Thatsache betrachtet, können daher nicht zur Entstehung gelangen, ja nicht einmal der kleinste Riß vermag in jener Tiefe sich auszubilden, in welcher die seitliche Contraction stattfinden soll. Die Abkühlung des Erdballs schreitet ja mit außerordentlicher Langsamkeit voran, und sowie an irgend einem Punkte eine Lockerung des Zusammenhanges oder ein horizontales Schwinden eintreten will, hat auch schon der immense Druck des Gewichtes eine entsprechende Stoffmenge zur Ausfüllung herbeigeschafft. Die erdinnere Zugplatte von Sueß wird also in dem Maß dünner ausgewalzt, als sie sich verkürzen möchte, alle ihre Contraction ist nothwendig abwärts gerichtet. Nur insofern erleidet sie eine Verkleinerung ihrer horizontalen Dimensionen, als sie bei ihrem langsamen Herabsinken gegen den Erdmittelpunkt enger begrenzte Räume antrifft. Sueß erklärt freilich, daß er die Wirkungen einer nach unten gerichteten Contraction nicht habe wahrnehmen können. Wir glauben es ihm gern. Denn sinken vermöge einer gleichförmigen Contraction des Erdinnern alle Festländer und Oceane gleichmäßig hinab, so fehlt uns jedes geologische Merkmal der direct abwärts gehenden Bewegung. Nur der seitliche Druck der zu groß bleibenden Rinde macht sich bemerklich durch Erdbeben, Aufthürmung von Gebirgen und Bildung von Continenten.

Bei der Theorie von Sueß habe ich etwas länger verweilt, als dem Leser nothwendig erscheinen möchte. Doch fehlt mir gegenwärtig auch der Vorsatz nicht, mit Widerlegungen sparsam umzugehen. Eine trostlose Beschäftigung wäre es ja, wenn man alle mißlungenen Versuche zur Herstellung des perpetuum mobile bis in das Einzelne hinein studiren und das Irrthümliche derselben nachweisen sollte; der Einblick in das Wesen und Getriebe einer gelungenen Dampfmaschine ist nicht nur mit mehr Nutzen verbunden, sondern auch tausendmal wohlthuender für unseren Geist. Nicht ohne Frucht indessen war unser Bemühen: an einem sehr neuen Beispiel haben wir kennen gelernt, wie wenig bei Erklärung der Tiefenkräfte auf die Grundlehren der Mechanik Rücksicht genommen wird. Mit dem nämlichen Recht und Erfolg dürfte beim Studium der Planetenbewegungen ein Astronom sich von der Mathematik dispensiren. Auch haben wir gesehen, wie die Vorprüfung einer Hypothese von Seiten der Mechanik beschaffen sein muß. Fällt die Prüfung nicht glücklich aus — nun dann hat man eben die Hypothese nicht zu bringen und bei den Thatsachen stehen zu bleiben.

Diese Thatsachen jedoch werden wir allezeit mit Dankbarkeit entgegennehmen, nicht bloß wenn unmittelbare Beobachtung in Berg und Thal, Meer oder Continent sie uns liefert, sondern fast mehr noch, wenn unermüdlicher, stiller Fleiß sie aus dem Staub der Bibliotheken hervorzieht. In grauenhafter Weise versprengt und verzettelt findet sich das zur Erforschung der Tiefenkräfte brauchbare Material: Hunderte von einschlägigen Werken werden jährlich in allen Sprachen gedruckt, und unübersehbar ist die Legion der entsprechenden geographischen, geologischen, naturbeschreibenden, physikalischen, astronomischen Zeitschriften, deren Inhalt zu berücksichtigen wäre. Aber die gesammelten Thatsachen liegen darin ebenso verborgen, wie die zu erklärenden Tiefenkräfte in den Abgründen der Erde. Tausende von Seiten hat man öfters zu durchgehen, miteinander zu vergleichen, zu sichten, auch von den Entstellungen der Hypothesen oder einer als wissenschaftlich geltenden, sehr dunkeln oder zweideutigen Sprache zu befreien, um ein paar brauchbare Dinge für seinen Zweck aufzutreiben. Wer die Mühe einer so trostlosen Arbeit übernimmt, gleicht den Goldsuchern von Californien, die auch tage- und wochenlang im Schwemmschutt wühlen und waschen, bis sie eine geringe Ausbeute des edlen Metalles gewonnen haben.

Es bleibt mir noch ein Werk über die Gebirge zu erwähnen übrig, das unter allen das neueste und wichtigste ist. Im Jahre 1878 veröffentlichte Albert Heim seine „Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung", ein Ergebniß sechsjähriger, ungemein fleißiger Durchforschung der Tödi-Gruppe und umliegenden Bergriesen der Schweiz [1]. Die mitgetheilten Resultate sind um so werthvoller, als sie völlig unabhängig von den Sueß'schen Ausführungen gewonnen wurden, ja diesen in wichtigen Punkten widersprechen. Namentlich konnte Heim die „ungleichförmige horizontale" Contraction der tieferen Erdmassen, sowie die breiten Klüfte am Innenrande der Gebirge nicht entdecken. Überall in den schweizer Alpen sieht er die Spuren einer ungemein großartigen seitlich schiebenden Kraft, welche die Erdrinde in jedem Punkte belebt, aber nur in stärker gepreßten Gegenden zu einseitig geformten Kettengebirgen emporstaut. Auch ist es Heims nicht geringes Verdienst, die „horizontale" oder „tangentiale" Druckkraft der schon genannten Geo-

---

[1] Der vollständige Titel lautet: „Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung im Anschluß an die geologische Monographie der Tödi-Windgällen-Gruppe, von Albert Heim". Basel 1878. Zwei Quartbände nebst Atlas.

logen einfach mit ihrem gut deutschen Namen „Gewölbeschub der Erdrinde" bezeichnet zu haben, und es gilt ihm dieser Gewölbeschub als nothwendige Folge des Kleinerwerdens unseres Planeten, weil die schon kühl gewordene Kruste sich weniger zusammenzieht, als der unter ihr liegende sehr heiße Kern.

Heim läßt sich weniger als Sueß in allgemeine Speculationen über die Gebirge ein, indem er sich auf die von ihm selbst gesehenen Partien der schweizerischen Gebirge beschränkt und dafür um so gründlicher nachweist, wie die Wirkung des horizontal vorandrängenden Gebirgsschubes dem aufmerksamen Beobachter beim Durchwandern der Alpen in tausend Einzelheiten sich zu erkennen gibt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle auch nur mit aller Kürze die Resultate der außerordentlich werthvollen Untersuchungen aufzählen wollten. Hoffentlich wird sich uns dazu eine passendere Gelegenheit darbieten. Was die mühsame Arbeit von Heim zu einer so fruchtreichen gemacht hat, ist, daß der mit seltener Beobachtungsgabe ausgerüstete Forscher keinen Schritt vorwärts kommen konnte, ohne den Gesetzen der Mechanik eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ganz gegen die hergebrachte Gewohnheit erblickt er sogar in der Structur und mineralischen Beschaffenheit des Gesteins das Wirken mechanischer Gewalten, die sämmtlich vom Gewölbedruck der Rinde zur Thätigkeit gebracht werden. Die dunklen vulkanischen und plutonischen Hypothesen, ja manche chemische Erklärungsversuche, die sich für berechtigt hielten, zerfallen darüber in ihr Nichts, um endlich dem klaren Einblick in die gebirgsbildenden Vorgänge Platz zu machen.

So hätten wir in den Ansichten von Elie de Beaumont und Prevost, von Babbage und Herschel, von Dana und Mallet, endlich auch von unseren deutschen Geologen Sueß und Heim, denen sich manche ähnliche anschließen, mehrere Fundamentsteine zu einer Theorie der Tiefenkräfte gewonnen. Wie verschieden sehen diese Steine aus, obschon ihr gleicher Zweck eine völlige Gleichheit der Form bedingen sollte! Aber der eine Forscher hat seinen Block so, der andere so zugestutzt. Es ist eben nicht leicht, richtige Inductionsschlüsse zu machen, wenn man einen gar zu beschränkten Standpunkt einnimmt und dabei noch mit einer Menge hergebrachter Vorurtheile zu kämpfen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Der Socialismus und die Revolution.

Bekanntlich gebrauchen die Socialisten seit den Tagen Proudhons und Lassalle's das Wort Revolution nicht selten im Sinne einer friedlichen, durch „legale" Mittel herbeizuführenden Umwälzung, und mehr denn einmal schon deckten sie sich gegen die erhobene Anschuldigung revolutionärer Bestrebungen durch den Doppelsinn dieses Wortes. Wollten wir nun bloß einzelnen losgerissenen Behauptungen, die in öffentlichen und gemischten Versammlungen oder vor Gericht ausgesprochen wurden, Glauben schenken, so wäre unsere Frage, welche Stellung der Socialismus zur Revolution einnehme, bald entschieden. Denn bei solchen Gelegenheiten lassen es die gemäßigtern Socialisten, namentlich die Führer der deutschen Socialdemokraten, an Versicherungen ihrer friedlichen, loyalen Gesinnung nicht fehlen. Durch solche Äußerungen haben sich denn auch manche Schriftsteller zur Ansicht verleiten lassen, der Socialismus sei nicht nothwendig antisocial und revolutionär, es lasse sich mindestens streiten, ob er durch eine innerhalb der legalen Schranken und auf dem Boden der gegebenen constitutionellen oder republikanischen Verfassungen sich bewegenden Agitation realisirbar sei oder nicht. Ja schon wiederholt ist die Ansicht ausgesprochen worden, der Socialismus sei an und für sich nicht unchristlich; woraus natürlich folgt, daß er nicht wesentlich revolutionär sei oder nothwendig zu einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse führen müsse [1].

Was haben wir von dieser Ansicht zu halten? Es lohnt sich wohl der Mühe, daß wir diese Frage einmal einer kurzen Prüfung unterziehen. Bevor wir aber an die Untersuchung gehen, müssen wir uns mit unserm Leser über einen nothwendigen Vorbegriff verständigen.

Was versteht man unter Revolution? Revolution im weitern Sinn ist jeder willkürliche und unbefugte Umsturz einer zu Recht bestehenden Ordnung in einem öffentlichen Gemeinwesen, mag nun dieser Umsturz durch rohe Gewalt oder durch sog. legale Mittel herbeigeführt werden, mag er von oben, etwa von einer Kammermajorität, oder von unten, von einer Rebellion, ausgehen. In diesem Sinne leben wir schon längst im Zeitalter der Revolution und viele unserer liberalen Minister und Kammermajoritäten sind Revolutionäre optima forma.

[1] Vgl. z. B. R. Meyer, Der Emancipationskampf des vierten Standes. Berlin 1874. Bd. I. S. 77. — Schäffle, Quintessenz des Socialismus. Gotha 1879. S. 63.

Gewöhnlich jedoch wird Revolution in einem *engern* Sinne genommen und darunter jeder unbefugte und mit öffentlicher Ruhestörung verbundene Umsturz einer zu Recht bestehenden Ordnung *durch brutale Gewalt* verstanden. Auch zu dieser Art Revolution gehören nicht bloß die ungesetzlichen, gewaltsamen Auflehnungen von unten, sondern auch die unbefugten Umwälzungen der zu Recht bestehenden Ordnung von oben, wofern sie durch materielle Gewaltmittel durchgesetzt werden und wegen gewaltsamen Widerstandes von unten mit öffentlichen Unruhen verbunden sind.

Wie der Leser sieht, gehört jede Revolution dieser zweiten Art auch zur ersten, aber nicht umgekehrt. Die zweite verhält sich zur ersten wie die Art zur Gattung. Zur Revolution im engern Sinne ist also erforderlich: 1) der unbefugte Umsturz einer zu Recht bestehenden Ordnung, 2) die Anwendung brutaler Gewalt verbunden mit socialen Unruhen oder Erschütterungen.

Wenn wir nun im Folgenden untersuchen wollen, ob der Socialismus revolutionär sei, so nehmen wir das Wort Revolution in seiner engeren Bedeutung. Daß das erste der beiden eben genannten Merkmale einer solchen Revolution beim Socialismus zutrifft, ergibt sich aus einer einfachen Vergleichung desselben mit dem göttlichen und menschlichen Recht; denn in diesem Punkte stimmen die Gesetze aller gebildeten Völker mit dem Decalog überein, dessen Gebote dem Wesen nach vom Schöpfer selbst dem menschlichen Herzen eingedrückt sind. „Du sollst nicht stehlen," heißt es dort, „nicht begehren des Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel, noch Alles, was sein ist." Hier ist von Gott selbst, gerade so wie in den Gesetzen aller gebildeten Völker, das Privateigenthum sanctionirt, und zwar auch das Privateigenthum an den *Arbeitsmitteln*, mithin der Socialismus verdammt, der diese rechtmäßig bestehende Ordnung umstürzen will. Mit Recht urtheilt darum Leo XIII. in seiner Encyklika vom 28. December 1878, daß der Socialismus dem Naturrecht und der Offenbarung widerstreitet. Aber die tiefere philosophische Begründung dieser göttlichen und menschlichen Ordnung sammt der Widerlegung aller dagegen erhobenen Trugschlüsse müssen wir für eine andere Zeit aufsparen; denn hier beschäftigt uns besonders der zweite Punkt obiger Definition. Wir stellen uns also die Frage: *Wie* läßt sich den socialistischen Principien zum Siege verhelfen? *Ist überhaupt Aussicht vorhanden auf Realisirung der von den Socialisten geplanten Neugestaltung*

der Gesellschaft ohne Blutvergießen, durch den bloßen Gebrauch sogenannter legaler Mittel?

Der Grund, warum man nicht so selten die Meinung verfechten hört, der Socialismus werde nicht nothwendig zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht nehmen müssen, auf dem gesetzgeberischen Wege mit Hilfe einer zu erzielenden Kammermajorität lasse sich die große Reform verwirklichen, scheint uns in einer einseitigen Betrachtungsweise zu liegen. Man nimmt ein paar volkswirthschaftliche, socialistische Principien zum Ausgangspunkt der Betrachtung und zieht daraus mit großer dialektischer Fertigkeit Folgerungen nach allen Richtungen, verschließt sich aber fast hermetisch gegen alle thatsächlichen Kundgebungen des Socialismus auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens. An der Hand einiger Principien betrachtet man, was der Socialismus wohl sein könnte, nicht aber was er thatsächlich als eine Erscheinung mitten im Strome der Geschichte ist. Auf diese Weise ist man zu Ergebnissen gekommen, die in der That den Socialismus als annehmbar erscheinen lassen, ja die, wenn man ihn neben die heutige „kapitalistische Productionsweise“ hält, in uns fast den Wunsch rege machen, aus diesen kalten, kapitalistischen Nebelgründen in das socialistische Elysium hinüber zu gelangen. Das Höchste in dieser Beziehung hat unstreitig Schäffle in seiner „Quintessenz des Socialismus“ geleistet. Wir geben zwar gerne zu, daß das genannte Schriftchen eine hochbedeutsame Erscheinung auf dem Gebiet der socialistischen Literatur war und zu einer eigentlich wissenschaftlichen Erörterung des Socialismus außerhalb des socialistischen Lagers den Anstoß gegeben hat. Soviel war durch die „Quintessenz“ klar gelegt, daß mit allgemeinen Redensarten und Schlagwörtern nicht mehr auszukommen sei. Die Überraschung war deßhalb auch allgemein. So eine systematisch geordnete, consequente Durchbildung der socialistischen Grundgedanken zu einem einheitlichen, großartigen Ganzen war noch nicht dagewesen. Selbst die Socialisten waren erstaunt — und freudig überrascht. Auch ihnen war die Tragweite ihrer Ideen noch nie so klar zum Bewußtsein gekommen, und noch viel weniger hatten sie eine so annehmbare Schilderung ihres Systems von der Feder eines der gewiegtesten Nationalökonomen und eines österreichischen Ministers erwartet. Sie bemühten sich deßhalb eifrig, das treffliche Schriftchen im Dienste der socialistischen Propaganda zu verbreiten, so daß die deutsche Polizei sich veranlaßt sah, auf Grund des Socialistengesetzes vom October 1878 für einige Zeit die Hand darauf zu legen.

Was wir aber an der ganzen, übrigens höchst geistreichen Darstellung der „Quintessenz“ aussetzen müssen, ist der zu einseitige volkswirthschaftliche Standpunkt derselben. Der Socialismus wird zu wenig nach seiner concreten, historischen Gestalt geschildert; dagegen an der Hand einiger ökonomischen Principien der gemäßigtern Socialisten zu einem ideellen System entwickelt. Das ist aber gewiß zur Beurtheilung einer sich concret vor unseren Augen entwickelnden und mit bestimmten Symptomen auftretenden Bewegung, die ihre Geschichte hat, nicht der richtige Standpunkt. Wir sind zwar der Überzeugung, daß sogar bei dieser abstracten Betrachtungsweise sich kein haltbares gesellschaftliches System auf Grund der socialistischen Principien herstellen läßt. Aber selbst wenn dieß möglich wäre, so ist damit für die Beurtheilung des thatsächlich existirenden Socialismus mit seinen verschiedenen Schattirungen und Programmen in Deutschland, Frankreich u. s. w. noch wenig gewonnen. Dieser verkehrte Standpunkt der Beurtheilung erklärt uns, warum so manche Kathedersocialisten den Socialismus nicht nothwendig für unchristlich, antisocial und revolutionär halten, während das katholische Volk überall fast instinctiv denselben als revolutionär und unchristlich verabscheut. Es beurtheilt den Socialismus eben nicht nach einigen abstracten Ideen, sondern nach seinen thatsächlichen Kundgebungen. Auf diesem Wege aber kommt man nothwendig zur Ansicht, daß die socialistische Bewegung durch und durch revolutionär sei. In der That braucht man kein tiefer Kenner der Geschichte zu sein, um die heutige Emancipations-Bewegung des vierten Standes als nothwendigen Ausläufer der Revolution von 1789 zu erkennen. Der Gedanke, den wir entwickeln, ist zwar schon in tausend Variationen ausgesprochen worden und katholischerseits allgemein anerkannt. Wir dürfen ihn aber hier nicht übergehen.

Die Gottentfremdung, die mit der Verwerfung der kirchlichen Autorität begann, muß schließlich beim Socialismus anlangen. Der Socialismus ist seinem innersten Wesen nach nichts als die auf das Äußerste getriebene Unbotmäßigkeit, oder mit andern Worten: der Gleichheitsschwindel, das was der Franzose die passion de l'égalité nennt. Wie so? Die Läugnung der Autorität der Kirche führt unfehlbar zur Läugnung der Autorität Gottes oder ist vielmehr schon die Läugnung derselben, da uns ja in der Kirche nur in concreter Gestalt die Autorität Gottes entgegentritt. Sobald aber die göttliche Autorität hinweggeräumt ist, gibt es überhaupt gar keine Autorität mehr, kein Mensch mehr hat das Recht, sich

über Andere zu erheben und irgend welche Vorrechte für sich in Anspruch zu nehmen. Alle Menschen sind dann gleich und höchstens die allgemeinen, für alle gleichen Menschenrechte können dann noch den Schein einer gesellschaftlichen Grundlage behalten. Und zwar gilt dieß nicht bloß in politischen Dingen, sondern in allen menschlichen Verhältnissen. Überall muß jene volle Gleichheit zur Geltung kommen und zwar am allermeisten auf dem ökonomischen Gebiet; die heutige sociale Frage ist schon von Lassalle wesentlich als Magenfrage bezeichnet worden, die den Menschen viel näher und inniger berührt als die politische. Es wäre, wenn nun einmal volle Gleichheit ohne alle Vorrechte herrschen soll, ein unbegreiflicher Widerspruch, warum die Einen im Schweiße ihres Angesichts sich ihr Leben erarbeiten müssen, während die Andern in Üppigkeit und Pracht ihr Leben müßig vertändeln. Eine solche Lage sieht der entchristlichte Arbeiter, gewiß nicht ohne Grund, falls besagte Principien richtig wären, als eine „Enterbung" und eine „Ausbeutung" an. Mit Recht wirft er der liberalen Bourgeoisie ihre Inconsequenz vor. Durch die Revolution zur Herrschaft gelangt, wollte sie der Weiterentwickelung des von ihr aufgestellten Gleichheitsprincips vor der gefüllten Geldtruhe Halt gebieten. Aber einer solchen Inconsequenz macht sich die Logik der Thatsachen nicht schuldig. Der Socialismus ist die natürliche Frucht, das enfant terrible der bürgerlichen Revolution von 1789. Trotz aller Friedensversicherungen wird die Emancipationsbewegung unaufhaltsam voranschreiten und schließlich mit brutaler Gewalt Alles mit sich fortreißen. Die erste Revolution im 16. Jahrhundert war vorzüglich religiösen Charakters, hatte aber zahlreiche politische und volkswirthschaftliche Umgestaltungen zur Folge. Die zweite Revolution von 1789 war in erster Linie politischer Natur, zog aber viele religiöse und ökonomische Umwandlungen nach sich. Die dritte Revolution endlich, die „große Revolution der Zukunft", soll vor Allem eine volkswirthschaftliche sein, wird aber naturnothwendig alle religiösen und politischen Verhältnisse umstürzen.

Die große Masse der Socialisten ist sich des eben geschilderten innern Zusammenhangs der socialistischen Bewegung mit den Revolutionen des 16. und 18. Jahrhunderts, sowie ihres schließlichen gewaltthätigen Charakters vollständig bewußt. Schon St. Simon hat es offen ausgesprochen, daß das große Werk der Herstellung der neuen Weltordnung, in welcher die Industrie die Grundlage und der Mittelpunkt der Moral und der Politik sein wird, mit Luthers Reformationswerk begonnen

hat[1]. „Im 15. und 16. Jahrhundert," belehrt uns das in Zürich erscheinende socialistische ‚Jahrbuch für Socialwissenschaft', „trat jene Reihe von Denkern auf, die wir noch heute bewundern; die ‚Gleichheit vor der Vernunft' war das ‚widersinnige' Band, das sie alle umschlang. Die große Revolution kommt, und ‚die Gleichheit vor dem Gesetze' wird zur Wahrheit. Und hat nicht unser eigenes Jahrhundert bereits eine neue Gleichheit geboren, das allgemeine Wahlrecht oder die ‚Gleichheit vor dem Staat'? Sollte die Menschheit jetzt auf diesem Wege plötzlich Halt machen? Bricht sich denn nicht mit immer größerer Energie der Gedanke Bahn, daß alle diese Gleichheiten, welche die Menschheit im Laufe ihrer Entwicklung errungen ... sinnlos wären und in sich selbst zusammenbrächen, wenn sie etwas Anderes bedeuten würden, als Haltpunkte, sozusagen Etappen, auf dem Wege zur wirklichen, d. h. ökonomischen Gleichheit?"[2] „Nach dem großen Siege des vorigen Jahrhunderts," lautet eine andere socialistische Stimme aus neuester Zeit, „hörte die Bourgeoisie auf, revolutionär zu sein, und wurde es bloß wieder in Zwischenräumen, sobald die Wiedervereinigung des Königthums, des Adels und des Klerus ihre Eroberungen zu bedrohen schien... Sie hat die Principien vergessen, in deren Namen sie im Jahre 1789 und 1830 gekämpft."[3] „Bis heute," meint ein anderer Anhänger der großen Reform, „hat keine Revolution mit Ausnahme der von Lyon im Jahre 1831 den ausschließlichen Charakter einer Arbeiterrevolution gehabt. Stets mußte das Volk die Rolle des Betrogenen spielen, die Flintenschüsse auffangen und den Boden ebnen für die Männer der Opposition, die, sobald sie ihre Posten erobert hatten, in das alte Geleise zurückfielen... Wir sind heute weit entfernt von diesen naiven Zeiten... Die sociale Revolution, welche das Proletariat unseres Jahrhunderts in's Werk setzen muß: die Nationalisirung aller Productionsmittel, wird ebenso groß sein, als die Revolution der Bourgeois im vorigen Jahrhundert. Wir werden sie nicht durchsetzen, wenn wir mit verschränkten Armen die letzte Stunde zur Action abwarten."[4] „Wenn der günstige Augenblick gekommen ist," rief der Bürger Tressaud

---

[1] L'Industrie ou Discussions politiques, morales et philosophiques. 3me Considération Intr. § 3.

[2] Jahrbuch für Socialwissenschaft und Socialpolitik. Herausgegeben von Dr. Ludwig Richter. Erster Jahrgang. Zweite Hälfte. Zürich-Oberstraß 1880. S. 170.

[3] Républicain du Rhône vom 14. April dieses Jahres.

[4] Elysée Reclus im Journal Égalité vom 2. Juni 1880.

auf dem letzten Socialistencongreß in Marseille (October 1879), „so werden sich die Zaghaften mit uns zusammenschaaren. Wir werden mit Gewalt nehmen, was uns die Bourgeoisie nicht gewähren will. Ohne Revolution ist eine Emancipation nicht möglich.“ Ganz ähnlich drückt sich die Revue socialiste vom 5. Mai dieses Jahres aus: „Nicht weniger verblendet als die fanatischen Revolutionäre, denen die Revolution nicht als Mittel, sondern als Dogma gilt, sind diejenigen, die sich einbilden, Alles lasse sich mit Güte bewerkstelligen; man brauche nur auf dem Blumenpfad einer beständigen Entwicklung dem menschlichen Strome zu folgen, der sanft zu immer höherem Glücke führe... Um die Reihe dieser (der socialen) Kämpfe zu beendigen und den socialen Frieden zu erreichen, wird man die letzte Schlacht liefern müssen. Das ist so wahr, daß wir schon jetzt bei den sog. civilisirten Nationen den Scharmützeln der Vorposten beiwohnen.“

Was Karl Marx, der Vater der Internationale, über den schließlichen Verlauf des großen Emancipationskampfes dachte, geht deutlich aus einer Rede hervor, die er kurz nach dem Congreß der Internationale im Haag (1872) in Amsterdam auf einer Socialistenversammlung hielt. Nachdem er dort den Satz aufgestellt, die Arbeiter müßten eines Tages die politische Suprematie erobern, um die neue Organisation der Arbeit herzustellen, fügte er hinzu: in Amerika, England und wohl auch Holland lasse sich vielleicht das socialistische Ziel durch friedliche Mittel erreichen. „In den meisten Ländern des Continentes (aber muß) die Gewalt der Hebel unserer Revolution sein. An die Gewalt wird man seiner Zeit appelliren müssen, um endlich die Herrschaft der Arbeit zu etabliren.“[1] In derselben Rede heißt es dann noch weiter: „Bürger! denken wir an das Fundamentalprincip der Internationale: die Solidarität... die Revolution muß solidarisch sein; und wir finden ein großes Beispiel in der Commune von Paris, die gefallen ist, weil in allen Hauptstädten, in Berlin, Madrid &c. nicht gleichzeitig eine große revolutionäre Bewegung ausgebrochen ist, welche in Verbindung stand mit diesem gewaltigen Aufstand des Proletariats von Paris.“

Auch Liebknecht, der bekanntlich mit Nachdruck den Kampf innerhalb der legalen Schranken befürwortet, hat auf dem Genter Congreß (1877) als Abgeordneter der deutschen Socialdemokratie seine innersten

[1] Der Emancipationskampf des vierten Standes. Bd. I. S. 141.

Herzensgedanken verrathen. Nachdem er darauf hingewiesen, daß Bismarck durch den gegen die Ultramontanen unternommenen Culturkampf für die Socialisten arbeite und die Reihen der Letztern vermehre, fuhr er also fort: „Eine Idee läßt sich nicht mit materieller Gewalt bekämpfen; die Bayonnette und Kanonen werden uns nicht besiegen. Die Armee selbst besteht schließlich aus Söhnen des Volkes, die wir durch unsere revolutionäre Propaganda gewinnen. Wir wissen, daß Kanonen und Gewehre der Hand gehorchen, die sie gebraucht, und diese Hand gehört bald uns. Möge sich der Kanzler nur nicht täuschen und seine Gewehre und Kanonen auf uns richten lassen. Wenn der Tag kommt, werden Gewehre und Kanonen von selbst sich umdrehen, um die Feinde des socialistischen Volkes niederzuschmettern." Diese Drohung wurde von den Versammelten „mit wüthenden und langanhaltenden Bravo- und Hurrahrufen aufgenommen" [1].

Nach dem Zeugniß des schon genannten socialistischen „Jahrbuches" meinte auch Bebel in einer vor nicht langer Zeit zu Berlin gehaltenen Rede, die Arbeiter seien, wenn geeint, vielleicht im Stande, „an einem schönen Vormittag den Staat und die ganze (heutige) Organisation der Production über den Haufen zu werfen". Im Reichstag gestand er einmal, mit „Sprengung von Rosenwasser" lasse sich die sociale Revolution nicht verwirklichen; nach seiner festen Überzeugung trieben die Dinge „einer allgemeinen Katastrophe" zu [2]. Vahlteich suchte zwar in seiner letzten Reichstagsrede die Socialdemokratie gegen den Vorwurf, sie müsse schließlich zur Revolution mit Heugabeln kommen, in Schutz zu nehmen, gestand aber doch zugleich: „Was in zehn Jahren sein wird, können Sie ebenso wenig voraussagen, als wir. Wir können Ihnen hier nicht eine Versicherung geben, daß wir niemals Revolution machen wollen, und Sie können nicht wissen, ob Sie nicht in zehn Jahren eine solche provocirt haben, auf dem Wege dazu sind Sie... Je nachdem die Dinge sich entwickeln, werden wir handeln."

Ganz dieselben revolutionären Gesinnungen fanden endlich in der jüngsten Versammlung der deutschen Socialdemokraten (20. bis 23. August) im Schlosse Wyden (Kanton Zürich) den unzweifelhaftesten Ausdruck. Wie aus dem als Flugschrift veröffentlichten Be-

---

[1] Vgl. Association Catholique 1877. II. p. 578.
[2] Reichstagsverhandlungen, Sitzung vom 17. April 1880.

richte erhellt, wollte man zwar den bisherigen Grundsatz, den Weg organischer Reformen auf der Basis der heutigen Gesellschaftsordnung nicht auszuschließen, nicht aufgeben, aber wiederholt und mit Nachdruck machten sich Stimmen geltend, welche Gewaltmittel an Stelle des geduldigen Harrens verlangten. Ihrem Einfluß wird es zugeschrieben, daß aus dem in Gotha vereinbarten Programm das Wort „gesetzlich" gestrichen und damit anerkannt wurde, die Socialdemokratie sei gesonnen, auf jedem Wege ihre Pläne durchzuführen [1]. Die deutschen Socialdemokraten stehen somit heute ganz auf demselben Standpunkte, den die spanische Section der Internationale einnahm, als sie vor ungefähr einem Decennium (17. October 1871) „an die Arbeiter und alle ehrlichen Leute der Welt" folgende Worte richtete: „Stellt man uns Socialisten außerhalb des Gesetzes, so arbeiten wir im Dunkeln; behagt das nicht mehr, so machen wir aus unserer heutigen Organisation eine collectivistische Arbeiterpartei und schreiten sofort zur socialistischen Revolution...; wenn die Internationale Gerechtigkeit schaffen will und das Gesetz dem entgegensteht, so steht die Internationale über dem Gesetz. Die Arbeiter haben ein undiscutirbares Recht, ihre Organisation zu gutem Ende zu führen... Sie werden ihr Ziel erreichen mit dem Gesetz oder gegen das Gesetz." [2]

Die hier angeführten Zeugnisse sind fast ausschließlich den gemäßigtsten socialistischen Kreisen entnommen. Denn daß die Nihilisten und Anarchisten, die Anhänger Mosts und Hasselmanns, sowie die überwiegende Mehrheit der französischen Socialisten offen die Revolution predigen und ihr Vertrauen auf den Dynamit und das Petroleum setzen, dürfen wir als bekannt annehmen.

Es unterliegt deßhalb wohl keinem Zweifel, daß die große sociale Revolution nicht, wie Lassalle meinte, „in voller Gesetzlichkeit und mit allen Segnungen des Friedens" eintreten, sondern „unter allen Convulsionen der Gewalt, mit wildwehendem Lockenhaar, erzene Sandalen an ihren Sohlen", hereinbrechen wird. Mit Recht sieht man die Putsche und partiellen Revolutionen, wie sie Paris, Madrid und Carthagena schon erlebt, nur als „kleine Scharmützel" an, durch welche die socialistischen Truppen „im Feuer einexercirt" werden. Daher gesteht denn auch Schäffle selbst: „Die ungemeine Schwierigkeit des Übergangs zum neuen Zu-

---

[1] „Germania", Nr. 207.

[2] Vgl. Jäger, Der moderne Socialismus. 1873. S. 195.

stand macht ihnen (den Socialisten) nicht zu viel Sorge. Sie zählen auf die „expropriirte Masse" der Bevölkerung gegen die „wenigen Expropriateurs", auf die Vollendung des Processes der Zerstörung des Mittelstandes, auf die endliche Unleidentlichkeit des privaten Fortproducirens mit einer durchaus unzufriedenen und alles Autoritätsglaubens ledigen Bevölkerung" (Quintessenz S. 18). Das kann denn doch nichts Anderes heißen, als: die Socialisten zählen auf eine gewaltsame Erhebung der Volksmassen oder auf die Revolution.

Aus der letztgenannten Bemerkung Schäffle's geht klar hervor, welchen Vorschub diejenigen der Revolution leisten, die durch Ausnahmegesetze den Socialismus zu illegalen Mitteln, zur Arbeit im Dunkeln verurtheilen, und zugleich, anstatt die socialen Mißstände nach Möglichkeit zu beseitigen, systematisch an der Untergrabung des letzten Restes von Glauben im Herzen der Völker arbeiten.

Es mag immerhin einzelne Socialisten geben, die wirklich an eine friedliche Umwälzung der bestehenden Ordnung glauben — ihre Zahl unter den tieferblickenden Führern ist gewiß eine verschwindend kleine —, aber das scheint gewiß, die große Strömung ist revolutionär und dieselbe wird schließlich alle mit der heutigen Ordnung unzufriedenen Elemente mit sich fortreißen zum blutigen Strauß; der schließliche Verlauf wird sich eben nicht nach diesem oder jenem einzelnen Individuum richten, sondern dorthin sich wenden, wohin die Entwicklung unserer Productionsverhältnisse, die Zunahme des gottentfremdeten, jedes Glaubens baren und mit der Gesellschaft zerfallenen Proletariates drängt. Es wäre thöricht, zu wähnen, wenige vereinzelte Individuen könnten zur gegebenen Stunde dem Strome Einhalt gebieten oder denselben in friedliche Bahnen lenken. Ein einzelnes Individuum genügt, einen großen Brand anzufachen, ihn zu löschen vermag es nicht.

Gewiß nicht ohne Grund konnte deßhalb Papst Leo XIII. in seinem schon genannten Rundschreiben von den Socialisten im Allgemeinen behaupten: „Um desto schneller zu ihrem Ziele zu gelangen, haben sie schon mehrmals ihre Waffen gegen die Regenten erhoben, damit sie dann nach Beseitigung derjenigen, deren Autorität und Gewalt sie fürchten, um so ungescheuter jeder Frevelthat fröhnen, die menschliche Gesellschaft in Verwirrung bringen und mit Raub und Mord erfüllen könnten."

Daß endlich, wie der Geschichtschreiber des Emancipationskampfes des vierten Standes sich ausdrückt, „schließlich Allen (Socialisten) alle

Mittel recht" sind [1], sie somit auch die Revolution nicht verschmähen, geht aus der noch vielfach unter ihnen herrschenden Unklarheit über die anzustrebenden Ziele und die dazu nothwendigen Mittel hervor. Abschaffung der Klassenherrschaft, Gemeineigenthum der Productionsmittel und öffentliche Organisation der Arbeit, das ist so ziemlich Alles, was man mit voller Bestimmtheit als das gemeinsame Ziel aller heutigen Socialisten bezeichnen kann. Ob aber dieses Ziel erreichbar und wie die neue Gesellschaft einzurichten sei, darüber herrscht im socialistischen Lager Dunkel und Uneinigkeit und zwar selbst bei den zielbewußtesten Führern. Hierin ist ein Hauptgrund zu suchen, warum die Klügsten unter ihnen auch die Sparsamsten sind mit Vorschlägen und Andeutungen über die Ordnung der zukünftigen Gesellschaft. Die starke Seite des Socialismus liegt im Niederreißen und Umstürzen. Die oberste Triebfeder der socialistischen Massen ist das Gefühl ihrer elenden und gedrückten Lage; hieraus ergibt sich für sie als Schlußfolgerung: die gegenwärtige ungerechte Ordnung muß auf irgend eine Weise abgeschafft werden, damit die Arbeit ihren vollen Ertrag erhalte. Freilich wollen wir den socialistischen Arbeitern keinen besondern Vorwurf aus dieser Unklarheit über ihre Ziele machen. Dieselbe hat ihren Grund in der Natur der Sache. Gesteht doch Schäffle selbst: „Ob das neue (socialistische) Princip realisirbar ist oder werden kann, vermag jetzt wohl Niemand mit Sicherheit zu sagen." [2]

Wie sollte es nun aber, so fragen wir, nicht das Merkmal einer vollständig antisocialen und revolutionären Gesinnung und Bewegung sein, die gesammte Gesellschaft durch alle möglichen Mittel einer geheimen und öffentlichen, erlaubten und unerlaubten Agitation einem Ziele zutreiben zu wollen, von dem man zum mindesten noch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob es sich überhaupt realisiren lasse oder nicht, und ob es nicht vielleicht gleichbedeutend sei mit dem gänzlichen Zusammensturz aller gesellschaftlichen Ordnung? Täusche man sich nur nicht. Trotz aller frommen Betheuerungen einiger Gemäßigten ist und bleibt die revolutionäre Marseillaise, mit deren Absingung der letzte socialdemokratische Congreß in der Schweiz seine Sitzungen schloß, die Nationalhymne des Socialismus.

Victor Cathrein S. J.

---

[1] Emancipationskampf. Bd. I. S. 9.

[2] Quintessenz, S. 69.

Recensionen.

Tractatus de Poenitentia, quem in Collegio Romano Soc. Jesu tradidit *Dominicus Palmieri.* gr. 8⁰. p. 494. Romae, ex typographia polyglotta S. C. de propaganda Fide, 1879.

Obiges Werk ist, wie der Titel sagt, aus den vom Verfasser im römischen Colleg gehaltenen Vorträgen entstanden, die er, um einige Abhandlungen vermehrt, hiermit in die Öffentlichkeit gibt. Wie er selbst im Vorwort bemerkt, ist er in der Anordnung des Stoffes dem hl. Thomas gefolgt. Er will seinen Lesern die dogmatische Lehre von der Buße vollständig bieten. „Reperiet heic lector quaestiones omnes, quae agitari solent, tum scholasticas, quibus scilicet intelligentia dogmatis auxiliante ratione aperitur, tum historicas, quae hoc in loco non tam utiles sunt, quam necessariae.“ Daher ist es nicht zu verwundern, daß der Tractat zu einem verhältnißmäßig starken Bande herangewachsen ist. Wenn sich so das Werk empfiehlt durch Reichhaltigkeit des Materials, so beruht dennoch vor Allem der Vorzug desselben auf der Gründlichkeit, womit die einzelnen Fragen behandelt werden. Mit correcter Darlegung des Dogma verbindet P. Palmieri eine gediegene Begründung und Erklärung desselben. In der Beweisführung werden die einzelnen Argumente sorgfältig erwogen, allseitig entwickelt und mit großer Gewandtheit gegen jede Einrede sichergestellt. Scharfe Begriffsbestimmung, genaue Darlegung des Kernpunktes der Frage, Beleuchtung der zu erörternden Lehre durch andere Wahrheiten, mit denen sie in Berührung steht, erleichtern nicht wenig das Verständniß. Als ein tüchtiger Kenner der Theologie der Vorzeit versteht es der Verfasser, die von den Gegnern mißdeuteten alten Lehren mit dem in späterer Zeit deutlicher ausgesprochenen Dogma der Kirche in Einklang zu bringen. Die Sprache ist correct, die Darstellung einfach, könnte aber, wie uns scheint, hie und da etwas knapper und gedrängter gehalten sein.

Nachdem wir dieses allgemeine Urtheil vorangestellt haben, sei es uns gestattet, dem Leser den Inhalt des Werkes der Hauptsache nach kurz vorzuführen.

Der ganze Tractat zerfällt in zwei, dem Umfange nach freilich ungleichmäßige Theile, wovon der erste (S. 1—44) von der Tugend der Buße, der andere (S. 45—442) von dem Sacrament der Buße handelt. Als Appendix wird die dogmatische Lehre vom Ablaß beigefügt (S. 443—485).

Der erste Theil über die Tugend der Buße beginnt mit der Widerlegung der irrigen Ansicht Luthers, nach der bekanntlich das Wesen der Buße in der bloßen Lebensänderung bestehen soll. Dieser sinnlosen Lehre gegenüber wird aus der Schrift und der Natur der Sache nachgewiesen, daß zur Buße wesentlich der Abscheu und Reueschmerz über die begangenen Sünden gehört, der als Princip den Vorsatz der Lebensbesserung in sich schließt (thes. 1). Sodann folgt die scholastische Erklärung des Wesens der Buße. Zuerst wird nach dem Vorgange des hl. Thomas (III. q. 65. a. 1) bewiesen, daß die Buße, insofern sie im Willen ihren Sitz hat, eine Tugend ist (thes. 2). Wenn auch diese Aufstellung kaum eines Beweises bedarf, so tragen doch die Erläuterungen, wodurch P. Palmieri den bezüglichen Artikel des heiligen Lehrers commentirt, viel dazu bei, in das Verständniß des Begriffes der Buße einzuführen. Aber was für eine Tugend ist die Buße? Gibt es auch eine specielle, von den übrigen Tugenden unterschiedene Tugend der Buße, oder gehören ihre Acte verschiedenen anderen Tugenden an nach Verschiedenheit des formalen Beweggrundes, der diese Acte bestimmt? Das ist die Hauptfrage, welche hier von den Scholastikern behandelt zu werden pflegt, und welche über das Wesen der Buße viel Licht verbreitet. Nach Darlegung der verschiedenen theologischen Ansichten werden zur Lösung dieser Frage folgende Sätze aufgestellt: 1) Es kann nicht geläugnet werden, daß es eine Tugend gibt, welche aus einem allgemeinen Motiv allein alle Sünden verabscheuen kann, d. h. die Buße verlangt nicht, daß der Sünder ebenso viele Acte des Abscheues über die begangenen Sünden erweckt, als es specifisch verschiedene Tugenden gibt, gegen welche er sich versündigt hat, sondern es gibt Tugenden, deren formales Motiv sich auf alle Sünden erstreckt und daher Acte der Buße bestimmen kann, welche alle begangenen Sünden umfassen (thes. 3). — 2) Die Buße, welche nach katholischer Lehre zum Heile gereicht, muß nicht gerade der Act einer bestimmten Tugend sein, sondern es können aus Motiven verschiedener Tugenden, die nicht formell die Tugend der Buße sind, die heilsamen Bußacte des Abscheues und Reueschmerzes über die Sünde erweckt werden. Dahin gehören besonders jene Tugenden, welche wegen der Allgemeinheit ihres Motivs mit jeder Sünde im Gegensatz stehen, als: die Tugend der Gottesliebe, des Gehorsams, der Gottesverehrung u. s. w. (thes. 4). — 3) Gleichwohl gibt es ein specielles Motiv, hergenommen aus der innersten Natur der Sünde, welches die besondere Tugend der Buße formell in ihrer Eigenart und Verschiedenheit von allen übrigen Tugenden bestimmt. „Peccatum, ut offensa Dei est, expiandum per actus quoque, quoad eius fieri potest, ipsius poenitentis, potest esse obiectum poenitentiae formalis. Poenitentia autem huiusmodi est virtus specialis" (thes. 5). Als pars potestativa gehört freilich diese Tugend zur Cardinal-Tugend der Gerechtigkeit.

Nachdem der Verfasser auf diese Weise die Tugend der Buße nach ihrem formalen Beweggrunde genau entwickelt und bestimmt hat, beschäftigt er sich in der folgenden These mit dem Material-Object der Buße, insofern sie sowohl durch actus fugae als durch actus prosecutionis sich bethätigt. Zugleich werden die einzelnen Acte dieser Tugend, besonders die actus eliciti, begrifflich genau erklärt, woraus sich ergibt, daß der eigentliche Sitz dieser Tugend der Wille des Menschen ist (thes. 6). Endlich wird eingehend auseinandergesetzt, daß und inwiefern die Buße zur Vergebung der Sünden nothwendig ist (thes. 7).

So weit der erste Theil über die Tugend der Buße. P. Palmieri betitelt ihn: De poenitentiae virtute secundum se, um dadurch anzuzeigen, daß er über die Acte der Buße, insofern sie als Bestandtheil zum Sacrament gehören, hier nicht zu handeln gedenkt.

Der Hauptvorzug der Abhandlung von der Buße beruht nach unserer Ansicht darauf, daß der Verfasser die entsprechende Lehre des hl. Thomas zu Grunde legt, zu der seine Ausführungen wie ein erläuternder Commentar erscheinen. Wer diesen Commentar liest, kann nicht umhin, den Scharfblick des englischen Lehrers zu bewundern, mit dem er wie in anderen speculativen Fragen, so auch hier das Rechte zu treffen verstand.

Der zweite Theil von der Buße als Sacrament verbreitet sich in vier Kapiteln ausführlich über die ganze dogmatische Lehre. Das erste Kapitel handelt de potestate a Christo facta remittendi fidelibus peccata. Belehrend ist die Art und Weise, wie P. Palmieri aus den bekannten Schrifttexten das Dogma beweist (thes. 8). Da zugleich mit der Realität dieser Gewalt deren unumschränkte Ausdehnung auf alle nach der Taufe begangenen Sünden dargethan wird, so folgt eine eingehende Exegese jener Schrifttexte, welche schon von den Novatianern gegen die kirchliche Lehre vorgebracht wurden (Matth. 12, 31. 32. I. Joann. 5, 16. Hebr. 6, 4; 10, 26).

Die folgende These hat einen historischen Charakter, indem sie die Praxis der Kirche bezüglich der Schlüsselgewalt zum Gegenstand hat. Zuerst wird gezeigt, daß die Kirche diese Gewalt, welche sie von jeher geübt, von der Sündenvergebung nicht bloß in ihrem Forum oder in foro externo, sondern auch in foro divino oder interno verstand. Dieser Zweck macht es nothwendig, über die kirchliche Bußdisciplin einige Bemerkungen zu machen. Daher findet der Leser hier die Unterscheidung zwischen poenitentia publica, canonica, sollemnis, den Ursprung und die Bedeutung der sogen. libri poenitentiales u. dgl. — Aber lehrt nicht die Geschichte der Bußdisciplin, daß die alte Kirche gewisse Sünden von ihrer Schlüsselgewalt ganz und gar ausschloß? Bis in die neueste Zeit waren auch katholische Gelehrte der Ansicht, daß die Kirche in den ersten Jahrhunderten in der That gewissen Sünden auf immer die Lossprechung verweigert habe. Obwohl sie der Kirche die Gewalt selbst nicht absprechen, meinen sie dennoch, daß dieselbe in der Übung dieser Gewalt aus Gründen der Disciplin einem solchen Rigorismus gehuldigt habe. Wir rechnen es P. Palmieri zum Ruhme an, daß er es sich zur Aufgabe gemacht hat, diese Ansicht, welche zur späteren kirchlichen Praxis durchaus contrastirt und mit dem Geiste der Kirche kaum vereinbar ist, gründlich zu widerlegen. Mit vieler Erudition weist er nach, daß, wenn auch diese Strenge vorübergehend in einzelnen Sprengeln Eingang fand, sie doch niemals die Praxis der Gesammtkirche oder der römischen Kirche gewesen ist. Daher unternimmt er es, im Einzelnen folgende Sätze zu begründen: a) Probamus primo, nunquam Ecclesiam negasse veniam peccatoribus in exitu vitae, eo quod distulerant usque ad mortem poenitere. b) Nulli flagitio Ecclesia veniam unquam negavit. c) Relapsis in crimina post sollemnem poenitentiam non negabatur ab Ecclesia venia. d) Neque clericis peccantibus negata fuit ab Ecclesia remissio peccatorum (thes. 9).

Der Schlüsselgewalt der Kirche, vermöge deren sie kraft der Worte Christi nicht bloß lösen, sondern auch binden, nicht bloß die Sünden vergeben, sondern dieselben auch beibehalten kann, entspricht von Seite der Gläubigen

die absolute Nothwendigkeit, sich dieser Gewalt zu unterwerfen, wenn sie Verzeihung ihrer nach der Taufe begangenen Sünden erlangen wollen (thes. 10). Mit großem Geschicke wird diese Wahrheit aus den Worten Christi und der Lehre und Praxis der alten Kirche dargethan und gegen alle Einwürfe vertheidigt. Weiterhin wird dann gezeigt, daß diese Nothwendigkeit nicht bloß als eine necessitas praecepti, sondern auch als eine necessitas medii aufzufassen ist, zu welchem Zwecke eine gründliche Erklärung dieser doppelten Nothwendigkeit vorausgeschickt und zugleich auseinandergesetzt wird, wie die Lehre der Kirche von der rechtfertigenden Kraft der vollkommenen Reue außer dem Sacrament mit dieser Nothwendigkeit des Bußsacramentes nicht im Widerspruch steht.

Aus der Natur der von Christus der Kirche verliehenen Gewalt, die sich in doppelter Weise bethätigt, nämlich durch Vergeben und Beibehalten der Sünde, durch Lossprechen des Schuldigen und Nicht-Lossprechen, und aus der Nothwendigkeit für den Sünder, sich dieser Gewalt zu unterwerfen, folgert dann P. Palmieri mit Recht, daß diese Gewalt eine richterliche ist — eine Wahrheit, welche die Eigenart des Bußsacramentes bestimmt und für den Tractat von diesem Sacramente grundlegend ist. Freilich waltet zwischen dem Richter in diesem forum internum und dem Richter im forum externum ein großer Unterschied ob (thes. 11).

Das zweite Kapitel handelt von der Art und Weise, wie die Schlüsselgewalt zur Vergebung der Sünden ausgeübt wird. Der äußere sinnfällige Ritus, in welchem dieselbe zur Ausübung kommt, besteht in den Worten: „Ego te absolvo a peccatis tuis", deren directe und indirecte Bedeutung eingehend dargelegt wird (thes. 12). Daran schließt sich als parergon die theologische Controverse, ob auch die deprecative Absolutionsformel Giltigkeit hat. Nach genauer Darlegung des Fragepunktes werden die Gründe für und gegen reiflich erwogen; indeß läßt P. Palmieri die Frage unentschieden, obgleich, wie er sagt, die bejahende Ansicht ihm die wahrscheinlichere zu sein scheint. — Zur Giltigkeit der Absolution wird erfordert, daß der Pönitent anwesend sei (thes. 13). — Hinsichtlich der controversen Frage über die innere Constitution des Bußsacramentes, ob nämlich auch die Acte von Seite des Pönitenten zum Wesen desselben gehören, begnügt sich der Verfasser damit, beiden entgegengesetzten Meinungen Probabilität zuzuerkennen. Gleichwohl findet der Leser alles auf diese Controverse Bezügliche hier ausführlich zusammengestellt (thes. 14). — In der Untersuchung über das Subject der Lossprechungsgewalt oder über den Verwalter des Bußsacramentes wird speciell die Ansicht von Morinus und Martène entschieden bekämpft, als ob in der alten Kirche auch die Diakone im Falle der Noth die sacramentale Lossprechung hätten ertheilen können (thes. 15). — Die folgende These über die Nothwendigkeit der potestas iurisdictionis außer der potestas ordinis zur giltigen Absolution enthält vortreffliche Bemerkungen über das Wesen und die Verschiedenheit beider Gewalten (thes. 16). — Wie die Jurisdictionsgewalt von den kirchlichen Obern verliehen wird, so können diese dieselbe auch in beschränkter Weise ertheilen; daher das ius reservationis casuum (thes. 17).

Das dritte Kapitel über die Wirkungen der Buße gibt wiederum einen gediegenen Commentar zu der Lehre des hl. Thomas, wie sie in den Quästionen 86—89 des dritten Theiles der Summa enthalten ist. Insbesondere wird der Vergebung der

läßlichen Sünde eine ausführliche Abhandlung gewidmet. Die Vergebung der Sünde ist eine absolute, so zwar, daß die einmal nachgelassenen Sünden bei dem Rückfalle in dieselben nicht wieder zurückkehren, während mit der Rechtfertigung das Wiederaufleben der früheren Verdienste und der heiligmachenden Gnade verbunden ist (thes. 18. 19). Zu unserer Genugthuung vertritt P. Palmieri in letzterer Frage die wohlbegründete Ansicht des P. Suarez und vieler anderer Theologen, daß die Rechtfertigung in Bezug auf diese Wirkung bloß als conditio sine qua non oder als removens prohibens sich verhält, weßhalb jede Rechtfertigung die völlige Wiederherstellung aller Verdienste und der habituellen Gnade sofort zur Folge hat.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich in drei Artikeln eingehend (S. 214—442) mit den Acten des Pönitenten, die zum Sacrament der Buße erfordert werden. Mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit ist in dem ersten Artikel die Lehre von der Reue bearbeitet. Nachdem der Verfasser im ersten Paragraphen, von der Reue im Allgemeinen handelnd, den Begriff der Reue, wie ihn das Concil von Trient aufstellt, genau erörtert und deren Eintheilung in vollkommene und unvollkommene Reue begründet hat (thes. 20. 21), folgt im zweiten Paragraphen die Lehre von der Wirksamkeit der vollkommenen Reue. Da aber die vollkommene Reue auf der vollkommenen Liebe der Freundschaft beruht, so ist es wohl am Platze, wenn P. Palmieri zum Behufe besseren Verständnisses hier in einer besonderen Abhandlung den Begriff der Liebe entwickelt und speciell das Wesen der Freundschaftsliebe auseinandersetzt. Natürlich wird die Möglichkeit und Wirklichkeit dieser Freundschaftsliebe gegen Bolgeni in Schutz genommen (thes. 22). Eine Reue nun, welche aus einer solchen vollkommenen Liebe Gottes über Alles hervorgeht, verleiht nach katholischer Lehre auch vor dem Empfang des Sacramentes die Rechtfertigung (thes. 23). Diese Wirkung der Reue ist aber nicht bedingt durch einen bestimmten Grad der Intensität oder eine bestimmte Dauer des Actes, sondern jede Reue, wenn sie nur durch das Motiv der Liebe vollkommen und der Hochschätzung nach über Alles groß ist, bewirkt die Aussöhnung des Menschen mit Gott, und zwar immer, nicht bloß in articulo mortis und in casu necessitatis, wenn das Sacrament nicht empfangen werden kann, oder im Falle des Martyriums (thes. 24).

Besonders beachtenswerth ist die ausführliche Abhandlung über die attritio. In der berühmten Controverse, welche hier zur Erörterung kommt, steht P. Palmieri durchaus auf Seite der sogen. Attritionisten, welche behaupten, daß auch die Reue aus bloßer Furcht vor der Strafe ohne jeglichen formellen Act der Liebe Gottes den Sünder geeignet macht, im Sacramente Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Nach genauer Darlegung des Fragepunktes und der verschiedenen Ansichten, welche hier zu besprechen sind, wird zuerst bewiesen, daß die Meinung derjenigen, welche zum Empfange des Bußsacramentes die vollkommene Reue verlangen, d. h. eine Reue, welche aus vollkommener Liebe Gottes über Alles hervorgeht, mit der dem Sacramente eigenen Wirksamkeit, die ihm kraft göttlicher Einsetzung zukommt, unvereinbar ist (thes. 25). Da aber die Vertreter jener Meinung sich brüsten, die Lehre der alten Scholastik zu vertheidigen, so unternimmt es P. Palmieri, durch eine synoptische Zusammenstellung der Ansichten der alten Lehrer zu zeigen, was von dieser Berufung zu halten ist (thes. 26). Sodann wird die sittliche Güte der Furcht vor der Hölle und der Reue aus bloßer Furcht vor der Hölle gegen die Angriffe der Lutheraner und Jansenisten vertheidigt. Eine solche Reue ist nicht bloß nicht tadelnswerth, sie ist auch ein Geschenk Gottes und vermag den Willen, zu sündigen, positiv auszuschließen (thes. 27. 28). Auch die Argumente jener Theologen, welche im Kampfe gegen die Attritionisten diese Reue als unsittlich oder als unwirksam verschreien, um den Willen von der Sünde

abzuwenden, finden hier die gebührende Abfertigung. Wenn sich diese Theologen auf den hl. Augustinus und sogar auf den hl. Thomas berufen, so ist die beste Widerlegung eine gediegene Auseinandersetzung der angezogenen Aussprüche dieser heiligen Lehrer (thes. 29). Nunmehr fixirt P. Palmieri seine Ansicht über die Zulänglichkeit der attritio, indem er folgende These aufstellt: „Attritio ex metu gehennae concepta voluntatem peccandi excludens cum spe veniae, quod attinet ad dolorem in Sacramento Poenitentiae necessarium, est dispositio proxima et sufficiens ad iustificationem in eodem Sacramento obtinendam: quod ex analysi instituta cap. 4. sess. XIV. Tridentini certitudine theologica colligi potest. Neque ullo pacto huic doctrinae refragatur, quod eadem Synodus docet sess. VI. cap. 6 (thes. 30). Die eingehende Widerlegung der gegnerischerseits aus der heiligen Schrift, aus der Lehre des hl. Augustinus und des hl. Thomas und aus der Natur der Sache hergenommenen Schwierigkeiten ist zugleich eine Bekräftigung der vorgetragenen Lehre (thes. 31). — Wenngleich der Verfasser in dieser Controverse über die attritio hauptsächlich jene Gegner im Auge hat, welche eine Reue aus vollkommener Liebe, die über Alles geht, zum Bußsacrament erfordern, so ist doch, wie er in einem Corollarium bemerkt, durch die bisherige Untersuchung auch die Ansicht des Cardinals Pallavicini widerlegt, der bekanntlich den amor initialis, den Anfang einer wohlwollenden Liebe verlangt, damit die attritio als Disposition zur Rechtfertigung im Sacrament genüge. Freilich in einem gewissen Sinne ist auch in der Reue aus Furcht vor der Strafe die Liebe enthalten, und man kann sie auch in einem gewissen Sinne ein initium amoris nennen, wie P. Palmieri im Verlaufe der Untersuchung zu bemerken Gelegenheit hatte. Zum Schlusse wird die vorgetragene Ansicht noch gegen den Vorwurf der Neuheit vertheidigt, indem gezeigt wird, daß diese sententia communis der nachtridentinischen Theologen auch schon vor dem Tridentinum gelehrt wurde (thes. 32).

Als parergon wird dann noch der Abhandlung über die Reue die doppelte Frage beigefügt, ob zum Empfange des Sacramentes eine bloß vermeintliche, nicht wirkliche attritio hinreiche, und ob es ein sacramentum poenitentiae informe geben könne. Die Antwort auf beide Fragen lautet verneinend.

In dem zweiten Artikel über die Beicht wird vor Allem deren göttliche Einsetzung aus den Quellen der Offenbarung dargethan (thes. 33). Recht belehrend ist die Art und Weise, wie P. Palmieri auf dem vom Tridentinum vorgezeigten Wege das Dogma aus den Worten Christi bei Joh. 20 entwickelt. Dann werden die Einwürfe gegen das Dogma durchaus überzeugend widerlegt (thes. 34). Endlich wird an der Hand der Tradition und Geschichte die Berechtigung der Ohrenbeicht kraft göttlicher Institution, sowie deren stete Übung in der Kirche nachgewiesen.

Der dritte Artikel über die Genugthuung verbreitet sich in fünf Thesen in einer Weise, die allen Ansprüchen einer gründlichen dogmatischen Untersuchung gerecht wird, über alle Fragen, welche hier gewöhnlich zur Behandlung kommen.

Die Lehre über die Ablässe will P. Palmieri als Anhang nur kurz behandeln. Gleichwohl gibt es kaum eine dogmatische Frage, die hier nicht ihre allseitige Behandlung oder wenigstens Berücksichtigung gefunden hat. Um nur auf einige Einzelnheiten hinzuweisen, heben wir besonders hervor, daß der Verfasser, um das Alter der kirchlichen Praxis zu begründen, das aus den

Ablässen der römischen Stationen entnommene Argument, welches schon die alten Scholastiker gebrauchen, gegen Morinus wieder zur Geltung bringt; daß er ebenfalls den Absolutions-Ritus in coena Domina, wie ihn die Pönitential-Bücher überliefern, sowie die Martyrer-Scheine für eine Form des Ablasses hält, und überhaupt die Momente aus der alten Bußdisciplin gut verwerthet, welche den Gebrauch des Ablasses anzudeuten scheinen. Mit Recht wird das Dogma auch aus den Worten Christi (Matth. 16, 18) bewiesen, welche, vorausgesetzt, daß sie die Gewalt der Sündenvergebung einschließen, in ihrer Allgemeinheit auch die Vollmacht der Nachlassung der zeitlichen Sündenstrafen durch den Ablaß enthalten. Ungern vermissen wir aber das Argument aus 2 Kor. 2, 6—12 (vgl. 1 Kor. 5), da nach unserer Meinung sich aus diesem Text ein vollgiltiges Argument für die Wahrheit des Ablasses herstellen läßt. (Siehe Estius in h. l.) — Jn etwa neu ist die Art und Weise, wie P. Palmieri die Zuwendung der Abläße an die Verstorbenen erklärt. Bekanntlich begegnet man hier der Schwierigkeit, wie diese Zuwendung möglich ist, da doch die Ablaßertheilung ein Act der Schlüsselgewalt ist, welcher die Verstorbenen nicht mehr unterworfen sind. Jn der That hält Cardinal de Lugo (de Poenit. disp. 27. sect. 5) gegen Suarez (de Poenit. disp. 53. sect. 2) daran fest, daß auch der Ablaß für die Verstorbenen ein Ausfluß der Jurisdictions-Gewalt sei, behauptet aber, daß der Act dieser Jurisdiction sich zunächst nur auf die Lebenden erstreckt, durch deren Vermittlung die Kirche den Verstorbenen den Schatz der Verdienste Christi und der Heiligen zuwendet. Dieses vorausgesetzt, meint nun der Cardinal, daß obige Schwierigkeit beseitigt werde, wenn man sage, der Papst erhebe kraft seiner Vollmacht über den Kirchenschatz das gute Werk des Lebenden zu einem größeren Genugthuungswerthe, so daß dieses nunmehr nicht bloß satisfactorisch sei ex opere operantis, sondern auch ex opere operato, wenn es für die Verstorbenen aufgeopfert werde. P. Palmieri schlägt die einfache Lösung vor, daß der Lebende, wie er seine eigenen Genugthuungen auf Andere und auch auf die Verstorbenen übertragen kann, so durch die Jurisdictions-Gewalt der Kirche befähigt werde, den Ablaß, welchen er selbst gewinnt, den Verstorbenen zuzuwenden. Nur ist diese Gewinnung des Ablasses nicht formell als Nachlaß der Strafe aufzufassen, vielmehr gewinnt der Lebende den Ablaß bloß active oder meritorie, insofern er das vorgeschriebene Werk setzt, woran die Übertragung des Nachlasses der Strafe an die Verstorbenen geknüpft ist (S. 480).

Zum Schlusse wiederholen wir unser Urtheil, daß der Verfasser mit diesem Tractate der Theologie ein Werk von hohem wissenschaftlichem Werthe geschenkt hat. Wir hätten gewünscht, daß zur leichteren Orientirung über den reichen Inhalt dem Buche ein sorgfältig ausgearbeiteter sachlicher Index beigegeben wäre.

Joh. B. Sasse S. J.

Kurzgefaßter Commentar zu den vier heiligen Evangelien, zum Gebrauche für Theologie-Studirende. Von Dr. **Franz Xaver Pölzl**, o. ö. Professor der Theologie an der k. k. Universität zu Graz.

Erster Band: Kurzgefaßter Commentar zum Evangelium des heiligen Matthäus, mit Ausschluß der Leidensgeschichte. 8⁰. VIII u. 320 S. Graz 1880. Preis: *M.* 4.50.

Der zweite Band dieses auf vier Bände berechneten Commentars wird die Evangelien nach Markus und Lukas, der dritte das Evangelium Johannis, der vierte die Leidensgeschichte nach den vier Evangelien behandeln. Der Verfasser zeigt sich auf exegetischem Gebiete wohlbewandert, nüchtern und solid in der Auslegung, sorgfältig in Benützung der einschlägigen Literatur — jedoch, wie wir zu unserem Bedauern wahrzunehmen glaubten, mit Ausnahme der so hervorragenden Leistungen Dr. J. Grimms. Zweck und Anlage seiner Arbeit spricht er selbst im Vorworte folgendermaßen aus: „Die Arbeit ist zunächst nur für Theologie-Studirende bestimmt; sie soll eine Nachhilfe für die Vorlesungen im Collegium bieten, in das richtige Verständniß der heiligen Schrift einführen, zugleich aber zu tiefer eindringendem Schriftstudium Anregung geben. Diesem Zwecke gemäß ist die Exegese durchgehends kurz gefaßt, sind dort, wo verschiedene Erklärungsversuche einzelner Stellen vorliegen, nur selten mehrere davon namhaft gemacht worden, weil ich es vorzog, die Ergänzung dem mündlichen Vortrage zu überlassen.“ Hiermit gibt sich der Commentar als eine zunächst, wenn wir so sagen dürfen, auf einen engeren, häuslichen Kreis berechnete Arbeit zu erkennen. Der Verfasser hat, namentlich was Auswahl und Begrenzung des Stoffes angeht, durchaus freie Hand, er mag walten nach eigenem Ermessen und nach Maßgabe der concreten Verhältnisse, in denen er wirkt und lehrt, und hat im Grunde der fernstehende Leser kein Recht, zu fragen und zu klagen: „Warum dieses, und warum nicht jenes?“ Nichtsdestoweniger wird uns der gelehrte Verfasser gestatten, den Wunsch auszusprechen, daß bei einzelnen nicht unwichtigen Stellen denn doch mehr als eine einzige Erklärung erwähnt worden wäre, zumal in Fällen, wo die von ihm befürwortete Erklärung eine weniger gangbare ist; ferner, daß mehr auf Anlage und Structur unseres Evangeliums eingegangen wäre. Sollte aber hierdurch zu sehr die „kurze Fassung“ des Commentars beeinträchtigt worden sein, so hätte allenfalls Anderes, z. B. die topographischen Erörterungen, eine Einschränkung erfahren können.

Selbstverständlich behält der Commentar, dieser Ausstellungen unerachtet, seinen bleibenden Werth und wird namentlich, wo es um raschere Orientirung in dunkeln Schriftstellen, um sofortige Beibringung einer haltbaren, durchsichtigen Auslegung schwieriger Texte zu thun ist, erwünschte Dienste leisten.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Studien über das Glück in der Ehe. Von **Eugen v. Mannesherz.** 8⁰. VIII u. 164 S. München, Cäsar Fritsch.

An diesem Buche mißfällt uns durchaus das Doppelmotto, dessen völlig heidnischer und protestantischer Inhalt nothwendig ein schlechtes Licht auf die nachfolgenden Blätter werfen muß. Es wäre daher besser, ebensowohl als eine Minnesängercitation (S. 18), im Interesse des Buches und mancher Leser

fortgeblieben. — Der Gegenstand der vorliegenden Studien war selbstredend kein leichter, ja für die heutige Frivolität und Verkommenheit enthält schon der bloße Titel ein Paradoxon, wo nicht eine Lüge. Und doch müssen wir dem Verfasser wieder Recht geben, wenn er glaubt, daß sein Thema ebendarum ein zeitgemäßes sei. Unglück in der Ehe ist kein weißer Rabe, Verachtung und Verhöhnung des ehelichen Bandes gehören in gewissen Kreisen zum guten Ton, und manchem lauteren Gemüthe wird durch das ewige Spotten der Muth benommen, seinem Beruf zur Gründung eines neuen Familienherdes zu folgen. Furchtsame Ehecandidaten, frivole Eheverächter, unglückliche Eheleute — ein buntes, schwierig zu behandelndes Publikum. Der Verfasser hat sich aus der Verlegenheit gezogen, indem er sich vorerst nicht gerade auf den höchsten ideellsten Standpunkt stellte, sondern mit Abstraction von möglich Besserem das zunächst anzustrebende Gute im Auge behielt; im Ton sucht er auch möglichst — bei Vermeidung von Leichtfertigkeit — durch eine mehr weltlich geistreiche als philosophisch gründliche Art, in einer mehr satyrisch-komischen als religiös-belehrenden Sprache sich die Aufmerksamkeit und nöthige Autorität zu verschaffen. Nur wenn man das gemischte Auditorium und den einmal gewählten Standpunkt des Autors vor Augen behält, wird man das Werk richtig beurtheilen können. Es könnte sonst leicht bei dem ewigen Hervorheben des Eheglückes und dem Verwerfen des Junggesellenthums der Gedanke sich Luft machen, als habe der Verfasser sein Evangelium von der Vortrefflichkeit und dem Glück der Jungfräulichkeit vergessen. So ist denn wohl das freilich sehr starke deutsche Rechtssprüchwort (S. 33) als eine Hyperbel auch noch allenfalls (?) zulässig, obgleich wir es niemals in einem christlichen Buche ohne Glosse citiren würden.

Doch nun zum Buche selbst. Nach zwei Kapiteln — Geschichtliches und Rechtliches; Philosophisches und Religiöses —, die in ihrer jetzigen Form gar nicht organisch in das eigentliche Thema verwebt sind, kommen wir zur Sache, indem in 25 Nummern die „Plagegeister in der Ehe" vorgeführt, leicht skizzirt, scharf gegeißelt und kurz zur Bekehrung ermahnt werden. Das vierte Kapitel ist wieder bloß eingeschoben, es handelt von der „Ehelosigkeit"; dann aber kommen wir unserem eigentlichen Ziele näher, denn nun werden den 25 Eheteufeln gegenüber ebenso viele Lichtgestalten als „gute Geister in der Ehe" in ihrer ganzen beseligenden Schönheit gezeichnet. Die Behandlungsweise ist durchgehends, wie schon bemerkt wurde, die sententiöse, nicht die ruhig entwickelnde, sondern die spruchhaft behauptende, kurz fragmentarische — der Auctor will „Gedanken erwecken". Gegen diese Art der Behandlung ist gewiß nichts einzuwenden; in unserem wortreichen Säculum, wo man auch ohne Gedanken viel schreiben kann, ist es im Gegentheil eine wahre Wohlthat, eine Festkost des Geistes, wenn man einmal solcher Schreib- und Denkweise begegnet. Wir hätten nur einen Doppelwunsch für eine zweite Auflage: Bei aller anscheinenden Leichtigkeit und Vernachlässigung jeder Methodik müßte doch im Grunde gerade wegen der Knappheit des Rahmens eine sehr streng logische Gliederung des Stoffes obwalten. Und da meinen wir, es könnte bisweilen Einiges gekürzt, Anderes ausgeführt werden. Was soll

z. B. der Exkurs über die deutsche Sprache, der eine halbe Seite einnimmt, und das in einer anderthalbseitigen Abhandlung über das Mißtrauen? Auch könnte bei einzelnen Definitionen der Fehler und Tugenden etwas mehr auf die differentia specifica geachtet werden, was, ohne der Geistreichigkeit zu schaden, zur Klarheit viel beitrüge. Bisweilen scheint es nämlich, als ob in Folge des Mangels an klarer Definition auch die Abhandlung etwas verschwommen wäre. — Unser zweiter Hauptwunsch geht dahin, der Verfasser möge seinen Vorsatz ändern, und diejenigen Sätze, Sentenzen, Bilder, Verse rc., welche er anderen Autoren entlehnt, irgendwie kenntlich machen und an ihren Ursprung zurückweisen. Das mag freilich etwas pedantisch scheinen; allein wir gestehen gerne, daß uns das Gegentheil etwas vornehm plagiarisch anmuthet, zumal bei Prosacitaten, die in den Context verwebt sind. — Aus diesen anscheinend kleinlichen Ausstellungen mag der Verfasser entnehmen, daß wir sein Büchlein als ein durchaus lebensfähiges, höchst interessantes und nützliches begrüßen. Er soll sich die Mühe einer Durchsicht nicht reuen lassen und in einem etwas kleineren Format mit zahlreicheren Alinea's, die schon durch ihren bloßen Anblick das Sententiöse der Behandlungsart ankündigen und zum Betrachten einladen, seiner eventuellen zweiten Auflage auch einen äußerlich stereotypen Charakter geben. Wir empfehlen das Büchlein allen Freunden geistreicher Literatur, sodann als praktisches Hilfsmittel auch allen Seelsorgern, die nicht ohne Nutzen manches schlagende, treffende Wort lesen und manches verwendbare Citat hier aufgezeichnet finden werden.

W. Kreiten S. J.

Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit aus Warburg. Herausgegeben von **Julius Lessing.** 2. Aufl. Gr. Folio. 14 Tafeln in Lichtdruck von Albert Frisch. 12 S. Text. Berlin, Paul Bette, 1879. Preis: *M.* 30; geb. in Leinwand *M.* 40.

Dieses artistisch-interessante Bilderwerk wurde durch die im Juni 1879 zu Münster stattgefundene Ausstellung westphälischer Alterthümer veranlaßt, woselbst die Silberarbeiten Anton Eisenhoits, bis dahin in der Schatzkammer des Schlosses Herbringen verborgen, das lebhafteste Interesse der Künstler, Kunstfreunde und Gelehrten erregten. Wie Herr Lessing nachweist, gehörten diese Kunstwerke wahrscheinlich zu dem Kirchenschatz der Schloßkapelle auf dem Schnellenberge, welche Caspar von Fürstenberg mit großem Aufwand erbaute und für welche dessen Bruder Theodor von Fürstenberg (geb. 1546, zum Bischof von Paderborn erwählt 1585 und als solcher consecrirt 1589) im Jahre 1599 den artistischen Schmuck gestiftet hat. Es sind sechs Stücke[1]: 1. Der aus Silber getriebene Einband eines Pontificale Romanum (Venedig 1582). Die Hauptfigur der Vorderseite ist Aaron im vollen hohenpriesterlichen Schmucke als Symbol des alten Testaments; in den Nischen der Seitenpilaster stehen die vier großen lateinischen Kirchenväter Augustinus, Hierony-

[1] Im Ausstellungs-Catalog Nr. 334. 492. 569. 591. 811. 812.

mus, Ambrosius, Gregorius. Die Hauptfigur der Rückseite ist ein betender Papst, über ihm die Madonna mit dem Kinde, zwischen der architektonischen Einfassung die vier Evangelisten. 2. Der ebenfalls aus Silber getriebene Einband eines auf Pergament gedruckten Kölner Missale's vom Jahre 1494. Das Hauptbild der Vorderseite ist das alttestamentliche Paschamahl, das der Rückseite das letzte Abendmahl — als Ornamentirung dienen auf dem einen die allegorischen Figuren des Frühlings und Sommers, auf dem andern diejenigen des Herbstes und Winters. 3. Ein prachtvolles Crucifix, theils getrieben, theils gegossen aus Silber und vergoldet, an der Vorderseite mit gothischem Maßwerk, an der Rückseite mit Renaissance-Arabesken geschmückt, am Fuße mit getriebener Arbeit von hoher Vollendung[1]. 4. Ein silberner Kelch, dessen Fuß mit sechs Medaillons. 5. Ein aus Silber getriebener Weihwasserkessel, dessen Boden den Durchzug durch's rothe Meer darstellt, die vier Mantelfelder die Taufe Christi, Christus am Jakobsbrunnen, Petrus auf dem Meer, Philippus mit dem Eunuchen. Dazu ein sehr kunstreich gearbeiteter Sprengwedel. 6. Ein Rauchfaß, aus Silber gegossen, der Deckel in reichgegliederter spätgothischer Architektur.

Während in dem Crucifix und dem Rauchfaß gothische Formen mit Ornamentik der Spätrenaissance verbunden sind, mischen sich in den andern Arbeiten Elemente der besten classischen Renaissance mit andern, welche bereits stark den Verfall der Renaissance bekunden. Dem kunstgeschichtlichen Interesse, welches gerade dieser Umstand bietet, gesellt sich noch ein weiteres bei, indem Herr Lessing, dem Entstehen dieser Silberarbeiten nachspürend, manche bisher unbekannte Daten über Anton Eisenhoit zu Tage förderte. Während dieser westphälische Künstler (1554 aus einer alten Familie zu Warburg geboren) bisher nur als Kupferstecher bekannt war, constatiren diese Werke ihn als einen Silberarbeiter ersten Ranges, der um die Jahre 1576—1585 in Rom arbeitete und studirte und in seinen Werken gleichsam zu den letzten Ausläufern der Schule Michel-Angelo's gehört. Herr Lessing gibt (S. 8 und 9) ein Verzeichniß seiner Kupferstiche und zwei Proben, das Bibliothekzeichen für den Fürstbischof Theodor von Fürstenberg und eine Gruppe singender Amoretten (Amor docet musicam).

So werthvoll aber auch die Publication in kunstgeschichtlicher Rücksicht ist, und so sehr sie bei ihrer hohen technischen Vollendung allen Kunstfreunden empfohlen zu werden verdient: können wir sie doch als artistisches Salonswerk und als praktische Vorlage für Kirchenschmuckarbeiten in einer Hinsicht nicht empfehlen. Die Silberarbeiten Eisenhoits gehören eben einer Periode an, in welcher das Studium und die Nachahmung der Antike wohl etwas mehr als gebührlich in die kirchliche Kunst eingedrungen war, und so begegnen wir neben

[1] Wenn Herr Lessing (S. 11) sagt, am Fuße des Crucifixes befänden sich „Inschriften, darunter auf das Kreuz bezügliche Stellen mittelalterlicher Hymnen", so würde das besser specificirt, wenn er sagte: „Darunter die drei Hauptstrophen des mittelalterlichen Kreuz-Hymnus ,Vexilla regis prodeunt' aus dem Passions-Officium."

den ernst-würdigen Hauptdarstellungen allerhand Beiwerk, das zur Bedeutung derselben in schroffem Gegensatze steht und sich höchstens aus dem damaligen Zeitgeschmack erklären läßt. Ohne jenen Zeitgeschmack und seine objective Berechtigung hier einer eingehenderen Kritik unterziehen zu wollen, glauben wir doch, daß es der kirchlichen Kunst und ihrem Zwecke nur förderlich sein kann, wenn die Anwendung des Nackten entweder ganz ausgeschlossen oder wenigstens sehr strenge beschränkt wird. Trotz aller ihrer technischen Vorzüge verdienen Eisenhoits Arbeiten in dieser Hinsicht keine Nachahmung.

B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, oder: Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. Zweite Auflage, in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten begonnen von Joseph Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Franz Kaulen. Erstes Heft. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1880. Preis pro Heft: *M.* 1.

Mit der höchsten Freude zeigen wir unsern Lesern an, daß nun endlich das erste Heft der zweiten Auflage des Kirchenlexikons erschienen ist. Groß sind die Erwartungen, welche auf dieses von den katholischen Theologen unitis viribus in Angriff genommene Werk gesetzt werden; aber die nach Inhalt und Form vortrefflichen Artikel des ersten Heftes zeigen, daß diesen Erwartungen entsprochen werden wird. Wir behalten uns vor, später ausführlich auf das wichtige Werk zurückzukommen.

Kurze Lebensgeschichte der Heiligen Gottes, nebst Unterweisungen für einen gottseligen Wandel. Von Georg Kniep, Pfarrer der Diöcese Hildesheim. 8°. 608 S. Hildesheim, Borgmeyer, 1879. Preis: *M.* 5.

Unverkennbar spricht sich auf jeder Seite dieses Werkchens die Absicht des Verfassers aus, durch die kurze, auf die einzelnen Tage des Jahres vertheilte Lebensgeschichte der Heiligen das religiöse Leben in jeder Beziehung zu fördern. Deßhalb läßt er die zahlreichen Wunder und außerordentlichen Gnadenzustände, wie Entzückung, Sprachengabe u. s. w., meistens unerwähnt und knüpft dagegen an die kurzgefaßte Lebensskizze einen ihr entsprechenden ermunternden oder belehrenden Unterricht aus der Glaubens- und Sittenlehre, so daß die für den Tag bestimmte Lesung durchschnittlich zwei Seiten umfaßt. Dadurch eignet sich das Buch treffend für eine kurze tägliche Lesung sowohl in Erziehungsanstalten als auch in christlichen Familien. — In Doctrin und Ascese schließt sich der Verfasser meistens an die Aussprüche der Heiligen und Kirchenväter an. Wir haben nur den Wunsch, daß diesen Aussprüchen bei einer späteren Auflage die Citate beigefügt würden und daß das Buch unterdessen recht viel zur Förderung des christlichen Lebens beitragen möge. Ein alphabetisches Verzeichniß der Heiligen,

sowie ein Sachregister der in den Unterweisungen besprochenen Gegenstände erleichtert den Gebrauch des Buches.

Vita et regula SS. P. Benedicti una cum expositione regulae a Hildemaro tradita. 8°. XI et 76, XXIX et 74, XV et 659 pag. Ratisbonae, Pustet, 1880. Preis: *M.* 12.

Vorstehende Jubelgabe haben die Benedictiner-Patres von Metten ihrem glorreichen Patriarchen und seiner Schwester Scholastika geweiht, und in der That hätten sie ein schöneres literarisches Geschenk ihm wohl nicht darbringen können. Denn es enthält an erster Stelle die Biographie des Heiligen, welche ein anderer Heiliger, Gregor der Große, im zweiten Buche seiner Dialoge geschrieben hat; an zweiter Stelle dessen Regel, nach den besten Codices herausgegeben; an dritter Stelle eine vortreffliche, bisher noch ungedruckte Erklärung derselben Regel. Jene Biographie edirte P. Mittermüller nach einem auf der Münchener Bibliothek bewahrten Wessobrunner Codex und fügte in den vielen Noten theils Varianten, theils Erklärungen des Textes hinzu. Die allergrößte Sorgfalt verwandte er aber auf Edirung der Regel; fünfzehn der ältesten Codices wurden zu diesem Zwecke mit einander verglichen. Diese mühsame Arbeit lieferte folgende Resultate: 1) Die Abschreiber der Regel sind mit der scrupulösesten Genauigkeit und Treue vorgegangen, so daß man, trotzdem das Autograph des heiligen Vaters verloren gegangen, doch mit genügender Sicherheit den ursprünglichen Text feststellen kann; 2) es existiren zwei Recensionen der Regel, von denen die eine eine Verbesserung der anderen darstellt; 3) beide Recensionen rühren aller Wahrscheinlichkeit nach von dem heiligen Patriarchen selbst her, so daß wir in der zweiten Recension wohl das Autograph besäßen, welches derselbe seinem geliebten Schüler Maurus nach Gallien mitgegeben hat. Übrigens sind mit der ängstlichsten Pünktlichkeit alle Varianten jener fünfzehn Codices angegeben. Thöricht und verkehrt wäre es, etwas zum Lobe dieser Regel hinzuzufügen, die das Angesicht Europa's erneuert und eine ungezählte Schaar echter Culturkämpfer, nämlich Heilige, Kirchenfürsten, Gelehrte, hervorgebracht hat. Die vortreffliche Erklärung der Regel von Hildemar war längst bekannt; sowohl Martène als Mabillon wollten sie herausgeben; doch sind diese berühmten Mauriner nicht dazu gekommen, so viele andere Werke sie auch edirt haben; erst die Jubelfeier von 1880 hat das Erscheinen des Commentars in seiner doppelten Recension veranlaßt. Die kürzere Recension ist unter dem Namen des Paulus Warnefridus von den Mönchen des Klosters Cassino, die längere aber in vorstehendem Werke von P. Mittermüller herausgegeben. Letztere ist sehr umfangreich und umfaßt 635 Seiten. Um unser Urtheil in kurzen Worten zusammenzufassen, so besitzen wir in der Mettener Jubelgabe nicht nur ein hochwichtiges ascetisches, sondern auch ein wissenschaftliches Werk, das allen Anforderungen der neueren Textkritik vollkommen entspricht.

Das Mönchthum und seine Freunde. Ein Büchlein für Verehrer des heiligen Ordensvaters Benedictus und alle Liebhaber seines Ordens. Von einem Benedictiner-Mönche der Beuroner Congregation. 8°. 520 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 2.40.

Wenn auch die eigentlichen dritten Orden, wie z. B. der des hl. Franciscus, erst aus dem 13. Jahrhundert stammen, so gab es doch zu jeder Zeit und überall fromme Christen, die zu den Klöstern in ein bald mehr, bald weniger inniges Ver-

hältniß traten und mitten in der Welt die Gesinnung und Lebensweise der Mönche nachzuahmen strebten. Auch der ehrwürdige Orden des hl. Benedict weist schon früh ähnliche Erscheinungen auf, wozu namentlich die sogen. Oblaten seit dem Ende des elften Jahrhunderts gerechnet werden dürfen. Zweck des vorliegenden Büchleins ist nun nicht, einen dritten Orden des hl. Benedict zu stiften, wohl aber, alle gläubigen Christen in der Übereinstimmung der Gesinnung, in der geistigen Gemeinschaft derselben Grundsätze und Übungen um die Klöster zu schaaren und mit dem Geiste dieser Heimstätten der christlichen Vollkommenheit zu erfüllen. Die äußere Organisation und die Weiterentwicklung dieses Anschlusses will der Verfasser dem Antriebe der göttlichen Gnade und den besonderen örtlichen und persönlichen Verhältnissen überlassen (vgl. S. 109). Seinem Zwecke entsprechend, handelt das Büchlein zuerst von dem Wesen des Anschlusses an den monastischen Orden und den verschiedenen Gestaltungen desselben im Laufe der Geschichte; daran reihen sich praktische Winke sowohl für Priester als Laien, die sich dem Orden des hl. Benedict im Gotteslobe anschließen wollen; endlich folgt eine Reihe schöner und tiefsinniger Erwägungen für die verschiedenen Zeiten und Feste des Kirchenjahres.

Des hl. Anselm von Canterbury zwei Bücher: **Warum Gott Mensch geworden.** Übersetzt und glossirt von Dr. Wilhelm Schenz, Professor der Theologie am kgl. Lyceum in Regensburg. 8°. XIV u. 110 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.20.

Eine deutsche Übertragung der berühmten Anselm'schen Schrift „Cur Deus homo“ ist immerhin eine annehmbare Gabe, zumal wenn sie eine so wohl gelungene ist, wie es von der vorliegenden behauptet werden darf. Mit Recht wurde der Text der Ausgabe von Lämmer der Übersetzung zu Grunde gelegt. In den Glossen wird vorzüglich des hl. Athanasius Schrift De incarnatione angezogen. Die Glossen selbst sind sparsam angebracht, was wir im Allgemeinen gewiß nicht tadeln wollen; nur einzelne, dem hl. Anselm eigenthümliche Punkte der Satisfactions-Theorie hätten unseres Bedünkens etwas besser bedacht werden sollen.

Unser heiliger Vater Papst Leo XIII. in seinem Leben und Wirken. Von P. Benno Kühne O. S. B., Rector der Stiftsschule in Einsiedeln. Mit einem Lichtdruck-Titelbild des Papstes und 60 Holzschnitten. 8°. X u. 256 S. Einsiedeln, Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger, 1880. Preis: *M.* 2.25.

Es ist gewiß eine recht erfreuliche Erscheinung, daß, während die liberalen Regierungen im Bunde mit der Freimaurerei keine Mittel, selbst die der Gewalt und Lüge nicht ausgenommen, unversucht lassen, um die Katholiken von Rom loszureißen, das gegenseitige Band der Einheit und Liebe zwischen Haupt und Gliedern immer enger und fester sich schließt. In der That, wenn wir noch eines Beweises bedürften, wie ungeschwächt die Anhänglichkeit und Liebe der Gläubigen zu Pius IX. auf seinen Nachfolger übergegangen ist und sich täglich mehrt, so wäre er in den zahlreichen Lebensbeschreibungen Leo's XIII. enthalten, welche uns die wenigen Jahre des neuen Pontificates schon gebracht haben. Zwei davon, vielleicht die bedeutendsten, stammen aus deutscher Feder: das Leo-Buch von Dr. de Waal haben wir schon früher (1879, Bd. XVI. S. 222) empfohlen. Auch das vorliegende Buch ist anziehend und frisch geschrieben und von Liebe und Begeisterung für seinen Gegenstand durchhaucht; die Sprache ist einfach und rein; die äußere Ausstattung des Büchleins schön und würdig.

Nur hätten wir den Wunsch, bei einer neuen Herausgabe möchten einige Porträts durch bessere und passendere ersetzt werden. So wird es gewiß manchen Leser nicht befriedigen, Se. Eminenz den Cardinal Hergenröther immer noch als jungen, angehenden Priester dargestellt zu finden.

Das Christenthum und die großen Fragen der Gegenwart auf dem Gebiete des geistigen, sittlichen und socialen Lebens. Apologetisch-philosophische und social-politische Studien von Dr. Albert Stöckl. 8°. II. Band 425 S.; III. Band 443 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1880. Preis zus.: M. 3.50.

Die verdiente Anerkennung, die wir dem ersten Theile des vorliegenden Werkes gezollt, können wir voll und ungetheilt auch auf die zwei weiteren inzwischen erschienenen Bände ausdehnen, die dasselbe zum Abschluß bringen. Um dem Leser annähernd einen Begriff von den interessanten und wichtigen in diesen Studien behandelten Stoffen zu geben, heben wir nur beispielsweise einige Überschriften heraus. So bringt Bd. II, der sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Sittlichkeit und des Rechts bewegt, u. a. folgende Studien: das christlich-ethische und das ethisch-autonomistische Princip; die christliche Demuth und der Hochmuth des modernen Weltgeistes; das christliche Autoritätsprincip und das Princip der Volkssouveränität; Staat, Kirche und Unterrichtsfreiheit. Der dritte Band befaßt sich mit social-politischen und wirthschaftlichen Fragen und bespricht unter Anderem die christliche Weltordnung und die Revolution; den Militarismus in den modernen Staaten; das Eigenthum im Lichte des Naturrechts und des Christenthums; den Socialismus; die Gewerbefreiheit und corporativen Gewerbewesen; den Wucher u. s. w. Keine der wichtigsten und brennendsten Tagesfragen ist übergangen. Der glücklichen Auswahl der Themata entspricht auch, wie es sich bei dem hochw. Verfasser von selbst versteht, die meisterhafte Behandlung, die überall klar und übersichtlich ist und, ohne der nöthigen Gründlichkeit Eintrag zu thun, auch das Schwerste in gemeinverständlicher und ansprechender Weise auseinanderzusetzen versteht. Wir kennen kein anderes Werk populärer Natur, das in gleicher Weise eine allgemein zuverlässige Orientirung in allen wichtigen Tagesfragen vom christlichen Standpunkte ermöglichte, wie das vorliegende. Wahrhaft großartig ist die Idee, die der Leser von der Stellung und Bedeutung des Christenthums auf allen Gebieten des socialen Lebens erhält.

Lehrbuch der katholischen Religion für Obergymnasien. Von Dr. Theodor Dreher, Religionslehrer des kgl. katholischen Gymnasiums zu Sigmaringen. Dritter Theil: Die katholische Sittenlehre. 8°. 75 S. Sigmaringen, Liehner, 1880. Preis: M. 1.70.

Auch dieser dritte Theil des Dreher'schen Religions-Handbuches zeichnet sich ganz so wie die ersten, in dieser Zeitschrift (1879, XVI. 213 ff.) eingehender besprochenen Probehefte durch klare, bündige und doch zugleich gründliche Behandlung des betreffenden Lehrstoffes aus. Wir besitzen somit in Drehers Werkchen ein Lehrbuch der katholischen Religion, das mit Recht zu den hervorragendsten Leistungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Schulbücher-Literatur gezählt werden muß.

Die sieben Gaben des heiligen Geistes in ihren Wirkungen auf's praktische Leben. Zweite, vermehrte Auflage. 24°. 384 S. Dülmen 1880.

Mit Recht klagt der Verfasser im Vorwort, daß im Allgemeinen zu wenig von den Christgläubigen an die dritte Person in der Gottheit gedacht wird. Gegen diese

betrübende Nachlässigkeit ist vorstehendes Büchlein gerichtet, und wir freuen uns, hinzufügen zu können, daß es seine Aufgabe mit großem Geschick löst. Die darin enthaltenen Abhandlungen sind populär gehalten, in der Art von Betrachtungen, jedoch in Form und Inhalt vortrefflich. Auch die Ausstattung des Büchleins ist sehr schön. In Bezug auf dasselbe schließen wir uns darum vollkommen dem Enixe commendamus des hochwürdigsten Bischofes von Luxemburg an.

Abendunterhaltungen über den Syllabus. Von August Schippers. 8°. 183 S. Mainz, Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Wie der unvergeßliche Pius IX. unseren tiefsten Dank verdient, weil er im Syllabus der irrenden Menschheit den Weg der Wahrheit und des Rechts gezeigt hat, so schulden wir auch einen nicht geringen all' denen, welche das Manifest des Papstthums erklärt und vertheidigt haben. Andere hatten bei ihrer Arbeit vorzüglich wissenschaftlich Gebildete im Auge, die „Abendunterhaltungen" sind besonders für's Volk bestimmt. Und in dieser Beziehung sind sie empfehlenswerth sowohl wegen der klaren Darstellung und des vielen Belehrenden, das sie bieten, als auch wegen der zur Illustration trefflich gewählten Vergleichungen, da gerade durch sie in humoristischer Form das Irrthümliche der verworfenen Sätze recht deutlich und populär hervortritt. Wenn man zuweilen liest, der Syllabus sei vor 14 Jahren erschienen, so kommt diese kleine Ungenauigkeit daher, daß die Arbeit bereits 1878—1879 in einer Reihe von Artikeln in der „Neuß-Grevenbroicher Zeitung" erschienen ist. Wir freuen uns aber, daß sie von Neuem der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Die Dialogform, welche sonst bei Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände leicht den Fortschritt einer gründlichen Beweisführung hemmt oder die Übersicht derselben stört, ist in dieser Schrift von untergeordneter Bedeutung, da Romanus und Germanus, die beiden sich unterhaltenden Personen, das Verwerfliche der verurtheilten Sätze anerkennen und sich im Anführen von Gründen dafür recht freundschaftlich helfen. Die Doctrin ist durchgehends correct. Wenn S. 85 die Pflicht des Beichtgeheimnisses als kirchliches und nicht auch ausdrücklich als göttliches und natürliches Gebot betrachtet wird, so glauben wir beim Verfasser keine Ungenauigkeit voraussetzen zu dürfen. Es ist nur seine Absicht, an einem deutlichen Beispiele zu zeigen, wie verderblich der 42. Satz des Syllabus in seinen Folgen wäre, wenn bei einem Conflicte der kirchlichen und staatlichen Gesetze das weltliche Recht den Vorzug hätte. Nur S. 137 wird durch ein kleines Versehen das Wort canones in Satz 7 mit Ehescheidungssätze übersetzt und S. 135 gesagt: „Wäre die Ehe kein Sacrament, dann fiele auch die Unauflöslichkeit und der geistliche Charakter derselben", da doch auf der folgenden Seite der im Syllabus verworfene Satz 67 angeführt wird, der sagt: „Nach dem Naturrecht ist das Eheband nicht unauflöslich." So lange aber die Ehe von Christus nicht zur Würde eines Sacramentes erhoben war, unterstand sie dem Naturgesetze und war auch in diesem kein „bloß weltlich Ding", sondern nur einer größeren Gefahr ausgesetzt, dem Einflusse der Leidenschaften anheimzufallen. Dem Büchlein wünschen wir die größte Verbreitung.

Handbüchlein für die Gründung und Leitung der Bruderschaft der christlichen Mütter. Im Verein mit der Redaction des „Ambrosius" herausgegeben von einem Priester der Diöcese Trier. Donauwörth, L. Auer, 1880. Preis: 35 *Pf.*

Das kleine Büchlein gibt den Seelsorgsgeistlichen nicht nur einen klaren Überblick über Entstehung, Zweck und Einrichtung der schon weit verbreiteten und segens-

reich wirkenden Bruderschaften der christlichen Mütter, sondern auch sehr viele und praktische Winke für die gedeihliche Leitung derselben. Da die Kirche immer mehr mit List und Gewalt aus der Schule entfernt wird, so muß es für die Katholiken, an erster Stelle natürlich für den Priester, eine Hauptaufgabe der Zukunft sein, die „unabsetzbaren Schullehrer", die Mütter, immer mehr für ihren hohen Beruf zu befähigen und zur gewissenhaften Erfüllung desselben anzuhalten. Und wie könnte dieß besser geschehen, als durch Gründung und gute Leitung von Vereinen unter den Müttern? Nicht umsonst sagte einst Pius IX.: „Gebt mir eine Schaar frommer Mütter und ich will das Angesicht der Erde erneuern."

Zum Frieden zwischen Staat und Kirche. Von Dr. H. Maas, Officialatsrath. 8°. 162 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 2.

Diese vortreffliche Schrift behandelt das Verhältniß zwischen Staat und Kirche mit der größten Sachkenntniß und in klarer, kurzer, aber für den publicistischen Zweck völlig ausreichender Weise. Sie zerfällt in zwei Theile, deren erster „die staatlichen Kirchen- und Schulgesetze im letzten Decennium", und zweiter „die Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat" behandelt. Der erste Theil berichtet über die thatsächlichen Verhältnisse, doch nicht nur über die des letzten Decenniums, sondern überhaupt über die der neueren Zeit in Deutschland. Der zweite Theil stellt kritisch die fünf verschiedenen Systeme dar: das liberale, reactionäre, kirchliche, paritätische und das des indifferenten Rechtsstaates. Die beiden ersten Systeme verwirft Maas vollständig; das kirchliche System, welches er gegen Angriffe und Verleumdungen vertheidigt, setzt Verhältnisse voraus, die in Deutschland nicht existiren; ebenso auch das des indifferenten Rechtsstaates (der Trennung von Kirche und Staat). Das paritätische entspricht darum nach der Ansicht des Verfassers am besten den in Deutschland bestehenden Zuständen. Dieß mag für den Augenblick wahr sein, aber auch hier scheinen sich die Dinge immer mehr dahin zu entwickeln, daß die Trennung zwischen Kirche und Staat über kurz oder lang geschehen wird. Hierauf muß man deßhalb gefaßt sein und sich vorbereiten.

Hagiologia. Verzeichniß von Lebensbeschreibungen einzelner Heiligen, Seligen, hervorragender Ordensleute u. s. w., sowie Leben der Heiligen in Sammel-Ausgaben. Erschienen 1840—1880. 12°. 63 S. Freiburg, Herder. Preis: 60 *Pf.*

Das vorliegende Verzeichniß erleichtert wesentlich eine schnelle Orientirung auf dem Gebiete der Hagiologie und ist deßhalb trotz seines geringen Volumens als ein schätzenswerther Beitrag zu unserer Bibliographie anzusehen. Daß nicht gleich beim ersten Male eine absolute Vollständigkeit erreicht werden konnte, ist begreiflich und wird von uns nur deßhalb erwähnt, damit es als Antrieb zum Streben nach Vervollständigung bei einer späteren Wiederherausgabe diene. — Wenn uns die Hagiologia einerseits an die erfreuliche Thatsache erinnert, daß in den letzten 40 Jahren recht Vieles über das Leben heiliger und gottseliger Männer und Frauen von deutschen Federn geschrieben wurde, so belehrt sie uns doch auch zugleich, daß unsere Stärke auf dem Gebiete der Hagiologie noch immer nicht im selbständigen Produciren, sondern vorwiegend im Übersetzen ausländischer Werke besteht.

Berufung einer jungen Protestantin zur Erkenntniß der Wahrheit. Vertrauliche Briefe zweier die Wahrheit liebender Seelen, herausgegeben

von Dr. Joh. Bapt. Guidi. 8°. XIV u. 158 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.40.

Ein werthvoller Beitrag zu den Convertitenbildern! Derselbe spricht um so mehr an, als er ein sehr anschauliches Bild des inneren Entwicklungsganges der jungen, gebildeten Convertitin darbietet. Letztere hatte auf einer Ferienreise auch einen katholischen Verwandten besucht, der als Priester einer religiösen Genossenschaft angehörte. An diesen Besuch, bei dem die religiöse Frage lebhaft zur Sprache kam, knüpfte sich eine mit großem Eifer fortgesetzte Correspondenz, die in den vorliegenden Blättern ungekürzt und ungeändert dem Drucke übergeben ist. Die „vertraulichen Briefe", in denen eine große Anzahl von Controverspunkten ziemlich eingehend erörtert wird, sind nicht nur sehr lehrreich, sondern ermöglichen auch einen Einblick in die wechselnden Herzensstimmungen der von Gottes Gnade mächtig angeregten Seele. Bei der über das Mittelmaß hinaus gebildeten Protestantin, die ihrem Bekenntnisse mit ganzer Seele zugethan war, ist die Conversion nicht das Werk eines Augenblicks; nur allmählich zerstreuen sich die Vorurtheile und schwinden die Schatten des Irrthums, bis endlich das Licht der Gnade einen vollständigen Sieg und Triumph feiert. Die letzten Briefe berichten mit ergreifender Unmittelbarkeit über die Aufregung, den Unwillen und die Entrüstung von Seite der protestantischen Verwandten, welche einen wahren Sturm der Verfolgung über die Convertitin heraufbeschworen. Diese unterlag demselben nicht; der letzte Brief führt die bezeichnende Unterschrift: Amalie, barmherzige Schwester des hl. Vincentius von Paula.

Das kleine Familienhaupt. — Sechs Jahre später. Von Zenaïde Fleuriot. Nach dem Französischen von Philipp Laicus. Mit Illustrationen von H. Castelli und E. Bayard. Zwei Bände. 12°. 304 u. 324 S. Preis à Bändchen: *M.* 2.

Es ist nicht heute das erste Mal, daß wir Gelegenheit haben, das überaus glückliche Unternehmen einer „Sammlung illustrirter Jugendschriften" durch die Herder'sche Verlagshandlung auf's Wärmste zu empfehlen und dessen gelungene Ausführung anzuerkennen. Die gelben Bändchen mit ihren zahlreichen, launigen Bildern und wirklich guten Erzählungen sind denn auch liebe und hochwillkommene Freunde der heranwachsenden Jugend geworden, und selbst mancher Erwachsene wird im Stillen noch mit großem Interesse eine Geschichte bis zu Ende verfolgt haben, die er vielleicht Anfangs mit stolzer Herablassung für „die Kinderei" in die Hand nahm. Denn das gerade ist ein seltener Vorzug Fleuriot's, welche ja das Hauptcontingent zu dieser Jugendbibliothek stellt, daß sie den jugendlichen Gesichtskreis — wenigstens den der gebildeten Stände — nicht verläßt und dennoch niemals oder nur ganz vorübergehend in's Kindische verfällt. Wer sich in den zahlreichen Versuchen der Literatur für die Jugend etwas weiter umgeschaut, weiß ein Lied davon zu singen, wie oft das Naive und Kindliche mit dem Läppischen und Kindischen verwechselt wird. Andere Jugendschriften haben bei manchen Vorzügen den schwerwiegenden Nachtheil, daß sie allzusehr auf die Phantasie des Kindes wirken und dem bereits anderweitig genug von ernster Arbeit abgezogenen Schüler auch noch die tollsten Abenteuer in den Kopf setzen von Räubern und Rittern, Rothhäuten und Mohren &c. Man kennt sie ja, die Hofmanniaden, Dielitziaden &c. &c. Ob Eltern und Erzieher immer die gebührende Rücksicht darauf nehmen, wenn sie unter dem Vorwand, daß diese Bücher, sittlich rein und religiös unschädlich, dem jugendlichen Verstande Interesse an Land- und Völkerkunde vermittelten, ihren Pflegling bandweise eine Nahrung für die Phantasie verabreichen,

welche diese Geisteskraft nur auf Kosten höherer Fähigkeiten überfüttert — lassen wir dahingestellt, möchten aber jedenfalls darauf hinweisen, daß eine Lesung, wie vorliegende Bändchen sie bieten, dem Kinde ungleich gesünder und dem Zweck der Erziehung bedeutend entsprechender ist. Nicht das Außerordentliche der Thatsachen ist es, was hier die Aufmerksamkeit fesselt, sondern die überaus wahre, natürliche und lebendige Art der Darstellung; was z. B. unseren drei kleinen Freunden im „Familienhaupt" zustößt, kann jedem der kleinen Leser alltäglich geschehen, und es wird nicht einmal etwas Außergewöhnliches, geschweige denn etwas Romanhaftes sein. Die Handlungsweise der drei Kinder ist ferner ebenso natürlich, ungeschraubt und ungeschnürt. Das eine nimmt's so, das andere so, keines in jener erlogenen Heldenhaftigkeit und Virtuosität der kleinen Gerngroße. Im Gegentheil ist das jüngste der drei Geschwister in ihrer Auffassung des Unglücks recht primitiv verkehrt und erweist sich von Anfang bis zu Ende zwar als ein äußerst geistreiches, aber auch als ein verzogenes Geschöpflein. Was der Herr Puff in seiner unnachahmlichen Invaliden-Grazie sich Alles von der kleinen Lotte muß gefallen lassen, ist mit Federn nicht zu beschreiben.

Aber hier rückt der strenge Magister Pädagogus an seiner großen Hornbrille, setzt ein magistrales Gesicht auf und ruft uns ein entschiedenes „Halt!" zu. „Das eben," so läßt er sich vernehmen, „ist es, daß Lotte so verkehrt und doch so anziehend beschrieben ist, daß dieser Nichtsnutz von einem Kind bei Weitem der interessanteste Charakter der Erzählung ist, ja daß er eigentlich die zwei Bände hindurch die Sympathien des Lesers, jedenfalls seine vollste Aufmerksamkeit erwirbt und nur so über das Schöne und Tugendhafte der Anderen hinüberhilft: das eben ist es, was ich an dem Buche aussetze und weßhalb ich vermeine, es könne die kleinen Leserinnen nur zu Lotten machen." Dagegen schreien aber gleich alle kleinen Leser: „Nein, nein, Herr Magister! wir wollen ja brav werden, wie Raoul und Martha, aber lassen Sie uns auf die Streiche und Scherze Lottens hören, wir wollen sie gewiß nicht nachahmen!" — Nun, mit dem Letzteren hat's insofern wirklich gute Weile, weil die enfants terribles im Stile Lottens thatsächlich dünn gesäet sind. — Die Illustrationen sind wieder zahlreich und in der bekannten Manier. Die von Castelli im ersten Bande wollen uns aber aus künstlerischen Gründen weniger gefallen. Sie sind durchweg forcirt komisch, ja carricaturistisch auch dort, wo eine ernste stilgerechte Behandlung des im Text gebotenen Motivs angezeigt gewesen wäre. Die Übersetzung ist geradezu untadelhaft schön. Sie wetteifert in der Glätte und Lebendigkeit durchaus mit dem französischen Original, ohne dasselbe je durchfühlen zu lassen.

Miscellen.

Alter der Echternacher Springprocession. Es sind nur noch vereinzelte Bruchstücke des innigen und sinnigen Volkslebens, welche sich aus dem kindlich gläubigen Mittelalter in unsere Zeit gerettet haben. Um so erfreulicher ist die Wahrnehmung, mit wie großer Pietät man in unseren Tagen solch heilige Vermächtnisse der Väter zu wahren und zu hüten bemüht ist.

Und die Mitwelt ermangelt weder der Theilnahme, noch des Verständnisses. Die Oberammergauer Passionsspiele liefern dafür dieses Jahr den sprechendsten Beweis. In diesen besitzen wir zwar nicht insofern ein Stück Mittelalter, als ob sie selbst ihrer Entstehung nach in jene Zeit hinaufragten; aber sie sind doch immerhin ein Ausläufer desselben, der uns das „Geistliche Spiel" des Mittelalters wahrheitsgetreu zum Bewußtsein bringt. Die Springprocession aber, welche alljährlich am Pfingstdienstag in dem Luxemburger Städtchen Echternach abgehalten wird, datirt ihren Ursprung ganz zweifellos aus den Zeiten des Mittelalters, wenngleich die Ansichten der Forscher bezüglich der genaueren Zeitangabe und der Veranlassung getheilt sind. Die folgenden Zeilen wollen nur über den Stand dieser Frage orientiren.

Die erhaltenen Documente erweisen den wirklichen Bestand der Echternacher Springprocession bis zwischen 1450 und 1500, ohne daß dieselben sich über die Zeit ihres Ursprunges äußern. Manche Schriftsteller glauben nun von der Voraussetzung ausgehen zu dürfen, der Ursprung selbst dürfe nicht weit von dieser Zeit entfernt gesucht werden, und sie bemühen sich darum, den Grund des Entstehens in den Zeitumständen zu finden. So wollen einige die Procession von den Flagellantenzügen des 14. Jahrhunderts herleiten; andere aber bringen sie in Verbindung mit jener merkwürdigen Krankheit — Veitstanz oder Johannistanz genannt —, die um das Jahr 1374 in der Eifel, an der Mosel, am Rhein, in den Ardennen wie eine ansteckende Seuche wüthete. Dem gegenüber verlegen andere Forscher den Ursprung der Procession bis hinauf in die Lebzeiten des hl. Willibrord († 739); sie wäre zuerst aufgetreten als Dank- und Freudenäußerung über die Wohlthaten, welche der große Apostel und das von ihm gestiftete Kloster dem Lande gebracht habe; erst später sei jener heitere Charakter der Procession allmählich zurückgetreten und diese selbst mehr ein Buß- und Bittgang geworden. Außer dem Domherrn Joh. Engling, Dr. Jul. Müllendorf u. A. tritt der gegenwärtige Director des bischöflichen Convictes in Luxemburg, Herr Krier[1], entschieden für diese Ansicht ein. Einige der Hauptgründe, die Letzterer für seine Meinung in die Wagschale fallen läßt, mögen hier andeutungsweise folgen, zumal dieselben auch den Charakter der Procession in ein helleres Licht setzen. Die tanzartige Bewegung, welche vor Allem das Eigenthümliche der Echternacher Procession ausmacht, ist ihrer Natur nach der Dreisprung (tripudium), wie er noch im neunten und zehnten Jahrhundert als Zeichen der Freude und Danksagung vorkam. Auch die Melodie ist eine freudige; in den früheren Jahren sang die Kirche während der Procession den schönen 67. Psalm, in welchem der Sieg der Kirche über ihre Feinde gefeiert wird. Die Procession fand immer am Pfingstdienstage statt. Das Pfingstfest mit seiner Octave ist aber eines der größten Freudenfeste, weil es gleichsam das Stiftungsfest der katho-

---

[1] J. Bernh. Krier, Die Springprocession und die Wallfahrt zum Grabe des hl. Willibrord in Echternach. Luxemburg, Peter Brück, 1871. Das Büchlein ist sehr fleißig gearbeitet; es handelt in seinem ersten Theile über den hl. Willibrord, im zweiten, ausführlicheren, über die Springprocession.

lischen Kirche ist. Im Introitus der Messe heißt es gerade an diesem Tage: Accipite jucunditatem gloriae nostrae, alleluja; gratias agentes Deo, alleluja, qui vos ad coelestia regna vocavit, alleluja. „Empfanget die Freude eurer Herrlichkeit, Alleluja; Gott Dank sagend, Alleluja, der euch zum himmlischen Reiche berufen hat, Alleluja." Das Evangelium ist das vom guten Hirten. Mit der Zeit harmonirt die Art und Weise, wie die Springprocession allzeit gehalten wurde. Der ganze Organismus ist symbolisch, und alle diese Symbole haben wieder einen innigen Bezug auf die Hauptgeheimnisse des heiligen Glaubens. Der Dreisprung bezog sich auf die heiligste Dreifaltigkeit, weil das Kloster und dessen Kirche der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht waren. Der Zug ging vom linken Ufer der Sauer aus und bewegte sich über die Brücke auf das rechte Ufer, auf diese Weise den Übergang vom Heidenthume zum Christenthume darstellend. Die Procession endigte in der Kirche unter einem großen Kronleuchter, der bis 32 Fuß im Umfange maß und die Brustbilder der zwölf Apostel mit entsprechenden Schrifttexten und 72 kleine Leuchter mit brennenden Kerzen trug — zur Erinnerung, daß die zwölf Apostel und die mit ihnen in demselben Glauben vereinten Jünger das Glaubenslicht nach allen Gegenden hinausgetragen. Unter diesem Kronleuchter versammelten sich mit dem letzten der frommen Waller alle Fahnenträger der betheiligten Pfarreien; dreimal wurde er auf die Versammelten herabgelassen, zum Zeichen, daß dieses durch die Apostel und Jünger gebrachte Glaubenslicht sich immer tiefer in die Herzen einsenken und sie immer mehr entzünden möge. Die Versammelten dankten Gott mit lauter Stimme. Alles deutet somit auf die Freude wegen des erhaltenen Glaubenslichtes hin. — Dazu kommt, daß solche Freudenergüsse zu den Zeiten des hl. Willibrord nichts Unerhörtes waren. So berichtet der englische Geschichtsschreiber Wilhelm von Malmesbury, daß die Mönche und Laien von Malmesbury dem hl. Abte Adhelmus, als er nach langer Abwesenheit wieder in sein Kloster zurückkehrte, in feierlicher Procession entgegenzogen, indem die Mönche heilige Lieder sangen und die Laien einen rhythmischen Tanz aufführten. Der hl. Adhelmus lebte aber ungefähr gleichzeitig mit dem hl. Willibrord; Beide gehörten dem Benedictiner-Orden an. Endlich sind Tänze, als Zeichen des Freudenjubels, noch jetzt bei den Processionen in Spanien und den spanischen Colonien häufig in Gebrauch. Doch ist zuzugeben, daß die Procession von Echternach gegenwärtig diesen Charakter nicht mehr hat; das Tanzen geschieht, wie es denn auch wirklich mit der größten Beschwerlichkeit verbunden ist, im Bußgeiste, und der Anblick der Procession ist ein ergreifend ernster.

P. H.

Die Mechanik des Erdballs.

V. Vulkanische und plutonische Experimente im nördlichen Eismeer.

Eine jede physikalische Untersuchung beginnt mit Experimenten; man läßt in künstlich geschaffenen Gelegenheiten die Naturkräfte arbeiten, um deren Gesetze kennen zu lernen. Wir machen es auch so. Aber unser Laboratorium ist das großartigste der Welt; wir lenken unsere Schritte in das nördliche Eismeer. Die Wirkungen des Gewölbeschubes der Erdrinde lassen wir in ihrem Miniaturbilde, den Eispressungen, vor dem Auge vorüberziehen, schneller, als die langsame Abkühlung des Erdballs unmittelbar es gestattet. Die zu machenden Erfahrungen sind trotz des sehr reducirten Maßstabes den Erdrevolutionen auffallend ähnlich und von so grauenhafter Art, daß die ganze Unerschrockenheit von Nordpolfahrern dazu gehört, um diese Klasse von Experimenten über sich ergehen zu lassen.

Die in den arktischen Meeren nicht selten angetroffenen Eisberge, welche zuweilen 200—300 Meter über Wasser aufragen, sind riesige Stücke von hochnordischen Gletschern, die bei ihrer langsamen Thalwärtsbewegung so weit in die See hineindrangen, daß der Auftrieb des Wassers einen Theil von ihnen losbrach. Auf diese Eisberge nehmen wir weiter keine Rücksicht. Wir handeln nur von dem Flächeneise, welches durch Gefrieren des Meerwassers entsteht. „Scholle, Flarde, Eisfeld" sind besondere Namen desselben bei wachsender Größe. Den Winden und Strömen hingegeben, erleidet es oft ganz gewaltige Pressungen und ist da und dort mit einem dichten Gewirre von Eishügeln (Hummocks) bedeckt. Barrièren gethürmten Eises durchziehen es gleich kleinen Gebirgsrücken von 7—16 Meter Höhe. Damit wechseln kleine und große Ebenen, welche in den wenigen Sommerwochen das Schmelzwasser in Eisseen ansammeln. Im ostgrönländischen Meere haben die einzelnen Schollen nicht selten einen Durchmesser von 3 geogr. Meilen, ja

man hat Felder gesehen, deren Ausdehnung Fürstenthümern glich. Auf der zweiten deutschen Nordpol-Expedition geschah es zuweilen, daß man 12—20 Stunden neben der Umgrenzung eines Eisfeldes einherdampfen mußte.

Während der Dauer eines Winters bekommt junges Flächeneis eine Dicke von beiläufig 3 Meter. Das Gefrieren erfolgt anfangs mit großer Schnelligkeit, verlangsamt aber mehr und mehr, bis es beinahe völlig stillsteht; denn je dicker das Eis wird, desto weniger gestattet es der Meereswärme den Ausgang, damit das Wasser krystallisire. Ähnlich müssen die Verhältnisse beim Erdball gewesen sein, als er aus einer glühenden Flüssigkeit zu erstarren begann. Schnell wuchs die Dicke seiner Rinde im Anfang; heute mögen Tausende von Jahren vorübergehen, bevor sie auch nur um einen Meter zugenommen hat. Während die freiwillige Eisbildung in solcher Weise nur eine geringe Mächtigkeit der Schollen zuläßt, gewahrt man doch überall das Vorkommen von Eisfeldern, welche eine Dicke von 10 bis 14 Meter besitzen. Sie sind, ebenso wie die Eishügel oder Hummocks, das Resultat von Zertrümmerungen, des Über- und Untereinanderschiebens der Platten in Folge seitlicher Pressung. Man bezeichnet sie mit dem Namen „altes Eis“. Wo sie neben dem einjährigen Eise liegen, da überragen sie dasselbe bedeutend und gleichen in diesem Punkte den massigen Festländern, deren obere Fläche sich weit über dem Boden der Oceane erhebt. In der That, wenn alle Spalten geschlossen wären und das Schmelzwasser nicht abrinnen könnte, so müßte die Fläche des einjährigen, 3 Meter starken Eises sich in den Träger sehr ausgedehnter Seen umwandeln, aus welchen die dickeren Massen wie Festland aus Oceanen hervorschauen würden.

So erfolgt also im nordischen Flächeneise durch seitlich schiebende Kraft die Bildung von Berg und Ebene, von Festland und Meer. Auch andere Eigenschaften erinnern an diejenigen der starren Erdkruste. Klingend und hart bei großer Kälte, verliert das Meereis diese Eigenschaften beim Steigen der Temperatur. Unglaubliche Zähigkeit, größer als die des Gletschereises, zeichnet es dann aus. Schollenstücke von mehr als 1 Meter Stärke vermögen unter gegenseitigem Druck sich förmlich zu biegen, bevor sie zerbrechen — sie gleichen hierin den gekrümmten Schichtenbänken der Kettengebirge, welche vor ihrer Biegung meist aus längst erstarrtem Fels bestanden. Im Sommer bleiben alle Versuche erfolglos, den Zusammenhang des Meereises durch Pulver zu

sprengen, und diese Zähigkeit ist ihm in der Tiefe, wo es vom Wasser gewärmt wird, beständig eigen. Unendlich viel zäher jedoch wird die Erdrinde mit wachsender Tiefe; denn sehr allmählich geht sie dort in einen weichen Zustand, wenn nicht gar in Schmelzfluß über. Auch die Angriffe, welche die über Wasser aufragenden Continente vom Regen und Frost, durch Auswaschung und Verwitterung leiden, wiederholen sich beim Flächeneise und seinen kleinen Gebirgen. Nur ist es hier vorzüglich die Verdunstung, welche zerstörend wirkt. Im Winter von 1873 zu 1874 beobachteten die österreichischen Nordpolfahrer nicht nur die Verdunstung der Schneedecke, sondern auch eine Abnahme des Eises von oben her um $1^1/_3$ Meter.

Wenn durch Wind und Strömung die horizontale Druckspannung im Eise angeregt wird, so sind es weniger auf einander losschwimmende Schollen, welche sich gegenseitig zertrümmern und zu Hügelzügen emporstauen; die Zerstörung tritt meist innerhalb ein und desselben Eisfeldes auf, ohne daß seitliche Bewegung darin erkennbar ist. Mit dumpfer Resignation schaut der Polfahrer den entsetzlichen Wirkungen dieser verborgenen Druckspannung zu, wenn er, niedergebeugt vom Bewußtsein völliger Ohnmacht, stündlich den Untergang seines Schiffes erwartet. Lieutenant Julius Payer[1], Schlittenführer der österreichischen Nordpol-Expedition, hat uns diese Scenen verzweifelter Lage inmitten lang dauernder Eispressungen gar vortrefflich geschildert. Wir folgen seiner Erzählung, weil sie eine prachtvolle Illustration zu den „vulkanischen und plutonischen" Erscheinungen unseres Erdballs liefert.

Der „Tegethoff", das mit Dampfkraft ausgerüstete Fahrzeug der Expedition, wurde schon Ende August 1872, fast beim ersten Eindringen in das Eis, von diesem besetzt, um nie mehr befreit zu werden. Anfangs bestanden die Eismassen nur aus kleineren Schollen; aber die tiefe Temperatur, Windstille und Schneefälle verbanden die Bruchtheile mehr und mehr, sie binnen wenigen Tagen in ein einziges, meilenweit gedehntes Eisfeld umwandelnd, in dessen Mitte das Schiff so unverrückt still lag, wie ein auf dem Festland stehendes Gebäude. Nicht der wildeste Sturm, noch die heftigste am Eissaum tobende Brandung vermochte die Ruhe des Fahrzeuges im Mindesten zu stören: so wenig regten sich unter der ungeheuren Belastung des Eises die Gewässer des Meeres.

---

[1] Julius Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition. Wien 1876. S. XVIII ff., 36 ff., 55. 70. 88. 90 ff., 94. 102. 154.

Die Unbeweglichkeit von Schiff und Scholle — eine Periode der Erdbebenruhe — dauerte länger als anderthalb Monate. Am 12. October Abends fiel es zuerst auf, daß die Kajütenlampe hin- und herschwankte. In der folgenden Nacht vernahm man das Getöse einer wilden Bewegung im Eise. Furchtbar und entscheidend für den Verlauf der Expedition war aber der 13. October. Morgens, da man beim Frühstück saß, barst die zuvor gesunde Scholle, nicht in der Richtung, welche das Schiff beim Einlaufen beobachtet hatte, sondern in querer Richtung, dicht neben dem Fahrzeug. Man eilte auf Deck und gewahrte, daß man sich inmitten einer Eispressung befand. Schon hatte dieselbe den rückwärtigen Theil des Schiffes erfaßt; kläglich ächzte das Steuer. Menschlicher Widerstand war unmöglich, und doch hatte es etwas Rührendes an sich, zu sehen, wie der Mensch seine Pygmäenkraft aufbot, um mit der unbegriffenen Allgewalt der Natur sich in einen Kampf einzulassen. Das furchtbare Beben des Eises erfüllte die Luft mit Geheul und Jammertönen. Bei Erdbeben vernimmt man ähnliches Getöse, ein Rollen und Donnern, ein Brüllen, Rasseln und Wimmern. Rasch sprang die Mannschaft auf das Eis hinab, um das Gut zu bergen, das außerhalb des Schiffes lag. Mit Hast nähte man vermittelst Eisanker und Taue die Sprünge zusammen. Doch solches Flickwerk zersprengt ein Athemzug des Eismeeres!

Kaum hatten um $10^1/_2$ Uhr Vormittags die Leute des „Tegethoff" das Eisflicken fertig gebracht, als beinahe mit einem Male alles Eis sich wider sie erhob. Drohend erstanden Berge aus ebenen Flächen, und unter tausendstimmigem Wuthgeheul der zertrümmerten Scholle wanderten die neugeschaffenen Berge gleich Lavaströmen voran, indem sie zu langgezogenen Bergketten auswuchsen. Offenbar ging in eben dieser Weise das Druck- und Zerstörungscentrum einer bestimmten Linie geringsten Widerstandes nach, wie man es bei den großen Erdbeben im Westen Amerika's während ein und derselben Erdbebenperiode wahrnimmt. Klafterhoch ragten die aufwärts gepreßten Eistrümmer neben dem Schiffe über die Höhen der Gallerien empor, jeden Augenblick bereit, auf das Verdeck niederzustürzen. An andern Punkten sanken sie jedoch wie in einen Schlund hinab unter das Fahrzeug, und ein aufspringender Wogenschwall zog sie würgend in die Tiefe. Immer mehr Eis kam so unter das Schiff und dieß begann aus dem Meere emporzusteigen. In aller Eile traf man die nöthigsten Vorkehrungen, das Schiff zu verlassen, falls es zerdrückt werden sollte. Furchtbare

Augenblicke waren es, als der hölzerne Bau schwankte, sich neigte, in allen Fugen erbebte, als alle Planken knarrten, die losen Gegenstände über einander fielen und die Thüren sich aus dem Winkel verschoben. Um 12½ Uhr erreichte die Pressung eine furchtbare Höhe. Alles krachte und prasselte wie bei einer Feuersbrunst.

Erst nach 4 Uhr trat Ruhe ein, gelassener konnte man die Lage überblicken. Der Zimmermann scharrte den Schnee vom Deck fort, um die Nähte der Balken zu untersuchen. Noch waren sie unversehrt. Noch hielten die Knie- und Querhölzer, kein übermäßig Wasser zeigte sich im Raume. Diesen Ausgang hatte man lediglich der Stärke des Schiffes und seinem stumpf-keilförmigen Querschnitt zu verdanken; sie ermöglichten das rettende Emporsteigen des Fahrzeuges, als die letzten, heftigsten Pressungen es glücklicher Weise von der Seite packten. So stand es endlich, weit über sein natürliches Niveau gehoben, da wie ein aufwärts gequetschter Centralstock der Alpen. Auch in der Folge sank es nicht wegen des untergestopften Eises.

Obschon Ruhe eingetreten war, blickte man sorgenvoll in die Zukunft. Die Boote waren ausgerüstet, der Proviant „klar" gemacht, Munition, Gewehre, Schlitten, Zelte, Schlafsäcke in Bereitschaft gehalten, zum Abzug — wie und wohin, wußte Niemand, denn keine Scholle ringsum war ganz geblieben, und im Fall einer neuen heftigen Bewegung wäre ja alles, was man ausgesetzt hätte, sofort verschlungen worden. Einer Bevölkerung gleich, die über einem Erdbebenherde wohnt, lernte man von nun an jedes Geräusch, jedes Zittern der Umgebung beargwöhnen. Nachts schlief man angekleidet, zum Aufbruch bereit, das Rettungsbündel zur Hand, beunruhigt durch jedes Ächzen des Eises. Und diese furchtbaren Eindrücke erfuhr man durch hundertdreißig Tage, meist in der sonnenlosen Finsterniß der langen arktischen Winternacht. Wer gedenkt hier nicht der zahllosen kleinen und großen Erdbeben, welche auf jede Umsturzkatastrophe zu folgen pflegen? Nach dem verderbenbringenden 16. August 1868 wagten die erschreckten Überreste der Einwohnerschaft von Ibarra und vieler anderer Städte und Dörfer Ecuadors nicht mehr ein steinernes Haus zu betreten, weil das Beben, Zittern und Schwanken des Bodens hundertfach wiederkehrte. Wo seitlich schiebende Kraft die Erdrinde zertrümmert hat, findet sie geschwächten Widerstand vor sich, mit dem sie ihr Spiel treibt, selbst wenn ihre ursprüngliche Stärke gebrochen ist.

Das Unerwartete, Plötzliche, fast Explosionsartige heftiger Erd-

bebenstöße, was unterirdische Dämpfe als deren Ursache annehmen ließ, besitzen auch die Pressungen des nordischen Eises. Einer der schwer geprüften Männer der österreichischen Expedition bemerkte sehr richtig, er sehe vollkommen ein, wie man bei längerer Fortdauer so urplötzlicher Bedrohungen den Verstand einbüßen könne. Gleich gehetzten Thieren sprangen die Polarfahrer immer von Neuem auf, um im Dunkel der schreckenvollen arktischen Nacht das Ende eines Geschickes abzuwarten, dem längst schon kein Hoffnungsstrahl mehr leuchtete. Eine bloß mechanische Verrichtung war das Erheben vom Lager geworden, das Ergreifen von Gewehr und Rettungssack, das Eilen auf Deck. Über die Bordwand hingelehnt, starrten alsdann die Männer vom bebenden Schiffe dem Auf- und Abwürgen des Eises zu, so oft der Schein des Mondes oder der Schimmer der Mittagszeit dem Blick in die Ferne zu dringen erlaubte; sonst lauschten sie unbeweglich auf die wilde Musik, auf das zunehmende Brüllen im Eise, auf die Steigerung der Gewalt.

Höchst beunruhigend verlief die Nacht vom 20. zum 21. November, in welcher den Vordersteven ein Trümmerberg angriff, der unter furchtbarem Getöse unaufhaltsam vordrang und das Schiff zu begraben drohte. Schweigend, mit dem Gefühle der Hilflosigkeit, standen die Seefahrer vor dem Ungeheuer klirrender Tafeln und starrten das Schauspiel an, wie der näher kommende Koloß vor sich das schwerste Eis zertrümmerte — als ein gütiges Geschick seine Bahn beendete. Einen düsteren Eindruck hinterließ diese Scene, deren besondere Gefahr darin lag, daß das Schiff in seiner Längenachse bedroht gewesen war: so konnte es nicht gehoben, sondern nur zerdrückt werden.

Am 22. Januar 1873 überbot die Furchtbarkeit der Pressungen alles bisher Erlebte. Morgens, eben als man aufstand, ertönte zuerst ein entsetzliches Krachen; pulsirend folgten schwächere Stöße; darauf glich das Beben dem eines heftig kochenden Dampfkessels unter hoher Spannung. Auf Deck angelangt, vernahm man ein pfeifendes Geheul und mit Entsetzen überzeugte man sich von der ungeheuren Gewalt dieses Angriffes. Bis auf zehn Schritte hinter dem Schiff, dasselbe bogenförmig umschließend, thürmte sich das Eis zu Bergen empor, deren Höhe man in der Dunkelheit nicht übersah, sondern nur aus dem Rasseln der Blöcke vermuthen konnte. Mit Mühe wurden die der Sicherheit wegen ausgesetzten Boote und Provisionen gerettet; viele Kohlen indeß gingen verloren, ein aus Segeln gebildetes Zelt wurde verschlungen, das bisherige Wasserloch von seinem Platz verschoben.

Der ringförmige Wall klippigen Eises vollendete sich am 24. Januar unter nicht minder heftigen Angriffen. Das Schiff war bislang mehr hinten als vorne gehoben worden; durch Unterstopfungen von Eis stieg jetzt das Vordertheil weiter empor. In concentrischen Bogenspalten rings um das Fahrzeug machte der Druck die Eisfelder bersten und rollte sodann die zerbrochenen Glieder der Scholle auf. Der furchtbar kurze Rhythmus des stoßweisen Geheuls verkündete die höchste Spannung der Gewalt; ängstlich lauschte das Ohr diesen wohlbekannten Tönen. Dann folgte ein Krach, schwarze Linien irrten ohne Wahl über den Schnee. Es waren neue Spalten und Sprünge in unmittelbarer Nähe — eine recht eigentlich vulkanische Erscheinung. Denn hier, innerhalb des Ringgebirges, wäre der Platz für Feuerspeier gewesen. Nicht durch Zugkraft der tieferen Massen — wie Sueß es will — sondern durch allseitig pressende Druckkraft öffneten sich regellose Klüfte. Denn im nächsten Augenblick waren Stücke der neuen Sprünge zu Abgründen geworden, steilrecht schwangen sich Eistafeln aus dem Meere, ein unermeßlicher Druck wölbte die Felder bogenförmig, ja zu blasiger Gestalt empor. Dazwischen flutheten Wasserschwalle hoch in die Luft und in die abwärts gepreßten Kessel, während hilflose Menschen bei 30° R. unter Null um ein klägliches Dasein rangen, hunderte von Meilen entfernt von jedem Freunde und Retter.

Die Wirkungen dieser letzten Ereignisse waren merkwürdig genug. Rings um das Schiff erhob sich, gleich den Karpathen, ein gekrümmtes Gebirge klippigen Eises. Selbst in geringer Entfernung sah man vom Fahrzeuge nichts mehr als die Höhe der Masten, alles Übrige lag hinter dem hohen Eiswall gedeckt. Der große und schwere Dampfer, sieben Fuß über die Wasserlinie gehoben, ruhte auf einer blasenförmigen Anschwellung des Eises, welche durch eine vielfach zerrissene und immer wieder heilende Scholle gebildet war. Unterstopfungen und seitlicher Druck hatten derselben eine erstaunliche Wölbung verliehen.

Alle Gebirgsformen, die mit der Natur des Eises verträglich sind, schafft also horizontale Pressung auf der nachgiebigen Fläche des Meeres. Die wichtigste Schöpfung war aber die einer sehr dicken und schweren Scholle, gleichsam eines massigen Continents, welche genug Stärke besaß, um den späteren Pressungen Trotz zu bieten. Im folgenden Sommer und Winter blieb die Mannschaft des „Tegethoff“ von jeder Beunruhigung verschont. Als man im zweiten Frühling zum Zweck der Befreiung das Eis durchsägen wollte, stellte sich die Unmöglichkeit des

Vorhabens heraus; nachdem man neun Meter tief gegraben hatte, fand man immer noch Eis. Anfangs setzten die unverkitteten Bruchstücke der schiebenden Kraft nicht genügenden Widerstand entgegen. Mehr und mehr jedoch häuften sich die über- und untereinander geschobenen Massen, bis der arbeitenden Kraft ihre weitere Verrückung beschwerlich wurde — und von diesem Zeitpunkt an wuchsen die Stücke dauerhaft zusammen, indem sie eine mit vielen kleinen Gebirgszügen bedeckte Scholle von großer Mächtigkeit und Stärke bildeten.

Leicht wäre es möglich, daß unsere Festländer in ähnlicher Weise entstanden sind; wenigstens hat man den Gedanken zu prüfen. Alle schwachen oder heftiger gepreßten Linien der starren Erdkruste würden durch Seitenschub zerdrückt und in Folge des gelockerten Zusammenhanges für eine Weile zum Widerstand noch unkräftiger werden. Unter stets sich erneuernden Bodenerschütterungen müßten eben diese Linien eine fortschreitende Stauchung erfahren, bis endlich die Last und vermehrte Reibung der gehäuften Massen weiterer Zerstörung eine Grenze setzt. Die aufgerissenen Wunden vernarben hierauf, und die gestauchte Bruchlinie erscheint als ein vorzüglich dickes Stück der Erdrinde, als ein schwimmender Tragbalken, als eine mächtige Verstärkungsrippe derselben. Was davon über das gewöhnliche Niveau der Ebenen hinausragt, nennen wir Gebirge. Unten aber, in der Tiefe, liegt der größere Theil der gestauchten Massen. Diese, aus der leichteren Rinde abwärts gedrängt, heben nicht bloß das überkrönende Gebirge, sondern auch dessen ganze Umgebung empor. In der That, wo immer Bergketten aufgestiegen sind, da haben auch die angrenzenden Ebenen eine höhere Lage bekommen. Während die Alpen sich thürmten, wurden die sie bespülenden Meere flacher, und heute sehen wir deren Boden auf der Nordseite in die schweizerische, schwäbische und bayerische Hochebene, auf der Südseite in das Tiefland des Po umgewandelt.

Eine Ansammlung von Gebirgen gibt eine zusammenhängende Festlandsmasse, und es könnten auf der letzteren die Bergketten um so weiter auseinanderliegen, je dicker die Kruste wäre.

So sind denn der Ähnlichkeiten zwischen der Eisdecke des arktischen Meeres und der felsigen Planetenschale so viele, daß, wer da will, mit allem Ernste von den „vulkanischen und plutonischen“ Erscheinungen des hochnordischen Eises reden kann. Niemand darf ihm nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch das Wort übel nehmen, so sonderbar es unter den obwaltenden Verhältnissen klingen mag. Bei Temperaturen von 30 bis

40° R. unter Null entfaltet das hochnordische Eis das gesammte Spiel des „Vulkanismus", die „Reaction" des verborgenen „Innern gegen die Kruste". Es bringt Hebungen und Senkungen zu Stande, es bildet wellige Hügelreihen und schroffe Bergketten, es schafft dicke, continentale Massen, es zittert und bebt unter gewaltigen Erdbebenstößen, es besitzt einen reichen musikalischen Apparat unterirdischer Donner und erschreckender Töne jeglicher Art und ist endlich nicht ganz verlassen vom erhabenen Schmuck der Eruptionen. Denn so oft aus den heftig gepreßten Spalten das Wasser schäumend emporspringt, verdichtet sich in der winterlichen Luft ein reichlicher und warmer Dunst zu weithin sichtbaren Nebeln, die gleich mächtigen Dampfsäulen von schneeweißer Farbe majestätisch gen Himmel schweben.

Wohl zu beachten ist die vollkommene Einheit all' dieser Erscheinungen, eine Einheit, welche bis dahin noch keine der zahlreichen vulkanischen und plutonischen Theorien in Bezug auf die Erdrinde herzustellen vermocht hat. Die mechanischen Schwingungen des Bebens, die akustischen des Getöses, die hydrostatischen des ausgeschleuderten Wassers bilden ebenso wie das Aufreißen zahlloser Spalten und das Abwärtspressen gewisser Flächenstücke bloß Nebenerscheinungen, welche der Gebirgshebung untergeordnet sind, während diese ihrerseits wieder eigentlich nur der oberflächliche Ausdruck der Schollenverstärkung ist, die mittlerweile sich vollzogen hat. Keine der Erscheinungen geht ohne die anderen, wenn schon das Beben des Eises, sein Tönen und Spaltenwerfen auch an Punkten vorkommt, die von den Zerstörungscentren weit abliegen.

Und die arbeitende Kraft? Sie ist ebenfalls eine, weil sie die Einheit der vielen Erscheinungen bewirkt. Jedem Nordpolfahrer war dieß von Anbeginn klar. Wohl bemerkt er, daß eine Zugkraft die Eisfelder ebenso häufig auseinander treibt; allein dort, wo es geschieht und fahrbare Kanäle oder Wacken für ihn entstehen, da beobachtet er keine Spur von Erschütterung, kein Krachen der zersplitternden Felder, keine Aufthürmung klippigen Eises. Er verwechselt also die Erfolge der ihm nützlichen Zugkraft nicht mit den viel umfangreicheren und gefährlichen der entsprechenden Druckkraft. Wenn er, von starren Massen rings umschlossen, den Boden unter seinen Füßen erzittern fühlt, so weiß er ganz genau, mit welch bösem Dämon er zu schaffen hat, und er erkennt ihn in dieser leichten Regung ebenso sicher, wie wenn er „wandelnde Berge" auf sein Schiff eindringen sieht. Am wenigsten verfällt sein praktischer

Sinn auf kleinliche Ursachen der wahrgenommenen Erscheinungen. Er verdächtigt nicht die Compactheit des Eises, als ob darin Höhlen vorhanden wären, die bei dem Beben zum Einsturz gelangen, noch denkt er an abrutschende Blöcke, die ja vielleicht ein geringes Zittern verursachen könnten. Auch die „Fluctuationen des Pyriphlegethon", in seiner Sprache „die Dünung des sturmbewegten Meeres", hält er nicht für die richtige Kraft. Mitten im großen Eise, wo 3—14 Meter dicke Felder unübersehbar sich hindehnen, da schwankt nicht einmal während des heftigsten Sturmes die an Schnüren aufgehängte Schiffslampe. Noch weniger vermuthet er als Ursache des Tönens, Bebens und Ausschiebens klippigen Eises unterseeische „Explosionen" oder ein „Hin- und Herwandern der nach Ausgang suchenden Meereswärme". Selbst die Neigung zu mystischen Auffassungen überfällt ihn in dieser Beziehung nicht, indem er weder die berühmte große Seeschlange noch den riesigen Kraken für die unliebsamen Ereignisse verantwortlich macht, obschon diese „abyssodynamischen" Heldengestalten des Oceans ihm wegen ihrer Gefährlichkeit sehr wohl bekannt sind. Was ihn bedroht und beunruhigt, sind nach seiner wenig gelehrten Erkenntniß nichts weiter als Eispressungen mit ihrem Zubehör elastischen Schwingens und Tönens, verschiedene Wirkungen ein und derselben äußerst mächtigen Schubkraft von horizontaler Richtung.

Aber die von den Tiefenkräften dargebotenen Erscheinungen sind gleichwohl schwerer verständlich als die des nordischen Eises, und man darf es folglich dem gelehrten Manne nicht übel nehmen, wenn er auf manches Falsche gerathen hat. Nicht ohne Täuschung für unsere sinnliche Auffassung ist die ungemein lange Dauer einer Gebirgserhebung. Soweit unsere geschichtliche Erinnerung zurückreicht, haben Continent und Meer, Gebirg und Ebene ihre Gestalt wesentlich nicht geändert. Wie sollte man also zur Vermuthung kommen, daß die hier und dort wahrgenommenen Erschütterungen des Bodens mit Gebirgserhebung, mit Umformung von Land und Meer im Zusammenhang stehen, zumal da unendlich viele Erdbeben stoßend und schwingend dahinziehen, ohne daß sie merkbare Spuren einer Hebung zurücklassen? Und erst die Vulkane! Besitzen sie nicht ihre Dampfkraft, wodurch sie sich selber aufbauen? Stehen sie nicht häufig außerhalb der Gebirge über einem flachen Grunde, der kaum Merkmale von Bodenstörungen zu erkennen gibt?

Denken wir uns für einen Augenblick, daß unser Planet lediglich

aus Wasser bestände und diese flüssige Riesenkugel allerorts mit einer Kruste starren Eises von 30—50 Meilen Dicke überzogen wäre. Unten möge das Wasser langsam gefrieren, indeß oben die Temperatur 1000° [1] unter Null betrage. In der Eisrinde soll eine horizontale Schubkraft thätig sein, unendlich kräftiger, aber auch unendlich langsamer, als in dem Eise der nordischen Meere. Alle Wirkungen müßten die nämlichen, jedoch viel großartiger und von viel längerer Dauer der Entwicklung sein. Die Hügelzüge klippigen Eises würden zu Cordilleren, die durch Stauchung verdickten Schollen zu festländischen Plateaux, welche um einige tausend Meter über die nicht gestauchten Gegenden emporragen. Aber die Entstehung dieser Ungleichheiten des Bodens könnte, je nach der Langsamkeit der arbeitenden Schubkraft, Hunderttausende von Jahren in Anspruch nehmen. Die Eskimo-Geschlechter, welche zur Bewohnung des Eisplaneten einen besonderen Organismus empfangen haben müßten, würden ganze Generationen hindurch die nämlichen Berggestalten, die gleichen Landschaftsbilder vor sich erblicken. Der Boden unter ihren Füßen gilt ihnen als Symbol starrer Unbeweglichkeit. Selten stört diese Ruhe ein rollender Donner, welcher die Tiefe durchzieht, oder ein Zittern und Schwanken des Bodens, ein gewaltsames Bersten des Eises. Was wollen die merkwürdigen Erscheinungen bedeuten? Die Bewohner rathen es nicht. Für sie ist die Lösung des Räthsels der Tiefenkräfte noch schwieriger als für uns. Bei einer Temperatur von 1000° unter Null bestehen Oceane nicht mehr, deren gleich hoch bleibender Wasserspiegel ein Schwanken der Länder verrathen könnte. Auch sind im Eise alle Gebirgs- und Bodenschichten von genau derselben Beschaffenheit und geben wechselseitige Verschiebungen mit nichts zu erkennen.

Dennoch wären die Eskimo-Gelehrten im Irrthum, wenn sie die von ihnen wahrgenommenen Erscheinungen für etwas Anderes als Eispressungen halten wollten.

Eine besondere Quelle des Irrthums liefert ihnen eine merkwürdige Klasse von Phänomenen. Da und dort baut sich vor ihren Augen ein riesiger Kegel von starrendem Eise auf, scheinbar aus eigener Kraft; sein Gipfel ist kraterförmig eingesenkt und läßt eine Flüssigkeit von unerträglicher Hitze entströmen. Wasser ist es, den Bewohnern des Eisballs völlig unbekanntes Wasser, dessen Temperatur von null Grad als eine

---

[1] Wir sehen bei dieser Fiction von den Ansichten der Physiker über die absolute Temperatur ab.

außerordentlich hohe angesehen wird. Weiße Dunstwolken schweben darüber in der streng winterlichen Atmosphäre. Öfters schießt die Flüssigkeit in mächtigem Strahl durch die Luft empor, und wo sie auf dem Boden einherrinnt, wird sie alsbald zu einem Gletscher, der wie ein Lavastrom aussieht und seine heißen Blöcke von Eis klirrend voranschiebt. Jetzt ist das Geheimniß gefunden: „Der Vulkanismus, die Reaction des Erdinnern gegen die Oberfläche, die unbändige Kraft des nach Ausgang suchenden Wassers, erklärt nicht nur die eisspeienden Riesenkegel, sondern auch das Rollen der unterirdischen Donner, das Beben der starren Rinde, vielleicht das Aufsteigen ganzer Gebirgszüge und Continente!"

Aber Eispressungen bleiben Eispressungen, selbst wenn sie Spaltenwasser hervortreiben, ja solches aus Eis bereiten; denn wo Eis unter der Wirkung einer enormen Druckkraft zerrieben wird, verwandelt es sich durch Wärmeaufnahme in Wasser. Nichts Selbständiges fände sich da in den dampf- und feuerlosen Vulkanen des Eisplaneten.

Sind unsere Vulkane selbständiger? Der Zusammenhang der Thatsachen muß es ergeben. Vorläufig lassen wir uns durch ihr imposantes Spiel nicht täuschen. Ebenso wenig darf die Langsamkeit der Erdwandlungen unser übergroßes Staunen erregen. Sie ändert den Charakter der Erscheinungen nicht, und dieser ist, wie unsere Experimente im Eismeer darzuthun scheinen, der von gewaltigen Erdpressungen, von ungeheuer starken Druckkräften horizontaler Richtung, die allerorts die felsige Rinde unseres Planeten durchziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Clemens Brentano's „Chronika eines fahrenden Schülers" im ersten Entwurf.

(Mitgetheilt von Wilhelm Kreiten S. J.)

(Fortsetzung.)

Da ich die große Freundlichkeit meines lieben Ritters aus dieser Rede vernommen hatte, setzte ich mich zu ihm unter den Baum und faßte einen guten Muth ihm zu sagen was ich in meiner Armuth erfahren hatte, zog

auch ein kleines Buch aus der Tasche meines Mantels, in welches ich gewohnt war das aufzuschreiben, was mir aus meinem Leben bemerkenswerth dünkte, um ihm daraus vorzulesen, und sprach zu ihm [1]:

„„Lieber gnädiger Herr, es ist wohl kein ehrlicherer Weg zur Armuth, als der in Armuth geboren zu sein [2], so bin ich auch zur Armuth gekommen, als ich zur Welt kam [3], und ist mir früh gelehrt worden, daß all mein Gold der Glanz der Sonne sei, all mein Silber der Spiegel der Flüsse, meine schönen Tepiche und Tapezerien die grünen Wiesen mit ihren Blumen, meine schönen Gebäude und Hallen der Himmel mit seinen Gewölben und der grüne Wald; ja ich bin so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand und alle freundliche Menschen meine Diener wurden, zu denen ich sprechen konnte: gib mir Dies, gib mir Jenes. Auch hatte ich keinen Herrn, als den allmächtigsten Herrn, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben und dem ich auch täglich aus tiefstem Herzen gedankt habe."" — „Du kannst schreiben, Johannes, sprach der Herr Ritter zu mir, darin hast Du mir es schon zuvor gethan, das kann ich nicht, ich freue mich zu hören, wie Du Alles niedergeschrieben hast, denn wenn ich gleich nicht schreiben kann, so habe ich doch oft bei mir überlegt, wie ich dies oder jenes, was mich im Leben sonderlich freute oder schmerzte, aufschreiben möchte, daß es andern Menschen, und auch Menschen jeden Standes wohlgefallen könne und habe mir durch öftere Erinnerung in meinem Gedächtniß gleichsam ein Buch gemacht, wo ich Vielerlei eingeschrieben habe, und mehrere Begebenheiten sind darunter, die sind mir ganz verschieden erschienen, so daß sie mich auf eine Art beruhigen, auf der anderen aber betrüben und doch immer dieselben Geschichten sind. Nun aber soll doch Alles so niedergeschrieben werden, daß es einem jeden Menschen belehrend und erfreulich sein soll, denn was öffentlich gemacht wird, soll klar und verlässig werden, sonst ist es ein Betrug und böses Irreführen unschuldiger Menschen; denn soll sich der Mensch nicht an die Schrift halten können, die ihm doch als etwas Künstliches und des Gedankens Würdigeres aufgestellt wird; wie kann er dann an das glauben, was ihm in gemeiner Rede ganz gleichgültig vorgestellt wird. So lies denn, Johannes, und wie Du es niedergeschrieben hast, wird mich lehren, was Du für

---

[1] Mit dem Folgenden beginnt allgemach die Abweichung des späteren Fragmentes. In letzterem tritt schon von jetzt an die Mutter sehr deutlich in den Vordergrund, um später die anziehendste und Hauptgestalt der Aufzeichnungen zu werden, wohingegen die erste Fassung viel weiter ausholt und andere Personen berücksichtigt.

[2] Man beachte den kleinen, aber bemerkenswerthen Zusatz des gedruckten Fragmentes, daß der ehrlichste Weg zur Armuth die Geburt sei, „denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt". Diese religiöse Begründung mochte dem Dichter 1803 noch fern liegen; später zeigt sie, wie ihm das Christenthum in's tiefste Herz gewachsen.

[3] Hier fehlt in der alten Fassung die vielbewunderte Stelle über den Reichthum der Mutterliebe, sowie das schöne Lied: „O Mutter, halte Dein Kindlein warm ꝛc." Ebenso ist das Erwähnen der heiligen Taufe im gedruckten Fragment sehr charakteristisch.

ein Mensch bist, denn wie ein Mensch sein Leben fühlt, so ist er, und nicht so wie sein Leben ist. Du bist ein armer, fahrender Schüler und ich bin ein alter Kriegsmann, aber wir sind beide auch Menschen; der Schüler und der Kriegsmann haben nichts in ihrem Wesen gemein und sind sich fremd, aber die Menschen sind von demselben Stamme und was sie erfahren, müssen Alle theilen können, und so bin ich denn begierig, mein lieber Johannes, ob Du so geschrieben, daß ich es auch genießen kann." [1]

Da las ich dem Herrn Ritter vor, wie ich in meiner Einfalt niedergeschrieben hatte.

Das Erste dessen ich mich deutlich erinnere ist wie mich meine Mutter das Vater unser und Ave Maria lehrte; ich stand vor ihr und faltete meine Hände und sah ihr nach den Lippen und wie sie mir es vorsagte sprach ich es kindisch nach und war ganz fromm, wie es ein Kind vor Gott ist. Das that ich immer früh Morgens und kniete dabei an meinem Bettlein und des Abends, wenn ich schlafen ging. Ich bin in Franken [2] geboren, in einem kleinen Dorfe am Mainstrom und meine Mutter war eine gar arme Frau, aber fromm und arbeitsam; ich kann sie mir auch nicht anders denken als spinnend und oft, wann ich Nachts erwachte sah ich sie in der kleinen Stube bei einer Lampe sitzen und spinnen; dabei sang sie still vor sich hin und dies hat mich oft bis zu Thränen gerührt. Warum, das weiß der liebe Gott; auch weiß ich noch deutlich, daß ich einmal gar sehr weinen mußte, als ich sie so singen hörte, da fing ein Vögelein vor unserem Fenster auch an zu singen und es war doch schon gar spät, denn der Mond schien hell und klar. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum Erstenmale Traurigkeit empfunden und über das Leben kindische Gedanken gehabt, mich auch im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Da sang sie ein Lied, das lautete also:

Es sang vor vielen Jahren ꝛc. [Ges. Schrift. Bd. II. S. 22] [3].

---

[1] Das Voraufgehende fehlt im gedruckten Fragment.

[2] Hier waltet ein bedeutender Unterschied ob in den beiden Fragmenten. Das Manuscript verlegt die ganze Handlung nach Franken, an den Main, in ein Dorf und eine Burg Eberach; das gedruckte dagegen führt uns in das reizende Lahnthal oberhalb Ems nach Kloster Arnstein, der Laurenburg und dem Hof Polsnich. Man wäre versucht, zu glauben, das Lahnthal sei der ursprüngliche Schauplatz einer Erzählung gewesen, die sonst als eine dem Studium der Limburger-Chronik entsprungene Arbeit leicht hingestellt wird. Ob Brentano absichtlich jeden Anklang so ängstlich vermied, daß er außer dem Namen des „Schreibers Johannes" gar nichts hinübernahm, oder sollte die Bekanntschaft mit der Chronik doch nur eine gehaltlose Annahme sein? Noch seltsamer muß es erscheinen, daß Brentano bei seiner zweiten Bearbeitung des Fragmentes die Gegend von Arnstein wählte und so außerordentlich poetisch richtig beschrieb, obgleich er sie niemals gesehen, daß er sich selbst bei seinem ersten Ausflug dorthin darüber wunderte. (Vgl. Lebensbild, II. 393 f.)

[3] Der Hinweis auf die gesammelten Schriften ohne Angabe des Bandes und der Seitenzahl dürfte uns wahrscheinlich auf das Jahr der Entstehung und den Zweck

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel in seinem Gesange auch meiner Mutter gedachte und ob er auch lieber geweint, als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?" Da sagte meine Mutter: „Wachst Du, Johannes? Schlafe, Du mußt morgen früh heraus und mit mir in's Kloster gehen; wenn Du nicht schläffst, so nehm' ich Dich nicht mit." Da löschte sie ihre Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne und küßte mich, und da ich merkte, daß sie weine, schlang ich die Arme um ihren Hals und hielt sie fest, fragte sie auch, warum sie mir das Kreuz mache und warum sie weine.

„Lieber Johannes," sagte sie, „ich mache Dir immer das Kreuz und küsse Dich ehe ich schlafen gehe, daß Du unter dem Schutze Gottes ruhig schlafen mögest, Du hast aber sonst nie gewacht, wenn ich zu Dir kam, und so wußtest Du es nicht." Doch warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf legte sie sich zu Bett und betete laut und ich sprach ihr nach, bis ich darüber einschlief[2].

---

der uns erhaltenen Copie hinweisen, und möchten wir wohl nicht irre gehen, wenn wir sie als Abschrift für den Abdruck in den „Gesammelten Werken" nehmen, welcher bereits in Aussicht genommene Abdruck dann später aus unbekannten Gründen unterblieben ist.

[2] Diese Segensscene muß dem Dichter überaus tief im Gemüthe gestanden haben; denn es war ja für ihn eine der schönsten und rührendsten Erinnerungen an seine eigene Kindheit und seine eigene Mutter. (Vgl. Lebensbild, I. 26 f.) Bei dieser Gelegenheit erlaube man uns einen kurzen Nachtrag zur Charakteristik der Mutter Brentano's. „Das Andenken derselben ist in der Familie noch immer in Segen. Als 16jähriges Mädchen kam sie mit ihrem Gatten nach Frankfurt, wo sie statt der drei Vorkinder, von denen man ihr gesprochen, deren fünf fand. Das Haus war sehr groß und der Arbeit gab es in Überfülle; sie aber suchte sich in Alles rasch hineinzuleben und wußte bald in Allem Bescheid. Eines der Vorkinder, Franz, war schon damals so ziemlich der Hauptführer des ausgedehnten väterlichen Geschäftes und saß trotz seiner Jugend den ganzen Tag mit einer großen Gewissenhaftigkeit und Treue im Comptoir. Als man sich darüber wunderte und ihn fragte, wie er das nur aushalte, antwortete er: ‚Das will ich Ihnen sagen; wenn ich Abends nur eine halbe Stunde mit der Mutter beim Thee sein kann, habe ich alle Ermüdung vergessen, und der Gedanke an ihre Thätigkeit und Arbeit hält auch mich aufrecht.'" Diese, uns von einem äußerst glaubwürdigen Mitgliede der Brentano'schen Familie gemachte Mittheilung ist uns eine willkommene Ergänzung dessen, was wir in der Biographie Brentano's über Maximiliane sagen zu müssen glaubten, um dem Göthe'schen Klatsch über sie entgegenzutreten, so viel unsere Quellen es damals erlaubten. Daß die obige Mittheilung auf Wahrheit beruht, scheint uns auch schon aus den positiven Angaben zu erhellen, welche mit den hergebrachten zwar im Widerspruch, dafür aber mit den uns inzwischen anderweitig zugegangenen Documenten im vollsten Einklang stehen. So ist die Zahl fünf der Vorkinder richtig und nicht vier, wie das Lebensbild nach der allgemein gegebenen Meinung es sagte. Ebenso stimmt das jugendliche Alter Maximiliana's mit der Wirklichkeit, da sie 1757 geboren und Januar 1774 getraut

Am folgenden Morgen standen wir früh auf und meine Mutter nahm leinen Tuch das sie gewebt, und Garn das sie gesponnen, um es im Kloster

---

wurde. Weil überhaupt in den bisher gedruckten Quellen eine überaus große Verwirrung über den Stand der Brentano'schen Familie herrschte und wir selbst in der Lebensbeschreibung trotz mancher handschriftlichen Ergänzungen ziemlich bedeutende Irrthümer haben bestehen lassen, glauben wir, an dieser Stelle den gerechten Wünschen nach einer authentischen Übersicht um so mehr willfahren zu sollen, als eine solche mit sehr großer Genauigkeit von einem Familienmitgliede aus dem Archiv zusammengestellt und uns zur Benützung mitgetheilt wurde.

Peter Anton Brentano, geb. zu Tremezzo am Comersee den 27. Juli 1731, gest. zu Frankfurt a. M. den 9. März 1797, Kaufmann, kurfürstlich Trier'scher wirklicher Geheimrath und accreditirter Resident, war dreimal verheirathet, und zwar:

in erster Ehe (nicht mit einer reichen Holländerin, sondern) den ? 176(2) mit Paula Maria Walburga Brentano, Tochter Anton Maria Brentano's, aus dem „goldenen Adler", Schnurgasse, in Frankfurt a. M. (geb. ?). Sie starb den 4. September 1770.

Aus dieser Ehe stammten sechs Kinder:

1. Anton Maria, geb. 16. October 1763, gest. ledig 30. Januar 1833.
2. Franz Dominicus Maria Joseph, geb. 17. November 1765, gest. 28. Juni 1844 (vermählt mit Johanna Antonia Josepha von Birkenstock).
3. Maria Theresia Johanna Karoline, geb. 7. März 1767, gest. 14. April 1770 (erlebte also nicht mehr die zweite Heirath).
4. Peter Anton Ludwig, geb. 10. April 1768, gest. ledig 24. December 1788.
5. Dominicus Martinus Carolus Franciscus, geb. 15. Juni 1769, gest. ledig 12. Mai 1825.
6. Paula Maria Walburgis, geb. 24. Juni 1770, vermählt mit Johann Wilhelm Joseph Ignaz von Waßmer, starb kinderlos den 12. März 1805.

in zweiter Ehe, geschlossen 9. Januar 1774 mit Maximiliane Euphrosyne Kunigunde von La Roche (geb. 1757, gest. den 19. November 1793).

Zwölf Kinder:

1. Georg Michael Anton Joseph, geb. 12. März 1775, gest. 22. Februar 1851 (vermählt mit Marie Schröder).
2. Maria Sophia Theresia, geb. 15. Aug. 1776, gest. ledig 19. Sept. 1800.
3. Clemens, geb. 9. September 1778, gest. 28. Juli 1842 (zuerst „vermählt" mit Sophie geborene Schubert, geschiedene Mereau; in rechter Ehe verbunden mit Auguste Bußmann und zwar in der katholischen St.-Petri-Kirche zu Fritzlar am 21. August 1807). So wenigstens hatte Dr. Hülskamp die Güte unsere Angabe (Lebensbild, I. 257) zu berichtigen, indem er uns den amtlichen Nachweis in Aussicht stellte.
4. Maria Kunigunde Ludovica Katharina, geb. 8. Juli 1780, gest. 17. Mai 1863 (vermählt mit Friedrich Karl von Savigny).
5. Maria Francisca Katharina, geb. 3. März 1782, gest. 5. Juni 1785.
6. Christian Franz Damian Friedrich, geb. 24. Januar 1784, gest. 26. October 1851 (vermählt mit Emilie Maria Anna Francisca Genger).
7. Katharina Elisabeth Ludovica Magdalena, geb. 4. April 1785, gest. 20. Januar 1859 (vermählt mit Ludwig Achim von Arnim).

zu verkaufen[1]. Sie trug es im Korb auf dem Kopfe und da ich sie sehr darum gebeten gab sie mir einen Theil des Garns zu tragen, welches ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter bis zum Kloster getragen habe. Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, sie war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit meiner Mutter und gab mir ein Bild von St. Johannes, meinem Patron. Er sagte mir auch, wenn ich älter wäre solle ich ihm die Messe dienen und dann immer einen Pfennig von ihm haben.

Meine Mutter ließ von dem Gelde zurück, um für ihre Anliegen in der Georgen-Kapelle eine Messe zu lesen, und als sie der Abt fragte, was ihr Anliegen sei, sprach sie: „Das steht Gott anheim", und da gingen wir zur Kirche hinab. Dort gingen wir aber zur linken Hand in eine Kapelle; da stand ein Altar in der Mitte, zur Rechten aber war ein Ritter an der Wand ausgehauen auf den Knieen liegend. Vor ihm stand ein anderer Ritter, der legte ihm die Hand auf das Haupt. Diesem Bilde gegenüber war St. Georgen-Bild, wie er den Drachen durchbohrt. Meine Mutter steckte ein Wachslicht vor St. Georgen auf und kniete dann mit mir an der Seite des steinernen Ritters nieder und sah oft nach dem knieenden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm, auch hätte ich ihm gerne was Liebes gethan und setzte ihm einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten hatte und noch spielend in der Hand

---

8. Maria Ludovica Katharina, geb. 9. Januar 1787, gest. 19. November 1854 (vermählt 1. mit Karl Jordis, 2. mit Richard Pierre Rozier des Bordes).
9. Maria Magdalena Karoline Francisca, geb. 21. Juli 1788, gest. 7. October 1861 (vermählt mit Georg Friedrich von Guaita).
10. Karoline Ludovica Ernestine, geb. 29. Januar 1790, gest. 23. Sept. 1791.
11. Anna Maria Francisca Ludovica, geb. 20. Sept. 1791, gest. 26. April 1792.
12. Susanna Philippina Francisca Ludovica, geb. 11. Mai 1793, gest. 2. September 1793.

in dritter Ehe, geschlossen ? mit Anna Ernestine Friederike Karoline von Rottenhof (Waise aus Franken, geb. 1771, gest. 1. October 1817 zu Pfaffendorf in Franken).

Zwei Kinder:

1. Friedrich Karl Franz, geb. 29. Juli 1796, gest. 5. August 1796.
2. Franz Peter August, geb. 20. Juli 1797 (filius posthumus, da der Vater den 9. März 1797 gestorben war), gest. den 7. Sept. 1813 in der Schlacht bei Jüterbogk gegen die Franzosen.

Die Wittwe Friderike (Fritze) Brentano, geb. von Rottenhof, heirathete in zweiter Ehe den Bambergischen Geheimrath und Großherzoglich Würzburgischen Kammerherrn Christoph Franz Freiherrn von Stein zum Altenstein aus Pfaffendorf.

[1] Der Leser wird schon selbst, auch ohne daß wir darauf hingewiesen, an dieser Stelle der alten Fassung die wundervollen Unterredungen der Mutter und des Knaben über Gott und Nächstenliebe u. s. w., sowie etwas weiter den lieblichen Dialog zwischen Abt und Kind vermissen, wie sie in der gedruckten Fassung stehen.

trug. Da meine Mutter das sah, weinte sie sehr und umarmte mich in der Kirche. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde. Da trat aber ein Priester in die Kapelle, mit einem Meßdiener und las die Messe am Altar. Und sie ließ mich los, sagte mir auch in's Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes, der stehende Ritter ist der alte Laurenburger, Dein Großvater."

Ich hatte den Muth nicht mehr nach dem Bilde zu sehen und mein Großvater blieb mir von dieser Zeit an ein ernster und beweglicher Gedanke. Aber ich habe damals gebetet, wie sonst nie, mit einer wunderlichen Herzensangst, doch weiß ich mich nicht zu erinnern, warum ich so gebetet habe. Da die Messe zu Ende und der Priester wieder aus der Kapelle hinausgegangen war, fragte ich meine Mutter nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Was macht denn der alte Laurenburger da?" Meine Mutter stand aber ohne mir zu antworten still vor dem Bilde und sah immer mit nassen Augen nach dem knieenden Ritter, den ich mit dem Laubkranze gekrönt hatte und da ich sie wieder fragte sagte sie: „Er thut was ich gestern Abend that, da ich Dir das Kreuz machte." Da fragte ich sie weiter: „Liebe Mutter, will er denn schlafen gehen?" Da sagte sie: „Ja, er will schlafen gehen in die ewige Ruhe." — „Und der knieende Mann will wohl auch schlafen gehen?" Da sagte sie wieder: „Ach! Gott gebe ihm eine ruhige Nacht wenn er schon schläft!" und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf daß ich ihn küßte. Da setzte ich ihm das Kränzlein wieder zurecht und küßte ihn, die Mutter ging mit mir zur Kirche hinaus. Sie hatte mich noch auf dem Arme und ließ mich nicht los, was sie sonst nicht pflegte, denn sie war nicht sehr stark, sondern zart und weiß mit langen blonden Haaren. Wir gingen nicht denselbigen Weg zurück, sie trug mich links dem Walde zu. Wie sie mich so durch die freie Luft hintrug, betrachtete ich ihr freundliches Angesicht und kann es nun nie mehr vergessen, wie hold und lieb sie aussah, und auch die ganze Gegend kam mir lichter und freundlicher vor. Mein Herz ward wieder ganz getröstet, und wie sie mich unter den Bäumen hintrug brach ich einen Zweig ab und machte einen Kranz, den setzte ich ihr auf ihre blonden Haare und sagte zu ihr: „Liebe Mutter, nun bist Du wie der knieende Ritter, nun hast Du auch ein Kränzlein auf und wenn er da nun durch den Wald gegangen käme, da würdet Ihr Euch Beide an einander sehr erfreuen, über die grünen Kränze."

Meine Mutter gab mir aber keine Antwort und ging immer traurig fort, was mich auch wieder betrübte. So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde durch den Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, bis es lichter ward in den Zweigen und der Wald sich am Rande des Berges endigte. Da war ein schöner grüner Platz und die Aussicht in ein einsames Thal, wo der Main durchfloß. Die Berge lagen rings um den hellen silbernen Fluß, als hätten sie tiefsinnige Gedanken. Sie waren alle mit schwarzen Wäldern bedeckt und sahen streng und finster herüber; wo wir aber standen, war die Gegend sanft und mild, grüner Rasen bedeckte den Boden. Es standen da mancherlei Blumen und das allerschönste war ein

freundlicher Quell, der zwischen einer großen Reihe von Sonnenblumen entsprang und über den sanften Abhang hinunterrollte. Es war als flössen Thränen an den Wangen eines freundlichen Antlitzes hinab [1].

Viele und mancherlei Kräuter wuchsen da rings an dem Bache; die Sonnenblumen sahen besonders ehrwürdig und andächtig aus.

Meine Mutter ließ mich im Grase spielen und saß bei den Sonnenblumen. Ich sah oft nach ihr hin und bemerkte, wie sie sanfter und ruhiger um sich blickte.

Dann nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir einige Schritte rechts in's Gebüsch, da stand ein kleines Haus ganz mit Epheu überwachsen, selbst die Thüre war mit dem Geflechte des Epheu's überzogen. Sie zog einen Schlüssel hervor, legte die Ranken an der Thüre zurück und öffnete sie. Wir traten zuerst in eine kleine Küche, in welcher jedoch kein Geräthe war und dann in eine kleine viereckige Stube; wie ich hineintrat fürchtete ich mich etwas, denn es war gar dunkel. Meine Mutter machte aber die Fensterläden auf, da sah man nach der andern Seite des Thales und ein schönes Schloß ragte aus dem schwarzen Gebirge gegenüber.

In der Stube standen allerlei ausgestopfte Vögel, besonders eine Reihe von Falken die alle sehr alt schienen. An der Wand hingen einige Speere und Jagdmesser und in der einen Ecke war ein Betstuhl vor dem Bilde des hl. Hubertus, wie er vor dem Hirschlein kniet, das ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen erscheint und ihm sein wildes Herz zur Sanftmuth umwendet.

Ich betrachtete alle die Sachen, die ich vorher nie gesehen, mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, während meine Mutter in's Thal hinaussah. Alles was mir seit dem Abend vorher begegnet war, hatte mich ganz verändert, und wenn ich jetzt daran denke, so möchte ich meine damalige Empfindung einem Rade vergleichen, das in einer Mühle plötzlich lebendig wird und alle die andern Räder mit ihm sich drehen und wenden sieht, und sich doch nicht vorstellen kann, was alle die vielen Räder sollen und wollen und was eine Mühle ist. Besonders aber verwunderte ich mich, daß meine Mutter mit allen den Sachen bekannt war und in der Hütte that, als wäre sie immer drin gewesen. Ich fragte sie, ob wir denn hier blieben, ob dieses auch unsere Wohnung sei, dann wolle ich mir hier einen kleinen Garten machen und ein Vogelsteller werden.

---

[1] Besonders für die vorausgehende Schilderung des Waldganges möchten wir eine genauere Vergleichung der beiden Versionen empfehlen; denn es ist unmöglich, bei dieser Nebeneinanderstellung nicht sofort den ganzen Zauber echtester Poesie zu fühlen, der in der späteren Fassung gerade in dieser Schilderung waltet. Auch hier zeigt sich wieder ganz augenfällig, wie seit den romantischen Anfängen bis zur wirklichen Bekehrung das Christenthum in Clemens lebendig geworden war, und dieses tiefe, lebendige Christenthum auch hier wieder die Quelle der wahrsten und echtesten Kunst wurde. Man vergleiche z. B. mit den herzlichen Worten der Chronika das Forcirte, Gemachte der Tieck'schen Genoveva.

„Was willst Du denn mit den Vögeln machen?" sagte sie. Und als ich ihr antwortete ich wolle sie das „Vater unser" lehren, sagte sie: „Weißt Du denn wo Dein Vater ist?" ich antwortete: „im Himmel." Sie nahm mich hierauf zu sich, setzte sich an's Fenster und erzählte mir, was ich hier niederschreibe. Ihre Worte sind mir auch nie aus dem Gedächtniß gekommen.

„Lieber Johannes, Du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich gedachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die Du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern Abend gefragt, warum ich weinte, als ich vor Deinem Bettlein stand, aber ich habe Dir keine Antwort gegeben und habe mit Dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Nun aber will ich Dir nichts mehr verschweigen, denn ich glaube es wird Dir gut sein, wenn Du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein Freude. Du wirst alsdann Deinen Sinn immer mehr zu Gott wenden, und zu seinem Abgesandten auf der Erde, der treuen Liebe der Unschuld und Weisheit. Auch sollst Du nicht trauriger werden um der Traurigkeit willen die auf Erden ist, sie soll Dich stärken daß Dein Muth wachse und Dein Fleiß, mit denen sollst Du die Traurigkeit bestreiten und ein frohes Herz erkämpfen, das sich allezeit Gott zuwendet.

Das kleine Häuslein in dem wir sitzen, gehörte meinem lieben Vater; er ist nun im Himmel seit acht Jahren und liegt begraben im Kirchhof bei dem Kloster. Er war ein Jäger und Vogelsteller und hat hier oben mit meiner Mutter gelebt; die ist zu Gott gegangen, da ich noch klein Mägdlein war. Ich erinnere mich noch wohl, da die Herrn aus dem Kloster sie zu Grabe trugen, da saß ich da draußen an dem Quell im Sonnenschein und verwunderte mich über die vielen Männer und Weiber die den Zug begleiteten. Da drüber vor dem Schlosse das Du siehst, kam der Ritter mit seiner Hausfrau und seinen zwei Knaben auch herüber; ich weiß noch wohl, wie sie in das Schifflein stiegen und über den Main fuhren.

Der Ritter blieb noch lange bei meinem Vater und sprach gar freundlich mit ihm, um ihn zu trösten und des Ritters Frau ging mit zu Grabe. Ich saß immer an dem Bächlein und des Ritters Kinder spielten mit mir. Am Abend zog der Ritter mit seinen Leuten wieder hinüber und mein Vater pflanzte am Bache die Sonnenblumen. Er war ein frommer und kunstreicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Er richtete die Falken ab, wie kein anderer Jäger in Franken und hatte eine große Kenntniß heilsamer Kräuter. Ich ging ihm immer in seinen Arbeiten zur Hand wie ich konnte und er erzog mich zu Gottesfurcht und Sittsamkeit. Spinnen und Weben hab' ich dort im Schlosse von des Ritters Hausfrau gelernt, und zugleich mit den zwei Söhnen, das Christenthum bei dem Hauskaplan.

Mein Vater schenkte dem Ritter gut abgerichtete Falken dafür; der Hausfrau brachte ich Arzneikräuter und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich selbst singen gelehrt hatte; so war ich denn immer gern im Schlosse gesehen und konnte an den Frauen und Dienerinnen wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt. Doch war ich, da ich älter ward, meistens zu

Hause bei meinem Vater denn er liebte mich sehr und mochte nicht ohne mich sein.

In der Einsamkeit besuchte uns der jüngste Sohn des Ritters oft, er war auch stiller Gemüthsart und hatte sich immer gut mit mir verstanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, so blies ich auf meines Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hause oder in der Gegend war, ließ er sich auch bald an dem Maine sehen und fuhr mich in dem Schifflein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns so lieb, daß wir nicht lange ohne einander sein konnten. Da mein Vater das bemerkte, kümmerte er sich darum und sagte mir oft traurig: „Mein Kind, was soll aus Deiner Lieb werden zu des Ritters Sohn, da Du doch eines armen Mannes Kind bist und nicht zur Edelfrau geboren?"

Diese Reden meines Vaters waren wohl wahr und thaten mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören den Ritter zu lieben, denn die Liebe ist blind und wo sie entbrennt kann sie nicht ausgelöscht werden, und zwei Menschen die sich lieben, kann nichts scheiden als der Tod.

Mein Vater stellte es auch dem Ritter vor, der aber war muthiger als ich und sprach: „Lasset euch das nicht kümmern in euren alten Tagen, denn es soll euch freuen, wenn ihr sehet, daß eure Tochter eines braven Ritters Frau wird, und will das mein Vater nicht, so wird er doch nicht drum zürnen bis an den Tod."

Ich erschrack, wenn ich sah wie mein Vater traurig ward bei seinen Reden die mir das Herz erhoben und habe meinem Vater immer von der Zeit an emsiger gedient als vorher, und war auch in allen meinen Reden bedachtsamer und klüger, damit er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und versichert werden, daß ich nicht thöricht handeln würde. Siegmund kam nun seltener, denn er ritt mit seinem Vater oft in den Krieg und wann des Morgens die Reisigen aus dem Schlosse auszogen, stand ich immer und grüßte Siegmund mit einem weißen Tüchlein, und wenn er mich so grüßen sah ließ er sein Pferd einigemal springen. Das war seine Antwort, denn er getraute sich nicht vor seinem Vater mich wieder zu grüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn gesund wieder kommen lasse und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reisigen wieder einziehen sah.

Einst aber in einem kalten Winter waren sie auch ausgezogen und als sie wiederkamen stand ich am Berge und sah nach Siegmund, der saß aber nicht auf seinem Pferde, der ward auf einem Tragbette zwischen zwei Reitern getragen. Ach! da war meine Angst groß, bis er die Reiter still halten ließ und sich aufrichtete, daß ich sehen möchte, daß er noch lebe und war dies gewiß ein großes Zeichen seiner Liebe zu mir. Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er solle mich hinüber auf das Schloß lassen, und da er nicht einwilligte kniete ich vor ihm nieder, und bat ihn mit Thränen, so flehentlich, daß er selbst sehr weinte und sprach: „Ach Tochter! wie ist Deine Liebe zu Siegmund so groß, und was wird viel Leid daraus entstehen!" Dann gab er mir ein Bündelchen Kräuter und führte mich selbst an den Main hinab; der war zugefroren und noch Keiner darüber gegangen. Das

wußte ich wohl, ich sagte es aber meinem Vater nicht, der glaubte es seien schon viele Leute darüber gegangen, und so eilte ich denn über das Eis, ohne Furcht und Angst und betete wohl mehr für Siegmund auf dem Eise, als daß ich nicht einbrechen möchte[1].

Es war Abend, da ich auf das Schloß kam; ich fragte sorgsam nach Siegmund und sagte, mein Vater habe gesehen, daß er verwundet zurückgekommen sei und ich müsse ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich in's Gemach, wo seine Mutter an seinem Lager saß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an seinem Bette nieder und küßte ihm die Hand. Seine Mutter wußte wohl daß er mich lieb hatte und ich ihn, aber hatte wohl nicht geglaubt, daß es so ernstlich sei, und da sie mit mir nachher zurück in ihre Kammer gegangen war, sprach sie lang mit mir, wie auch mein Vater gesprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich Alles, wie unsere Liebe so unveränderlich sei, und wie nichts uns scheiden werde als der Tod. Sie war aber eine sanfte Frau und Siegmund war ihr das liebste Kind; auch gegen mich war sie sehr freundlich und wie eine Mutter gesinnt und hat nicht mehr von unserer Liebe gesprochen, als daß sie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden.

In der Nacht ging das Eis im Main auf und ich konnte am Morgen nicht zurück, so daß ich wohl drei Tage lang auf dem Schlosse bleiben mußte.

Ich war dann meistens bei Siegmund und pflegte seiner, denn sein Vater war noch nicht zurück und die Mutter erfreute sich an unserer Liebe. Da wuchs dieselbe noch viel mehr, denn wir hatten uns lange nicht gesehen und in der letzten Zeit wenig miteinander gesprochen.

Da wir nun so beieinander saßen, wurden wir viel inniger und Siegmund, durch seine Wunde schwach und sanfter als sonst, erschien mir viel vertrauter, ja seine Rede war mir oft ganz jungfräulich und ich verband ihm seine Wunde in der Seite ohne Scheu. Da ist mir auch die kleinste Handlung theuer und ein tiefsinniges Werk geworden, wenn ich sie in der Liebe gethan hatte. Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater, der war traurig in seiner Einsamkeit geworden, während ich mich gefreut hatte, und ich erzählte ihm, was geschehen war, und wie meine Liebe noch viel größer sei, und was Siegmunds Mutter mit mir gesprochen. Darüber ward er gar nachdenklich und sagte, wie er ein alter Mann sei und schon mit einem Fuße

---

[1] Es bedarf wohl keines Wortes, um selbst den prüdesten Leser zu überzeugen, daß der Herausgeber die Handlungsweise der jungen Leute und die Nachgiebigkeit des Vaters, sowie auch die Unvorsichtigkeit von Siegmunds Mutter, welche die beiden Liebenden allein zusammenließ, nicht billigt; übrigens billigt auch der Dichter selbst sie nicht, da ja alles Leid für Mutter und Sohn aus der Mißheirath erfolgt. Jedenfalls freut es den Leser, im Urmanuscript deutlich von einer giltigen Ehe zwischen der Falknerstochter und Ritter Siegmund (Jörg) zu erfahren, während der einzig schwache Punkt der neueren Fassung gerade die Unklarheit über den Ursprung des Schülers war.

im Grabe stehe, so sei sein Sinn wohl nicht mehr für die weltlichen Dinge, und wolle er auch meine Liebe nicht stören, aber es sei ihm doch traurig, wenn er daran denke. Da Siegmund gesund war, besuchte er meinen Vater und mich wieder dann und wann, und außerdem sahen wir uns an Sonn- und Festtagen vor und nach der Kirche im Kloster.

Der Winter war sehr rauh, und mein Vater oft krank, denn er war schon ein alter Mann und hatte schneeweiße Haare; da ward mir denn auch keine Freude als ihn zu tröften und mit ihm zu beten. Als der Frühling kam, die Zweige ausschlugen und die Vögel wieder zu singen begannen, setzte er sich oft an die Thüre, und sah in's Thal hinab und sprach mir von meiner Mutter. Einmal an dem hl. Ostertage Nachmittags, saß er in seinen Feierkleidern an der Thüre und ich neben ihm, es war gegen Abend, Alles still und ruhig und gar mildes Frühlingswetter. Wir sahen den Main hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schifflein gefahren; sie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie und sangen andächtig und laut, daß es zwischen den Bergen in der Ferne leise mitsang:

Ich will des Mai's mich freuen
In dieser heiligen Zeit
Und gehe zu den Maien
Und seh des Heilands Leid;
Leid gab mir die Freudigkeit.

O Mai! im grünen Scheine
Du blühest kurze Weil!
O Maie, die ich meine
Du blühest ewiges Heil!
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ewiger Blüthe
Seit unser höchstes Gut
In Deinen Zweigen glühte.
Du trankst sein heiliges Blut!
Blut gab mir so hohen Muth.

Du drangst in heiligem Thaue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfraue
Mit ihrer Thränen Schmerz!
Schmerz erquickte mir das Herz.

Des heiligen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein;
O Jesus an den Maien [1]
Mich heilte Deine Pein!
Pein führt mich zum Himmel ein.

---

[1] Obige Lesart gibt zwar die Abschrift, richtiger dürfte es jedoch wohl heißen: „Mein Jesus an der Maie" (dem heiligen Kreuz).

Warum der Dichter diese Wallfahrts-Scene und die sich daranknüpfenden Betrachtungen

Der Vater und ich sangen das Lied still mit. Er ward sehr gerührt und sprach zu mir: „Wohl wende ich mich auch hin zu der Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht, denn meine Zeit ist vorüber! und dieser ewig wiederkehrende Frühling ist meine Jugend nicht, auch werde ich die Früchte nicht reifen sehen; ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling ist, dessen ich mich erfreue. Vom Leben zu scheiden schmerzt mich nicht, weil sich das Leben nie von mir scheiden kann, denn ich habe nach meinen Kräften Gott gedient und die Menschen geliebt. Das Schifflein mit der singenden Wallfahrt und der Maie, wie es so den Main hinunterfährt und dort die Sonne die untergeht, sie haben mich wohl an das Leben der Menschen erinnert: da sind sie heute früh aus den verschiedenen Dörfern fröhlich zusammengekommen und in der Kühle und dem Dufte des jungen Laubes durch den Wald und über die Berge singend hingezogen und haben nur gedacht wie sie ankommen würden und ihre Andacht verrichten und da sie gebetet hatten, sind sie zu den Krämern gegangen die dort stehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach seinem Vermögen, und haben sie dort aufgesteckt; dann haben sie am heißen Mittag im Grase ihre Speise genossen und nun sind sie den Berg wieder heruntergekommen und schnell trug sie das Schifflein den Strom hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer steigt früher, der Andere später an's Land, und Alle die beisammen so fromm dem Main singend folgten, sind in der Nacht nicht mehr beisammen und wenn der Vater seinen Kindern ein Heiligthum mitbringen kann und so Frömmigkeit erwecken, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück; die Gabe mag gering sein im allgemeinen Werth der Dinge, so ist sie doch groß für die Betrachtung, und ein Samenkorn das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes sein."

So sprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir und da ich ihn nach der Hütte zurückbegleitete, zitterte er sehr, so daß ich wohl fühlte, er werde nicht lange mehr mit mir sein. Siegmund kam den folgenden Tag herauf und mein Vater bat ihn, den Pater Anton vom Schlosse zu schicken und auch seine Mutter zu ihm zu bitten, denn Siegmunds Vater hatte den jüngeren [1] Sohn Albrecht zu einem Vetter in Schwaben begleitet.

Da Siegmund zurück eilte, stand ich am Fenster und weinte sehr. Mein Vater, der in seinem Lehnstuhle saß, hatte seinen Lieblingsfalken auf der Hand und sagte freundlich zu ihm: „Willst Du wieder in Freiheit, Kilian, wenn ich todt bin?" Da er mich weinen hörte sagte er: „Was weinst Du, mein Kind?" Ich erwiederte: „Da ich Siegmund hinabgehen sah, mußte ich weinen, daß er bald mein einziger Trost sein wird außer Gott." Da sprach er zu mir: „Und einst wird Gott Dein einziger Trost sein; wie er jetzt meiner

in der Bearbeitung bei Seite ließ? Jedenfalls gehören sie zum Schönsten, was die alte Fassung bietet.

[1] Hier liegt ein Schreibfehler des Copisten oder eine kleine Vergeßlichkeit des Dichters vor; denn einige Seiten vorher ist Albrecht der ältere, Siegmund der jüngere Sohn.

ist, da ich Dich verlassen muß; aber ich will Gott im Himmel für Dich bitten, daß es Dir auf Erden wohlgehe, bis Du zu mir kommst.“

Dann kniete er dort an dem Altare nieder und betete und war so schwach, daß er sein Haupt auf den Altar legte. Ich kniete neben ihm und der Falke saß traurig auf der Stange. Darauf sagte er: „Sieh ob der Pater Anton bald kommt, ich fühle, meine Stunde naht.“

Da sah ich den Pater in seinem geistlichen Gewande in das Schifflein steigen. Siegmund trug das Kreuz und seine Mutter hatte eine Kerze in der Hand, auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da sprach ich: „O lieber Vater, sie bringen unseren Herr Gott.“ Da küßte mich der Vater und sah mich mit großer Liebe an.

Der Zug kam langsam den Berg herauf und als sie vor der Hütte standen, ging ich hinaus zu Siegmund und seiner Mutter. Die war sehr traurig und küßte mich. Der Pater Anton ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht und gab ihm das Abendmahl und wir standen draus und beteten. Dann kam der Pater und rief mich und Siegmund und seine Mutter herein.

Wir knieten um seinen Stuhl und er sprach zu Siegmunds Mutter: „O gnädige Frau, wir werden bald zusammen sein, nehmt euch meines Kindes an; Siegmund liebt meine Tochter, sie verdient es. O mein gutes Kind, ich befehle Dich Gott, komme bald zu mir, wenn Dir es auf Erden nicht gut ist.“ Da weinten wir Alle sehr und Siegmund nahm meine Hand und sagte: „Mutter segnet uns! Vater segnet uns!“ Da gab er uns den Segen und Siegmunds Mutter auch und der Pater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband. Dann wollte er in den Sonnenschein getragen sein. Siegmund und ich trugen ihn auf seinem Sessel hinaus in das Freie.

Die alten Diener des Ritters standen mit den Fackeln im Kreise um ihn und reichten ihm die Hände. Siegmund brachte ihm seinen Falken, der saß hinter ihm auf der Lehne seines Sessels. So saß der gute Vater noch einige Minuten und sprach: „O Gott, ich danke Dir für das schöne Leben, ich danke Dir für mein schönes, liebes Kind, ich danke Dir für den schönen Tod.“ Da starb er. Siegmund und ich hatten seine Hände, es war freundlicher Sonnenschein, die Vögel sangen in dem Walde und der Falke stieg wie ein Pfeil in die Höhe.

Siegmund und seine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schlosse und trösteten mich mit vielen freundlichen Worten, besonders Siegmund, der war seit meines Vaters Tod viel ernster und fester geworden. Er sah nun seine Liebe zu mir als meine einzige Hilfe an und als Alles was ich in der Welt zu hoffen hatte, so wollte er denn auch mein Schicksal so freundlich machen als in seinen Kräften stand und strebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erscheinen sollte.

Mein Vater ward den folgenden Tag neben meine Mutter in's Kloster begraben. Siegmund und seine Mutter gingen mit zur Leiche, mich aber ließen sie nicht mitgehen, damit ich nicht zu traurig sein möchte; ich blieb

also auf dem Schlosse zurück und wie sie aus dem Thore hinauszogen, stieg ich auf den höchsten Thurm des Schlosses. Sieh, es ist dort jener weiße Thurm worauf das Bäumchen steht. Ich sah mich rings in der Gegend um und empfand Vieles was ich vorher nie empfunden hatte. Wie Siegmund mit seiner Mutter in das Schifflein stieg erinnerte ich mich, wie ich ihn zum Erstenmale gesehen, das war als meine Mutter starb, da saß ich vor meines Vaters Hütte und spielte ganz fröhlich und verstand das Leid der anderen Menschen nicht, da sah ich ihn auch in demselben Schifflein überfahren. Ach, wie viele Jahre sind schon hin, jetzt bin ich auch schon unter den erwachsenen Leuten, die den Schmerz wohl verstehen, wenn ein lieber Freund von ihnen scheidet. Wie oft ist der Frühling vergangen seit ich lebe und, ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern; ich weiß nur daß es Frühling war wenn die Bäume blühten und die Welt freudig wurde. O weh, jetzt spiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier stehe ich und bin allein und muß weinen, ach! wie bitter weinen. O, wo wird mein guter Vater hingetragen, wo geht all das Leben hin, alle die Lust? So war ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren. Ich sah wie Siegmund mit seiner Mutter den Berg hinanstieg und wie die Klosterherrn in ihren weißen Kleidern aus dem Walde heraustraten, und wie sie meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte trugen. Da streckte ich wohl die Arme gegen Himmel und weinte sehr, da hörte ich sie auch noch lange im Walde ihre heiligen Lieder singen.

Es war Abend und still, die Sonne ging unter, im Thal war es schon dunkel, nur über unserer Hütte und dem Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich, wie mein Vater mit mir gesprochen, als die Wallfahrt den Main hinabfuhr, und wie er des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen und wie er zu mir gesagt hatte: „Der geht gerne von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine fromme Gabe mitbringen kann." Und indem ich gedachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben, warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligthümer die er mir zurückgelassen hatte. Ich wiederholte in mir sein Andenken und die sanfte, fromme Unterweisung, die er [mir] immer gegeben hatte, sah lang in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und mild. Dann wendete ich meine Blicke ringsum über Berg und Thal, wie der Wald grünte und hoch ragte, wie sich die Wiesen sanft hinabsenkten und mit den gefurchten Äckern abwechselten. Zum Himmel richteten sich meine Blicke ruhig aufwärts und gleiteten an dem Fluge ziehender Vögel nieder zum Main, in dem die Wolken noch einmal zu ziehen schienen, dann blickte ich zwischen den Thürmen hinab in den einsamen Burghof, wo ein alter Knappe den Hollunderbusch an dem Fenster seiner Kammer beschnitt und ein lustiges Lied sang, auf dem Dache trieben in den letzten Strahlen sich die Tauben girrend herum, unten war es schon dunkel und die ewige Lampe der Burgkapelle sah gelblich durch das hohe Fenster, und alles das sah ich mit gleicher Ruhe und stiller Liebe an. Es war mir nicht, als sei mein Vater gestorben, ich konnte an ihn denken, als sei er immer zugegen, nur sehe ich ihn nicht, höre ihn aber singen und arbeiten. Zu dieser Stunde kam ein

großer, inniger Glaube an die Güte Gottes, an die Ewigkeit des Lebens in mich, Alles was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben, und sein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freundliche Blume entgegensah. O, da fühlte ich deutlich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte; er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche, gesunde Gestalt meines Leibes, das ruhige, schlagende Herz in der Brust und die stille betrachtende Seele hat er mir gegeben, denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles, frommes Dasein, in Geschäft und Andacht näher an's Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit der Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge mir in's Herz sah, welches rein und züchtig, wie die Kammer einer frommen Jungfrau aufgeschmückt war. O guter Vater, dachte ich da, Du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte! Gott sprach zu Dir: gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich deutlicher und verständlicher meinen Kindern, den Menschen, werden möge; dann will ich sehen ob Du meiner Liebe näher zurückkehrst. Und da hat der gute Vater mich zurückgelassen, als das Zeichen des vollendeten Werks und ist wieder zurück zu Gott gegangen; sein Leben aber auf Erden hat nicht aufgehört, es ist in meiner Seele und ich will es ruhig fortbauen, ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe und wenn Gott auch mich einst zu sich nimmt, o, dann bleibe auch mir ewig ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen, segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reform unserer Gymnasien.

XIV. Die religiösen Orden als Lehrer an Gymnasien und Lyceen.

Wie wir bisher gesehen haben, sind die Früchte der Neu-Schule in Bildung des Verstandes und Willens großentheils karg, noch öfter unecht oder geradezu verderblich. Und doch verdient dieser kostbarste Theil unserer männlichen Jugend die sorgsamste Pflege, vorzüglich in einer Zeit, da der ganze Gesellschaftsbau verhängnißvoll wankt, und eine gesellschaftliche Wiedergeburt, die von den gebildeten Ständen ausgehen muß, uns nothwendiger ist, als das tägliche Brod.

Wir haben im Vorhergehenden unsere Vorschläge zu gründlicher Gymnasial-Reform gemacht und besonders betont, daß eine Rückkehr zum bewährten Alten uns einzig aus dem Labyrinthe moderner Schulpfuscherei herausführen könne.

Es entsteht nun die Frage, in welche Hände unser Mittel-Schulwesen, wenn es gesunden soll, am ruhigsten könne gelegt werden. Wir sagen: in jene der lehrenden Orden.

Man mißverstehe uns nicht. Wir denken nicht daran, den Ordensleuten ein Monopol in den Schooß zu werfen, sondern nennen dieselben nur die berufensten Lehrer an den Gelehrtenschulen. Ferner setzen wir ein Collegium von Weltpriestern den Ordensmännern gleich, nicht etwa aus klug berechnender Rücksicht, sondern einzig und allein im Dienste der Wahrheit; denn dieselben führen in kirchlichen Anstalten ein gemeinsames Leben, wie die Religiosen, sind in Beziehung auf Kenntnisse und Charakter-Eigenschaften durch ein mehrjähriges Seminarleben ihren Vorgesetzten so gut bekannt, wie der einzelne Ordensmann seinen Obern, so daß die prekäre Bürgschaft einer gelungenen Staatsprüfung mehr als aufgewogen wird; und endlich haben sie solche Erziehungsfrüchte aufzuweisen, daß man sie, auch ohne Höflichkeit, mit den Ordenspriestern auf die gleiche Stufe setzen muß. Wir erinnern nur an das leider im Culturkampf eingegangene bischöfliche Collegium zu Gaesdonk im rheinischen Antheile des Bisthums Münster.

Wovor wir aber warnen, das ist jene revolutionäre Laisirung der Mittelschule, welche durch Wolf in Deutschland aufkam und in der Gegenwart der allgemeine Feldruf der Weltverschwörung geworden ist[1]. Zu einer Zeit, in der man unzählige Ordensschulen, Seminarien, geistliche

---

[1] Hierüber schreibt Dr. Fr. J. v. Buß (Die Reform der katholischen Gelehrtenbildung in Teutschland. Schaffhausen 1852. S. 109): „Eine ungeheure Verblendung läge in der Ausschließung der Geistlichkeit, welche von jeher den öffentlichen Unterricht und die öffentliche Armenpflege gegründet, welche zu allen Zeiten die Fortschritte beider gefördert hat, und welche ebenso wenig deren Förderung aufzugeben vermag, als den Geist der Wahrheit, der Liebe und der Tröstung, welcher bis zum Ende der Zeiten bei ihr bleiben wird. Ein bestürzendes Unterfangen läge darin. Denn würde die Kirche heute aus den Heiligthümern der Wissenschaft und der Hingebung verbannt, welche unausfüllbare Lücke entstände! Diese Verbannung wäre ein öffentliches Verbrechen — und die Verbrechen dauern nicht. Denn man würde der Gesellschaft das mächtigste Element des Heils und der Gesittung rauben, welches die Vorsehung gegeben hat!" — Und doch ist in den letzten Jahren so Vieles geschehen, was 1852 kaum möglich schien.

Anstalten zertrümmert, ihre Lehrer vertreibt, mit Gewalt den ganzen Unterricht laisirt, wird der Leser es nicht unbegründet finden, wenn wir mit einem freimüthigen Wort den Beruf des geistlichen Standes zum Lehren vertheidigen.

Das Werk der Laisirung auch der Gymnasien ist noch ziemlich neuen Datums. Landfermann sagt[1], in früherer Zeit habe gewöhnlich ein einzelner Mann, meistens der (geistliche) Rector, einem Gymnasium den Stempel seines Geistes und seiner Auctorität aufgedrückt; unter ihm, dem Schulmeister, habe eine Anzahl unter seinem Einfluß berufener Schulgesellen, meist junge Theologen, gearbeitet. Dieß sei ganz anders geworden, besonders seitdem 1810 in Preußen eine eigene Prüfung für's Schulamt angeordnet worden sei; mit anderen Worten: seitdem die Wolf'schen Grundsätze bureaukratisch verwerthet und die Gymnasien immer mehr laisirt wurden. In anderen deutschen Ländern rückte die Laisirung erst mit den fünfziger Jahren voran, in Österreich mit dem Unglücke bei Sadowa, als die heulende Empörungspartei durch die Opferung einer Reihe geistlicher Gymnasien beschwichtigt werden sollte.

Die Gelehrtenschule ist von Anfang an geistlichen Ursprungs. Alle kirchlich-gesinnten Erziehungsmeister und die Kirche selbst anerkannten vollauf die bildende Wirksamkeit und Unentbehrlichkeit des classischen und philosophisch-physikalischen Unterrichtes, lenkten aber auch ihr Hauptaugenmerk darauf, daß er nur auf eine feste religiöse Bildung gepfropft und von der kirchlichen Zucht beherrscht werde, also in den Händen der hierzu von Christo Berufenen, der Geistlichen, liege. Wir erinnern an die Schulordnungen der ältesten christlichen Vorzeit, an die Anweisungen eines hl. Augustinus und Hieronymus, an Cassiodor und Vincenz von Beauvais, sowie an die geschichtliche Thatsache, daß fast alle derartigen Anstalten von Geistlichen, allergrößtentheils von Ordensmännern, geleitet wurden.

Daher muß die Verweltlichung und Verstaatlichung der Mittelschulen als ein Eingriff in das natürliche und geschichtliche Recht der Kirche und der Familie aufgefaßt werden. Unrecht kann niemals Recht werden. Trotzdem befürworten wir keine plötzliche, sondern bloß eine allmähliche Umkehr. Was wir verlangen, ist die Anerkennung des Satzes, daß Ordensgenossenschaften zum Mittelschulwesen am meisten

---

[1] Bei Roth, Kleine Schriften, II. S. 164.

berufen sind, und daß die thatsächliche Mitbewerbung derselben von den besten Folgen für das Gymnasium überhaupt sein muß. Wie nothwendig und heilsam wäre eine solche Concurrenz eben jetzt! Bestätigt doch der Cardinal-Erzbischof Guibert von Paris in seinem Schreiben an die Senatoren vom Juli 1879, im Gegensatze zu Ferry's aberwitzigen Vorschlägen, daß Frankreich gerade den Ordens-Gymnasien einen neuen Aufschwung verdanke. Er schreibt: „Der Senat wird ohne Parteinahme die Rolle prüfen, welche die Congregationen bei dem Werke der nationalen Erziehung spielen, und er wird anerkennen, daß sie sich um das Land wohlverdient gemacht haben. Bald sind es dreißig Jahre, daß ihnen das Feld des Gymnasial-Unterrichtes geöffnet ist: wer kann behaupten, daß ihre Betheiligung an dieser edlen Arbeit nicht zum Vortheil Aller ausgeschlagen sei? Die Zahl der Kinder, welche eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, ist in dieser Periode fast verdoppelt; der Wetteifer hat die Verbesserung der Methoden hervorgerufen; und wenn am Ende dieses Jahrhunderts, dessen Fruchtbarkeit erschöpft zu sein scheint, wahrhaft hervorragende Männer selten werden, so muß man wenigstens zugestehen, daß in Folge der Vermehrung der Lehranstalten das mittlere Niveau des Wissens bedeutend gestiegen ist. Das ist die naturgemäße Frucht der Concurrenz, wenn sie ernst und aufrichtig genommen wird. Aber hinzufügen muß man, daß ohne die Congregationen der freie Unterricht niemals jene Kraft erlangt hätte, durch welche diese Concurrenz zu einer fruchtbaren wird."

Durch nichts versumpft das Schulwesen schneller, als durch das Monopol, das jeden Wettstreit unmöglich macht, vollends wenn es im Namen des allmächtigen Staates geübt wird. Aus vernünftigem Abscheu gegen das Chinesenthum in der gelehrten Bildung verlangen wir, daß endlich ein schädliches Privilegium durchbrochen werde zu Ehren der Wissenschaft und der Erziehung, zum Heile für Glauben und Tugend, für Kirche und Staat, für Zeit und Ewigkeit. Eine schneidige Concurrenz wird allerdings von den lehrenden Orden eröffnet werden, aber nur ein Thor wird derselben aus dem Wege gehen; ist doch der edle Wetteifer der beste Sporn für Schüler und für Lehrer, und den Nutzen davon hat gerade die menschliche Gesellschaft, d. h. Alle.

Der Kampf gegen die lehrenden Orden ist ein alter; schon im dreizehnten Jahrhundert mußte der hl. Thomas von Aquin das Anrecht der Religiosen auf den Unterricht gegen die erbgesessenen Lehrer der

Pariser Hochschule vertheidigen [1]. Aber stets haben Vernunft und Recht den Sieg davongetragen; und so hoffen wir auch jetzt, allen finsteren Schatten zum Trotze, immerhin das Beste, sobald die unausbleibliche Reaction gegen die allseitige Knechtung einmal in den Herzen der Edelsten wird erwacht sein.

Inzwischen halten wir unseren Satz aufrecht, daß Ordensgenossenschaften die berufensten Lehrer für die Mittelschule liefern, und beweisen denselben aus der Pflichtenlehre des Schulmeisters wie der Schüler.

Schlagen wir eine positive Moral auf, so begegnet uns beim vierten Gebote des Dekalogs die folgende Darlegung: „Die Lehrer schulden ihren Zöglingen Liebe, gutes Beispiel, christliche Zucht und gesunde Lehre; die Schüler ihren Lehrern Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam.“ Nun aber bieten Religiosen die sicherste Bürgschaft für die Erfüllung der Lehrerpflichten, und andererseits wird durch sie den Schülern die Erfüllung auch der eigenen Standespflichten erleichtert. Also sind Ordensmänner die berufensten Lehrer auch am Gymnasium und Lyceum.

I. Religiosen verbürgen die gewissenhafteste Erfüllung der Pflichten des Lehrers.

Unter den Pflichten des Lehrers steht obenan Liebe zu seinem Berufe und zu seinen Schülern.

Wir sind nun weit entfernt, dem Laien diese Tugend absprechen zu wollen, aber immerhin wird und muß sein Herz zuerst und am lebhaftesten schlagen für die eigene Familie, für die erwählte Lebensgefährtin und die theuren Pfänder seiner Ehe, so daß das Lehramt zunächst als das unumgängliche Mittel zur Erwerbung des Lebensunterhaltes vor der Seele steht, und eine volle Hingabe an die ideelle Seite desselben erschwert wird. Ferner bietet eine Familie so manche trübe Stunde und so tief in's Herz einschneidende Sorgen, daß billiger Weise dann von einer Freudigkeit im Lehrberuf eine Rede nicht sein kann. Hierzu kommen die in der Gegenwart unvermeidlichen Reibungen des „Lehr-

[1] Er that dieß um's Jahr 1254 durch das Opusculum „Contra impugnantes Dei cultum et religionem“, von welchem besonders p. II. c. 1 sqq. sehr lesenswerth sind. Ausgabe von Fretté und P. Maré. Paris, Vivès. tom. XXIX. p. 1 sqq. Übrigens beachte man den Unterschied, daß damals Weltpriester gegen Ordenspriester standen, während jetzt das weltliche und Laien-Element den gesammten geistlichen Stand zurückdrängen soll.

körpers" unter sich und mit dem Director, die bei der Verschiedenheit der „persönlichen Überzeugungen", der „Standpunkte" und stillen Interessen das Wirken in der Schule stören, die Freudigkeit im Berufe verleiden und das Herz verbittern.

Dagegen hat der Religiose, der alle ihn mit der Welt verbindenden Brücken abgebrochen hat, das Herz frei zur gänzlichen Hingabe an das Lehramt, in welches ihn der göttliche Wille durch den Mund der Oberen eingewiesen hat, so daß der Cardinal Guibert (a. a. O.) dem französischen Senate schreiben konnte: „In den Congregationen finden sich thatsächlich mehr als irgendwo diejenigen Elemente vereint, welche die hervorragende Stellung des Unterrichtes verbürgen. Da ist vor Allem die Hingebung der Lehrer, eine Hingebung, die ihnen erleichtert wird durch die Ablegung der Gelübde, wodurch sie von der Gründung einer Familie abgelenkt und von allem Weltlichen geschieden werden. Der Lehrer lebt dafür mit seinen Schülern zusammen, theilt mit ihnen [in den Convicten] ihren Tisch wie ihre Arbeit, ihre Gebete wie ihre Spiele; er gestaltet so das Collegium gewissermaßen zu einer Familie um und verdient durch die Anhänglichkeit, welche er einflößt, den Titel eines ‚Vaters', wie ihn die Gewohnheit gegeben hat. Daher stammt ohne Zweifel das Vertrauen, welches die Familien den lehrenden Orden bezeigen, und das für immer den Erfolg ihrer Unternehmungen sichert."

Während der Lehrer aus dem Laienstande seinen Beruf leicht vom zeitlichen Gesichtspunkte auffaßt und nur in dem Falle, daß ihn tiefe Religiosität durchdringt, die religiöse Seite desselben liebend hochhält, ist der Ordensmann durch seine ganze Lebensanschauung, durch den religiösen Beruf und häufiges Gebet in erster Linie auf diese Seite des Lehramtes angewiesen. Man mag sagen, was man will, ohne Religiosität ist der Lehrstand eine widerliche Hantierung, mit ihr ist er ein Schutzengel-Amt im Dienste Gottes. Niemand hat diesen Gedanken herzlicher ausgedrückt, als der berühmte Rector der Pariser Universität und des Collegiums Beauvais, Rollin, indem er fragt[1]: „Was ist ein christlicher Lehrer, der mit der Erziehung der Jugend betraut ist?" und darauf die

---

[1] Traité de la manière d'enseigner et d'étudier les belles-lettres par rapport à l'esprit et au coeur. Paris 1726. 4 vol. livre 8. 1e partie. article 13. Das Buch ist wiederholt aufgelegt worden. Der große Mann, mit welchem Friedrich I. von Preußen in Briefwechsel stand, lebte von 1661—1741. Neue Ausgaben seiner Werke veranstalteten Didot (1845—1863 in 23 Bänden) und Hachette (1837—1841 in 7 Bänden).

Antwort gibt: „Das ist ein Mann, in dessen Hände Jesus Christus eine gewisse Anzahl Kinder gelegt hat, welche Er mit Seinem Blute erkauft, und für welche Er Sein Leben gegeben hat; in welchen Er wohnt, wie in Seinem Haus und Seinem Tempel; welche Er betrachtet als Seine Glieder, als Seine Miterben. ... Und zu welchem Zwecke hat Er sie ihm anvertraut? Etwa um aus ihnen Dichter, Redner, Weltweise, Gelehrte zu machen? Wer wagte das zu sagen oder auch nur zu denken? Er hat sie ihm anvertraut, um in ihnen die kostbare und unschätzbare Hinterlage der Unschuld zu bewahren, welche Er in ihre Seele durch die Taufe geprägt hat, um aus ihnen wahre Christen zu machen. Das ist der Zweck und das Ziel der Erziehung der Kinder: alles Übrige hat nur den Werth von Mitteln. Welche Größe, welchen Adel verleiht nun nicht ein so ehrenvoller Auftrag allen Verrichtungen der Lehrer! Aber welche Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Wachsamkeit, und vor Allem welche Abhängigkeit von Jesu Christo fordert er nicht! Sie bedürfen, um die Kinder zu führen, Fähigkeit, Klugheit, Geduld, Sanftmuth, Festigkeit, Auctorität. Welch ein Trost für einen Lehrer, unendlich überzeugt zu sein, daß es Jesus Christus ist, welcher alle diese Eigenschaften gibt, und daß Er einem demüthigen und ausharrenden Gebete sie verleiht!"

Rollin hat mit diesen Worten die ganze Erhabenheit des Lehramtes erfaßt; sie aber beruht ausschließlich auf der religiösen Auffassung, die sich beim Ordensmanne ebenso von selbst versteht, als sie beim Lehrer aus dem Laienstande seltener vorkommt, wenn sie nicht gar in den Tagen antireligiöser Strömungen in's Gegentheil umschlägt. Dann aber geräth der Lehrer grundsätzlich in eine schiefe Stellung zum Cardinalpunkte seiner Pflichten und gleicht eher einem altrömischen παιδαγωγός als einem christlichen Schulmanne.

Aus der religiösen Hingabe, die der Ordensmann für das Lehramt als Standespflicht heilig hält, ergibt sich von selbst die Liebe zu den Schülern, nicht jene weichliche und irdische, die auf Wahlverwandtschaft des Charakters, auf Herkunft und zufälligen Eigenschaften beruht, sondern jene übernatürliche und himmlische, welche selbst im unscheinbarsten Schüler eine durch Christi Blut erkaufte Perle verehrt. Dann wendet der Lehrer auf sich jene Worte an, welche der Herr dem Moses (Num. 11, 12) in Betreff der Israeliten zur Regel machte: „Trage sie an deinem Busen, wie eine Amme ihr kleines Kind zu tragen pflegt"; dann fühlt er etwas von jener sorgenvollen Zärtlichkeit des hl. Paulus für die Galater, für

welche er „die Wehen der Geburt empfindet, bis in ihnen Jesus Christus gebildet werde" (Gal. 4, 19). Nur noch eine Stelle aus Rollin's Werke (a. a. O.) über diesen Gedanken möge uns gestattet werden. Sie lautet: „Wenn ein Lehrer jenen Geist [der Liebe Gottes] empfangen hat, so ist ihm nichts mehr zu sagen; dieser Geist ist ein innerer Lehrer, welcher ihm Alles eingibt und lehrt, und welcher bei jedem Anlaß ihm seine Pflichten zeigt und ihn zur Übung derselben treibt. Ein sicheres Zeichen, daß man ihn empfangen habe, ist sodann, wenn man einen großen Eifer für das Seelenheil der Kinder verspürt, wenn man von ihren Gefahren ergriffen wird, wenn man für ihre Fehler empfindlich ist, wenn man oft die Erwägung macht, von welchem Werthe die Unschuld ist, welche sie in der heiligen Taufe empfangen; wie schwierig es ist, sie wieder herzustellen, wenn man sie einmal verloren hat; welche Rechenschaft darüber Jesus Christus von uns fordern wird, der uns als Wächter zu ihrer Bewahrung aufgestellt, wenn der Menschenfeind während unseres Schlafes ihnen einen so kostbaren Schatz raubt." — Wie aber können solche übernatürliche Grundsätze in einer vertrockneten Philologen-Seele wohnen, welcher der göttliche Heiland bloß ein jüdischer Sokrates ist, oder welche die Liebe höchstens aus Platons Symposion kennt? Wird ein solcher Mann nicht vielmehr dem Wahne huldigen, daß er desto mehr an Respect bei den Schülern gewinnen werde, je mehr er sich vor dem profanum vulgus zurückziehe und höchstens für den Fall eines Verweises oder einer Strafe den Zögling „antreten" lasse? So aber entschwindet das Geheimniß des gesegneten Unterrichtes und der guten Erziehung, jene Liebe zum Schüler, die aus dem Lehrer einen väterlichen Freund und Führer macht und das harte Joch erleichtert, unter welchem die lernende Jugend seufzt.

Wir läugnen nun wahrhaftig nicht, daß es auch unter Lehrern aus dem Laienstande Männer gibt, die ihr Verhältniß zu den Schülern ganz im Geiste der übernatürlichen Liebe auffassen und großen Segen stiften. Aber andererseits wird man uns zugestehen, daß diese Erscheinung eine nicht von selbst gegebene und eben jetzt nicht zu häufige ist. Dagegen sind die Mitglieder der religiösen Orden durch ihre Regel, ihren Lebensstand, ihr ganzes übernatürliches Dichten und Trachten, durch die Leitung der Oberen und die Beispiele der Mitbrüder mit jenem Geiste durchtränkt; ihr Herz, durch keine anderen Bande gefesselt, gehört nächst Gott und aus Liebe zu Gott einzig ihren Zöglingen; die Klasse ist ihre Welt, die Schüler ihre geistlichen Kinder, die Mühen des Unterrichts

jenes Kreuz, das Jeder „täglich" auf die Schultern nehmen muß, weßhalb der Ordensmann vor der sauertöpfischen Bitterkeit, der so häufigen Folge vieljähriger Schulstrapazen, meistens bewahrt bleibt.

Die zweite Anforderung der positiven Moral an den Lehrer ist das gute Beispiel, das er seinen Schülern geben muß.

Nicht etwa nur die Nacht der Unwissenheit soll er erhellen, sondern noch viel mehr die sittlichen Wunden der Seele, die Schwäche zum Guten und die Macht der Begierlichkeit, heilen, was am wenigsten durch Worte, am nachhaltigsten durch das eigene Tugendbeispiel, die lebende Erziehung, zu erreichen ist. Das Musterleben des Lehrers erfordert nicht eine gewöhnliche, sondern eine über jeden Tadel erhabene Tugend, die im Stand ist, in den jugendlichen Herzen nicht nur die leidigen Eindrücke der Ärgernisse dieser Welt, sondern leider oft genug auch des häuslichen Herdes zu verwischen. „Der positiv-christliche Lehrer," sagt Martinez[1], „wird seine Zöglinge nur dadurch bilden, daß er die anziehende Tugend an sich selbst erweist, indem er die Zöglinge durch sein Beispiel zu den Quellen des Gebets, des Opfers und der Sacramente ruft; dadurch, daß er an ihnen reformirt, was er zuerst an sich selbst reformiren muß." Diese Nothwendigkeit ungewöhnlicher und tadelloser Tugend führt uns von selbst auf den Ordensstand, dessen Pflicht es ist, nicht nur die Gebote zu halten, sondern auf die höhere Stufe der Vollkommenheit emporzusteigen durch gewissenhafte Beobachtung sogar der Räthe des Evangeliums, durch Abtödtung der Welt- und Eigenliebe, der Sinnlichkeit und des Eigenwillens, durch Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit. Sodann formt die Regel nicht bloß den inneren, sondern auch den äußeren Menschen, so daß die bei der Jugenderziehung so störenden, wenn auch unschuldigen, persönlichen Eigenheiten gründlich ausgemerzt werden. Da jedoch bei der menschlichen Gebrechlichkeit auch der Gerechte siebenmal des Tages fallen kann, so sieht das sorgsame Auge der Oberen zu, daß ein etwaiger Fehler nicht öfter vorkomme, nicht einwurzele und den „Kleinen" zum Ärgernisse werde.

Überdieß ist die Erziehung der Jugend, wenn auch ein edles, doch zugleich ein so langathmiges, schwieriges und dornenvolles Geschäft, daß es einen ungewöhnlichen Grad von Opferwilligkeit, Geduld und Selbstverläugnung verlangt, die ohne religiöse Motive zur Unmöglichkeit werden,

---

[1] S. bei Buß a. a. O. S. 107.

aber am sichersten bei Jenen sich finden, deren Lebensaufgabe das bittere Brod der Abtödtung ist, bei den Religiosen. Mit Recht sagt daher der ebengenannte Martinez: „Der Minister Fourcroy, welchem man den Plan der französischen Universität verdankt, und Jene, welche seine Arbeit aufgenommen, haben nur Eines vergessen, nämlich daß es einzig der Religion zusteht, die für einen Lehrer nöthige Hingebung einzuflößen, weil nur sie ihn bezahlen kann." Wo aber findet sich diese hohe Tugend der Religion sicherer, als beim Priesterstande und bei den Religiosen? Sie läßt sich nicht durch Erlasse der Behörden in's Leben rufen, noch in Anstalten erwerben, deren Grundlage und Zweck rein weltlich und zeitlich ist, sondern sie keimt einzig aus der hochbegnadigten katholischen Kirche, der fruchtbaren Mutter der religiösen Orden und des heroischen Opfermuthes.

Drittens schuldet der Lehrer seinen Schülern christliche Zucht. Unter ihr verstehen wir jedoch nicht sowohl die Bestrafung der Unordnungen, als vielmehr eine solche Leitung der jugendlichen Gemüther, daß Verirrungen zu einer sehr seltenen Ausnahme werden, daß nicht bloß die gleißnerische äußerliche Gesetzlichkeit, sondern tiefinnerliche Tugend und Frömmigkeit das Ideal des jugendlichen Wollens und Thuns sei. Daß in dieser Hinsicht den Ordensleuten die Palme der Erziehungskunst gebühre, wird nur von der neidischen Böswilligkeit geläugnet. Und das Werk gelingt ihnen spielend, weil sie zum Quelle der Gnaden, zu Jesus Christus in Seiner heiligen Kirche, hingehen und hinführen. Die Marianischen Congregationen, die geistlichen Übungen bald nach Beginne jedes Schuljahrs, die religiöse Atmosphäre, in welcher die Zöglinge athmen, richten mehr aus, als Carcer, Verweise und beißende Polterreden. Ist es ein Wunder, wenn die verweltlichten Gymnasien, obgleich sie die Jünglinge allergrößten Theils im Stande der Unschuld empfangen, der Tugend desto verderblicher werden, in je höhere Klassen die Zöglinge aufsteigen? Und während so wenig für das Eine Nothwendige geleistet wird, also folgerichtig Dornen und Disteln im Weizenfelde überwuchern müssen, klagt am Ende der amtliche Jahresbericht über das Unkraut der Genußsucht, der Trägheit, der Widersetzlichkeit und der Vorwegnahme akademischer Freiheit bei den Schülern, welche doch nur das sind, wozu sie erzogen werden; und die Schuld am Unheile muß der Zeitgeist, das öffentliche Leben, wohl gar das elterliche Haus tragen, nur nicht der eigentlich Schuldige, nämlich der weltliche Geist des verstaatlichten Gymnasiums.

Endlich fordert man vom Lehrer guten Unterricht und gesunde Lehre.

Wir wissen nun recht wohl, was man den Ordensleuten heutzutage oft vorwirft: sie seien in der Philologie und sonstigen Wissenschaften hinter der Zeit zurückgeblieben. Aber warum fürchtet man denn ihre Concurrenz?[1] Warum hegen die Eltern, die Meistinteressirten, gerade zu ihnen das größte Vertrauen? Warum sind ihre Gymnasien in Belgien und Frankreich so zahlreich besucht und so blühend, daß nicht einmal die schauerliche Centralisation des modernen Staates ihnen die Stange halten kann? Warum muß man zu ihrer Vernichtung autokratische Verwaltungs-Maßregeln ergreifen und despotische Gesetze machen? Cardinal Guibert hat Recht, wenn er dem Senate schreibt: „Wie will man denn eine Schulgesetzgebung rechtfertigen, deren Tendenz es ist, die Geistlichkeit mit dem Interdicte zu belegen? Wenn es sich um den Profan-Unterricht handelt, wird man da jenen Männern, welche so lange die einzigen Hüter des Wissens waren, das Recht versagen, an der Pflege der Wissenschaften theilzunehmen? Und wenn es sich um den moralischen und religiösen Unterricht handelt, wird man da Jenen den Zutritt zur Schule versagen, welche die Kinder die Erkenntniß Gottes und ihrer Seele lehren? Man sucht vergebens nach Gründen, weßhalb der Priester von dieser Aufgabe ausgeschlossen sein soll.“[2]

[1] „Der Gipfelpunkt der Ungerechtigkeit ist, daß man die Ordensmänner, welche [als Lehrer] die Achtung und Dankbarkeit der Nation verdienen, als unwürdig und unfähig hinstellt. Diese Männer sind in den Augen der Kirche musterhafte Bürger und ausgezeichnete Priester. Aber sie haben sich entschlossen, ein gemeinsames Leben zu führen, gemeinschaftlich zu beten und zu arbeiten; und das wirft man ihnen als ein Vergehen vor. Man sagt, ihr Verein sei nicht autorisirt. Das mag genügen, um ihnen keine Vorrechte einzuräumen, aber das kann nicht hinreichen, ihre Mitglieder außerhalb des Gesetzes zu stellen. Bürger vor dem Gesetze, Bürger vor der Gerechtigkeit, Bürger gegenüber allen bürgerlichen Pflichten, können sie stets, wie jeder Franzose, das Recht reclamiren, zum Jugendunterrichte fähig und würdig erachtet zu werden.“ Cardinal Guibert a. a. O.

[2] Auch der englische Protestant August Jessop läßt z. B. den Jesuitenschulen volle Gerechtigkeit widerfahren, da er in seinem Werke „One generation of a Norfolk house“ (Norwich 1878. p. 69), der Frucht 15jähriger Forschungen, die Worte schreibt: „Während die protestantischen Schulen [auf dem Continent] zu hohem Ruhme gelangten, blieben die Jesuiten nicht zurück; auf dem Gebiete des Unterrichtes hat die Gesellschaft Jesu ihre herrlichsten Triumphe errungen. Wie gering die Zuneigung Lord Bacons zu dem Orden sein mochte, so hat er der Trefflichkeit seiner Schulen und Collegien dennoch ein ehrenvolles Zeugniß ausgestellt. Die Organisation dieser Seminarien übertraf Alles, was wir auf dieser Seite des Kanals besaßen. Ihre Disciplin bot mehr Schutz und Wachsamkeit, als alle unsere Institute.“

Ja gerade priesterliche und ganz besonders religiöse Genossenschaften haben vor weltlichen Lehrern den großen Vorzug der Tradition in der Lehrmethode, eine unschätzbare Grundbedingung für gedeihlichen Unterricht. So lange sie den Gelehrtenschulen vorstanden, war ein Einbruch in die altbewährte Methode unmöglich, und hatte der Lehrerstand einen festen inneren Halt; sobald aber das Laien-Element die Überhand gewann, fing das Reformfieber der Sophisten an zu neuern. Die philologische Bildung hat keine Geschlossenheit mehr, sie ist nur ein Stück jenes akademischen Tausendfüßlers „philosophische Facultät", die selbst jeder organischen Geschlossenheit ermangelt, und in welche man alles Mögliche zusammenwirft, was bei den geschichtlichen Facultäten keinen Platz hat. Jeder noch so junge Lehramts-Candidat hat seine eigene unfehlbare Methode, von der ihn Niemand abbringt; jeder andere Lehrer folgt seiner eigenen „Erfahrung" und unterweist nach eigenen Heften, nach persönlicher Lehrart; den Schaden davon aber hat der Schüler und die Anstalt [1].

Während daher infolge dieser individualistischen Zerbröckelung jedem Meinen und jeder Laune ein Labyrinth von Pfaden zur Verfügung offen steht, sind die Ordensleute auf den einen historischen Weg, den die studirende Jugend seit Jahrhunderten wandelte, angewiesen; ein einziges Corps, wenn auch nach dem Alter in Klassen getheilt, geht die ganze Anstalt unter gleichartiger Führung voran; ein Abweichen von der gemeinsamen und überlieferten Bahn gilt als Fehler gegen den Gehorsam und als schnöder Eigenwille; und da Alle das Gleiche wollen, so können sie, selbst wenn sie als Einzelne schwach wären, doch unsäglich Größeres leisten, als die Stärksten, die nach entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen. Daher spricht man billig und recht von der „traditionellen Meisterschaft" der Orden im Unterrichten und Erziehen. Man denke an die Gelehrtenschulen der Benedictiner, Jesuiten und Piaristen, deren Lehrart auf einer Erfahrung von Jahrhunderten und aus allen

---

[1] Dr. v. Buß schreibt (a. a. O. S. 112): „Weniger als in jeder anderen Facultät haben sich feste Schulen in der Philologie gebildet: daher keine Einheit der Ansichten und Handlungsweisen, keine Homogeneität der Erkenntniß, der Gesinnung, der Lehrart und der Wirksamkeit; daher das Schwanken der Methoden, der Wechsel der Lehrbücher, die Ungeeinigtheit in allen diesen Dingen unter den Lehrern derselben Anstalt; die häufige Vermissung des pädagogischen, nicht bloß wissenschaftlichen Geschicks; der Mangel der Harmonie zwischen der wissenschaftlichen und der religiösen Bildung."

Ländern beruht; man bedenke, daß der Erlöser und Lehrer der Menschheit Seine Apostel mit derselben Vollmacht, wie Er vom Vater gesandt war, zur Belehrung aller Völker ausschickte, daß der Priesterstand also sein Erziehungs- und Unterrichtsamt geradezu von der Gottheit hat, daß insbesondere die lehrenden Orden hierfür eine specielle Berufsgnade haben, — und dann sage man uns, welche Männer die berufensten Lehrer an Gelehrtenschulen seien, und was man vom Monopolisten „Staat" halten müsse, wenn er sich auch hierin gegen Gott und Seinen Christus erhebt.

Aber nicht bloß guten Unterricht, sondern noch viel mehr die gesunde Lehre des Offenbarungsglaubens muß der Lehrer den Schülern vermitteln, sowohl im Religions-Unterrichte, als auch bei Gelegenheit aller übrigen Fächer. Vor Allem kommt hiebei das Hauptfach des Lyceums, die Philosophie, in Betracht, die nie und nirgends mit der geoffenbarten Wahrheit in Widerspruch stehen darf und kann, da die natürliche wie die übernatürliche Wahrheit ihr Fundament in dem Einen Gott hat, der weder irren noch irreführen kann. Nun aber ist die Kirche in ihrem Klerus die gottbestellte Hüterin der Hinterlage des Glaubens; ferner ist die Philosophie so innig mit der Theologie verschwistert, daß auch von diesem Gesichtspunkte aus erst geistliche Genossenschaften die volle Bürgschaft bieten und vor Allen zum Unterrichte berufen sind.

II. Religiosen erleichtern den Schülern die Erfüllung der Standespflichten.

Da nach christlicher Lehre die Schule eine erweiterte Familie ist, in welcher der Lehrer Vaterstelle vertritt, so sind die Schüler ihm gegenüber ähnlich verpflichtet, wie gegen die Eltern, nämlich zu Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam — drei Tugenden, die unter geistlicher und religiöser Leitung den Zöglingen wesentlich erleichtert werden.

Zu allem Edlen und Christlichen, was einen Laienlehrer zieren kann, kommt beim Priester noch die Weihe, beim Ordensmanne der von den Gläubigen hochverehrte Stand der Vollkommenheit hinzu. Der Knabe nun, welcher die Gelehrtenschule zagenden Fußes betritt und von Hause den kindlich frohen Glauben mitbringt, zollt aus innerstem Herzen dem priesterlichen Lehrer, dem pflichttreuen Religiosen die volle Ehrerbietung und wird in dieser Gesinnung während seines ganzen Studienlaufs erhalten, weil er kaum jemals etwas wahrnimmt, was ihm

Ärgerniß bereiten, also die innere Hochachtung vermindern könnte. „Daher," schreibt Buß (S. 108), „das unfehlbare Gefühl der Völker und zumal der christlichen Völker, daß das Priesterthum ganz vorzugsweise zur Erziehung der Jugend geeignet sei. Und wirklich hat der Priester in dieser Berufung einen unermeßlichen Vortheil über den Laien: diese Überlegenheit stammt von der natürlichen Hingebung an seinen Stand, von seiner Ablösung von allen Banden der Welt und von der Auctorität seines geweihten Charakters." Der Schüler erkennt und ehrt in ihm den Stellvertreter Gottes, des gemeinsamen Vaters Aller, also auch den Stellvertreter der Eltern, den mit Kraft von oben Ausgerüsteten, welcher im Namen des göttlichen Kinderfreundes die Jugend um sich sammelt und ihr so ungetheilt und von Herzen wohl will. So ist es kein Wunder, wenn die Schüler mit Vorliebe ihren geistlichen Lehrer sogar zum Beichtvater wählen, mit anderen Worten: ihr ganzes Seelenleben in seine Hand legen. Wäre es daher nicht unverzeihliche Thorheit und Härte, dem Zöglinge diese werthvolle Erleichterung seiner Pflicht zu mißgönnen, und vielleicht durch feldwebelartige Strammheit von ihm wenigstens äußerlich eine Hochachtung zu erzwingen, die nicht von Herzen kommt?

Aus der Hochachtung ergibt sich von selbst die Liebe zum Lehrer. Hierin aber ruht das Geheimniß der Erziehung. Wer immer Andere regieren will — und Erziehen ist ein Regieren bis in's Kleinste —, der muß von ihnen geachtet und geliebt sein; wer jedoch geliebt sein will, muß selbst lieben. Si vis amari, ama. Den Ordensmann hindert nun nichts mehr auf Gottes weiter Erde, seine volle Zuneigung den Schülern zu weihen und für ihr Glück zu leben, ihre Studien zu leiten, ihre unschuldigen Freuden in Feld und Wald zu theilen, sogar bei ihren Spielen zugegen zu sein, und so eine Zuneigung zu begründen, die oft bis zum Grabe währt. Wie oft kommt es vor, daß die Jünglinge in Pensionaten wohl gern in die Ferien gehen, aber in wenigen Tagen wieder nach ihrer Anstalt zurückverlangen, weil „es dort schöner sei"! Wie gern bleiben sie auch nach Vollendung der Studien in brieflichem Verkehre mit den Ordensleuten, ihren früheren Lehrern! Bei solchem Familienverhältnisse zwischen Lehrer und Schülern gewinnt die schöne Jugendzeit an Reiz, das Studium an Freudigkeit, die Charakterbildung an edler Offenheit und Liebenswürdigkeit. Wie aber will das verweltlichte Gymnasium oder Lyceum diese Einbuße an geistigen Gütern ersetzen? Wer daher die Religiosen von jenen Anstalten zurückstößt, der zerstört das Werk der Erziehung.

Am schwersten fällt ohne Zweifel dem erwachenden Selbstgefühle der Jugend die dritte Pflicht: der Gehorsam. Und doch „ist es dem Menschen gut, wenn er von seiner Jugend an das Joch getragen hat“ [1]. Es gibt nun einen doppelten Gehorsam: einen erzwungenen und einen freiwilligen. Der erstere beruht auf der Strenge und dem kalten: „Du mußt“, stammt von der Tyrannei oben und führt zur Knechtsgesinnung unten, wird nur zum Scheine geleistet und hat daher zu steten Begleiterinnen die widerlich-argwöhnische Aufsicht und die noch niederträchtigere Angeberei. Dagegen beruht der freiwillige Gehorsam auf religiösen Beweggründen und, soweit menschliche Motive mitunterlaufen, auf hochachtungsvoller Liebe zum Befehlenden; daß aber diese beiden Grundlagen am sichersten von Ordensleuten erzielt werden, haben wir bereits gesehen. — Übrigens bedarf die menschliche Schwachheit auch bei sonst guten Jünglingen einer Nachhilfe im Gehorsam, die in der Einheit und Auctorität des Lehrer-Collegiums besteht. Während nun geistliche Genossenschaften die lebendigste Einheit und Solidarität der Gesammt-Überzeugung und des Gesammt-Bekenntnisses unter dem einen Rector darstellen, klagen die Directoren der Laienschulen bekanntlich vielfach über Mangel an Einheit unter den Lehrern, über Individualisirung und Atomisirung derselben und daher über eine zerrissene Erziehung [2]. Hierdurch aber leidet die Auctorität des Lehrkörpers einen schmerzlichen Schaden. Wie soll da Gehorsam von den Schülern erwartet werden? Richtig schreibt ein Mitarbeiter der „Histor.-polit. Blätter“ (Bd. XIV. S. 56): „Wo ist noch Auctorität, außer bei der Kirche? Ohne Auctorität indessen ist keine Erziehung und kein Unterricht, insbesondere aber keine harmonische, einheitliche Führung der Unterrichts- und Erziehungsanstalten möglich. Und was ist Erziehung und Unterricht ohne Einheit der Führung? Fast jeder Lehrer in unseren öffentlichen Anstalten hat über Grund, Ziel und Mittel der Erziehung seine besonderen

---

[1] Klagel. 3, 27.

[2] Dieß ist übrigens die nothwendige Folge des protestantischen Princips, das leider in unsere deutschen Anstalten eingedrungen ist. Ganz aus dem Leben heraus schreibt v. Buß (S. 113): „Das Princip der katholischen Erziehung ist das Werk der Auctorität und strenger Zucht; das Princip der protestantischen Erziehung dagegen ist die Selbstentwicklung des Zöglings, also das Gehenlassen. ... Strenge Gedächtnißarbeit, häufige Wiederholungen, schriftliche und mündliche Übungen, Prüfungen, feste Lehrbücher, traditionelle Unterrichtsmethoden u. dgl. kennzeichnen das Wesen des katholischen Gymnasial-Unterrichtes; das Gegentheil liegt im Wesen des protestantischen.“ Und doch dieses krankhafte Hindrängen zu Simultan-Anstalten!

Ansichten mit der entschiedenen Absicht, sie nach Kräften geltend zu machen. Keiner hat in der Regel von jenem Gehorsam, der selbst die Einsicht einem höheren Ermessen unterzuordnen gebietet, auch nur die entfernteste Vorstellung."

Dieß ist jedoch ganz anders bei Religiosen, die sogar durch ein Gelübde zum Gehorsam verbunden sind, also auch hier durch ihr Beispiel nach sich reißen. Eine Regel leitet Alle, nach Einem Ziele streben Alle; Einer steht an der Spitze, welcher durch Alle wirkt, Alle zum gleichen Körper vereinigt, Alle mit seiner Auctorität stützt und hält. In einer solchen Schule muß der Gehorsam auch den Zöglingen leicht werden. Wie schnell wäre das Fieber der Weltempörung geheilt, wenn man nur Vernunft annehmen wollte! Aber die Kirche gilt als Feindin!

Wer ein Herz für die Jugend und für die gesellschaftliche Wohlfahrt hat, wird zugeben, daß die Gelehrtenschule unter der Leitung von Ordensleuten eine Quelle des Segens wird. Was wir von den Lehrern verlangen: Kenntnisse, Übung, traditionelle Methode, Charitas, Aufopferung und Auctorität, das treffen wir am reichlichsten bei Religiosen; und was wir den Studirenden wünschen: die Bildung der Erkenntniß, des Geschmacks und des Willens, gründliche Schulung und feste Tugend, das erhalten sie am sichersten unter geistlicher Leitung. Sogar die widerchristlichen Parteien können sich dieser Wahrheit nur mit Mühe verschließen, was man aus ihren thörichten Ausreden abnehmen kann. Was soll man sagen, wenn einmal ein französischer Schwätzer in der Deputirtenkammer den pyramidalen Satz aufstellte: „Laien müssen durch Laien erzogen werden"? Wer hat denn die Laien bis in die neuere Zeit vorherrschend erzogen? Angehörige des kirchlichen Standes, dessen Erziehungsberuf von Christus selbst herrührt. Zu wem haben die Eltern heute noch das meiste Vertrauen, ja desto größeres, je weiter der gesellschaftliche Abfall vom Christenthum um sich frißt? Zu den lehrenden Orden. Und schicken nicht sogar liberale Väter in Frankreich und Belgien ihre Söhne am liebsten gerade in Ordens-Collegien?

In der Verlegenheit um Gründe, die Ausschließung des geistlichen Standes vom Schulwesen zu beschönigen, hat man sich insbesondere in Deutschland hinter die „nationale Erziehung" geflüchtet und die dreiste Behauptung aufgestellt, zu diesem Zwecke seien Lehrer aus dem Laienstande die einzig zuverlässigen, weil abhängigsten. Als ob erst eine zahlreich besetzte Kinderstube den Schulmeister zum Patrioten mache! Im Gegentheile beruht die echte Vaterlandsliebe auf der Religion, auf dem

vierten Gebote Gottes und jenem der Nächstenliebe im Neuen Bunde; sie wird also durch die religiöse, nicht durch eine verweltlichte Erziehung verbürgt, wie sie überhaupt mit dem religiösen Glauben in gleichem Verhältnisse zu- und abnimmt, und der naturalistische Materialismus bloß Selbstsüchtige schafft.

Doch hören wir über dieses oft mißbrauchte Schlagwort einen Protestanten, welcher gewiß klerikaler Gesinnung sehr fernstand, den ehemaligen Heidelberger Professor der Rechte, Zachariä, der treffend sagt[1]: „Eine politische oder eine Nationalerziehung ist eine Volkserziehung, welche, so wie sie allein das Werk des Staates ist, so auch allein das Interesse des Staates, das eines bestimmten Staates, bezweckt." . . . „Sie schließt jede andere planmäßige Erziehung, sowohl die elterliche als die kirchliche Erziehung aus. Der Zweck der Nationalerziehung kann nur der Vortheil eines bestimmten, in der Erfahrung gegebenen Staates sein." Sodann bestreitet Zachariä die Rechtmäßigkeit einer derartigen Erziehung mit dem unumstößlichen Grundsatz: „Durch den allen Staaten gemeinschaftlichen Zweck läßt sich die rechtliche Zulässigkeit oder Nothwendigkeit einer Nationalerziehung nicht begründen. Denn zufolge dieses Zweckes sind die Menschen nicht des Staates wegen, sondern ist der Staat der Menschen wegen da, aus welchen er besteht." Ferner sei eine Erziehung ohne Religion unmöglich, demnach verlange eine Nationalerziehung auch eine Nationalreligion, die es nicht gebe und die, wenn man sie staatlicherseits machen wollte, erst recht nichts und ohne Einfluß wäre. Schließlich deutet er die Lächerlichkeit des ganzen Gedankens an. Und in der That, was Anderes könnte man thun, als lächeln über eine königlich preußische, königlich bayerische oder großherzoglich badische Nationalerziehung?

Noch möge es uns gestattet sein, einige nebensächliche, wenngleich nicht unwichtige Gründe für unseren Satz anzuführen. Für's Erste dürfte der Geldpunkt in der Zeit der schauerlich großen Budgets schwer in's Gewicht fallen. Religiosen sind, wie schon Friedrich II. von Preußen über seine schlesischen „Loyoliten" bemerkte, die wohlfeilsten Professoren, die kaum ein Drittel von der Besoldung eines Laien für ihren einfachen Lebensunterhalt erfordern, und die im Falle vorgerückten Alters auch keine Pension erwarten. Sodann bieten religiöse Orden den großen

---

[1] „Vierzig Bücher vom Staate", Umarbeitung. Heidelberg 1842. Bd. VI. S. 105 ff.

Vortheil eines raschen und kostenlosen Personenwechsels, sobald der eine oder andere Lehrer wegen geistiger oder leiblicher Gebrechen minder fähig erscheinen sollte, während der Staat die einmal angestellten Laien, auch wenn sich erheblichere Bedenken gegen sie herausstellen sollten, eben Jahre lang mitschleppen oder pensioniren muß. Und erst welche Vereinfachung der amtlichen Schreibereien ergibt sich durch Bestellung von Religiosen an den Gelehrtenschulen! Der weltliche Director muß sich bei jedem persönlichen Zerwürfnisse, bei etwaigen Unordnungen oder bei Widersetzlichkeit eines Lehrers und in vielen anderen Fällen an die vorgesetzte Behörde wenden, während solche Dinge bei religiösen Genossenschaften größerentheils gar nicht vorkommen, oder, wenn sie je zu Tage treten, vom Oberen im Wege des Gehorsams augenblicklich geregelt werden können.

Wenn aber Jemand ein uneigennütziges Interesse am Wohlergehen der Gelehrtenschule hat, so sind es die Bischöfe. Diese nun haben auch noch in der neueren Zeit auf Provincial-Concilien die Übergabe von Gymnasien an religiöse Orden eifrigst befürwortet[1]. Wir wollen bloß an das in Colocsa 1863 gehaltene Concil ausdrücklich erinnern, besonders auch darum, weil es die bisher von uns entwickelten Gründe in bündigster Kürze zusammenfaßt[2].

---

[1] Da wir das Detail hier unmöglich anführen können, verweisen wir auf die Collectio Lacensis und die jedem Bande beigegebenen Indices.

[2] In demselben (tit. VI. cap. 6) liest man: „Optat autem majorem in modum haec Synodus, ut institutio in gymnasiis quantum possibile plurimis familiarum religiosarum membris committatur, quae sub evictione ac vadimonio ordinis sui sacri, auctoritate et missione ecclesiastica gaudentis, juventutem erudiant, speciatim vero in gymnasiis Societatis Jesu omnis institutio fiat ex proprii ordinis more institutoque. Enimvero sodales S. J., ut verbis Smi P. N. Pii IX. prosequamur, nihil potius, nihil antiquius habere dignoscuntur, quam singulari cura, studio, industria, consilio, labore et majorem Dei gloriam ubique promovere, et sempiternam hominum salutem procurare, et sanam tueri ac propagare doctrinam, et juventutem pietate ac literis imbuere cum maximo christianae et civilis reipublicae bono, ornamento atque praesidio. Cum vero Synodus persuasum habeat, religiosos ordines vi suae quoque obligationis hisce per Synodum enuntiatae ad publicam evidentiam curaturos esse, ut sui professores ea scientia et in docendo dexteritate polleant, qua alii in publico status examine approbati sunt praediti, conveniens fore censet, et etiam desiderat Synodus, ut cuncti ordinum religiosorum professores a simili approbatorio examine, quod alioquin cum disciplina eorum religiosa aegre conciliari potest, eo cum effectu dispensentur, quo gymnasia ipsorum juris publici fiant, et data ab illis maturitatis testimonia ubique locorum vigeant“ (Coll. Lac. V, 703).

Dieses letztgenannte Provincial-Concil enthält noch einen Beisatz, den wir besprechen müssen. Er lautet: „Da die Synode überzeugt ist, daß die religiösen Orden schon kraft ihrer Standespflichten dafür Sorge tragen werden, daß die von ihnen zu bestellenden Lehrer jene theoretische und praktische Lehrbildung besitzen, die sonst erst durch eine Staatsprüfung ermittelt wird, so hält sie für zweckmäßig, ja sie verlangt, daß alle von den Orden bestellten Lehrer von einer derartigen Staatsprüfung, die ohnehin mit der religiösen Disciplin schwer vereinbar wäre, befreit werden mit der rechtlichen Wirkung, daß ihre Gymnasien als öffentliche und die von ihnen ausgestellten Maturitäts-Zeugnisse überall als giltige anerkannt werden."

„Also ein Privilegium für die Religiosen, während die Weltleute eine hochnothpeinliche Staatsprüfung machen müssen!" So wirft man mitunter ein. Wir bitten jedoch, erst zu denken und dann zu urtheilen.

Erstens ist die Befreiung der Religiosen vom Staatsexamen durchaus kein Privilegium. Denn der lehrende Orden ist als solcher lehrberechtigt durch den Ausspruch der Kirche, der päpstlichen und bischöflichen Auctorität; daß aber die Kirche hundertmal mehr als der Staat berechtigt ist, im Schulwesen mitzusprechen, ist ein Postulat des Naturrechtes und der Geschichte. Warum prüft nun der Staat die Lehramts-Candidaten? Weil er sie nicht kennt, insbesondere nicht weiß, ob sie die nöthigen Naturanlagen haben, ob sie ihre Vorbereitungszeit gewissenhaft zum Studium oder minder gewissenhaft zum akademischen „Leben" benützten. Dieß aber ist ganz anders in einem lehrenden Orden, dessen jüngere und ältere Mitglieder durchaus keine Sprünge machen können, sondern unausgesetzt der Vorbereitung zum Lehramte durch unaufhörliches Studium und durch praktische Übungen obliegen müssen, die endlich im Gewissen und durch ihren religiösen Beruf darauf angewiesen sind, keine Minute zu ihrer Ausbildung unbenützt verstreichen zu lassen. Außerdem hat jeder lehrende Orden seine durch Jahrhunderte bewährte Lehrart, bietet also größere Sicherheit für Lehrgeschick, als der Mutterwitz eines auf sich selbst angewiesenen Studirenden der Philologie. Wenn daher der Staat, ein Bischof, eine Kirchengemeinde oder eine Anzahl von Familienvätern ein Gymnasium oder Lyceum einer religiösen Genossenschaft übergibt, so übernimmt diese letztere zugleich die Bürgschaft für tüchtige Lehrer; da ist nicht das Verhältniß der Allgemeinheit zu einem sonst unbekannten Individuum, sondern das zu einer Körper-

schaft. Ist eine corporative Garantie nicht ein überreicher Ersatz für eine Staatsprüfung? Ist doch der Religios durch Studien, halbjährige und Jahresprüfungen, durch wissenschaftliche Arbeiten und täglichen Umgang seinen Oberen ganz und gar bekannt, in Beziehung auf Wissen und Können bis auf's Gramm berechenbar! Besteht er also nicht in der That eine fortwährende Prüfung, und liegt nicht der geistlichen Körperschaft Alles an gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten, an Erhaltung ihres guten Rufes und des Vertrauens der Eltern? Sollte aber je ein angehender Lehrer den Erwartungen des Ordens nicht entsprechen, so ist rasch — oft in wenigen Stunden! — Wandel geschafft.

Zweitens wäre die Nicht-Befreiung der Religiosen von der Staatsprüfung ein ungerechter Druck und ein privilegium onerosum. Denn sie müßten in solchem Falle ein Doppel-Examen bestehen, das strenge im Orden und das nicht leichtere vor einer Staatsbehörde, obgleich das letztere für sie bei Weitem nicht die angenehmen Folgen hätte, wie für weltliche Candidaten. Nämlich als Religiosen sind sie weder zum Bezuge des gesetzlichen Gehaltes berechtigt, noch pensionsfähig, ja nicht einmal fest angestellt, sondern auf einen Wink ihres Oberen versetzbar und entsetzbar. Ja in der Prüfung selbst wären sie im augenfälligsten Nachtheile. Man denke sich einen Candidaten, z. B. im Jesuitenkleide, vor einer liberalen und protestantischen Prüfungscommission, deren Mitglieder „Menschen“ sind und bleiben: würde er nicht eine Rolle spielen, wie etwa ein königlicher Leibgardist in einer Bassermann'schen Volksversammlung? Was hätte er zu erwarten? [1] Wenn je, so gilt hier der Satz: Duo si faciunt idem, non est idem. — Doch wozu viele Worte in einer Sache, bei welcher weniger Vernunft und Recht, als bureaukratische Engherzigkeit und Böswilligkeit in Anschlag kommen? Das Beamtenthum ist des Volkes wegen da, nicht das Volk um der Beamten willen.

Wer aber das bürgerliche und ewige Glück der Menschheit zum Ziele seines Strebens macht, der wird mit uns die Übergabe von Gelehrtenschulen an religiöse Orden befürworten, weil dann für Unterricht und Erziehung gleich gut gesorgt ist. Wir müssen wieder festgegliederte, vom nämlichen Geiste getragene, unter Einem Haupte stehende Lehrkörper

[1] Wir könnten Fälle anführen, wie Lehrschwestern in der Lehrerinnen-Prüfung aus der Zoologie geradezu über unfläthige Dinge befragt wurden.

haben, denen das Eine Nothwendige der Mittelpunkt ist, um welchen sich die schönen Künste und die Erziehung gruppiren; Männer aus Einem Gusse, die insgesammt unter der Einen Regel stehen und nach dem Einen Ziele streben. Dann können wir wieder Heil erwarten für die Kirche und die Staaten, dann wieder jene feste Gesellschafts-Ordnung, wie in den fast siebenzehn Jahrhunderten, in welchen unsere Väter fast ausschließlich von Priestern oder Religiosen erzogen wurden. Der Kirche, der großen Völkerlehrerin, ihrem Welt- und Ordensklerus gebührt ersten Ortes die Schule, wie die Offenbarung und die Geschichte beweisen. Unrecht kann nicht verjähren, und Gewaltherrschaft dauert — dem Himmel sei Dank! — nicht ewig.

M. Pachtler S. J.

Achtjähriger Schulzwang.

Während der liberalen Ära ist der achtjährige Schulzwang in Deutschland und Österreich eingeführt oder doch wenigstens strenge durchgeführt worden. Es hat sich in Österreich und Bayern von katholisch-conservativer Seite eine mächtige Reaction dagegen erhoben. In Tirol ersuchte der Klerus in einer Bittschrift vom 21. März 1878 die Regierung, sie möge „allen Ernstes dahin wirken, daß die achtjährige Schulpflicht für Kinder, namentlich auf dem Lande, beseitigt werde, weil dieselbe ohne große Schädigung der Bevölkerung nicht durchführbar ist, und weil gerade dadurch das Institut der Schule unpopulär wird". Man verlangte indeß nicht die Aufhebung aller Schulpflicht, sondern nur die Reducirung ihrer langen Dauer.

Es handelt sich hierbei also nicht um die Frage, ob überhaupt der Schulzwang statthaft sei[1], sondern ob es sich rechtfertigen lasse, daß derselbe auf acht Jahre, bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres ausgedehnt werde.

Früher galt es, wenn nicht allgemein, doch wohl in den meisten

---

[1] Betreffs dieses Punktes machen wir unsere Leser auf die Artikel des P. L. von Hammerstein (siehe diese Zeitschrift, 1872, Bd. II. S. 50 ff., 149 ff., 416 ff.) aufmerksam.

Gegenden Preußens als Regel[1], daß der Pfarrer die Kinder bei der ersten Communion aus der Schule entließ; dieses geschah bei den Katholiken, wenn die Kinder zwölf oder dreizehn Jahre alt waren. Man sah dabei vor Allem auf die Kenntnisse in der Christenlehre, dann aber auch auf gutes Lesen, Schreiben, Rechnen. Später dehnte man die pflichtmäßige Schulzeit bis zum vollendeten 14. Lebensjahre aus, und mit der Verlängerung der Schulzeit steckte man auch dem Schulunterricht ein höheres Ziel. Zu den oben bezeichneten Elementargegenständen kamen Declamiren, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde. Ähnliches geschah in Österreich während der neuen Schul-Ära. Wir fragen nun: Läßt sich eine solche Verlängerung des Schulzwanges rechtfertigen?

Ein heikles Thema! Wer gegen diese Verlängerung spricht, muß gewärtigen, als Volksverdummer, Dunkelmann, Bildungsfeind verschrieen zu werden. Doch die Liberalen haben uns mit solchen Schimpfereien so oft überschüttet, daß wir dagegen völlig abgestumpft sind. A consuetis non fit passio. Untersuchen wir darum mit aller Ruhe die wichtige Angelegenheit.

Hierbei läßt sich vorab gar nicht läugnen, daß manche Gründe für die Verlängerung des Schulzwanges sprechen. Was damit direct bezweckt wird, die Aneignung der nicht nur nothwendigen, sondern auch nützlichen Elementarkenntnisse, ist allerdings ein schätzenswerthes Gut; insbesondere schlagen wir es hoch an, daß die Kinder in dieser langen Schulzeit eine tüchtige Kenntniß der Christenlehre erwerben können. Andere werden es mehr achten, daß man so ihnen „nationale Gesinnung" tiefer einzupflanzen vermöge. Für Gegenden mit Fabrikbevölkerung kommt noch der Umstand hinzu, daß dieser lange Schulbesuch den Mißbrauch der Kinderarbeit verhindert. Immerhin Vortheile! Aber werden sie nicht durch größere Nachtheile überwogen oder gar durch eine Rechtsverletzung erkauft? Zuerst ist letzterer Punkt zu prüfen; denn wenn derselbe statthat, so kann man in keinem Falle die Verlängerung

[1] Für den größten Theil der Rheinprovinz gilt als Gesetz die Bestimmung der Cabinetsordre vom 14. Mai 1855, daß jedes Kind die Schule so lange besuchen müsse, „bis es nach dem Befunde des Seelsorgers die für seinen Stand nothwendigen Kenntnisse erworben habe". Das königliche Obertribunal hat in seinen Erkenntnissen vom 5. December 1867, 13. Februar 1868 und 18. Juni 1868 dahin entschieden, daß jene Cabinetsordre trotz aller gegentheiligen Ministerial-Rescripte maßgebend sei. Hoffentlich werden wir bald Gelegenheit haben, in unserer Zeitschrift auf dieses Gesetz zurückzukommen.

des Schulzwanges rechtfertigen, mögen die Vortheile auch noch so groß sein. Auch für einen unendlich großen Nutzen darf man nicht das geringste Recht verletzen.

Der Schulzwang enthält offenbar eine Einmischung des Staates in die Ausübung des elterlichen Erziehungsrechtes. Denn was man auch über den höheren Unterricht sagen mag, das ist wenigstens unzweifelhaft, daß die Elementarschule ein Mittel der Erziehung ist, daß sie mächtig auf die Erziehung einwirkt und einwirken soll. Wenn der Staat also den Schulzwang ausübt, bestimmt er die Eltern, auch gegen ihren Willen, die Erziehung in dieser bestimmten Weise vorzunehmen. Von der anderen Seite ist das Erziehungsrecht der Eltern ebenso unzweifelhaft. Kein Geschöpf wird hilfloser als der Mensch geboren; angewiesen ist er ganz und gar auf die Hilfe Anderer, die ihn großziehen müssen. Da schuf der Urheber der Natur in den Herzen der Eltern eine unvertilgbare Liebe zu ihren Kindern, daß sie sich derselben mit der größten Sorgfalt annehmen möchten, und drückte zugleich ihrem Herzen das heiligste Gesetz ein, dieselben zu nähren und zu erziehen, so wie er auch den Herzen der Kinder eine entsprechende Liebe und Pflicht einprägte. Die Eltern besitzen aber, wenn sie die heiligste Pflicht haben, die Kinder zu erziehen, so auch das heiligste, unverletzlichste Recht zur Erziehung. Wie kann sich also der Staat durch den Schulzwang in die Ausübung dieses Rechtes hineinmischen?

Zur Rechtfertigung einer solchen Einmischung hat man einen doppelten Weg eingeschlagen. Die katholischen Conservativen, welche den Schulzwang vertheidigen, läugnen gemeiniglich, daß dem Staate ein directes Erziehungsrecht zustehe; sie behaupten indeß, daß er durch den Schulzwang die wehrlosen Kinder gegen die Pflichtvergessenheit gottloser Eltern, welche dieselben ohne die nothwendigsten Kenntnisse aufwachsen lassen, schützen müsse. Der Pflicht der Eltern entspräche ein Recht der Kinder auf Erziehung und Aneignung der nothwendigsten Kenntnisse; dafür, daß dieses Recht nicht verletzt werde, müsse der Staat durch den Schulzwang sorgen. Andere nehmen hingegen geradezu ein directes Recht des Staates auf Erziehung der Jugend an. Wenn demselben ein solches Recht zusteht, so kann er allerdings eine bestimmte Weise der Erziehung vorschreiben und zum Besuche der Schule zwingen, wie die Eltern kraft ihres Erziehungsrechtes den Schulbesuch befehlen können. Auf diese beiden Weisen der Rechtfertigung des Schulzwanges lassen sich alle anderen leicht zurückführen.

Es ist nun klar, daß die erste Beweisführung gar nicht auf die Verlängerung des Schulzwanges paßt. Denn zur Erlangung jener nothwendigen Kenntnisse werden keine vollen acht Schuljahre gefordert. Es ist mithin keine Rechtsverletzung, wenn Eltern Kinder, die in geringerer Zeit Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen genügend erlernt haben, nicht weiter mehr in diesen Fächern und in Erdkunde, Naturkunde, Geschichte unterrichten lassen. Machen wir die Sache durch Beispiele klar: Ein Vater will seinen dreizehnjährigen Sohn in die Lehre bei einem braven Meister schicken, damit derselbe auch gründlich das erlerne, was ihn sammt Familie das ganze Leben hindurch ernähren soll; in den Elementarfächern ist der Knabe genügend ausgebildet; er wird also aus der Elementarschule genommen, zumal da er in der Sonntags- oder Abendschule seine Kenntnisse noch erweitern kann. Wer will nun behaupten, ein solcher Vater versündige sich bei der Erziehung seines Kindes in so grober Weise, daß die Staatsgewalt es mit schweren Strafen ahnden müsse? — Eine arme Familie, die nur mit Mühe ihre Kinder ernährt — und wie zahllos sind solche nicht heutzutage! — schickt ihre des Lesens und Schreibens kundige dreizehnjährige Tochter in einen leichten Dienst, oder läßt sie leichte Arbeiten zu Haus verrichten, weil sie für ihren Stand als Magd eine genügende Schulbildung hat und darin mit Geographie und Geschichte nichts anzufangen weiß. Wer möchte nun diese darbende Familie einer so schweren Vernachlässigung der heiligsten Elternpflicht, der Kindererziehung, beschuldigen, daß der Staat dagegen einschreiten müßte? Wer möchte behaupten, dieselbe sei durch das natürliche Pflichtgebot gehalten, die große Summe, welche der Unterhalt des Mädchens ein Jahr oder zwei Jahre hindurch kostet, sich und den andern Kindern abzuzwacken, damit jenes die Reihenfolge der brandenburgischen Kurfürsten, die Lage Japans, die Klassen der Säugethiere erlerne? Wir könnten dergleichen Beispiele, die aus dem tagtäglichen Leben genommen sind, nach Belieben vermehren. Aber es ist nicht nothwendig; es ist zu offenbar, daß jene erste Rechtfertigung des Schulzwanges (der Schutz der Kinder gegen grobe Nachlässigkeit der Eltern) nicht die Verlängerung der Schulpflicht auf acht Jahre rechtfertige.

Es bleibt also nach dem oben Gesagten nur übrig, die lange Schulpflicht durch ein directes Recht des Staates auf Erziehung der Kinder zu vertheidigen. Aber auch das beweist dieselbe bloß in dem Falle, daß dem Staate das erste eigentliche Recht und den Eltern nur ein secundäres Recht auf Erziehung zukommt. Denn jener könnte sein Erziehungsrecht

auch gegen den Willen der Familienväter, ja auch, wie wir gesehen und später noch weiter sehen werden, gegen die vernünftigsten Gründe derselben geltend machen. Und die Zahl solcher Eltern, gegen deren Willen der Staat die großen Kinder in die Schule preßt, ist nicht gering; denn diejenigen, welche ihre Kinder bis zum 14. Jahre in die Elementarschule schicken, gehören den ärmeren Klassen an, weil die Vermögenderen die ihrigen in diesem Alter auf die Mittelschulen thun; wir dürfen aber wohl sagen, daß die immense Majorität der ärmeren Bevölkerung, besonders auf dem Lande, der langen Ausdehnung der Schulpflicht entschieden abhold ist, wie der Klerus Tirols in der obenerwähnten Bittschrift sagt. Zudem sind diese ärmeren Klassen nicht im Stande, ihren Kindern Privatunterricht zu verschaffen; sie sind darum gezwungen, dieselben in die öffentlichen Schulen zu senden, wo Alles ohne sie von oben herab regulirt und bestimmt ist: Lehrer, Methode, Schulbücher, Zeit, Disciplin; sie müssen ihre Kinder dahin schicken, auch wenn der Lehrer keine kirchliche Vollmacht für den Religionsunterricht hat und ihrem elterlichen Gewissen keine genügende Garantie einer sittlich-religiösen Erziehung bietet [1]. Der Staat will die Kinder so erzogen haben, und die Eltern müssen es geschehen lassen, mögen sie wollen oder nicht. So wird bei der Verlängerung des Schulzwanges das Erziehungsrecht ungezählter Familienväter wider ihren Willen, gegen die Gründe ihrer Vernunft vom directen Erziehungsrecht des Staates vergewaltigt. Und nun frage ich: Wodurch unterscheidet sich eine solche Vergewaltigung von der socialistischen Theorie, welche gleichfalls die staatliche Erziehung auf Kosten der Familienerziehung erhebt? „Die Kinder gehören dem Staate, bevor sie den Eltern gehören"; mit diesen Worten begründete Danton am 21. Frimaire an II im Convent die radicale „Nationalerziehung", welche sodann die Versammlung unter Führung Robespierre's anordnete; derselbe Grundsatz liegt aber auch der Vergewaltigung der elterlichen Erziehung durch den Staat zu Grunde, wie sie in der Verlängerung des Schulzwanges zum Vorschein kommt; denn hierbei geht offenbar der Staatswille vor dem Willen der Eltern. Mit Recht bemerkt darum Schäffle vom socialistischen Staate: „Viel mehr als Schul-

[1] Die Gründe, warum so manche Eltern ihre Kinder nur mit großer Gewissensangst in gewisse Schulen schicken, sind in den beiden vortrefflichen Schriften: Osthoff, Die liberalen Lehrer der modernen Schulen nach ihrem eigenen Bekenntniß (Frankfurt 1880), und Friedlieb, Streiflichter auf die moderne Schule (Donauwörth) genugsam entwickelt.

zwang im heutigen Ausmaß wäre wenigstens nicht nothwendig." [1] Noch weiter geht Guizot; Schulpflicht ohne Unterrichtsfreiheit nennt er geradezu eine Tyrannei des „socialistischen" Staates. Auch die bekannten Worte Dahlmanns passen hierhin. Er sagt nämlich in seiner „Politik" (S. 293): „Kein Staat hat je, ohne Schaden am besten Theile seines Volkes zu nehmen, sich die Kinder zugeeignet, um sie nach seinem Gefallen zu bilden, für Staatszwecke ohne Rücksicht auf die Selbstbestimmung durch Anlage und Wahl; uns aber verbietet vollends bessere Einsicht die Seelenverkäuferei an den Staat." Durch die Verlängerung des Schulzwanges preßt ja der Staat die Kinder gegen die Einsicht und den Willen der meisten Eltern in die öffentlichen Schulen, nicht um die Kinder gegen das Pflichtversäumniß der Eltern zu schützen, sondern um sie nach seinem Gefallen zu bilden. Diese socialistische Auslieferung der Kinder an den Staat zum Zwecke ihrer Erziehung ist in einer Hinsicht ungleich schlimmer, als die socialistische Verstaatlichung der Arbeitsmittel, weil der Werth der Kinder und ihrer unsterblichen Seelen unendlich höher steht, denn Geld und Gut, und weil das unmittelbar von der Natur selbst verliehene Recht der Eltern auf Erziehung, sowie ihre demselben entsprechende Pflicht heilig und unveräußerlich ist, während der Mensch aus freien Stücken dem Besitze und Eigenthum entsagen kann. Wenn aber die Verlängerung der Schulpflicht ein socialistischer Eingriff in das heiligste aller natürlichen Rechte ist, so erscheint die Frage ganz irrelevant, ob diese Ausdehnung des Schulzwanges Vortheil bringe oder nicht. Dennoch wollen wir beides untersuchen. Zuerst also ein Wort über die oben angedeuteten Vortheile.

Zur richtigen Schätzung des aus der verlängerten Schulpflicht hervorgehenden Nutzens ist es durchaus nothwendig, ein Vorurtheil abzulegen, das uns verschulmeisterten Deutschen von Kindheit an innewohnt, daß nämlich alle Bildung in der Schule erworben werden muß. Nichts kann falscher sein, besonders in Bezug auf die Elementarschule. Diese kann ihrer Natur nach nur die allernothwendigsten Vorbedingungen bieten, damit das weitere Leben die Bildung vollende. So soll die Kenntniß der Grundlehren der Religion später durch Anhören von Predigt und Christenlehre und durch Lectüre vervollkommnet werden. Wer das vernachlässigt, wird auch den in der Schule gelernten Katechismus bald verlernen; wer sich dessen befleißigt, dem genügen auch die durch einen

[1] Quintessenz des Socialismus, S. 60.

kürzeren Schulbesuch erworbenen Kenntnisse. Ähnlich verhält es sich mit den Elementen der Geschichte, Erd- und Naturkunde. Einige Kenntniß derselben eigneten sich die Kinder früher durch gute Lesebücher an, was auch jetzt noch geschehen kann. Wer Interesse hat, mehr hiervon zu erfahren, kann leicht sich solche Kenntnisse durch das Lesen der unzähligen hierauf bezüglichen populären Schriften und Zeitungsartikel oder auch durch etwaigen Besuch einer Sonntags- oder Abendschule verschaffen. Wer kein Interesse daran hat, dem wird sicher die Elementarschule nicht helfen, oder er wird, wenn sie ihm zu einigen dürftigen Kenntnissen verholfen hat, dieselben ebenso bald wieder verlieren.

Noch mehr findet Alles das auf die Einpflanzung nationaler Gesinnung seine Anwendung. Sticht die Verhimmelung Preußens in der Schule gewaltig gegen die rauhe Wirklichkeit mit ihren Steuern, Plackereien, Culturkampfsscenen, Militärgeschichten ab, kommt das Kind aus der Schule in eine dem Staate feindselige Atmosphäre, so hilft der lange Schulbesuch nichts für Aneignung nationaler Gesinnung. Wird aber im Leben und durch Verkehr und Unterhaltung alles Gute bekräftigt, was man in der Schule vom preußischen Vaterland gehört, dann reicht auch ein kurzer Schulbesuch für jenen Zweck aus. Was nun endlich die Kinderarbeit betrifft, so schadet eine mäßige Arbeit für dreizehnjährige Knaben und Mädchen, besonders wenn sie im Freien geschieht und mit Bewegung verknüpft ist, weit weniger der Gesundheit, als das beständige Sitzen im Schulzimmer. Gegen das übermäßige Arbeiten der Kinder in Fabriken muß der Staat seine Gesetze machen. So wird der Nutzen der langen Schulpflicht durch das Leben im günstigen Fall ersetzt, im ungünstigen vernichtet; dagegen ist ihr Nachtheil in pädagogischer, sanitärer, moralischer und wirthschaftlicher Beziehung ein so enormer, daß man sie schon deßhalb allein abschaffen müßte, auch wenn sie keine Verletzung der heiligsten Elternrechte in sich schlösse.

Das Pensum der alten Elementarschule läßt sich bequem in kürzerer Zeit erlernen; dafür war eine Verlängerung der Schulpflicht nicht nothwendig, und deßhalb geht mit dieser Verlängerung gewöhnlich die Vervielfältigung der Fächer Hand in Hand. Je mehr Fächer aber, um so größere Überbürdung mit Schularbeiten, damit all' diese Fächer von den Kindern erfaßt und erlernt werden. Wenn aber diese Vervielfältigung der Fächer und Arbeiten, wie allgemein von Ärzten (zuletzt noch in den Versammlungen von Eisenach, im August d. J., und von Düsseldorf, 7. October) zugegeben wird, einen unheilvollen Einfluß auf die Gesundheit

der reiferen Jugend ausübt, wie viel mehr ist das nicht für das zarte Kindesalter der Fall! Ja, meistens ist sie deßhalb so schlimm für Gymnasiasten, weil sie schon bei ihnen von der frühesten Kindheit begonnen hat[1].

Mit Berufung auf Flugschriften norddeutscher Ärzte und die in der vierten Versammlung des deutschen Vereins für Gesundheitspflege gehaltenen Reden schreiben die „Histor.-polit. Blätter"[2]: „Dieses Vollpfropfen derselben [der Kinder] mit materiellem Wissen; dieses Schulbankhocken von täglich fünf bis sechs Stunden durch volle sieben Jahre; diese geistige Nothzucht durch Überhäufung mit Hausaufgaben; diese echt bureaukratisch-kleinlich-pedantische Keilerei, von den oberen Schulbehörden angefangen bis zum Kinde, die das Volksschulwesen in das Prokrustesbett einer schablonenmäßigen Allesregiererei hineinzwängt: all das wirkt trotz des facultativen wie obligatorischen Turnens mit, daß aller Orten diese sieben-, neun-, zehn- und zwölfjährigen Kinder schon mit Verdauungsbeschwerden zu kämpfen haben, daß Unregelmäßigkeiten des Blutkreislaufes, entsetzliche Zunahme der Kurzsichtigkeit wie des Kinderwahnsinnes sich einstellen. Die moderne Schule wirkt treulich mit, einen großen Theil vorab unserer städtischen Knabenwelt mit Hypochondrie und Frühreife und einen großen Theil unserer städtischen Mädchenwelt mit der Bleichsucht als einer Art Mitgift für ihr vergälltes Erdenleben auszustatten." Die allgemein beklagten Übelstände scheinen auch die Regierungen bedenklich zu machen. So hat die Regierung von Posen (nach der „Germania" vom 28. October 1880) an die Kreisschulinspectoren eine Verfügung erlassen, die sich gegen die Überbürdung der Schulkinder mit häuslichen Schularbeiten wendet. Was sie indeß dagegen anordnet, mag immerhin gut sein, ist aber nicht durchschlagend. Das einzig wirksame Heilmittel ist Reduction der langen Schulpflicht und des vielen Lehrstoffes. Viele Fächer lassen sich nicht ohne viele Hausarbeiten erlernen; letztere werden aber, wie sie auch vertheilt werden mögen, immer den Kindern schwer fallen, weil diese ohnehin schon so viele Schulstunden haben.

---

[1] Die im September 1877 zu Nürnberg gehaltene Generalversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege nahm fast einstimmig folgende Beschlüsse an:

„1. Das jetzige Unterrichtssystem wirkt nach verschiedenen Seiten hin — insbesondere durch zu frühzeitige und zu gehäufte Anstrengung des kindlichen Gehirns bei verhältnißmäßiger Niederhaltung der Muskelthätigkeit — störend auf die allgemeine Körperentwicklung, zumeist auf das Sehorgan."

„2. Es erscheint daher erforderlich, mittels einer Verminderung des Lehrstoffes die tägliche Unterrichtszeit und die häuslichen Arbeiten zu beschränken, sowie eine mehr harmonische Ausbildung, innerhalb welcher auch der Individualität ihr Recht werden kann, zu erstreben."

[2] Jahrgang 1876, Bd. II. S. 774.

Noch schlimmer gestaltet sich aber der unheilvolle Einfluß der Überbürdung auf den Geist, als auf den Körper. Man kann nicht eine Fähigkeit einseitig ausbilden, ohne daß die Entwicklung der anderen Schaden leidet. Indem die Vervielfältigung der Fächer und Schularbeiten einseitig den Verstand anstrengt, tritt die sittlich-religiöse Bildung zurück, während zugleich Eitelkeit, Reizbarkeit, Eigendünkel, Rechthaberei, Blasirtheit, kurz alle mit dem Halbwissen verbundenen Fehler gepflegt werden. In der am 6. und 7. August 1878 zu Ohrdruf abgehaltenen allgemeinen thüringischen Lehrerversammlung berieth man, wie die Schule der jetzt überhandnehmenden „Verwilderung der Jugend" entgegentreten müsse. Einstimmig war man der Ansicht, daß Hochmuth eine der Ursachen jener Verwilderung sei, und einstimmig genehmigte man dagegen die These: „Die Schule hat zur Bekämpfung des Hochmuthes sich sorgfältig vor einseitiger Entwicklung des Verstandes, wie vor jeder Überschreitung der durch die kindliche Empfänglichkeit dem Lehrstoff gezogenen Grenzen zu hüten."

Der Einfluß, den die Vervielfältigung des Lehrstoffes auf manche Elementarlehrer ausgeübt hat, ist wo möglich noch unheilvoller. Gewiß gibt es zahlreiche wackere Lehrer, denen wir nicht bloß große Achtung, sondern warme Verehrung entgegentragen. Aber bei denen, welche den Zielen der modernen Schule nachjagen, treten alle Fehler und Prätensionen der Halbbildung in einem lächerlichen und zugleich unendlich beklagenswerthen Grade auf[1]. Wir verweisen hierfür auf die Artikel eines Schulmannes in den vortrefflichen „Christlich-socialen Blättern" (1880, S. 687 ff.). Da man so viele Fächer lehrt, rühmt man sich, „Theolog, Mathematiker, Naturforscher und Sprachkenner" zu sein. Dieser Dünkel macht diese Männer unzufrieden mit ihrem Stande, hochmüthig und anmaßend, daß sie sich sogar nicht selten über Klerus, Kirche und

---

[1] Sogar das liberale, von Friedrich Dittes redigirte „Pädagogium, Monatsschrift für Erziehung und Unterricht", bringt hierüber im letzten (October-) Heft folgende Klage: „Wo finden wir noch Lehrer von wahrem, inneren Beruf, Männer, die Unterricht und Erziehung als eine Kunst auffassen und in heiliger Begeisterung sich ganz und voll idealer Liebe der Jugend opfern? . . . Welch einen traurigen Eindruck machen die Menge der kleinen Schulzeitungen und andere pädagogische Blätter! Überall elende Halbbildung, verbunden mit Klatschsucht und oft unerträglicher Arroganz." Auch die „Nordd. Allg. Zeitung" (11. November) beklagt den „unter der Gunst liberaler Strömungen so stark entwickelten Übermuth eines Theiles der Lehrerschaft" und dessen „unqualificirbare Selbstüberhebung".

Christenthum erhaben wähnen. Dabei werden sie unfähig für ihren Beruf. Oder wie sollten solche Universalgenies noch gern die unsäglichen Mühen auf sich nehmen, die mit dem Einüben des Abc, des Buchstabirens und Lesens, des Addirens und Subtrahirens verbunden sind? Wirklich lautet nach den „Christlich-socialen Blättern" „die fast allgemeine Klage des mittleren Bürgerstandes: in den Elementarschulen trage der Lehrer recht viel über Physik, Pflanzenkunde, Geschichte und andere gelehrte Dinge vor, aber im Deutschen und Rechnen seien die Kinder für das geschäftliche Leben nicht weit genug". Auch die Fassungskraft der meisten Kinder kann all den Stoff nicht bewältigen und lernt schließlich nicht einmal den Katechismus, oder ordentlich lesen und schreiben. Hierüber geschahen gleichfalls die bittersten Klagen in Österreich, und es wurde dort allgemein zugestanden, daß die Leistungen der neuen Schule in keinem Verhältnisse zu den ungeheuern darauf verwendeten Kosten stehen. Dieselben Ansichten kommen übrigens auch bei den Lehrern zum Durchbruch. Im September 1879 fand in Regensburg die oberpfälzische Kreislehrer-Versammlung statt, worauf Stadtschullehrer und Kreisscholarch Hirschmann die Überbürdung unserer Jugend in der Volksschule zum Gegenstande eines Vortrages machte. Er tadelte den zur Herrschaft gekommenen Intellectualismus, forderte Einfachheit des Unterrichtes, wünschte, daß man den gesonderten Anschauungs-Unterricht, die Kunststücke des anlehnenden Sprach-Unterrichtes, die schweren und unnützen Rechnungen und die überflüssigen Dinge im geographischen und geschichtlichen Unterrichte aus der Schule fortweise und wieder zurückkehre zu den vier Elementen: Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. So erfreulich diese Äußerungen sind, ebenso erfreulich ist es, daß dieselben von der Versammlung, an welcher 300 Lehrer theilnahmen, mit vollster Zustimmung aufgenommen wurden. In Preußen wurde dieselbe Ansicht schon früher unumwunden ausgesprochen. Auf der Generalversammlung des Vereins für Gesundheitspflege, welche am 18. November 1876 zu Düsseldorf abgehalten wurde, äußerte sich der hochliberale Realschuldirector Ostendorf in einem Referate über den Einfluß der heutigen Unterrichtsgrundsätze auf die Gesundheit der heranwachsenden Jugend dahin, man solle „für das Land ruhig zurückgreifen auf die alte, einfache Dorfschule, in welcher, von Singen und Turnen abgesehen, außer dem Lesen, Schreiben und Rechnen, Religion und Vaterlandskunde nichts vorkomme, und alle jene schönen Dinge: Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung u. s. w. lieber über Bord geworfen als über's Knie gebrochen würden".

Auf der am 28. und 29. Juni 1878 abgehaltenen Generalversammlung der Gesellschaft zur Verbreitung der Volksbildung in Crefeld wurde ziemlich unverblümt erklärt, daß die Leistungen der Volksschule den Anforderungen der Zeit nicht entsprechen. Zwar suchte der Referent Seyffart auf alle Weise der unliebsamen Wahrheit aus dem Wege zu gehen. Nicht so der Correferent, Generalsecretär Bueck. Er hatte den Muth, sie unumwunden auszusprechen, und es fehlte ihm nicht an offenkundigen Thatsachen, um seine Behauptung zu begründen. So wurde denn in der Versammlung der Satz aufgestellt: „Die Volksschule könne überhaupt nicht die Schüler zu einer den Anforderungen des 19. Jahrhunderts entsprechenden Stufe der Erkenntniß und eigener Gedankenthätigkeit führen. Deßhalb sei die allgemeine Fortbildungsschule nöthig, mindestens für neun Zehntel der ländlichen und städtischen Jugend." Ob die Fortbildungsschule, welche jener freimaurerische Verein demgemäß empfahl, den allgemeinen Übelständen abhelfen werde, brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Genug für uns, daß auch liberalerseits es anerkannt wird, die Volksschule könne die ihr mit den vielen Unterrichtsfächern vorgesteckte Aufgabe nicht erreichen. Warum jagt man also diesem schwindelhaften Ziele nach?

Aber auch in sittlicher Beziehung hat die Verlängerung der Elementarschulpflicht und die damit verbundene Vervielfältigung der Fächer die traurigsten Folgen. Die Entwicklung des Verbrecherthums unter der Jugend wächst in schreckenerregender Weise. Der preußische Minister des Innern klagt in einem Rescript an die Oberpräsidenten vom 10. Aug. 1876, „daß die Zuchtlosigkeit und Verwilderung unter der Jugend in einer Weise zunimmt, die mit den ernstesten Gefahren verbunden ist". Die moderne Elementarschule hat zum Mindesten, wie auch die allgemeinen Klagen in Süddeutschland und Österreich beweisen, diesen Übelständen in keiner Weise gesteuert. Wie unheilvoll dagegen ihre einseitige Ausbildung des Verstandes bei den Kindern wirkt, haben wir oben gesehen. Auch noch in anderer Hinsicht hat die Ausdehnung der Schulpflicht das Übel gefördert. Sie führt eine Menge dreizehn- und vierzehnjähriger Buben und Mädchen in der Schule zusammen. Eine genaue Aufsicht, deren sie bedürften, ist wegen der großen Zahl der Elementarschüler fast unmöglich. So werden gerade von ihnen die meisten und größten Schulexcesse begangen, und selbst wenn kleinere Kinder daran betheiligt sind, so sind sie meistens von jenen verführt worden. Solchen ausgelassenen Buben würde es wahrlich besser sein, unter den Augen eines braven

Meisters oder ihres Vaters zu arbeiten, als in und nach der Schule Schlechtigkeiten zusammenzuplanen und auszuführen. Man denke auch nur einmal an den Fall, der unter der reiferen Jugend leider nur gar zu häufig vorkommt, daß das Laster sich bei älteren Kindern eingenistet hat; wer wird dann die Mitschüler vor dieser Pest bewahren? Dazu kommt, daß gerade die gewöhnlich mit der langen Schulpflicht verbundene Vervielfältigung der Fächer häufig dahin führt, größere Knaben und Mädchen in einer Schulklasse zu vereinigen und dadurch neue Gefahren für die Sittlichkeit zu erzeugen. Denn die vielen Fächer können kaum in einer Klasse gelehrt werden. Um also zum Mindesten eine zweiklassige Schule zu erhalten, vereinigt man in kleineren Ortschaften, wo eine Knabenschule getrennt von der Mädchenschule bestand, beide miteinander und gibt die jüngeren Kinder der Lehrerin, die älteren, Knaben und Mädchen, dem Lehrer. Wenn nun auch das Betragen des Lehrers den älteren Mädchen gegenüber tadellos bleibt — was aber leider nicht immer der Fall ist —, so verursacht schon allein der innige Verkehr zwischen den größeren Schülern und Schülerinnen einer Elementarklasse Gefahren für die Tugend. All das Gesagte könnten wir mit zahlreichen Beispielen belegen, doch man erlasse uns diese Chronica scandalosa.

Schließlich noch ein Wort über die großen wirthschaftlichen Nachtheile der Verlängerung der Schulpflicht. Die kolossalen Ausgaben des staatlichen und communalen Schulbudgets kommen zum großen Theil aus dieser Verlängerung; denn sie macht eine Vermehrung der Lehrkräfte und eine Erweiterung, beziehungsweise Neubau, der Schulhäuser nothwendig. So sind die Gemeindelasten überaus drückend, mancherorts fast unerschwinglich geworden. Überall sucht man Abhilfe dagegen und denkt gewöhnlich zuletzt an das, was die einfachste Regel der Klugheit vorschreibt, nämlich: alle unnöthigen Ausgaben abzuschneiden. Hierzu gehören nun vor Allem die Ausgaben, welche aus der Verlängerung der Schulpflicht entstehen, da dieselbe der Schule viel mehr Schaden als Nutzen bringt. Noch drückender als für die Gemeinden sind jedoch die Lasten für die armen Eltern. Die Verlängerung der Schulpflicht um ein oder zwei Jahre bürdet ihnen die Ernährungskosten ihrer Kinder während dieser Zeit auf, da dieselben um so viel später an's Verdienen kommen. Diese Last, auch wenn sie nur auf 100 oder 150 Mark geschätzt wird, ist für einen unbegüterten Familienvater, der viele Kinder zu ernähren hat, geradezu enorm, und sie kehrt bei jedem Kinde, das zwölf Jahre alt wird, wieder. Hierauf wird viel zu wenig Rücksicht genommen. Bei den Ausgaben

für die Schule denkt man gewöhnlich nur an das Gehalt der Lehrer, ohne irgendwie die schweren Sorgen, welche armen Eltern aus der Ernährung schulpflichtiger Kinder erwachsen, zu beachten. Auch Industrie und Ackerbau werden in Mitleidenschaft gezogen. Wenn an der deutschen Industrie besonders die Unselbständigkeit in der Productivität getadelt wird, so haben auch liberale Blätter die Ursachen hiervon in den Übelständen unseres Schulwesens gesucht. Das elfjährige Drillen (acht Jahre in der Elementarschule und drei Jahre beim Militär) ertödtet alles selbständige Schaffen. Man versteht nur mechanisch nachzuahmen, was vorgemacht wird. Für das Handwerk ist es zudem äußerst wichtig, daß man schon früh, wenn die Finger noch die volle Geschmeidigkeit besitzen und sich leicht alle Handgriffe und Fertigkeiten aneignen können, die Profession erlerne. Wegen der langen Schulpflicht kommt man aber erst mit 15 Jahren in die Lehre, und kaum ist man einige Zeit bei seinem Berufe, so wird man wieder durch das Soldatenleben drei volle Jahre aus demselben gerissen. Wie sollte unter diesen Umständen die Industrie nicht leiden? Wo wäre da die Ausbildung des Kunsthandwerkes möglich? Und den Knaben auf dem Lande fallen, nachdem sie acht Jahre an's bequeme Sitzen sich gewöhnt, die rauhen Feldarbeiten schwer. So werden sie unzufrieden mit ihrem Beruf, und sie folgen leichthin dem Zuge in die Stadt, der ohnehin den Ackerbau unzähliger Arbeiter beraubt.

Gewiß, über die Maßen groß sind die Nachtheile der langen Schulpflicht für den Staat, die Gemeinde und den Einzelnen, für Industrie und Ackerbau. Doch wenn das auch nicht der Fall wäre, so ließe sie sich dennoch nicht rechtfertigen, weil sie ein socialistischer Eingriff in die natürlichen Rechte der Eltern ist, am wenigsten in unserer Zeit, wo die durch den Socialismus heraufbeschworenen Gefahren immer drohender werden. Wie wollen wir diese Gefahren bezwingen, wenn wir die socialistischen Ideen in der allerwichtigsten Sache, in der Erziehung der Kinder, selbst befolgen und großziehen?

G. Schneemann S. J.

Joost van den Vondel.

(Schluß.)

---

16. Letzte Werke. Tod.

Während Vondel seine letzte Tragödie schrieb, brachte der Seekampf mit England den Waffen seiner Heimath neue Tage des Ruhmes. In der Seeschlacht von Dünkirchen (1. Juni 1666) verloren die Engländer 23 Schiffe, 5000 Todte, 3000 Gefangene. Als die darauf begonnenen Unterhandlungen in Breda sich in die Länge zogen, fuhr der Admiral de Gent am 20. Juni des folgenden Jahres in die Themse hinauf und zerstörte das Schloß Sheerneß; de Ruyter folgte ihm mit der ganzen Flotte und drang bis Chatham. Verwirrung ergriff London. Der kühne Handstreich, an welchem Johann de Witt persönlich Antheil genommen, führte Ende Juli 1667 den Frieden von Breda herbei. Mit der ganzen Begeisterung der Jugend folgte der achtzigjährige Dichter diesen Ereignissen und verherrlichte sie in Liedern, welche das Feuer früherer Tage athmen: so die „Siegesfeier der freien Niederlande auf der Themse"; „Der Seelöwe auf der Themse"; „Der Friedenspfeiler der freien Niederlande". Sie enthalten wohl Anklänge an Früheres, aber wieder in ganz neuer, lebendiger Form. Recht volksthümlich ist „Der Seelöwe auf der Themse", worin Vondel die Demüthigung Englands als eine gerechte Strafe des stolzen Absolutismus auffaßt, mit welchem Karl II. sich thatsächlich den kaum erlangten Thron wieder untergrub.

„‚Ich, der König aller Briten,
Bin so mächtig, groß und reich —
Keiner hat es mir bestritten —,
Gott im Himmel selber gleich,
Seh' aus ungestörten Höhen
Sich die Welten um mich drehen.

„‚Hin von Calais bis nach Dover
Uns're Meereskette hängt,
Daß kein Mast zum andern Ufer
Sich durch ihre Ringe drängt.
Unser donnerndes Metall
Brennt die ganze Erde kahl.

„‚Tausend Schätze aus dem vollen
Schooße beut uns Thetis an,

Seine Wasser muß verzollen
Uns Altvater Ocean,
Der Seegötter stolzem Chor
Schreiben wir ihr Seerecht vor.' —

„So sprach Karl in trotz'gem Grolle
Auf dem Thron, wo kurz zuvor —
Endet nie die Trauerrolle? —
Vater Karl den Kopf verlor.
Doch das Haus der Stuarts lehrt,
Wie sich rasch das Schicksal kehrt.

„Gott der Höchste, der zum Sinken
Bringt im Nu, was prunkt und pocht,
Der dem Frevler gibt zu trinken,
Was er Andern schlau gekocht,
Aus der Rache bittern Schalen,
Hörte der Vermess'nen Prahlen.

„Sieh! da rauscht der Staaten Flotte
Themsewärts nach Englands Strand,
Und die Kette wird zum Spotte,
Die der Brite dort gespannt,
Da der Leu von Holland brüllt,
Todesschreck die See erfüllt.

„Stahl reißt er wie Tuch in Fetzen,
Burgen schleift er längs dem Strand.
Wer kann ihm sich widersetzen?
Schiffe setzt sein Blick in Brand,
Seines Feuerodems Kraft
Thürme in die Lüfte rafft.

„Karl, als du die stolzen Schiffe
Brennen sahst im eig'nen Nest,
Als mit einem kühnen Griffe
Fiel dein Seeschloß, Nachbars Pest,
Meerbeherrscher, sag' es mir,
Wie war da zu Muthe dir?

„Rittert nun mit Hosenbändern!
Ruyter, Gent und Ruwart Witt
Sagen euch, was freien Ländern
Theilt den echten Adel mit:
Muth, den Mächtigen zu wehren,
Die nicht Gott, nicht Menschen ehren!"

Mit diesen feurigen Siegesliedern überschritt Vondel die Schwelle jener Jahre, in welchen alle Thätigkeit zu versiegen, das Leben selbst nur noch ein trauriger Nachhall früherer Zeit, Zerfall, Noth und Elend zu sein pflegt. Er hielt auch jetzt noch aus. In dem hohen Alter eines

Euripides und Sophokles übersetzte er noch die Phönicierinnen des einen, die Trachinierinnen des andern; statt zu jammern und zu seufzen, statt zu sittenrichtern und sich in seinen eigenen Werken zu bespiegeln, freute er sich noch an den Metamorphosen Ovids, bearbeitete sie mit froher Lebendigkeit und mahnte die frommen Leser: „Niemand sei denn im Lesen ängstlich *ohne Noth*, und das um so weniger, als uns der heilige Altvater Augustin, diese große Leuchte der katholischen Kirche, mahnt, die Schriften der Heiden zur Zierat und zum Aufbau des Glaubens zu gebrauchen." Noch sechs Jahre sang und dichtete er, wie ehedem, verherrlichte die Patrioten seines Landes, mahnte zum Türkenkrieg, feierte die Waffenthaten Koninghsmarcks auf Candia, besang die Canonisation des hl. Franz von Borgia (1671), betrauerte die beiden der Parteiwuth zum Opfer gefallenen Brüder de Witt, jubelte noch über den Sieg von Groningen (1672) und die Eroberungen von Koevorden (1673). Seine letzten patriotischen Klänge galten dem Unteradmiral Johann de Liefde, der am 21. August 1673 in der Seeschlacht von Kijkduin fiel. Im folgenden Jahre (1674), 87 Jahre alt, dichtete er seine beiden letzten Hochzeitslieder auf die Vermählung seiner verwittweten Schwägerin Agnes Block mit Sybrant de Flines. Der Gedanke an das ewige Brautfest im Himmel klingt durch den innig-frommen Gruß, mit welchem er seine beiden Verwandten zum Tisch des Herrn ladet, um im heiligsten Sacrament die Bürgschaft zeitlichen Segens und das Unterpfand einstigen vollen Glückes zu holen:

„Zum Brautfest ruft das reine Lamm,
Das aus dem Schooß des Vaters kam
Und für die Menschen hat gelitten.
Es drängt. Hört, Alle, seine Bitten!
Der Bräutigam kommt: Macht Euch bereit!
Zieht an das weiße Hochzeitskleid!
Die treu sein harren, wird in Freuden
Er zu dem hohen Fest geleiten.
Kein Ohr, kein Auge nahm es wahr,
Was hier an euch wird offenbar;
Kein sterblich Herz, kein Menschenwille
Umspannt der Güter Überfülle;
Ein ew'ges Paradies blüht hier,
Verborg'nes Manna beut es dir;
Hier klingen süße Harfenlieder
Den Chorgesang der Engel wieder.
Ihr Lieben, die heut' Gottes Hand
Zum heil'gen Ehebund verband,

Das ist mein Wunsch, er woll' euch geben
Die volle Freud' im andern Leben."

Das war Vondels letztes Lied — ein kurzer Abriß seiner „Altarsgeheimnisse" in der anspruchslosen Form eines frommen Gelegenheitsgedichtes. Es gibt den Grundaccord seiner Poesie, Freud und Leid dieser Erde durch den Hinblick auf das ewige Brautfest zu heiligen.

Jetzt begann auch dieser urkräftigen, gesunden Natur endlich die Kraft zu versiegen. Eigentliche Krankheit trat nicht an ihn heran; aber die Körperwärme nahm ab, so daß er im Winter empfindlich litt. Die Ärzte verboten ihm gegen Ende des Jahres 1674 das Dichten, weil es ihn zu sehr anstrenge. Scherzend erbat er sich nur noch die Vergünstigung, seine Grabschrift machen zu dürfen. Er schrieb:

„Hier leit Vondel, zonder rouw,
Hy is gestorven van de kouw."

„Hier liegt Vondel sonder Gram,
Kälte ihm das Leben nahm."

An die Nachwelt stellte er keine Forderungen. Er rechnete darauf, selbst anderswo und ewig selig fortzuleben. Ausgehen und Besuche machen konnte er nicht mehr, da ihn der Frost zwang, beständig am Feuerherd zu sitzen. Einige alte treue Freunde besuchten ihn da noch mitunter in seiner Einsamkeit, so der Jurist Plemp und dessen Bruder, Gerhard Brandt, Jakob Leeuw, der Maler de Koning, der Dichter Antonides. Aber im Ganzen waren es fünf harte, einsame Jahre, die er noch zu leben hatte. So schwach, daß man ihn halb führen, halb tragen mußte, ließ er sich in seinem neunzigsten Jahre (Ende 1677) in einem Schlitten zur Wohnung zweier Bürgermeister fahren und bat sie mit gebrochener Stimme, „sie möchten seines Sohnes Sohn, der seinen Namen trüge, ihnen Beiden von mütterlicher Seite verwandt wäre, doch mit irgend einem Amt oder einer Anstellung versehen, damit derselbe, der jetzt bei einem Schuhmacher arbeitete, so viel verdienen möchte, daß er davon leben könnte". Doch die beiden hochedeln Verwandten speisten den ehrwürdigen Greis, den größten Dichter ihrer Vaterstadt, mit etlichen guten Worten ab, ohne für seinen Enkel etwas zu thun.

Früher hörte Vondel nicht gerne vom Tode reden. Als man seinen Enkel Wilhelm van den Vondel in den Sarg legte, sagte er zu seiner Tochter Anna: „Was ist doch der Tod ein häßliches Scheusal! Da liegt nun der schöne Jüngling und ist eine faulende Leiche." Ein anderes

Mal sagte er zu seiner Schwägerin Agnes Block: „Der Tod will mir nicht in den Sinn.“ Als sie darauf erwiederte: „Aber das ewige Leben will dir doch in den Sinn!“ da antwortete er: „Ja, dazu hab' ich Lust; aber ich wollte, ich könnte wie Elias dahinfahren.“ Nachdem indeß die Altersschwäche ihm jede Thätigkeit entzogen, begann ihn doch die Last seines einförmigen Daseins zu drücken und er seufzte nach einer baldigen Auflösung. „Bitt' für mich,“ sagte er zu Agnes, „daß Gott der Herr mich aus diesem Leben holen möge.“ Als sie sagte: „Willst du denn jetzt, daß das häßliche Scheusal komme?“ da antwortete er: „Ja, es soll kommen; ich mag lange warten, des Elias Wagen wird doch nicht kommen; man muß den gemeinen Weg gehen.“

Nur acht Tage wurde er an's Bett gefesselt, mehr aus Schwäche, als aus Kränklichkeit. Er entschlief so sanft, daß die umstehenden Freunde es kaum bemerkten. Das war am 5. Februar 1679, des Morgens zwischen vier und fünf, nachdem er die heiligen Sacramente mit großer Andacht empfangen hatte. Er hatte ein Alter von 91 Jahren, 2 Monaten und 19 Tagen erreicht. Am 8. Februar wurde er in der sogen. neuen Kirche, die früher in der katholischen Zeit der hl. Katharina geweiht war, nahe am Chore beigesetzt, in derselben Kirche, in welcher manche seiner Freunde bereits ruhten, u. A. Daniel Mostaart, Jakob Baake, die Katholiken Johann Victorijn, Gyselbert, Plemp, die Schriftsteller und Dichter Hooft und Baerle. Zahlreiche Dichter, unter ihnen Antonides, Vollenhove, Oudaan, ehrten sein Andenken mit Trauergesängen. Die silberne Denkmünze, welche unter die Leidtragenden vertheilt wurde, zeigte auf der einen Seite Vondels Bild, auf der andern einen singenden Schwan, mit Angabe des Geburts- und Todestages und der Inschrift D'OUDSTE · EN · GROOTSTE · POEET (der älteste und größte Dichter). Sein schönstes Denkmal sind seine Schriften.

Rückblick.

Abgesehen von der Grenzlinie, welche die Conversion des Dichters zieht, lassen sich in Vondels langem, fruchtbarem Dichterleben streng getrennte Perioden kaum unterscheiden. In langsamem, stetigem Fortschritt arbeitet er sich aus dem barocken Poetenwesen der Rederijker zur Höhe classischer Vollendung empor, die sich schon in seiner Frühzeit durch manche treffliche Leistung ankündigt, während da und dort noch auch in seiner späteren Periode vereinzelte Züge an die Schwierigkeit der von

ihm gelösten Aufgabe gemahnen. Auch die Conversion begründet nicht im strengsten Sinn eine neue literarische Periode. Sie übte wohl einigen Einfluß auf Wahl und Behandlung vieler Stoffe; aber die ästhetische Richtung des Dichters blieb im großen Ganzen wesentlich dieselbe. Nur arbeitete er, nachdem er festen religiösen Boden gewonnen, mit größerer Einheit und Klarheit des Geistes, mit größerer Kraft und Energie, und entwickelte in jenen Lebensjahren, wo bei den Meisten die Ader versiegt, die merkwürdigste Fruchtbarkeit. Seine erste Periode vom zwanzigsten bis fünfzigsten Jahr hat mehr den Charakter von Lehrjahren; um die Zeit seiner Conversion beginnt seine Blüthezeit und dauert über das achtzigste Lebensjahr hinaus. — Es wäre durchaus unrichtig, ja unbillig, Vondel ausschließlich oder auch nur vorzugsweise als Dramatiker zu betrachten und darnach zu beurtheilen. Seinen Dramen gehen zahlreiche epische und didaktische Werke, Übersetzungen und eine solche Fülle von lyrischen Gedichten zur Seite, daß an eine richtige Würdigung nicht zu denken ist, wenn man diese übersieht.

Übersetzungen. Schon als Übersetzer hat Vondel Erkleckliches geleistet — so viel, daß ihm seine Übersetzung eine bedeutende Stelle in der Literaturgeschichte seiner Heimath sichern würde, wenn er auch sonst nichts geliefert hätte. Zudem bedenke man, daß die ersten dieser Übersetzungen das Werk eines Autodidakten sind, der ohne den Vortheil einer classischen Jugendbildung, in schon vorgerückterem Alter, sich mühsam in die classische Literatur hineinstudiren mußte; die späteren aber das Werk eines Greises, der nach schmerzlichen Unglücksschlägen mit der härtesten Prosa des Lebens zu ringen hatte. Vondel hat aber nicht bloß viel übersetzt, er hat auch gut übersetzt. Wir können auf seine Übersetzungen unbedenklich anwenden, was der Vondel sonst durchaus ungünstige Jonckbloet von seinen dichterischen Werken im Allgemeinen sagt: „Da er wesentlich inspirirt ist, so bleibt er bei all seiner Erhabenheit immer einfach und natürlich; seine Form ist meisterlich; was holländische Sprache, Stil und Versbau unter seiner Hand geworden sind, das sieht man am besten, wenn man seine früheren Werke mit seinen späteren vergleicht. In Vondel erreichte die niederländische Dichtkunst ihre Sonnenhöhe."

Hiermit ist erst der volle Werth von Vondels Übersetzungen ausgedrückt. Sie sind die harten, schwierigen Pionierarbeiten einer werdenden Literatur, die sich aber reichlich lohnen, indem sie den muthigen Pionier und mit ihm Sprache und Dichtkunst seines Landes aus rohen

Anfängen und trüber Geschmacklosigkeit zur höchsten Formvollendung emporführen. Vondel hatte nicht die Vorarbeiten, die reichen Hilfsmittel, die mächtige Anregung, welche einem Voß, Wieland, August von Schlegel zu Gebote standen. Kein Kritiker wie Lessing erhellte ihm den Weg, keine anderen Übersetzer hatten denselben geebnet, keine glänzenden Dichter stellten ihm schon eine meisterlich gebildete Sprache zur Verfügung. Er mußte sich selbst aus dem Chaos herausarbeiten, selbst Sprache und Vers gestalten, selbst in der Wahl des Stoffes Kritik üben.

Seine Jugend fiel, wie wir gesehen haben, noch in jene wilde Gährungsperiode der Niederlande, in welcher diese unter den Bannern des Protestantismus um ihre politische Selbständigkeit rangen, in welcher die Wellenschläge der allen Protestanten so heiligen und theuern Revolution noch das ganze Volksleben erregten, in welcher aber — und das verdient wohl beachtet zu werden — Literatur, Kunst und Sprache in Folge des stattgehabten Umsturzes elend darniederlagen und von der herrschenden religiösen Richtung, dem Calvinismus, mit der Gewalt finsteren Hasses und Zwanges darniedergehalten wurden. Womit sollte nun der junge Dichter beginnen, als er, ohne classische Studien, ohne literarische Vorbildung, ja fast ohne Sprachkenntniß, nur mit seinem lebhaften Geist, seiner kühnen Phantasie, seinen glänzenden Talenten ausgerüstet, als Knabe von dreizehn Jahren der alten Kammer „in Liebe blühend" beitrat? Da waren allerdings alle Kräfte beisammen, welche die damalige Literatur repräsentirten. Aber diese Literatur lag selbst noch in den Windeln. Da das Land mit seiner ganzen bisherigen Vergangenheit, Religion, Geschichte, Politik, Literatur und Kunst gebrochen hatte, mußte man eben von vorn anfangen. Nur sehr unwesentliche, ja ungünstige Elemente hatte das Zunftwesen der Rederijker aus der früheren Zeit in die Neugestaltung der Dinge herübergerettet. Die neuen nationalen Stoffe lagen noch in wilder Gährung. Der alte, gemüthliche Volkston war in den religiös-politischen Wirren verstummt. Unter dem Einfluß eines protestantisch-gefärbten Humanismus rang das neue Bürgerthum nicht so sehr nach Volkspoesie, sondern nach einer vornehmeren, feineren Schulpoesie, führte sämmtliche Götter und Göttinnen des alten Olymp in seine schöngeistigen Zunftstuben, begrüßte jedes „hohe" Gedicht mit Begeisterung und bewunderte gleich in greisenhafter Reflexion die ersten eigenen Leistungen:

„In Amsterdam find't man den, der mit Prachtgedicht
Dem düstern Weg, so führt zur wahren Freud', gibt Licht,

Und Fechter, die auf's Best' den Alltagslauf der Dingen,
Zur Kund' von Gut und Bös, mit Angenehmheit singen,
Viel Geister, jung und alt, die klug und redgewandt
Vortragen ihr Gedicht mit Nutzen und Verstand." [1]

So sang Hooft noch um die Zeit, als Vondel schon längst der Rederijker-Kammer beigetreten war. Solche „Dichter, Fechter und Geister", welche „den Alltagslauf der Dinge" in so holperigen Alexandrinern zur Kunde des Publikums brachten und „den düstern Weg zur wahren Freude" so zunftmäßig erleuchteten, waren Vondels erste Meister und Vorbilder, die Führer, durch welche er mit der Poesie des classischen Alterthums bekannt ward. Weder seine Lebensstellung noch seine Vorbildung befähigten ihn, diesem Poetenwesen sofort ein Ende zu machen, oder ihm im Handumdrehen eine bessere, natürliche und künstlerische Richtung zu geben. Es blieb dem jungen Zunftmitgliede nichts übrig, als hier erst zu hören und zu lernen, dann mitzudienen und mitzusingen von der Pike auf.

In dem Wirrwarr, der ihn umschwirrte und ihm selbst die alten Classiker umdunkelte, fand sich Vondel nicht gleich zurecht, er tastete suchend herum, übersetzte erst Stücke von Bartas, ahmte in seiner Hecuba Seneca nach, bearbeitete dann ein neulateinisches Drama des Grotius: erst 1639 — schon im Alter von 52 Jahren — machte er sich an die „Electra" des Sophokles, übersetzte sie nach dem Lateinischen und brach dabei zum ersten Mal den Zauberbann des Alexandriners. Nachdem er aber einmal in Sophokles zu den besten Vorbildern der Alten vorgedrungen, blieb er in echter, ungeheuchelter Künstlerdemuth ihr treuergebener Schüler bis an's Grab. Der Einfluß der Franzosen und des Seneca tritt völlig zurück. Seine folgende Periode beherrschen Virgil, Horaz, Sophokles. Als er mit 73 Jahren die metrische Übersetzung der Eclogen, der Georgica und der Äneis vollendet hatte, wendet er sich zu Ovid, Sophokles und Euripides. Sein Noe beweist, daß er noch als Achtziger die Metamorphosen mit der Begeisterung eines Jünglings verkostete.

---

[1] „In Amsterdam men vint die met sijn hóóch gedicht
De duister wech, die leyt tot ware vreucht, verlicht,
En vechters die omt best tgemeen beloop der Dingen
Tot goets en quaets beken, met aengenaemheit zingen,
Veel geesten jonck en out, die cloeck en welbespraeckt
Met wesen unt verhalen haer gedicht volmaeckt."

Das Hauptverdienst seiner Übersetzungen besteht nun zunächst darin, daß er mitten im allgemeinen Verfall des Geschmackes Muster der schönsten Einfachheit und Natürlichkeit, der reinsten Formvollendung und künstlerischen Harmonie vor das Forum der weiteren Lesewelt stellte, sie in allgemeinen Umlauf setzte, sie aus der Lateinschule herausriß und dem gesammten Volke genießbar machte. Die Doctoren, welche ihr Philologenbrod und ihren Philologenruhm an der Commentation dieser gelehrten Schätze verdienten, sahen das nicht gerne. Aber für Sprache und Literatur war es ein reicher Gewinn. Indem der echt-poetische Übersetzer sich Mühe gab, alle Schönheiten des Originals so treu als möglich wiederzugeben, den fehlenden Rhythmus durch den Reim zu ersetzen, gewann er einen täglich sich mehrenden Reichthum der Sprache, des Reims, des Versbaues, der Darstellungskunst, einen stets reineren Geschmack, immer neue Anregung, Schwung, Kraft und Schönheit. Und das Alles kam als fruchtbringendes Kapital der Lesewelt, dem Theater, der Sprache und der Literatur zu gut. Auf der Bühne verdrängte Sophokles die Stücke des Seneca; die ausschließliche Herrschaft der Gelehrten über die Literatur wurde gebrochen, aber auch durch würdige, edle, poetische Vorbilder zugleich jenem literarischen Volksthum, welches nur in possenhafter Darstellung des Gewöhnlichen und Gemeinen sein Ideal sucht, ein Damm entgegengesetzt. Während Brederoo u. A. hierin die Ehre der niederländischen Nationalität anstrebten, wies Vondel seine Nation auf das Große, wahrhaft Schöne, Edle und Erhabene, und schuf Werke, welche dasselbe wirklich zur Darstellung bringen.

Daß Vondel als Übersetzer und Humanist überall und immer das Rechte und das Höchste getroffen, soll hiermit nicht behauptet sein. Die griechische Literatur blieb ihm zum großen Theil verschlossen, zu Homer drang er nicht vor. Um seine Übersetzungen zu Stande zu bringen, mußte er weite Sandwüsten von Schulcommentationen und Ströme barocker Schulweisheit durchwaten. Die Fessel des Alexandriners suchte er zwar zu brechen — einmal, zweimal — kehrte aber immer wieder zu ihr zurück. Den Reim im dramatischen Vers wie in den Chören hat er nie abzuschütteln versucht. Kurz, er ist in vielen Punkten allzu abhängig von der gelehrten Schulpoesie geblieben. Aber wer kann von einem Mann Alles verlangen? Ist es nicht genug, daß er zwischen den extremen Bahnen einer schwerfälligen und schwülstigen Kunstpoesie und einer rohen, verwilderten Volkspoesie den richtigen Mittelweg fand und einschlug, die tüchtigsten Bildungselemente des Humanismus in den Be-

reich des Volkslebens herabzog und seine Volkssprache, mit Ausschluß alles Fremden, zu ebenso reiner als reicher Gestaltung emporhob?

Diese Leistung verdient um so mehr Anerkennung, als der Humanismus Vondels von den ernst-sittlichen Grundsätzen des Christenthums geleitet war. Der sittlichen Fäulniß der antiken Welt, welche heute als „reine Menschlichkeit", als „schöne Natur", als „Hellenengeist" u. s. w. so hoch erhoben wird, ging er mit dem Ernste und der Verachtung eines Christen aus dem Wege. Sind die übersetzten Werke auch leider nicht castigirt und darum nicht einfachhin der Jugend zu geben, so weisen sie doch darauf hin, daß er die Formvollendung des classischen Alterthums nicht als das höchste zu erstrebende Ziel ansah, sondern nur als Mittel, um einem höheren, besseren Inhalt, der christlichen Idee und ihrer unvergänglichen Schönheit, zu dienen.

Epische und didaktische Werke. Schon in seiner Frühzeit, noch als Protestant, rang Vondel mehr nach bedeutendem, ernstem, großem Gehalt, als nach geglätteter, tadelloser Form der Dichtung. Es lag dieß zum Theil in der Richtung der Kreise, in welchen er hauptsächlich seine Bildung schöpfte, zum Theil in seinem ernsten tiefreligiösen Charakter. Die Natur der einzelnen Dichtungsarten hielt er in dieser ersten Periode fast ebenso wenig auseinander als seine „in Liebe blühenden" Collegen. Epik, Lyrik und Dramatik mischten sich wunderlich in ihren Productionen, wie Politik und Religion im äußern öffentlichen Leben. Durch Alles aber ging ein didaktischer Zug, getragen von ernstreligiöser Weltanschauung. Es war, als hätten diese Poeten instinctiv sich gedrängt gefühlt, durch Psalmen, Hymnen und predigthafte Didaktik eine Art Ersatz für das Schöne zu geben, was durch den Abfall von der Kirche abhanden gekommen war. Übrigens lag es in der Natur des noch jungen und lebendigen Protestantismus, daß Jedermann predigen und psalliren wollte: warum nicht auch die Kunst? Dieser Richtung entsprangen die drei größern epischen Werke Vondels in seiner ersten Periode, sein episches Album „Der goldene Laden" (1613), sein umfangreiches Fabelbuch „Königlicher Park der unvernünftigen Thiere" (1617) und seine biblische Portraitgallerie „Die Gotteshelden des Alten Bundes" (1620). Obwohl er die Neigung der Zeit zum Didaktischen darin nicht völlig abstreifte, so tritt seine hohe dichterische Anlage sowohl in der anschaulichen, lebendigen Ausführung der Fabeln, als in dem lebhaften Colorit seiner Erzählungen und in der Schönheit seiner Schilderungen kräftig hervor und leiht denselben auch heute noch Werth und Bedeutung. Angeregt

von der Lectüre Virgils und geleitet von seiner eigenen Neigung zum Epischen, trat Vondel nun völlig aus der Mischung der Dichtungsarten heraus, faßte den Plan zu seinem Epos „Konstantin" und schrieb dessen erste fünf Gesänge. Seine Idee war, die christliche Weltherrschaft des Kreuzes in ähnlicher Weise zu verherrlichen, wie Virgil die römische in seiner Äneis. Doch da durchkreuzte unerwartet der Tod seiner Gattin den Plan, den er sich bereits zur Lebensaufgabe gestellt hatte. Anstatt eines bloßen Sängers des Urchristenthums wurde er selbst Mitglied der wahren, alten Kirche. Wie rang er nun darnach, für den höchsten, heiligsten Schatz seines Lebens, die volle Christusreligion, welche er nach so langem Kampf wieder erobert, den ihr entsprechenden schönsten poetischen Ausdruck zu gewinnen! Aber als Convertit, in einer Metropole des Protestantismus, in einer officiell protestantischen Republik, stand er dieser lockenden Aufgabe nicht so günstig gegenüber, wie die Zeitgenossen seiner Jugend, Calderon und Lope de Vega. Er hatte keine Bühne für katholische Mysteriendramen bereit. Er stand nicht mitten drin in der Herrlichkeit katholischen Cultus und katholischen Lebens. Nicht einmal hatte er die Reminiscenzen einer katholischen Jugend. Den katholischen Glauben mußte er erst durch ernste, mühevolle Studien, nach seinem ganzen Umfang zu erfassen suchen. Dazu stand er nun früheren Freunden als Gegner gegenüber. Die einen verachteten seine Kirche, die andern deren Sacramente und ihren Gottesdienst. Schon dämmerte die Zeit gänzlichen Unglaubens heran und erhoben sich Zweifel gegen die Grundgeheimnisse, gegen Gott und Religion selbst. Kein Wunder, daß Vondel, auf's Innigste für seinen heiligen Glauben begeistert, sich zum Lehrgedicht hingetrieben fühlte, um als Dichter in dichterischer Weise das zu bekämpfen, was seinen heiligsten Überzeugungen entgegentrat, und das zu feiern, worin er Heil und Leben gefunden hatte. Sein Übergang vom Epischen zum Didaktischen läßt sich hierdurch völlig genügend erklären.

Was den Stoff betrifft, so hat Vondel in seinen Lehrgedichten aus dem Bereiche der Apologetik und Theologie mit umfassendem Blick gerade das herausgegriffen, was für seine Zeit das Bedeutendste war und das Übrige einigermaßen in sich schloß. Vondel bietet in der Gesammtheit seiner didaktischen und epischen Gedichte eine Fülle von Stoff, welche dem in der Divina Comedia enthaltenen sehr nahe kommt. Wie Dante steigt er in erhabenem Schwung zu den höchsten Geheimnissen empor, umkleidet die abstraktesten Gedanken mit herrlichen Bildern und

Vergleichen, umgibt die gründliche Lehre der Scholastik mit dem Zauber der Poesie. Während der Dichter-Theologe von Florenz indeß kurz, gedrängt, darum oft schwer verständlich ist, ist derjenige von Amsterdam klar, weitläufig, gesprächig und geht mitunter gar zu homerisch in's Breite. Während jener seine Theologie in das bunte, farbenreiche Schauspiel seiner Weltreise einkleidet, entwickelt dieser sie in einem stricten Lehrgedicht. Sein Muster war die „Dichtkunst des Horaz". Wie der römische Didaktiker seine poetischen Vorschriften, so versteckt Vondel seine philosophischen und theologischen Ausführungen in einem anmuthigen Kranz von Bildern, Vergleichen, Anekdoten, Witzen, Schilderungen, so daß sie wie Blumen aus dem mannigfaltigen Blättergrün hervorstechen. Nur ist die Form weniger knapp und dem lyrischen Affect bedeutender Raum verstattet. Obwohl das Lehrgedicht überhaupt, namentlich das theologische, nach all dem Spott, den unsere deutschen Genies dawider losgelassen haben, in keinem sonderlichen Respect steht, so glaube ich doch, daß nächst Dante wenige katholische Dichter das Interesse der Theologen so sehr verdienten, wie Vondel, ja daß er schon als „theologischer Dichter", ohne Rücksicht auf seine übrigen Leistungen, eine sehr bedeutende Erscheinung ist.

Lyrik und Gelegenheitsdichtung. Doch die Übersetzungen und Studien Vondels bilden gleichsam nur das Fundament, seine epischen und didaktischen Werke nur den Unterbau, auf welchen sein monumentum aere perennius ruht. Das ist seine Lyrik und seine Dramatik. Als großen Lyriker erkennen ihn auch diejenigen an, welche seine ganze Dramatik nebst allen einschlägigen Studien und Vorarbeiten verwerfen, welchen katholische Theologie ein Nichts und theologische Didaktik ein Unsinn ist, die einen Musset jedem Horaz und Balde, und irgend ein paar deutsche Liebeslieder dem ganzen „verlorenen Paradies", der Divina Comedia, der Äneis, ja fast dem guten Vater Homer vorziehen. Albert Lindner nennt ihn[1] den „formengewandtesten, herzensinnigsten

[1] In einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung", Februar 1879. Dem guten Herrn, der Vondel als „Dramatiker" absetzen und dafür als „Lyriker" einsetzen wollte, ist dabei etwas sehr Menschliches passirt. Er schreibt nämlich: „Es ist gerade so verblüffend, zu sehen, wie Vondel, der formengewandteste, herzensinnigste Sänger des Liedes, von diesem lyrischen Talent im Drama ganz im Stiche gelassen wird, denn seine Dramen enthalten eben viel, ja viel zu viel der lyrischen Elemente. Singt er das Lied um seiner selbst willen, so ist es prächtig, so ist es gut. Aber singt er's im Dienst der dramatischen Muse — sofort erklingt es gestumpft, sieht es wie schimmelüberzogen aus und schreitet einher, wie im Reifrock und Haarzopf der Väter." Um

Sänger des Liedes" und frägt: „Kennen denn die Holländer ihren großen Lyriker Vondel gar nicht? Oder entsetzen sie sich noch heutzutage, wie es vor zweihundert Jahren geschah, über die geniale Kühnheit, mit der dieser Poet sich dem Alexandriner entzog, um sein reiches Gefühl in den naturkräftigsten, fast modern klingenden Rhythmen zu entladen, kennen sie sein Schwanenlied nicht? ... Oder die erhabene Ode ‚Der Rhijnstrom' oder das Idyll (?) ‚Wiltzang' (Lied im Freien) u. dgl. m.? Klingen diese wenigen Proben nicht, als fehle nur noch der Componist, um dem letzten Reste der lyrischen Stimmung die Zunge zu lösen?" Das Lob, das Hr. Lindner hier Vondel spendet, ist durchaus gerechtfertigt. Nur ist zu bemerken, daß man es ganz unbedenklich auf die lyrischen Chöre seiner Dramen ausdehnen darf und daß die Holländer ihren „Lyriker" Vondel besser kennen und zu schätzen wissen, als Hr. Lindner. Über die hohe Bedeutung Vondels als Lyriker ist unter den Kritikern Hollands nur eine Stimme. Selbst Joenckbloet, der mit seiner „ästhetisch-kritischen Brille" deutschen Fabrikats an allen Dramen Vondels herumnergelt, sagt von seiner Lyrik: „Im lyrischen Genre hat er hervorgestrahlt wie kein Anderer. Wo aufrichtiger Seelendrang ihn zur Leier greifen ließ, wo sein Herz sprach und innerliche Gewalt ihn zum Singen nöthigte, da hetzt er auch uns in's Feuer, reißt uns mit sich fort und zwingt uns Sympathie und Bewunderung ab." Der nämliche Joenckbloet, nach Lindner „der erste, der in seiner kritischen Geschichte der niederländischen Literatur seinen Landsleuten die so lange ehrwürdig conservirte Binde vom Auge zu reißen wagte", stimmt gar nicht mit Lindner überein, wo dieser die lyrischen Partien in Vondels Dramen seiner übrigen Lyrik gegenüberstellt. Denn er findet auch in Vondels Dramen „unübertreffliche Schönheiten", Stellen, „die uns durch Schilderung und Gedanken in Entzücken bringen", „dichterische Schönheiten ersten Rangs" und anerkennt sogar in den Chören derselben

---

das zu beweisen, erinnert er dann die Holländer an das „Schwanenlied", das — wer sollte es glauben? — „verschimmelt", im „Reifrock und Haarzopf der Väter" richtig in der letzten Tragödie Vondels, „Noah" (Act III, letzte Scene), steht — das herzensinnigste Lied! Und jeder Holländer, der seinen Vondel auch nur etwas kennt, wird dem Herrn Albert Lindner sagen können, daß es in den Dramen Vondels noch eine Menge solcher „herzensinnigster" Lieder gibt, die ebenso „prächtig" und „gut" sind, als diejenigen, die er um ihrer selbst willen gesungen; daß es aber für einen Kritiker sehr „verblüffend" sein sollte, wenn er so von „seinem kritischen Talent im Stich gelassen" wird und die Stellen, aus denen er argumentirt und auf die es ankommt, nicht einmal im Context gelesen hat.

„lyrische Ergüsse, welche, in sich selbst betrachtet, meisterliche Bruchstücke sind“.

Wie reich und mannigfaltig Vondels Liederbuch ist, das haben wir, einigermaßen wenigstens, nachgewiesen und an Proben gezeigt. Man braucht übrigens seine kleineren Gedichte nur nach den bei den neueren Lyrikern üblichen Gesichtspunkten zu ordnen, um sich von dieser reichen Mannigfaltigkeit zu überzeugen. Gott, Welt, Mensch, Natur, Wissenschaft, Kunst und Freundschaft, Vaterland und wie die Titel in lyrischen Sammlungen alle heißen, sie finden ihre stattlichen Vertretungen. Auch das Kapitel Liebe fehlt nicht ganz, obwohl sich der Dichter hier Schranken zog, von welchen die moderne Kunst nichts wissen will.

Vondel war ein deutscher Dichter, ein echter deutscher Sänger, wie von Geburt, so durch seinen offenen, biederen Charakter, seine wackere, deutsche Gesinnung, durch seine Sympathien für Kaiser und Reich; ein Deutscher war er vielleicht auch ein wenig in seiner Liebe und Verehrung für Gelehrsamkeit und Schulpoesie, aber auch ein Deutscher in der Herzlichkeit, Gemüthlichkeit, Innigkeit und Wahrheit seines Sanges, ein Deutscher gleichsam aus den schönsten Zeiten des Mittelalters in seiner edlen, muthigen Begeisterung für Recht und Freiheit, in seiner gläubig-frommen Hingebung an Gott und Religion, an Papst und Kirche.

Das ist der eigentlichste Charakter seiner Lyrik. Sie ist in ihrem innersten Wesen eine Fortsetzung mittelalterlicher deutscher Gesinnung und Denkweise unter allerdings äußerlich veränderten Umständen. Er hat die Literatur seiner Heimath wieder da angeknüpft, wo der Protestantismus sie losgerissen hatte, und sie mit neuer echt deutscher Lebenskraft durchdrungen. Über die ästhetischen Vorzüge seiner Lyrik im Allgemeinen sagt Lennep mit vollem Recht:

„Was ein durchaus eigenthümliches Kennzeichen der Gedichte Vondels ist und wodurch sie sich vortheilhaft von denjenigen Anderer unterscheiden, das ist, daß ihr Inhalt, so mannigfaltig er auch sein mag, immer in deutlicher Beziehung zu der Person oder Sache steht, welche den Hauptgegenstand bildet, und zu der Gelegenheit, für die das Gedicht verfaßt wurde. Nie trifft man bei ihm die loci communes an, die sich bei allen Stoffen und bei allen Gelegenheiten anbringen lassen, und erlaubt er sich als Dichter eine Erweiterung, so steht diese allzeit mit dem Stoff im Zusammenhang und fließt natürlich aus demselben hervor.“

Dramatische Werke. Die Dramen eingerechnet, welche Vondel aus dem Lateinischen übersetzte und bearbeitete, hat er ungefähr eben so

viele dramatische Werke hinterlassen als Shakespeare; es sind ihrer 32. Sehen wir auf das diesen Dramen Gemeinsame, so wird jedem Leser, der sie zum ersten Male vergleicht, die Ähnlichkeit oder, wenn man will, Gleichheit auffallen, die in ihrem äußeren Aufbau herrscht. Sie haben alle ziemlich dieselbe Länge, sind alle in fünf Acte getheilt, sind alle in den Zwischenacten durch Chöre verbunden, welche fast ausnahmslos wieder eine regelmäßig stabile Form haben, nämlich eine oder zwei Strophen mit Antistrophe und Schlußstrophe. Die Stücke sind, mit Ausnahme von wenigen, sämmtlich in Alexandrinern geschrieben, die Chöre in kürzeren gereimten Verszeilen, Jamben oder Trochäen. Die Stücke halten sämmtlich auf's Pünktlichste die drei Einheiten inne: Einheit der Handlung, des Ortes, der Zeit. Der handelnden Personen sind wenige. Lebhafte Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Handlung ist ausgeschlossen. Spannende Verwickelung ist selten angestrebt. Theatercoups fehlen gänzlich. In großer Einfachheit, Ruhe und Würde entwickelt sich die Handlung, ganz auf ihre innere Bedeutsamkeit gestützt, aus einem Hauptcharakter und einigen wenigen secundären Charakteren, hält inne, wo zur Entfaltung lyrischen Schwungs Gelegenheit und Raum geboten ist, bewegt sich mehr in längeren, affectvollen Reden, als in kurzem, lebhaftem Dialog und schließt meistens mit einer Peripetie (Katastrophe), die sich nicht auf der Bühne vollzieht, sondern nur durch Boten gemeldet wird, mehrere Male auch durch die Dazwischenkunft eines Deus ex machina, wo eine solche in der Natur des Stoffes begründet ist. Die Charakteristik der wenigen handelnden Personen ist durchweg eine sehr tüchtige und die schöpferische Kraft des Dichters erscheint als eine wahrhaft großartige, wenn man die ganze Reihe der von ihm gezeichneten Charaktere zusammenstellt und vergleicht. Aber die einzelnen Stücke bieten ebenso wenig wie die des Sophokles jene bunte Welt, welche sich in einem einzigen Drama Shakespeare's entfaltet. Doch sind sie durchaus nicht auf bloße Lectüre, sondern für die Bühne berechnet, und geben der Kunst des Schauspielers, wie auch der Bühnentechnik, einen reichen und bedeutenden Spielraum. Die lyrischen Chöre sind durchweg von großer Schönheit, gedankenreich, schwunghaft, musikalisch und auf's Innigste mit dem Stücke verbunden. Viele davon sind Meisterwerke lyrischer Poesie, obschon die Sprache es versagte, den reichen, wechselnden Rhythmus der Alten nachzubilden.

Wie der Dichter mit Vorliebe diesem lyrischen Zuge folgt, so überläßt er sich auch nicht selten seinem Talent und seiner Neigung zu epischer, besonders beschreibender Darstellung, und zu den glänzendsten Partien

seiner Dramen gehören solche Stellen, in welchen entweder eine der handelnden Hauptpersonen eine der Bühne entrückte, aber in die Handlung verflochtene Thatsache in reicher lebendiger Darstellung gewissermaßen für Auge und Ohr zu ersetzen sucht, oder schließlich ein Bote in erschütterndem Bericht die Katastrophe mittheilt, welche sich außerhalb der Scene vollzogen hat. So die Schilderung des Paradieses im ersten Acte des „Lucifer", die Erzählung vom Martertode der beiden Apostel am Schlusse des „Petrus und Paulus". Dieses Vorwiegen des epischen Elementes kann gewiß an sich nicht als Vorzug einer dramatischen Dichtung bezeichnet werden; doch ist die Verwerthung desselben sehr oft durch die Natur des Stoffes, der Situation u. s. w. im Einzelfalle gerechtfertigt.

Ein anderes viel bedeutsameres Element der Gemeinsamkeit, das die ganze Dramatik Vondels beherrscht, ist der religiöse Charakter seiner Dichtungen. Obwohl er fast alle seine Stücke für die Bühne schrieb, für die Bühne einer großen protestantischen Handelsstadt, so ist doch die Hälfte derselben unmittelbar religiösen Inhalts; die profanhistorischen sind ganz und gar von religiösen Motiven und Anschauungen durchdrungen; die wenigen, welche altclassische Stoffe ausführen, sind ebenfalls von religiösem Ernste beseelt, und selbst das einzige Idyllendrama, die „Leeuwendalers", hat einen durchaus frommen, ernst-sittlichen Anhauch. Die eigentliche Sphäre des Dichters war das Göttlich-Erhabene, das Wunderbare, das Religiöse, das Biblische, das Kirchliche: das Nationale und Profane erscheint erst an zweiter Stelle und wird von dem religiösen Element beherrscht. Hätte er von Jugend auf in einem katholischen Lande gelebt, so hätte ein Autos-Dichter wie Calderon aus ihm werden mögen. Aber da sein vorwiegend protestantisches Publikum biblische Stoffe liebte, er selbst vor Allem in der Bibel am besten zu Hause war, so ward er vor Allem ein biblischer Dichter. Was ihm, wenn auch nicht deutlich, als Ziel vorgeschwebt zu haben scheint, war, der dramatischen Kunst jene hohe, religiöse Weihe und Würde wiederzugeben, welche sie bei den Alten besaß. Bei dem religiösen Ernst, der seine Zeitgenossen beseelte, und bei dem Ungenügen, das sie an ihrem kahlen Calvinismus hatten, fand dieses Bestreben Anklang und bot dem greisen Dichter, auch als er katholisch geworden war, noch die Möglichkeit, als Bühnendichter fortzuwirken. Weder mit der englischen, noch mit der französischen und spanischen Bühne jener Zeit genau bekannt, gestaltete sich Vondel seine eigene Bühne, indem er dabei hauptsächlich im Auge hatte, religiöse, christliche und biblische Stoffe in ähnlicher Weise dramatisch zu gestalten,

wie die Alten ihre religiösen Mythen gestaltet hatten. Den griechischen Dichter, mit dem er die meiste Geistesverwandtschaft hatte, Aeschylos, scheint er nicht näher kennen gelernt zu haben. Die alten Dramatiker, an denen er sich bildete, waren Seneca, dann Sophokles und Euripides. Seine eigentlichen Lieblingsdichter blieben, zum Nachtheil seiner dramatischen Entwickelung, die Epiker Virgil und Ovid, der Lyriker Horaz und neben ihm die Psalmen. Befangen in den Kunstregeln der Alten, gewann sein hohes dramatisches Talent nie jene volle Freiheit, mit welcher Shakespeare seine Stoffe modelte, vermied aber auch die traurige, inhalts- und formarme Zügellosigkeit, in welche die Nachahmung des großen Briten viele neuere Dichter gestürzt hat. Sobald man vorurtheilsfrei dem nachgeht, was Vondel eigen ist und worin er sich an die antike Tragödie anschließt, wird man in seinen Dramen zum wenigsten das finden, was selbst Johannes Scherr darin anerkennt, „reichen poetischen Gehalt, kühne Gedankenfülle und ergreifende Gefühlstiefe". Wenn Scherr meint, daß „die Composition und Durchführung in Vondels Dramen mangelhaft, dem Monolog ein viel zu weites Feld eingeräumt" ist, so läßt sich dieser Vorwurf nicht einfachhin bestreiten; daß es aber in denselben überall „an dem rechten dramatischen Leben fehle", ist unzweifelhaft zu viel gesagt. Mit Recht weist van Vloten, Vondels Vertheidiger gegen die Angriffe Joenckbloets, auf die hinreißende Gewalt hin, mit welcher Vondel die verschiedensten Leidenschaften, Gemüthsbewegungen, Affecte zu zeichnen weiß; auf die einfache Größe und Erhabenheit, mit welcher er die einzelnen Handlungen durchführt; auf die Mannigfaltigkeit und das lebendige Colorit seiner Charaktere; auf die tragische Wirksamkeit und Kraft, die er, ähnlich den Alten, darin bewährt, mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln das Ziel der Tragödie — Läuterung der Affecte durch Furcht und Mitleid — zu erreichen. Wo das vorhanden, da fehlt es doch wahrlich nicht überall an dem „rechten dramatischen Leben". Vloten gibt zu verstehen, daß er Vondels Dramen nicht gerade neben die höchsten „dramatischen Meisterstücke" stellen will, bemerkt aber — wie uns scheint, vollkommen richtig: „Zwischen dramatischen Meisterwerken und weniger als mittelmäßigen Bühnenwerken, wie die Trauerspiele früher hießen, liegt noch ein so weiter Abstand, daß noch Raum genug für einen schönen Platz weit über dem Mittelmäßigen übrig bleibt, den Vondel mit seiner Bühnenpoesie nächst der von Göthe z. B. und selbst über Corneille und Racine einnehmen mag. Den wollen wir ihm fortan auch gönnen!"

Wir fürchten nicht, der Übertreibung bezichtigt zu werden, wenn wir schließlich behaupten: In Vondel sprudelte eine reiche Quelle edelster Poesie. Zwischen den gewaltigsten Accorden seines majestätischen Harfengesangs tönen uns wieder Klänge an's Ohr, so einfach, kindlich, schlicht, wie sein Trostlied an der Leiche seines Kindes. Der prophetische Herold des gestürzten Engelreichs, des verlorenen Paradieses, des ersten Weltuntergangs ist jener selbe gemüthliche Vondel, der trauernd dem verstreuten Spielzeug seines hingeschiedenen Kindleins nachsieht, der die niederländische Flotte jauchzend in der Themse begrüßt, der Kaiser und Reich wider die Türken zum Kampfe ruft, der die zürnende Geißel wider Calvin schwingt, der Gustav Adolph um Schutz für das heilige Köln fleht, froh den Westphälischen Frieden feiert, der die höchsten Grunddogmen und Geheimnisse des katholischen Glaubens poetisch entwickelt; es ist derselbe Vondel, der sich als schlichter Gewerbsmann durch eigenen Fleiß zum literarischen Freunde eines Hugo Grotius emporarbeitet, alle irdischen Vortheile und allen irdischen Ruhm entschlossen in die Schanze schlug, um den katholischen Glauben, den er als den wahren anerkannt, zu umfangen; es ist derselbe Vondel, der im Zusammensturz seines häuslichen Glücks den Muth nicht verlor, der als verarmter Greis den Frohsinn und die Lebensfrische eines Jünglings entwickelte; es ist derselbe Vondel, von dem Alberdingk-Thijm mit vollstem Recht sagt:

„Vondel war nicht nur ein Genie, er war ein Charakter. Gerecht, bieder, ehrlich in Handel und Wandel, Gott liebend und pflichtgetreu, bekämpfte er seine Leidenschaften. Weder im Großen noch im Kleinen gab er seinen Neigungen nach. Für Eitelkeit stand er zu hoch; Rache und Neid fanden in seinem edeln Herzen keine Stätte. Bei all seiner feurigen Liebe für das Schöne wehrte er der verbotenen Lust unbedingt den Zutritt zu seiner gesunden, reinen Seele. Er war muthig und ebenso liebreich, hatte einen scharfen, witzigen Geist, aber ebenso viel aufrichtige Milde; er liebte seine Freunde ohne Arg und konnte seinen Feinden ohne Mühe vergeben. Bei aller Reife und Erfindungskraft seines Geistes besaß er etwas Kindliches, das ihm Aller Herzen gewann. Er hat in allen niederländischen Fragen, von der Zeit vor dem Waffenstillstand (von Antwerpen 1609) bis nach dem Münster'schen Frieden, sein Wörtchen mitgesprochen, und die Tausende und aber Tausende von Exemplaren, in welchen seine herrlichen Dramen und Lieder abgesetzt wurden, haben zur Hebung des niederländischen Geistes mehr beigetragen, als wohl irgend Jemand ahnt."

Warum ist nun ein so wackerer Dichter in Deutschland so wenig bekannt, in vielen Kreisen fast wie verschollen? Mehr als einmal während der Publikation dieser Artikel wurde diese Frage an mich gerichtet.

Sie findet eine theilweise Erledigung in dem Umstand, daß niederländische Sprache und Literatur überhaupt seit mehr als einem Jahrhundert in Deutschland sich verhältnißmäßig geringer Theilnahme erfreuten. Das Holländische gehört nicht zu den Weltsprachen, die jeder Gebildete lernen, die holländische Literatur nicht zu denjenigen, die Jeder kennen will. Dann hat Vondel das Unglück gehabt, daß einige wenige seiner Stücke von Gryphius u. A. zu einer Zeit übersetzt und nachgeahmt wurden, in welcher die hochdeutsche Sprache noch tief unter der niederländischen stand, und daß mit diesen Übersetzungen er selbst in eine Art Mißcredit gerieth. In England und Frankreich konnte Vondel als guter niederländischer Patriot keine günstige Aufnahme finden und so hat die deutsche Kritik auch von daher keine Anregung zu Vondels Studium bekommen. Endlich ist Vondels Dichtung nicht ganz frei von den üblen Eigenschaften der Geschmacksrichtung seiner Zeit. Ich glaube aber nicht, daß das alle Gründe sind.

Vondel ist Convertit, begeisterter Katholik, Jesuitenfreund, ein entschiedener Ultramontaner.

Vondel ist ein durchaus religiöser und tiefreligiöser Dichter.

Vondel ist vor Allem ein Dichter des Erhabenen, das in der christlichen Religion liegt.

Vondel ist endlich ein entschiedener Gegner der Revolution und ein entschiedener Reactionär, soweit Reaction nicht blinde Liebe des Veralteten, sondern treues Festhalten der christlichen Grundsätze in Familie, Staat und Gesellschaft bedeutet.

Der Leser mag sich es selbst überlegen, ob diese Umstände nicht beigetragen haben mögen, daß viele der verkommensten französischen Literaten in Deutschland eingebürgert sind, der echt-deutsche Vondel nicht.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Theodor von Mopsuestia und Junilius Africanus als Exegeten. Nebst einer kritischen Textausgabe von des Letzteren Instituta regularia divinae legis. Von Dr. **Heinrich Kihn,** Professor der Theologie an der königl. Universität Würzburg. 8⁰. XXIII u. 528 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 6.80.

Des Junilius Schrift, bekannter unter dem Titel De partibus divinae legis, wurde während des Mittelalters im Abendlande vielfach dem Unterrichte zu Grunde gelegt. Noch wichtiger ist sie jedoch wegen des unläugbaren Einflusses, welchen sie auf die Abfassung von Cassiodors vielgebrauchtem Handbuche De institutione divinarum litterarum ausgeübt hat. In Frage- und Antwortform läßt der Verfasser auf eine allgemeine Einleitung in die heilige Schrift, unter dem dreifachen Gesichtspunkte der Lehre von Gott, von der gegenwärtigen und von der zukünftigen Welt, eine systematische Darstellung des biblischen Lehrinhaltes folgen; seine Darstellung empfiehlt sich durch planvolle Anlage, knappen und klaren Ausdruck und concise Definitionen.

Aber wer war Junilius? Der Klärung dieser und der damit zusammenhängenden Fragen ist Dr. Kihns Buch in erster Linie gewidmet. Vom sechzehnten Jahrhundert bis ungefähr auf unsere Zeit blieb das Urtheil des gelehrten Abtes Trithemius maßgebend: „Junilius, episcopus cujusdam urbis in Africa (nomen autem civitatis invenire non potui), vir certe in sacris scripturis valde doctus et in saecularibus disciplinis meo judicio sufficienter instructus, sensu profundus, eloquio dulcis et ornatus.“ Ähnlich Sixtus von Siena, Bellarmin, Labbeus, Du Pin u. A. Die ersten Zweifel an des Junilius bischöflichem Charakter äußerte 1778 Gallandi, und Dr. Kihn gebührt das Verdienst, nicht nur die dießbezüglichen inneren Gründe wesentlich verstärkt, sondern auch durch Heranziehung einer bisher nicht gewürdigten Stelle aus Procops Anecdoten (Kap. 20) die Beweisführung zu ihrem Abschlusse gebracht zu haben. Junilius war Afrikaner von Geburt, kein Bischof, sondern ein gebildeter und nach damaliger Hofsitte auch in theologischen Fragen nicht unbewanderter Laie, der als Nachfolger Tribonians am Hofe Justinians das einflußreiche Amt eines Quaestor sacri palatii bekleidete. Er starb 552.

Er selbst erklärt in seiner Vorrede an Bischof Primasius von Adrumet seine Schrift für eine lateinische Überarbeitung der griechischen Schrift „eines gewissen Persers Paulus, der seine Schulung in der syrischen Schule der

Stadt Nisibis empfangen habe, wo das göttliche Gesetz durch öffentlich angestellte Lehrer, wie bei uns im Profanunterricht Grammatik und Rhetorik, in festgesetzter Ordnung vorgetragen werde". Es ist das die nämliche Schule von Nisibis, deren auch Cassiodor in den Eingangsworten seines Lehrbuches so rühmliche Erwähnung thut. „Im Einvernehmen mit dem hochseligen Agapet," schreibt er, „dem Papste der Stadt Rom, hatte ich dahin gestrebt, nach dem Vorbilde der ehedem lange Zeit hindurch zu Alexandrien bestehenden Einrichtung, wie auch des jetzt noch in der Syrerstadt Nisibis gepflegten hebräischen (d. i. chaldäischen) Unterrichtes in der heiligen Schrift, zu Rom eine theologische Lehranstalt mit berufsmäßigen Professoren zu fundiren, allwo die Seelen der Gläubigen sowohl des ewigen Heiles theilhaftig, als auch deren Zungen zu correctem und lauterem Vortrage herangebildet würden. Durch die Kriegsfurie indessen und die gewaltsamen Umwälzungen im italischen Reiche bin ich an der Ausführung meines Vorhabens verhindert worden, denn nicht gedeiht Friedenswerk in ruheloser Zeit; und so fühle ich mich nunmehr durch Gottesliebe angetrieben, unter göttlichem Beistand an Lehrers Statt für euch dieses einleitende Handbuch zusammenzustellen."

In Nisibis, unter persischer Herrschaft, suchte und fand der seit dem Concil von Ephesus (431) aus dem römischen Reiche verdrängte Nestorianismus seine neue Heimath. Hier ließen sich seine Lehrer nieder, die in Antiochien und Edessa nach dem Vorgange eines Luzian, Flavian und Chrysostomus dem Schriftstudium obgelegen hatten, und gründeten eine Exegetenschule, welche als ihre geistigen Väter Nestorius, Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsuestia verehrte und bis tief in's Mittelalter als ein Brennpunkt nestorianischer Wissenschaft und Propaganda sich erhielt. Die Grundlage allen Unterrichtes, des theologischen wie des profanen, bildete ein dreijähriger Lehrcurs der heiligen Schrift. Im ersten Jahre hatte der Schüler den ersten Theil der Intersessionen (d. h. Gebete für die Tag- und Nachtzeiten, Lobgesänge u. dgl.), das Buch des Paulus (wahrscheinlich des oben erwähnten „Persers Paulus" — also eben den chaldäischen Urtext unserer Instituta regularia) und den Pentateuch abzuschreiben und sich gleichzeitig im Chorgesange der Klagelieder für die Verstorbenen zu üben. Im zweiten Jahre wurde der zweite Theil der Intersessionen, der Psalter und die Propheten geschrieben und die Sacramental-Hymnen geübt. Im dritten Jahre folgten der Rest der Intersessionen, das Neue Testament und anderweitige Gesänge. Für den Candidaten der Theologie schloß sich hieran noch eine zweifache Bildungsstufe, das Studium der Väter nämlich und der Exegeten. In letzterer Beziehung war die Auctorität Theodors von Mopsuestia einzig maßgebend. So stellte der Patriarch Mar Abas (536—552) den in der Folge wiederholt erneuerten Synodal-Kanon auf: „Sententia (sententiae?) omnium nostrum episcoporum Orientis fundatae sunt super fidem Patrum trecentorum decem et octo; in expositione autem scripturarum sanctum Theodorum sequimur." Zuwiderhandelnde wurden mit dem Anathem belegt. Neben dem theologischen Studium betrieb man Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, vor Allem aber peripatetische Philosophie auf Grund-

lage der bereits im fünften Jahrhundert in's Syrische übersetzten Schriften des Porphyrius und Aristoteles. Die syrischen Nestorianer haben den Übergang der griechischen Wissenschaft, namentlich der Philosophie und Medicin, vom achten bis zehnten Jahrhundert zu den Arabern vermittelt, welche dieselbe ihrerseits dem christlichen Occident zuführten.

In die Blüthezeit der nisibenischen Schule fällt also die Entstehung unserer **Instituta regularia**, und in deren eigentlichem Verfasser, dem „Perser Paulus", erkennt **Dr. Kihn** wohl mit Recht den gefeierten Lehrer jener Schule und nachmaligen Metropoliten von Nisibis, Paulus von Bassora. Bei seiner in den Zeitraum 543—545 fallenden Anwesenheit in Konstantinopel hatte derselbe, zum Zwecke der Aussöhnung der Nestorianer, eine Disputation mit Kaiser Justinian, die nachträglich veröffentlicht wurde. Überhaupt wurden damals die Aussöhnungsversuche eifrig betrieben und erst durch die 550 erfolgte Verdammung des Theodor von Mopsuestia die Trennung endgiltig besiegelt. Während jenes Aufenthaltes zu Konstantinopel geschah es jedenfalls, daß Paulus dem Junilius das griechische Exemplar der ursprünglich in syrischer Sprache abgefaßten **Instituta** einhändigte.

Dieselben tragen durchaus nisibenisches Gepräge. Auf tüchtige aristotelische Schulung weist die Anlage hin. „Es wäre nicht schwer," sagt **Dr. Kihn**, „aus den Werken der Koryphäen der Scholastik eine Reihe von Stellen auszuheben, welche sich mit Junilius-Texten nach Sinn und Ausdruck decken; schwierig aber ist es, zu entscheiden, ob sie aus ihm entnommen oder durch den gemeinsamen Gebrauch des aristotelischen Organons beiderseits originellen Ursprungs sind." Der nestorianische Irrthum blieb selbstverständlich aus unserer, einer Zeit der Aussöhnungs-Bestrebungen ihre jetzige Gestaltung verdankenden Schrift ausgeschlossen, doch kommen dem Nestorianismus geläufige Ausdrucksweisen und Schriftauffassungen häufig genug zum Vorschein. Im junilischen Bibelkanon erkennt **Dr. Kihn** den theodorischen Kanon wieder; Auffassung und Grundsätze sind unbestreitbar diejenigen des Mopsuesteners. Hieraus ergibt sich, wie lehrreich die uns gebotene Arbeit für die Geschichte des Kanon, der Exegese überhaupt und der auf exegetischem Gebiete so bedeutsamen antiochenischen Schule ist. Es war für diese Arbeit aber auch der Verfasser in ganz hervorragendem Maße befähigt. Bis in's Jahr 1866 reicht seine erste inhaltsverwandte Studie zurück: „Die Bedeutung der antiochenischen Schule auf dem exegetischen Gebiete, nebst einer Abhandlung über die ältesten christlichen Schulen. Eine von der theologischen Facultät der Hochschule zu Würzburg gekrönte Preisschrift. Weissenburg." Unlängst noch beschenkte er uns mit einer Studie über Polychronius, den Bruder des Mopsuesteners. Man darf daher wohl behaupten, daß er wie kein Anderer in der Geschichte und den Verhältnissen der antiochenischen Schule heimisch ist, und hoffen, daß diese Garbe nicht die letzte sein werde, die er auf diesem so ergiebigen Felde kirchlicher Forschung binden wird.

Seiner Anlage nach zerfällt das Buch in drei Theile. Der erste, grundlegende gibt uns ein Bild Theodors, seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner exegetischen und dogmatischen Anschauungen; der zweite von Junilius und

den an die Instituta sich knüpfenden, kritischen Fragen; der dritte bietet eine Vergleichung der biblischen Theologie des Junilius mit derjenigen Theodors. Dem Buche ist eine kritische Ausgabe der Instituta selbst beigegeben.

Fr. v. Hummelauer S. J.

De integritate sacri textus hebraei. Dissertatio quam exaravit Dr. *Adam Kopyciński,* Prof. p. o. Theologiae pastoralis in Seminario Tarnoviensi. 8⁰. 106 S. Tarnoviae 1880. Preis: *M.* 2.

Vorliegende Abhandlung ist gut geeignet, den Anfänger mit dieser Frage der biblischen Einleitungswissenschaft und der einschlägigen Literatur bekannt zu machen. Neben den älteren (z. B. Capellus, Walton, Carpzow, Buxtorf, De Rossi, aus denen mehr oder minder ausführliche Stellen mitgetheilt sind) werden auch neuere Schriftsteller, z. B. Herbst-Welte, Danko, Keil, Frankl, Reinke, Zschokke u. a., herangezogen und verwerthet. Der Hauptsache nach wird man heutzutage dem Hrn. Verfasser allgemein zustimmen, daß der hebräische Text in Nebendingen auf verschiedene Weise eine Verschlechterung erlitten, in der Hauptsache aber und in Betreff der Glaubens- und Sittenlehre uns ohne absichtliche Fälschung überliefert worden sei. Meinungsverschiedenheit kann jedoch herrschen über den größeren oder minder großen Werth des masorethischen Textes der griechischen Übersetzung und dem samaritanischen Pentateuch gegenüber. Hier neigt sich der Hr. Verf. ziemlich entschieden der Bevorzugung des masorethischen Textes zu, während Dr. Kaulen (Einleitung S. 65. 89) ihm bei weitem nicht so günstig ist. Die Abhandlung hätte an Werth gewonnen, wenn die eine oder andere Beweisführung (S. 32 u. f.) weniger rhetorisch und mehr historisch und mit Beispielen belegt vorgetragen worden wäre; einige Ansichten über die Einführung der neuen Schreibweise durch Esdras, über eine Recension desselben (S. 9. 24. 25), über die Citate im Neuen Testamente (S. 66) bedürften einer genaueren, resp. verbesserten Fassung; sodann ist zu beachten, daß die skrupulöse Genauigkeit der spätern Juden in Bewahrung des Buchstabens (S. 48. 80 u. a.) nicht als ein allgemein und für alle Zeit triftiger Beweis für die ängstlich sorgfältige Überlieferung angeführt werden kann; daß aber der masorethische Text mit Treue überliefert wurde, bedurfte kaum einer so ausführlichen Beweisführung (vergl. S. 67 u. f.). — Im zweiten Theile der Abhandlung werden vier einzelne Stellen (Ps. 22, 17. Gen. 2, 2. Js. 19, 18. Gen. 49, 10) eingehender besprochen und deren Richtigkeit nach der masorethischen Leseart verfochten. In Ps. 22, 17 redet der Herr Verfasser, um auch hier allen Verdacht einer Fälschung fern zu halten, jener Erklärung das Wort, die כארי als Participialform im Plural faßt; ob aber eine solche Pluralform frequenter invenitur?!

Das Schriftchen bekundet Belesenheit, reges Interesse an der Sache, ausdauernden Fleiß und einen glücklichen Forschungstrieb. Doch sollte die Correctur des Druckes sorgfältiger besorgt sein.

J. Knabenbauer S. J.

Die Kunst im Dienste der Kirche. Ein Handbuch für Freunde der christlichen Kunst von **G. Jakob,** Domvicar und bischöflicher geistlicher Rath. Dritte Auflage. Nebst Titelbild und 20 Tafeln. Landshut, Thomann'sche Buchhandlung, 1880. Preis: ungeb. *M.* 8; geb. *M.* 9.50.

Schon in der ersten Auflage war dieses Buch nicht ein rasch hingeworfenes Erzeugniß des Augenblickes, sondern ein lang durchgearbeitetes Werk, das aus den Vorträgen entstand, welche der hochwürdige Verfasser im Priesterseminar zu Regensburg zu halten gewohnt war. Jede Seite der vorliegenden dritten Auflage beweist, daß derselbe in den 23 Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1857) verflossen sind, den Erscheinungen der betreffenden Literatur mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, und daß er mit Fleiß notirte und in sein Buch aufnahm, was seinem Zweck dienlich sein konnte.

Sein Zweck war weder eine Theorie des Schönen noch auch Kunstgeschichte zu schreiben, denn „nicht eine Ästhetik, welche abstrakt zu verfahren meint, während sie ihre Regeln doch nur nach den Mustern der Griechen und Römer bildet, sondern der christliche Geist, wie er in der Kirche sich ausgesprochen, kann allein die wahren Gesetze lehren, um ein richtiges Urtheil über Werke christlicher Poesie (und Kunst) zu fällen" (S. 369). Diesen christlichen Geist findet der Verfasser, indem er „in seinem Buche bei Besprechung des Einzelnen, wie im Ganzen, immer drei Fragen zu Grunde legt". „Erstens: Welches sind in diesem Stücke die traditionellen Anschauungen der Kirche? Zweitens: Welches sind die darauf bezüglichen Bestimmungen der Kirche? Drittens: Wie hat nach diesen Anschauungen und nach diesen Bestimmungen die Kunst in den besseren Zeiten hierin verfahren?" (S. 4.)

Jedermann erkennt auf den ersten Blick, wie der Verfasser sich durch die Aufstellung dieser drei Fragen eine große Aufgabe schuf, aber er löst sie in ebenso gründlicher als ansprechender Weise. Seine Anmerkungen sind reich an Citaten aus den Werken der heiligen Väter, der Concilien und der liturgischen Schriftsteller, während der Text die Hauptergebnisse in flüssigem Vortrage mittheilt. Wie erfreulich ist ein solches Buch, das offen, frei und gründlich den katholischen Standpunkt vertritt! Es hilft einem wahren Bedürfnisse ab, denn „mit größerer Entschiedenheit als je arbeitet auch die ‚moderne Kunst' dahin, sich von jedem Einflusse der Kirche und des Übernatürlichen und des Himmlischen vollständig freizumachen; und nie wurde ihre Trennung in zwei als unvereinbar geltende Gebiete, in eine Kunst nämlich für das Leben und in eine Kunst für die Kirche, so principiell von den Gegnern der kirchlichen Richtung gefordert, als gerade jetzt. Einer Kunst, die das ‚non serviam' (‚ich diene nicht') so ungescheut als Losungswort nimmt, wird die Kirche sich auch nicht bedienen können" (S. XIII).

Leider lassen sich die Katholiken heute von Solchen über die Kunst unterrichten, die (wie z. B. Lübke) ausgesprochene Gegner der Kirche sind, und die in ihren auf Massenabsatz berechneten zahllosen Werken die wahre kirchliche

Kunst herabzusetzen suchen, es aber in verdeckter Weise thun, um so auch bei der katholischen Leserwelt Eingang und Absatz zu finden. Es gibt, wir läugnen es nicht, auch gutgesinnte Schriftsteller unter den Andersgläubigen, aber „es ist beschämend, daß in die Kenntniß der großartigsten Werke auf dem Gebiete der Kunst die Katholiken allgemeiner erst von Fremden mußten eingeführt werden, und es wäre an der Zeit, die Erforschung, das Verständniß, die Verbreitung solches specifisch katholischen Eigenthums wieder in unsere eigenen Hände zu nehmen" (S. 427). Das vorliegende Buch bietet zu dieser Wiedereroberung der katholischen Kunst für die Katholiken die besten Rathschläge und Hilfsmittel. Mit Recht weist es wiederholt darauf hin, daß „ein Architekt ohne Achtung und Übung christlicher Pflicht, ohne Pietät gegen das im Gotteshause einmal Gebrauchte, der Alles stürmisch neu machen will und zwar genial und nach der Mode der Zeit, der nur selbständig verfahren will, für die kirchliche Kunst nicht taugt" (S. 94). In der kirchlichen Kunst muß als „erste Regel" gelten: „der Priester überlasse nie Alles dem Künstler oder Handwerker, noch ordne er selbst nach seinem Gutdünken und Geschmack an, sondern sehe sich vorerst um die einschlägigen kirchlichen Anschauungen und Bestimmungen [die Jakob in reichlicher Weise bietet], dann aber um gute Muster aus besserer Zeit um, auf daß an diese der Künstler sich halten könne" (S. 268).

Was die Einrichtung des Buches angeht, so zerfällt es in drei Hauptstücke. Im ersten berichtet der Verfasser über die kirchliche Architektur (S. 9 bis 93). S. 93—101 fügt er recht bemerkenswerthe Winke für Neubauten und Restaurationen hinzu, die um so mehr zu beherzigen sind, weil auch noch heute die meisten sog. Restaurationen dergestalt ausgeführt werden, daß sie den Ausdruck „Restaurations-Vandalismus" nicht vergessen lassen und immer wieder den Wunsch wecken, man möchte lieber die Sache beim Alten gelassen haben. Das zweite Hauptstück handelt über kirchliche Sculptur, Malerei und Paramentik (S. 102—343). Die Geschichte des Altares ist mit Recht ausführlicher behandelt (S. 126—168) und mit Hilfe von acht Tafeln erläutert, weil heute die Anschaffung neuer Altäre so oft nöthig ist. Das dritte Hauptstück, das sich mit der kirchlichen Poesie und Musik beschäftigt, ist (S. 343 bis 444) mit besonderer Liebe und gründlichen Erörterungen geschrieben. Die Begeisterung des Verfassers für echt kirchliche Musik leuchtet überall hervor und verleiht seiner Feder wahrhaft poetischen Schwung. Selbst Solche, die sich schon in eingehenderer Weise mit dem Studium der kirchlichen Kunst beschäftigt haben, werden das Buch nicht ohne Belehrung und Anregung durchlesen; Jene aber, die zu eingehenden Studien keine Gelegenheit haben, werden sich aus ihm das Nöthige in leichter Weise zu eigen machen können. So glauben wir dasselbe recht empfehlen zu dürfen, nicht nur dem hochwürdigen Klerus an erster Stelle, sondern auch Kirchenvorständen und Privaten, welche sich für Anschaffung neuer Gegenstände für Kirchen und Kapellen interessiren, sowie denen, welche als Dirigenten oder Sänger in Kirchenchören wirken. Die kirchliche Kunst ist der verklärte Ausdruck des kirchlichen Lebens, und kein guter Katholik sollte ohne Interesse für sie sein; Alle und Jeder

sollte, so scheint es uns, mitwirken an dem Wiederaufblühen, an der Renaissance der Kunst des katholischen Mittelalters.

Stephan Beissel S. J.

Die Bedeutung der Marianischen Congregationen für junge Männer, insbesondere für junge Kaufleute. Eine Festschrift zur 25jährigen Jubelfeier der Gründung der Aachener Congregation. X u. 90 S. Aachen, Albert Jacobi, 1880.

Mit größter Freude haben wir vorliegendes Werkchen begrüßt und gelesen. Wie uns von glaubwürdiger Seite versichert wird, verbirgt sich unter der Anonymität als Verfasser ein akademisch gebildeter Fabrikant, also ein Mann, welcher vermöge seiner Lebensstellung am meisten geeignet erscheint, in der so wichtigen religiösen Frage für den Kaufmannsstand das Wort zu ergreifen. Es ist der nämliche Herr, welcher bereits im Jahre 1865 als Deputirter der Aachener Congregation auf der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zur Empfehlung der Congregationen eindringliche Worte sprach. Wer das in jeder Hinsicht trefflich geschriebene Büchlein gelesen hat, wird nicht umhin können, in demselben eine höchst beachtenswerthe Erscheinung zu erblicken. Wir unsererseits möchten dasselbe namentlich der Aufmerksamkeit des hochwürdigen Klerus, sowie aller derer, denen die ethisch-religiöse Hebung der industriell-kaufmännischen Kreise am Herzen liegt, auf das Wärmste empfohlen haben.

Ohne Frage gehört es heute auf dem religiös-socialen Gebiete zu den dringlichsten Aufgaben, die so einflußreichen Kreise der industriellen Welt, welche auf Bildung Anspruch machen und dabei so sehr dem materialistischen Zuge der Zeit und der Entchristlichung ausgesetzt sind, wiederum dem Geist und Leben des Christenthums näher zu bringen. Nur dadurch können bessere Zustände eingeleitet werden, daß man trachtet, die jüngeren Generationen dem Strudel gänzlicher Verweltlichung zu entreißen. Hier stehen wir nun vor der recht schmerzlichen Thatsache, daß sehr viele Jünglinge, indem sie aus christlichen Familienkreisen in die Welt des materiellen Erwerbes, wie sie heute ist, hinaustreten, in religiöser Vereinsamung Sitte und Glauben verlieren und dem Verderben anheimfallen.

Wenn überhaupt unter den Verhältnissen, wie sie heute sind, etwas Großes erstrebt werden soll, so bietet sich als einzige Möglichkeit der Ausführung der Weg der Association homogener Kräfte. Hiervon können natürlich die jener Corruption entgegenwirkenden Bestrebungen keine Ausnahme machen. So hat denn auch in der fraglichen Angelegenheit der deutsche Klerus bereits seinen richtigen Blick bekundet; von Tag zu Tag bricht sich bei ihm mehr und mehr die Erkenntniß Bahn, daß es hier gilt, ein großes Werk unitis viribus in Angriff zu nehmen. Wie vor 30 Jahren auf Kolpings Anregung sich allenthalben katholische Gesellenvereine bildeten, so erwacht heute in fast allen bedeutenderen Städten der Wunsch, katholische kaufmännische Associationen zu gründen. Aus der katholischen Kaufmannswelt heraus werden diese Vereinigungen auf das Sympathischste begrüßt. Daß dieselben aber vor Allem

auf eifrige Förderung des religiösen Lebens gerichtet sein müssen, ist gleichfalls allgemein anerkannt. Mit Recht. Nur da, wo warme, thatkräftige Religiösität blüht, wird den übrigen Bestrebungen der rechte Geist eingehaucht, nur da findet sich jener christliche Opfersinn, ohne den kein edler Zweck in nutzbringender Weise auf die Dauer erstrebt werden kann, und endlich gibt ja auch die Religion allein Kraft, mit Erfolg der Corruption und der Versunkenheit in die Materie entgegenzutreten.

Im Hinblick hierauf muß es gewiß überaus zeitgemäß erscheinen, die Aufmerksamkeit auf eine religiöse Institution und Vereinsform hinzulenken, welche sich in der Praxis bereits auf das Glänzendste bewährt hat, nämlich auf die sogen. Marianischen Congregationen; und zwar ist dieß um so mehr nothwendig, als sogar in manchen katholischen Kreisen gerade gegen diese Art von Vereinigungen die gröbsten Vorurtheile anzutreffen sind. Über dieselben handelt die vorliegende Broschüre. Sie enthält im ersten Theile die Entwicklung der Grundidee der Congregation und im andern einen Rückblick auf die Aachener Congregation. Wir werden also zuerst mit den leitenden Principien bekannt gemacht, und können alsdann an einem Beispiele von 25jähriger Dauer betrachten, wie die Anwendung der Principien sich in der Praxis gestaltet. Wir wollen uns gestatten, einige wesentliche Punkte mit wenigen Worten an dieser Stelle hervorzuheben.

Die Congregation, welche unter der Leitung eines von der geistlichen Behörde ernannten Präses und eines von den Mitgliedern gewählten Vorstandes steht, ist ein religiöser Verein in der engeren Bedeutung des Wortes, ohne aber eine gewöhnliche Bruderschaft, ein bloßer Gebetsverein zu sein. Es ist vielmehr ausdrücklich und wiederholt von den Päpsten (Paul V., Gregor XV., Benedict XIV. und neuerdings Pius IX.) erklärt worden, daß die Marianischen Congregationen keine Bruderschaften und darum auch nicht an die Bestimmungen der über die Bruderschaften erlassenen Bulle Quaecumque gebunden seien (Acta apud S. Sedem II, 28 ss.). Ihr Zweck geht dahin, daß durch freundschaftliches Zusammenhalten und Zusammenwirken Vieler in einem und demselben Geiste der Eifer im Dienste Gottes und in Ausübung aller religiösen Pflichten, ganz besonders aber in der Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria unterhalten und dadurch christlicher Sinn und christliches Leben gehegt und befördert werde. Ihr nächster Zweck ist also allerdings auf die Religion gerichtet, aber sie bleiben nicht dabei stehen, sondern wollen durch die Religion in's Leben eingreifen und dasselbe umgestalten. So ist der Congregationsgedanke, obwohl fest und unerschütterlich in seinem Grunde, doch elastisch genug, um sich den verschiedenartigsten Verhältnissen der Congregationsmitglieder anzubequemen und das Gute in den verschiedensten Formen in entsprechender Weise zu befördern. Doch ist zu empfehlen, daß der Vorstand, um seine Thätigkeit nicht zu zersplittern, dieselbe auf den nächsten Zweck der Congregation allein richte, die Mitglieder zwar auch für andere gute Zwecke zu begeistern und zu gewinnen suche, aber die Sorge für deren Ausführung nicht selbst übernehme, sondern Comités innerhalb der Congregation damit betraue oder auch die Mitglieder zum Eintritt in andere

religiöse, dafür eigens bestellte Vereine, wie z. B. Vincentiusverein, veranlasse.

Wie aus der vorliegenden Schrift hervorgeht, bietet die Aachener Congregation ein leuchtendes Beispiel dafür, wie sich die Idee in der Wirklichkeit darstellt. Wir sehen diese Association junger Männer darauf bedacht, bei ihren Mitgliedern das religiöse Leben genau im Sinne der katholischen Kirche zu hegen und zu pflegen. Hierin bestand stets die ausschließliche Sorge des Aachener Congregationsvorstandes. Dabei erblicken wir aber in der Geschichte dieser Congregation ein besonderes Comité für die Errichtung und Verwaltung einer auf gebildete Stände berechneten Leihbibliothek, ein anderes für die Leitung einer Fortbildungsschule für Kinder armer Handwerker, ferner ein für die Interessen des Peterspfennigs thätiges Comité. Da die religiöse Einmüthigkeit der Mitglieder natürlicher Weise zur geselligen Unterhaltung und Erheiterung zusammenführen muß, so gewahren wir ebenfalls ein besonderes Comité, welchem vom Vorstande die Aufgabe zuertheilt worden ist, für die gemüthlichen Unterhaltungen Sorge zu tragen. In ähnlicher Weise wurde auch der Pflege der speciell kaufmännischen Interessen eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

Auf diese Weise wurde vor Allem das sichergestellt, was für den gebildeten jungen Mann, wie für jeden Menschen, das Wichtigste und zugleich der einzige Lebensnerv der Congregation ist: die Förderung des echt christlichen und praktisch-katholischen Lebens bei den Mitgliedern. Dieß Eine galt als Substanz, alles Andere als Accidenz. Die Thätigkeit des Vorstandes stand über den verschiedenen Einzelbestrebungen, und war so vor jeder Zersplitterung bewahrt, welche die Pflege des religiösen Moments hätte beeinträchtigen können. Indem andererseits die andern Werke und Bestrebungen von der Congregation ausgingen und in ihr eine kräftige Stütze fanden, erhielten sie von der Congregation aus das rechte Motiv, die nachhaltige Thatkraft, die gewünschte Direction; wie sie denn auch hinwiederum dazu beitrugen, das Wesen und den eigentlichen Geist der Congregation zu stärken und auszubreiten. Wie aus dem Berichte hervorgeht, hat es der gegenwärtige Präses verstanden, die Congregation in den so schwierigen Verhältnissen der Gegenwart nicht bloß zu erhalten, sondern innerlich wie äußerlich zu heben und zu kräftigen.

Dieß wäre in Kürze der Congregationsgedanke. Wer eine genauere Darlegung desselben wünscht, den verweisen wir auf das Büchlein; dort wird er unter Anderem auch des Weiteren ausgeführt finden, warum die Congregationen in ganz besonderer Weise sich die Verehrung Maria's zur Aufgabe machen.

Aus unsern Andeutungen ergibt sich der Unterschied, welcher zwischen einer Congregation und den anderen katholischen kaufmännischen „Vereinen", wie sie bereits in manchen Städten gegründet sind, besteht. Letztere dehnen ihren eigentlichen Zweck neben der Förderung des religiösen Lebens zugleich auf Hebung und Vervollkommnung der allgemeinen und der Fach-Bildung, sowie auf die Pflege der Geselligkeit aus. Diese verschiedenen Zwecke erscheinen

als coordinirt. Dabei wird natürlich auf die Erhaltung und Belebung des religiösen Geistes keineswegs so positiv eingewirkt, wie das in den Congregationen der Fall ist. „Vereine" wie Congregationen suchen Anschluß an die Kirche. In den Congregationen gehört der Geistliche als Präses zum Vorstande; ohne Wissen und Willen des Präses kann nichts Wichtiges beschlossen oder ausgeführt werden; der nächste Zweck der Congregation bewegt sich ganz und gar auf dem Gebiete, auf welchem das Ansehen des Priesters von selber maßgebend ist, auf welchem ferner die Vereinsleitung für keinen seeleneifrigen Priester mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist. Auch die „Vereine" streben die freundlichsten Beziehungen zu den kirchlichen Organen an; sie stehen ganz und gar auf kirchlichem Boden. Da aber ihr nächster Zweck zum großen Theil einem Gebiet angehört, welches sich dem priesterlichen Gesichtskreise entzieht, so beansprucht der Priester keine Theilnahme an der Leitung des Vereines. Er ist nur mit seinem Rathe bei der Hand; deßhalb freilich darf er nach den Statuten der Vereine allen Versammlungen und Vorstandssitzungen beiwohnen.

Hier also, wie überall, zeigt es sich, daß der erwachende katholische Geist in frischer natürlicher Lebendigkeit verschiedene Wege findet, welche zu demselben Ziele führen. Die Gemeinschaftlichkeit der religiösen Bestrebungen hat es aber bewirkt, daß „Vereine" und Congregationen trotz ihrer „berechtigten Eigenthümlichkeiten" zu einem einheitlichen großen Verbande in schönster Harmonie geeint sind. Daß die Congregationen, fußend auf einer mehrhundertjährigen Erfahrung, an ihrer Eigenart zäh festhalten, wird man nur anerkennen können. Die einzige Folge, welche sich hieraus für die mit den Congregationen zusammengehenden „Vereine" ergeben könnte, wäre eine Wahrung und Stärkung des religiösen Momentes, also ein Einfluß, welcher den Zweck der „Vereine" in keiner Weise beeinträchtigt. Für die Congregationen selber liegt in dem Festhalten an ihrem religiösen Charakter ihre Lebensfrage. Man versuchte es wohl in einzelnen Congregationen, im Hinblick auf die veränderten Ansprüche der Gegenwart, die mehr weltlichen Zwecke des Vereinslebens in den Vordergrund zu rücken. Aber sämmtliche Versuche haben zu der Überzeugung zurückgeführt, daß in allen wesentlichen Punkten an der althergebrachten Form der Congregationen festzuhalten sei. Zur Charakteristik dieser in den Congregationen herrschenden Anschauung erlauben wir uns einige Worte herzusetzen, welche dem letzten Düsseldorfer Jahresbericht entnommen sind. „Möge immerhin," so heißt es dort, „Übereinstimmung und Gleichartigkeit der Lebensstellung, des Alters, der ständigen und geselligen Interessen, der Ausbildung und des Bedürfnisses gegenseitigen Ideenaustausches Mittel von größerem Werthe sein, um eine Vereinigung junger Männer zu ermöglichen, so bildete sich doch in den Mitgliedern der Marianischen Congregation die Anschauung aus, daß die religiöse Gesinnung und Übung nicht allein eine von einer Marianischen Congregation unzertrennliche und von den Mitgliedern willig aufgenommene Pflicht, sondern auch im eigentlichen Sinne der innere einigende Kitt der Mitglieder unter einander und das in der Erfahrung erprobte einzig mögliche Band einer dauernden Vereinigung sei.

Hatte sich daher früher, wenigstens in einzelnen Fällen, die Neigung Geltung verschafft, durch die Pflege der geselligen Seite des Vereinslebens in hervorragender Weise die Mitglieder zu befestigen und neue Freunde zu gewinnen, so hat sich doch in den letzten drei Jahren als Resultat der Erfahrung die Überzeugung Bahn gebrochen, daß, so sehr auch mit allen Kräften dieses gesellige Leben zu pflegen sei, doch auf dem religiösen Gebiete allein die Quellen zu suchen seien, aus denen für die Marianische Congregation auf die Dauer Nahrung, Lebenskraft und weitere Entfaltung geschöpft werden kann."

Diese wenigen Andeutungen, denken wir, werden genügen, um unsere Leser zur Einsicht in die vortreffliche Schrift des Aachener Congreganisten zu veranlassen. Sie werden dann ohne Zweifel zur Erkenntniß gelangen, daß die Congregationen sich keineswegs überlebt haben. Nein, wenn je, so sind sie für die Gegenwart zeitgemäß, ja nothwendig. So groß sind die Gefahren, welche jungen Kaufleuten und Industriellen, Studenten und Gymnasiasten, Gesellen und Arbeitern drohen, daß nicht eine gewöhnliche Übung, sondern nur eine ganz besondere Pflege der Religion, wie sie in den Congregationen geboten wird, dagegen schützen kann. Freilich bringen dieselben dem geistlichen Präses manche Arbeit, aber auch großen Trost. Ich wenigstens nenne ohne Zaudern die Jahre, welche ich als Präses einer großen Aachener Congregation verlebt habe, die schönsten meines Lebens.

G. S.

Konrad von Wittelsbach, Cardinal, Erzbischof von Mainz und von Salzburg, deutscher Reichserzkanzler. Zur Feier des 700jährigen Jubiläums des Hauses Wittelsbach. Von Dr. **Cornelius Will**, fürstlich Thurn und Taxis'schem wirklichen Rath und Archivar. Regensburg, New-York und Cincinnati, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.40.

Die Veranlassung dieser Festschrift des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg ist im Titel angegeben. Bayern feierte das siebenhundertjährige Jubiläum jenes denkwürdigen Actes, durch welchen Kaiser Friedrich der Rothbart, nachdem er Heinrich den Löwen überwunden hatte, das Herzogthum Bayern seinem getreuen Anhänger, dem Pfalzgrafen Otto VI. von Wittelsbach, übergab (Hoftag zu Altenburg, 16. September 1180). Einen Hauptantheil an dieser Belohnung hatte der Bruder des Pfalzgrafen Otto, Konrad, der durch Kaiser Rothbart 1161 auf den Stuhl von Mainz erhoben, später aber, weil er sich auf Seite des rechtmäßigen Papstes Alexander III. stellte, durch denselben Kaiser (1165) seines Amtes verlustig erklärt wurde. Erst der Friede von Venedig (1177), bis zu welchem hin Erzbischof Konrad als Cardinalbischof von Sabina in der Umgebung des Papstes verblieb, der ihn zu wichtigen Diensten gebrauchte, näherte ihn wieder dem Kaiser. Dem Frieden brachte der Cardinal das Opfer, auf sein Erzbisthum freiwillig zu verzichten; dafür erhielt er das Erzbisthum Salzburg,

das er bis zum Tode Christians von Busch (1183) inne hatte; dann wurde er von Neuem durch Wahl auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben und behauptete ihn bis zu seinem Tode (1200). An den gewaltigen Kämpfen zwischen dem ersten Staufen und dem Papste Alexander III. nahm Konrad regen Antheil und war hier, wie bei den Nachzüglern im Interesse der Kirche für den Frieden mit Erfolg thätig. Auch am Kreuzzuge betheiligte er sich nach dem Tode Saladins. In den Kronstreitigkeiten zwischen den Hohenstaufen und Welfen nahm er für Erstere Partei und starb zu frühe, um durch seine bewährten Friedenskünste die spätern Wirrsale hemmen zu können. Es war eine glückliche Wahl, aus einer gewaltigen, an Charakteren und hohen Idealen reichen Zeit einen der Besten der Gegenwart zur Spiegelung vorzuführen. Und es ist so geschehen, wie man es von einem in den deutschen Geschichtsquellen so bewanderten Forscher, als welcher der Verfasser rühmlichst bekannt ist, erwarten durfte. Möge das farbenreiche Lebensbild aus der Blüthe Deutschlands Vielen angesichts der Nöthen unserer Zeit den Muth aufrichten.

Fl. Rieß S. J.

Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803. Von **Heinrich Weber.** Erste Abtheilung. 8⁰. X u. 312 S. Bamberg, Schmidt'sche Buchhandlung, 1880. Preis: *M.* 4.

Monographien wie die vorliegende sind trotz ihrer zunächst örtlichen Bedeutung in vorzüglicher Weise geeignet, das Geistesleben älterer Zeiten zur Anschauung zu bringen. Der geehrte Herr Verfasser schließt von seiner Geschichte des Schulwesens im Hochstift Bamberg recht geflissentlich alles Fremde aus, wozu ihn schon die hervorragende Bedeutung der Stadt und die nicht eben spärlich fließenden Quellen vollkommen berechtigten. Zudem bleibt bei dieser Behandlungsweise die Aufmerksamkeit des Lesers ungetheilt dem anziehenden Einzelbilde zugewandt, und wird die größte Genauigkeit und Bestimmtheit der Angaben ermöglicht. Soweit wir ohne Einsicht der zahlreichen handschriftlichen und gedruckten Quellen, welche zur Verwendung kamen, aus der ruhigen, umsichtigen und sich eng an die vorliegenden geschichtlichen Zeugnisse anlehnenden Darstellung schließen zu dürfen glauben, wird uns ein ganz zutreffendes Bild der Schule in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen entworfen. An vielseitigem wissenschaftlichen und pädagogischen Interesse auch für den fernstehenden Leser gebricht es keinem Theile des reichhaltigen Werkes. Als Begründer dreier Stiftsschulen erscheinen gleich zu Anfang die hehren Gestalten Kaiser Heinrich' II. und seiner heiligen Gemahlin Cunigundis. Zunächst war es die reich botirte Domschule, welcher das kaiserliche Paar mit dem Geiste der Frömmigkeit und Ascese den eigenen Sinn für feine Bildung einzuhauchen wußte. Mit den Dignitären des Stiftes wurde sofort ein Lehrercollegium, an seiner Spitze ein Scholasticus, ernannt zur Leitung der gelehrten Schule, in der das Trivium und Quadrivium und, Alles „überwachend und richtend", die Theologie docirt wurde. Heinrich ließ auch, theils durch Übertragung aus andern Klöstern, theils durch Abschriften, eine ansehnliche Bücher=

sammlung herstellen. Die Stiftung gedieh bald zu hoher Blüthe. Angesehene Gelehrte, Schriftsteller und Kirchenfürsten gingen aus der Bamberger Domschule hervor, unter Andern der heilige Erzbischof Anno von Köln. Trotz der durchweg classischen Bildung dieser Männer fand doch auch die deutsche Muttersprache eine sorgsame Pflege. Eine neue Blüthezeit begründete die Erhebung Otto's des Heiligen zum Bischof von Bamberg (1103). Ihm war es vor Allem um eine gründliche Bildung seines Klerus zu thun; zugleich aber stieg unter ihm das Ansehen der Schule in solchem Grade, daß derselben aus allen Theilen des Reiches wißbegierige Jünglinge zuströmten. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts that das Aufblühen der Universitäten den Stiftsschulen großen Eintrag. Dennoch wirkte nicht nur die Domschule, sondern auch die übrigen in Bamberg theils gleichzeitig, theils später gestifteten Schulen segensreich fort. Große Dienste leistete der Wissenschaft die Benedictiner Schreibschule auf dem Michelsberg durch Vervielfältigung von Handschriften. Rector der Schule bei St. Gangolph war gegen Ende des 13. Jahrhunderts der bekannte Dichter des „Renners", Hugo von Trimberg. Wegen des im 16. Jahrhundert aufkommenden heidnischen Humanismus, der sich auf den Universitäten breit machte, sah man sich behufs angemessener Heranbildung der Geistlichen zur Gründung einer Seminarschule gemäß der Anordnung des Tridentinums veranlaßt. Gymnasium und Seminar wurden im Jahre 1611 den Jesuiten übergeben. Der Verfasser verweilt mit Vorliebe bei den anziehenden Einzelheiten, welche ihm unter Anderem die litterae annuae des Collegs zu Gebote stellten. Nach den Stürmen des 30jährigen Krieges erfolgte die Erhebung der Jesuitenschule zur Akademie, womit das Recht zur Ertheilung philosophischer und theologischer Grade verbunden war. Nach weiteren hundert Jahren waren alle vier Facultäten einer Universität vollständig vorhanden. Einen gar traurigen Eindruck macht es, wenn nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Einzelnen das rasche Eindringen des modernen Geistes mit all seinen philosophischen, theologischen und kirchenpolitischen Irrthümern nachgewiesen wird.

Die Zerfahrenheit unseres heutigen Schulwesens erheischt durchaus einen gelehrigen Rückblick auf bessere Verhältnisse, und sind wir darum dem Verfasser der Geschichte der Bamberger Schulen für die aufgewandte Mühe doppelt dankbar und sehen dem Abschluß des Werkes mit großem Interesse entgegen.

G. Gietmann S. J.

Leichenbeerdigung und Leichenverbrennung. Eine historische, wirthschaftliche und medicinische Abhandlung von Dr. **Johann Creus,** Professor der Medicin an der Central-Universität zu Madrid. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Ludwig Schütz, Professor am Priester-Seminar zu Trier. 8⁰. 66 S. Paderborn, Schöningh, 1879. Preis: *M.* 1.

Auf der Generalversammlung des Vereins für Leichenverbrennung im Herbst 1878 zu Berlin wurde auf Antrag des Herrn Reinker beschlossen, „die

Agitation für die Bestrebungen des Vereins von jetzt ab wieder nachhaltiger zu betreiben". Großen Erfolg hat freilich diese Agitation nicht gehabt. Die „Germania" berichtet nämlich den 1. März d. J., daß in einer öffentlichen Versammlung auf der Niederwallstraße ein abschlägiger Bescheid des Staatsministeriums, die Feuerbestattung für Preußen zuzulassen, zur Verlesung kam und sogar beschlossen wurde, von weiteren Gesuchen an die Staatsbehörden zur Zeit Abstand zu nehmen und zunächst nur für die Idee der Feuerbestattung „vermehrt und kräftig" Propaganda zu machen.

Gewiß, die Zeit ist vorüber, wo diese Art von Culturkampf beim deutschen Volke einen nennenswerthen Anklang gefunden. Und doch glauben wir, daß es keine unnütze Arbeit war, die Verbreitung einer solchen Schrift in Deutschland zu befördern. Dr. Creus wollte für Spanien „Begriffe aufklären, Ideen oder Meinungen, welche beklagenswerthe Verirrungen erzeugen konnten, berichtigen" (S. 66): dieß ist es ohne Zweifel, was auch die Übersetzung derselben Schrift hervorgerufen. Wir haben im Deutschen keinen Überfluß an guten Schriften, welche über die vorliegende Frage aufklären, und doch ist es gut, daß auch unserem deutschen Volke es nach jeder Seite hin klar werde, zu welch lächerlichen Verkehrtheiten der freimaurerische[1] Liberalismus die öffentliche Meinung zu verleiten sucht, nur um sie von christlichem Glauben und religiöser Sitte abzulenken. Dr. Creus zeigt uns in gedrängter, aber höchst klarer und zugleich gründlicher Weise, wie wenig wir durch wahre Wissenschaft und wahren Fortschritt veranlaßt sein können, gegen die bisherige christliche Bestattungsart unserer theuren Todten das System der Verbrennung einzutauschen. Wir wollen hier den Inhalt seiner Schrift nach den Hauptmomenten dem Leser vorführen, so daß wir diesem nicht die Abhandlung selbst entbehrlich machen, sondern seine Aufmerksamkeit und sein Interesse darauf hinlenken.

Dr. Creus behandelt die Frage von dem dreifachen Gesichtspunkte der Geschichte, der Ökonomie und der Medicin, weil die Förderer der Leichenver-

---

[1] Die Verquickung der Loge mit der Leichenverbrennungs-Agitation erhellt zur Genüge aus einem Briefe, den nach der Civiltà Catt. die „Bauhütte" in Nr. 9, 1874, brachte und worin Konrad, der Meister, an die deutschen Brr. schrieb, „die Verbrennung sei ein Riesenschritt voran nicht bloß in der sittlichen Ordnung, sondern auch in der sanitären; die Brr. Oberitaliens hätten sie unter ihre Bestrebungen aufgenommen und dadurch den Dank jedes echten Maurers verdient". Ein anderes Document der italienischen Maurerei vom 26. Mai 1874 fordert die Brr. auf, bei den Stadtbehörden überall auf die Verbrennung zu bringen und an Urnen zu denken für die Aufbewahrung der Asche (Rivista della massoneria italiana. 1. giugno 1874). Und welches Ziel strebte hierbei die Maurerei an? Das wird uns deutlich bezeichnet von Wegmann-Ercolani: „Die Asche wird in Urnen entweder nach Hause getragen oder in hierfür errichteten Gebäuden beigesetzt. Nur gebt Acht, diese Gebäude müssen gemeinsam sein: kein Unterschied der Religion darf dort Platz finden. Mit dem Tode muß alle Unterscheidung des Cultus aufhören: so wird ein neuer Schritt gemacht zur wahren, allgemeinen Religion der Zukunft" (Die Leichenverbrennung als rationellste Bestattungsart, S. 43).

brennung sich geberden, als ob sie gerade auf diesem dreifachen Gebiete Alles für sich hätten und die bisherige Beerdigung völlig discreditiren könnten.

Was sagt also die Geschichte? — Diese liefert den Beweis, daß die Beerdigung als die älteste, dauerndste und allgemeinste Bestattungsart der Verstorbenen anzuerkennen ist. Daneben ist Verbrennung aufgekommen durch die Entartung des Heidenthums, und zwar in der Art, daß von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag jener Theil des menschlichen Geschlechtes, welcher am meisten unter Gottes Leitung gestanden, auch am treuesten die Beerdigung festhielt, und daß dagegen eben jener Theil, welcher am weitesten von Gottes natürlicher und übernatürlicher Führung sich entfernte, der Feuerbestattung sich am meisten zuwandte. Das Heidenthum inmitten des christlichen Europa folgt hierin nur instinctartig dem entartetsten Heidenthum in Indien und Afrika (S. 4—13).

Der Gesichtspunkt der Ökonomie ist nicht günstiger. Zunächst urgiren die Gegner das damnum emergens aus dem Verluste des Terrains so vieler großer Friedhöfe, sowie aus den Kosten für Erhaltung und Erneuerung derselben, für Grabsteine, Denkmäler u. s. f. Es ist Dr. Creus aber leicht, diesen Punkt zu widerlegen, und er thut es mit dem edlen Gefühle eines Spaniers, das durch solche materielle Engherzigkeit verletzt wird[1]. Zugleich weist er nach, wie die Verbrennung noch viel kostspieliger sein müßte. Man denke nur an die Apparate: derjenige in Mailand z. B., in welchem Herr Keller verbrannt wurde, kostete 600 000 Franken; derjenige, welchen die Firma Siemens lieferte, auch 20 000 Franken — wie viele solcher Apparate wären aber nothwendig, wenn die Beerdigung allgemein durch die Verbrennung ersetzt würde? — Hierzu kommen aber noch die Auslagen für Gebäulichkeiten, für Brennmaterial, für Maschinisten, Heizer und anderes Personal, endlich auch für Generaldépôts zur Aufbewahrung der Aschen-Urnen oder Columbarien: und das sollte ökonomischer sein?!

Aber es handelt sich ferner um die bedauernswerthe Vergeudung des fruchtbarsten Materials durch die Beerdigung, wie Moleschott,

---

[1] S. 14 wird F. „Fleury“ als der Verfasser eines trefflichen Artikels in der Löwener „Revue catholique“ genannt. Dieser Name beruht auf einem Irrthum, den wir hier berichtigen wollen. Ohne Zweifel sind die Artikel gemeint, welche unter dem Titel „La Crémation“ von Professor Louis Henry in den beiden Bänden des Jahrgangs 1875 (13. 14.) und im ersten (15.) von 1876 sich finden. Es ist davon auch ein Separatabdruck erschienen: „L'inhumation et la crémation. Conférence faite au cercle scientifique de Louvain par Louis Henry, professeur de Chimie à l'université catholique de Louvain. Louvain, Peeters, rue de Namur 22, 1876“ (p. 96). Der Verfasser dieser höchst empfehlenswerthen Schrift ist eine Zierde der Löwener Universität, welcher er seit mindestens 20 Jahren angehört; der bedeutendste Chemist in Belgien, Mitglied der Akademie in Berlin 2c. Noch dieses Jahr hatte er die Ehre, in einem liberalen Maskenaufzuge persiflirt zu werden; die Studenten aber brachten ihm dafür eine Ovation im Colleg und Abends einen Fackelzug vor seiner Wohnung.

Lieball und Andere so sehr urgiren; und glaubte doch Bertani am 7. Dec. 1871 in der italienischen Kammer versichern zu dürfen, daß „zufolge genauer Berechnung (!) die menschlichen Gebeine, wenn zur Befruchtung der Erde verwendet, nicht weniger als fünf Millionen Hektoliter Korn mehr eintragen würden". Wie? Am Ende wäre das ein probates Mittel, der amerikanischen Getreideconcurrenz wirksam zu begegnen. Die Hoffnung scheint Einzelnen kaum mehr zu kühn: träte die Verbrennung an die Stelle des jetzigen Beerdigungssystems, so würde jedes Feld fruchtbar und das Elend müßte verschwinden aus dem letzten Winkel der Erde; die brennende sociale Frage würde einfach im Feuer aufgehen [1].

Doch das ist eitel Nichts. Von Dr. Creus werden (S. 29—37) zwei Dinge nachgewiesen: erstens, daß alle Elemente, woraus der beerdigte todte Körper besteht, zufolge seiner vollständigen, wenn auch langsamen Zersetzung sich von ihm ablösen und darum auch langsam dazu übergehen, an dem beständigen Kreislauf und dem gegenseitigen Austausch der Substanzen zwischen Erde und Luft, zwischen dem Reich des Vegetabilischen und dem des Animalischen theilzunehmen. Und daß zweitens, wäre dieß auch nicht der Fall, das Universum durch seinen allmächtigen Schöpfer und weisen Erhalter mit allen Stoffen, die für die Ernährung der Pflanzen und Thiere nothwendig sind, überflüssig versehen worden ist. Die Noth der Landwirthschaft und anderer Berufszweige hat eben ganz andere Ursachen, als die Beerdigung, und fordert daher ganz andere Heilmittel, als die Verbrennung der Leichen.

Nun folgen die Gesichtspunkte der Medicin. Die verpesteten Leichen, sagt man, verpesten die Luft durch ihre Ausdünstung; was sagt Dr. Creus auf dieses erste Bedenken?

Auch bei Verbrennungen, so meldet er, wie z. B. in Mailand bei Keller, nahm man, nach dem Zeugniß des italienischen Arztes Rota, einen starken Pestilenzgeruch wahr. Was die von den Gegnern angeführten Beispiele betrifft, so halten sie die Kritik nur schwer aus, sind jedenfalls ausnahmsweiser Art und beweisen nichts gegen wohleingerichtete Friedhöfe. Dagegen gibt es ganz sichere Zeugnisse, wie z. B. von Professor Bouchardat in Paris, zu Gunsten der Friedhöfe in Bezug auf den fraglichen Punkt, welche die gegentheiligen wenigstens aufwiegen. Ein solches Zeugniß legen selbst die Katakomben ab, über deren hygienische Nachtheile gar keine historische Spur vorhanden ist. Die Zersetzung der Leichen in der Erde geht, wegen Mangel an Sauerstoff, sehr langsam vor sich; dann wirkt die umliegende Erde filtrirend oder desinficirend, so daß an die Oberfläche entweder gar keine Infection bringt, oder doch so versetzt und verdünnt, daß von einer schädlichen Wirkung nicht mehr die Rede sein kann.

Aber das Trinkwasser soll durch die beerdigten Leichen inficirt werden, weil man in dem Wasser gewisser Brunnen und Quellen ammoniak-

[1] „Der Welt Verderb durch Todtenbegrabung, das neue Paradies durch Todtenverbrennung", ist der Titel einer im Jahre 1868 von Lieball veröffentlichten Schrift.

haltige Producte und Stickstoffverbindungen fand, die nur von dem Contact des Regenwassers mit Leichen auf den Friedhöfen herkommen können.

Auch dieses Bedenken ist mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit begründet. Nach Dr. Creus ist constatirt, daß nur ein sehr geringer Theil des Regenwassers, welches auf die Friedhöfe niederfällt oder durch sie hindurchgeht, lösliche Fäulnißstoffe in sich aufnehmen kann. Ferner, daß das Wasser, welches der Infection geziehen wird, in dünnen, unsichtbaren Fäden durch die Erde hindurchsickert und durch diesen Desinficirungs-Apparat gänzlich gereinigt wird. Hierzu kommt, daß die Analyse eines Brunnens, der im Centrum eines Friedhofes gelegen war, einer Prüfungscommission zu Paris ein vollkommen reines Trinkwasser herausstellte; daß das Regenwasser mehr Ammoniak enthielt, als das Wasser der vorgeblich von Leichen inficirten Brunnen; endlich, daß mehrere Brunnen, auf welche sich die Gegner vorzüglich berufen, die Infectionsstoffe nicht von Leichen, sondern von andern geologischen Ursachen erhalten haben konnten. Die hierauf bezüglichen Details bei Dr. Creus (S. 60—64).

Vom medicinischen Standpunkte wird noch geltend gemacht, bei der Leichenverbrennung könne es nicht mehr vorkommen, daß Scheintodte beerdigt werden.

Wie klug! Allerdings nicht beerdigt, aber verbrannt können sie ebenso gut werden, und was liegt so viel an diesem Unterschied? — Dagegen muß die gerichtliche Medicin gegen die Leichenverbrennung aus dem Grunde protestiren, weil die Spuren gewisser Verbrechen im Feuer gänzlich vertilgt werden und so die Handhabung der Justiz in einzelnen Fällen unmöglich gemacht wird. Diesem Übelstande kann durch eine Untersuchung der Leichen vor der Verbrennung nicht abgeholfen werden; denn eine solche ist, weil sie allgemein sein müßte, schlechterdings unausführbar (S. 37—41).

Möge dieser kurze Überblick zur eingehenden Vertrautheit mit der Abhandlung von Dr. Creus anregen. Man findet einen reichen Stoff auf den 66 Seiten dieser Schrift, die zudem so meisterhaft übersetzt ist, daß man sie wie das Original liest.

Vieles freilich wäre noch beizufügen, wenn die Frage vom Standpunkt der Moral und der Religion zugleich sollte besprochen werden. Wer hierüber weitere Studien zu machen wünscht, den verweisen wir auf die einschlägigen Artikel der Civiltà Catt. (Ser. 9. tt. 8—12). — Die Erhaltung des „Gottesackers", der „Ruhestätte", des „Friedhofs" hält den Gedanken fest, daß mit dem Tode des Menschen nicht Alles aus ist, wie bei dem Tode des Thieres; daß der Mensch hienieden aussäet, um im Jenseits zu ernten; daß der Mensch selbst nur in die Furche des Grabes gelegt wird, gleich dem Samenkorn, um in erneuter Gestalt daraus hervorzugehen. Jede Begräbnißfeier verkündet auf's Neue, welche Gnade und Würde den Leib des Christen umgibt: wie er geheiligt worden durch das Bad der Wiedergeburt und durch die Salbung des Chrisma; wie er genährt worden durch das Fleisch und Blut Jesu Christi, und wie nun die Hoffnung der Auferstehung und des glorreichen Eintritts in die Wohnungen der Seligen ihn umstrahlt.

Was bedeutet dagegen die Leichenverbrennung für unsere Zeit? Nichts Anderes, als den Materialismus oder die trostlose Resignation vor einer dunklen Zukunft. Vom alten Heidenthum herübergenommen, müßte sie eben nur jenes moderne Heidenthum nähren und verstärken, welches, schlimmer als das alte, jeglicher Sittlichkeit und jeglichen Rechtes bar, nur noch an die Sinne und an die rohe Gewalt appellirt und täglich mehr den Abgrund erweitert, der alle Ordnung, Frieden und Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zu verschlingen droht.

R. Marty S. J.

Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längstvergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb. Für Alt und Jung erzählt von **Franz Trautmann.** Dritte, vermehrte und mit historischen Noten versehene, reich illustrirte Auflage. Zwei Theile. 8⁰. 340 u. 496 S. Regensburg, New-York und Cincinnati, Friedrich Pustet, 1880. Preis: *M.* 7.50.

Als wir das vorliegende Werk mit vieler Andacht gelesen, stand ein Gedanke besonders klar vor unserer Seele: auch den vorwitzigen, aufgeklärten und blasirten Kindern des 19. Jahrhunderts kann man noch getrost und recht glaubhaft die gewagtesten Märchen und Wunderdinge erzählen, wenn man's nur anzufangen weiß. Das zu wissen aber ist Trautmanns Geheimniß und höchste Kunst. Mag er von seinem der Geschichte kaum angehörenden Helden die übermenschlichsten Kraftdinge erzählen, oder uns das dunkeltrotzige Antlitz der sagenhaften Zauberin weisen; mag er Kämpfe mit Lindwürmern, wilden Jägern oder Türken entbrennen oder die reinste Liebe in den Flammen heiliger Entsagung sich verzehren lassen — immer weiß er den rechten, überzeugenden Ton zu treffen und so den Anfangs kritisch lauschenden Verstand bald entweder durch sein Gekose einzuschläfern, oder ihm durch sein zuversichtliches Auftreten, die Lebendigkeit der Darstellung und Großartigkeit der Bilder förmlich zu imponiren. Es mag wohl geschehen, daß schließlich bei ruhigem Nachdenken die erzählte Geschichte als das erscheint, was sie ist — eine schöne Sage —, aber trotzdem wird selbst der gebildete Leser sich des Gefühls nicht erwehren können: „es muß doch etwas an der Geschichte sein, ich muß doch einmal in den historischen Noten am Schluß nachschlagen, was für ein Fundament thatsächlich dem Auctor vorgelegen". Und richtig, man schlägt nach, sucht und findet — Nichts, als daß man sich wieder einmal hat anführen, d. h. von der Poesie hat berücken lassen. Freilich ist bei aller Kunst des Verfassers auch ein Umstand zu Gunsten des Lesers wohl zu bemerken. Bei Trautmann fußt der Dichter auf dem Historiker, oder richtiger: der Poet trägt die Maske des meticulösesten Culturforschers und archaistischen Sittenschilderers. Die wahrhaft imponirende Detailkenntniß des ganzen Lebens und

Treibens jener Epoche (1422—1514) tritt der künstlerisch bildenden Phantasie überall zur Seite und leiht ihren Luftgebilden gleich eine lebensfrische, harmonisch in das Ganze sich fügende Gestaltung und Farbe. Man möchte bisweilen glauben, das Buch sei kein Erzeugniß eines Modernen, sondern die sorgfältige Arbeit irgend eines Zeitgenossen der Ereignisse und Trautmann habe bei einer neuen Auflage nur hie und da das sprachliche Gewand etwas modischer zugeschnitten. Weit entfernt, in diesem engen Bunde oder besser in dieser gegenseitigen Durchdringung des Poeten und Historikers eine künstlerische Schattenseite zu erblicken, halten wir sie vielmehr für die Quelle der Lebensfähigkeit und des eigentlichsten Verdienstes der „Abenteuer". Die tonangebende Kritik ist freilich noch nicht einig mit sich selbst über den Werth oder Unwerth des sogen. „historischen Romans"; es will uns indessen, abgesehen von allen sonstigen Gründen, bedünken, daß, wenn ein tüchtiger Dichter und ein tüchtiger Historiker, wie bei Trautmann, zu gegenseitigem Schaffen sich vereinigen, weder die Kunst, noch die Geschichte, noch der Leser sich zu beklagen ein Recht haben. Freilich, wenn moderne Menschen mit modernen Ideen bloß in ein alterthümelndes Costüm gesteckt, zu einem historischen Festzug zugestutzt und aufgeputzt werden, und der semitische Börsenritter blinzelnd und schmunzelnd unter dem Visir des alten deutschen Degens lauert — dann Ade Geschichte und Poesie — es fehlt die Wahrheit und mit ihr die Kunst und die Weihe. Dann geht es, wie in gewissen „Dorfgeschichten", in denen die Stallmagd ihr Tagebuch führt und der Köhler über Spinoza's Tiefen spintisirt. Aber, um auf Trautmann zurückzukommen, müssen wir doch an das „ne quid nimis" erinnern. So ist es ganz recht an sich, auch der Sprache bei aller Correctheit eine möglichst starke Localfarbe zu geben, nur darf dieses Streben nicht zu einem Sprachengemenge führen, bei dem für den gewöhnlichen Leser das leichte Verständniß und für das ästhetische Bedürfniß die so nothwendige Einheit und Gleichmäßigkeit abgeht. Wir können trotz unserer gern eingestandenen Vorliebe für das Trautmann'sche Erzählertalent nicht umhin, bisweilen auch denen in etwa wenigstens beizustimmen, welche den Ton und die Sprache des Verfassers geschraubt und gemacht finden. Das Charakteristische darf nicht zur Manie werden. So liebt der Erzähler nicht bloß in diesem, sondern auch in anderen Werken Wortverbindungen und Wortbildungen, welche der schönen Prosa sonst fremd und höchstens in der gebundenen Rede gangbar sind. Daran könnte man sich jedoch wie an jede stilistische Eigenheit noch leicht gewöhnen, wenn Trautmann es nicht auch in der Gewohnheit hätte, plötzlich aus lauter historischem oder sonst realistischem Interesse den schönen, ruhigen Fluß der heutigen Schriftsprache durch wahre Katarakte mundartlicher Verunstaltungen, kauderwälschen Jargons antiquirter Actenstilistik und ungelenker Archaismen hindurch sich brausend und gischtstäubend überstürzen und trüben zu lassen. So in Nikolaus Prugger die Bäuerin und der Italiener, so in Herzog Christoph in so vielen eingeschobenen Documenten und Berichten. Das mögen an sich Kraftversuche der Sprachfertigkeit, wahre Meisterstücke photographischer Realistik sein, aber unseres Erachtens wenigstens können sie als Einschiebsel in ein fertiges Kunst-

werk nur störend wirken. Es ist auffallend, daß dieser Punkt in den zahlreichen und sonst mit Recht überaus lobesüberfließenden Besprechungen Trautmanns keine Beachtung gefunden hat. Denn davon sind wir überzeugt: nicht bloß dem feinen und gesunden Geschmack mißfällt diese Art, sie entfremdet dem Auctor auch viele Leser, wie uns die Erfahrung bestätigt hat. Überdieß bedarf Trautmann nicht einmal dieses Hilfsmittels, um seinem sonst so schönen, durchaus deutschen, kräftigen, reinen und gelenken Stil Abwechslung, Farbe und charakterisirende Kraft zu geben. Man vergleiche nur z. B. die Verschiedenheit des Tones in den zwei sich unmittelbar folgenden Abschnitten des ersten Bandes: „Sidonia von Cleve“ und „Margarethe von Sigenheim“, und urtheile selbst, ob hier der Kunstgenuß nicht ein viel reinerer, allgemeinerer sei, als beim Durchlesen der literarischen Antiquitäten irgend eines verschollenen Localchronisten.

Das ne quid nimis in anderer Beziehung ist auch von der Mehrzahl der übrigen Kritiker berührt worden: es ist die Übermäßigkeit einiger Episoden, besonders komischer, und das gar zu lange Ausspinnen mancher Kampf- und Kriegsscenen. „Der Klosterschreiber von Selbenthal“ möchte vielleicht als selbständiges Werkchen noch hingehen — auch dann bliebe er bei allem Leben doch einförmig und bei allem Wechsel noch ermüdend —, als Episode aber ist er vollends unzulässig und alles künstlerischen Ebenmaßes bar. Auch bei dem „letzten Abensberger“ — und dem „König, Nare und Herzog“ erlahmt das Interesse, und ein paar ungelesen umgeschlagene Blätter werden wohl meistens die Strafe für den allzu gewissenhaften Historiker sein. So dürfte vielleicht auch noch das eine oder andere Abenteuer sein, welches eher durch Kürzung als durch Zusätze gewinnen könnte, allein im Großen und Ganzen ist doch ein rechtes Maß in der Ausführung der einzelnen Bilder getroffen. Und welche Bilder! Wie erheiternd, erbauend, rührend in ihrer gesunden Kraft, tieffrommen Andacht, ihrem heiteren oder traurigen Inhalt! Welch ein Held dieser schwarze Christoph, aber noch mehr welch ein Herz und welch ein Christ! In der That, manche Seite dieses Buches liest sich und geht zur tiefsten Seele sanft wie der Duft einer Blüthe aus dem Heiligengarten, tröstend, leuchtend und erhebend wie ein Strahl aus dem „christlichen Sternenhimmel“. Wie ergreifend wahr und doch wie zart hat Trautmann es verstanden, die inneren Kämpfe des jungfräulichen Herzogs, sein Opfer und Entsagungsleben zu schildern! Und welcher Kritiker wird bei der durchaus gesunden Rührung am Sterbebett Margareths und später des Helden selbst nicht die leichte Beigabe eines leisen Sentimentalitäts-Anfalles übersehen? Doch die vielen, sehr großen und seltenen Vorzüge dieses Volksbuches aufzuzählen, würde uns nicht bloß zu weit führen, sondern auch überflüssig sein, da wir das Werk längst in der einen oder anderen Ausgabe in Händen aller Leser glauben. Wir fassen uns deßhalb kurz. Es mag ja immerhin wahr sein, daß die Abenteuer kein reines, großes Kunstwerk seien, das heißt, kein einiges, wohlgegliedertes Gemälde, kein Roman im modernen Sinne — Eines bleibt doch wahr und unumstößlich: die „Abenteuer“ sind ein lebenskräftiges Werk, das ein ganzes Dutzend künstlerisch einheitlicher Romane an solidem Werth

und verschwendeter Kunst aufwiegt und sich vielleicht in einem Jahrhundert noch über dem Strom der heute erscheinenden und morgen untersinkenden Büchermasse erhalten haben wird. So malten ja auch unsere Väter treuherzig und fleißig, eingehend und genau in lauter Einzelscenen auf einem Blatt das Leben ihrer Heiligen, oder ließen wie einen Blüthenkranz sich die einzelnen Angaben der Legende um ein Hauptbild schlingen, so daß der Zuschauer seinen lieben Patron von der Geburt bis zur Verklärung vor sich hatte und eins um's andere die Wunder des Lebens zur Betrachtung erlesen mochte. So hat's Trautmann mit seinem schwarzen, frommen, biderben, deutschen und echtbayerischen Christoph gemacht. So liebt es auch das Volk: kurz und gut. Wären nicht jene gerügten stilistischen Unebenheiten, die zu sehr das Künstleratelier oder das Antiquitäten-Cabinet verrathen, so sehen wir nicht, warum die einzelnen Edelsteine dieser Ehrenkrone nicht in der wirklichen großen Natur der bayerischen Berge, am Ufer des Starnbergersees u. s. w. von dem echten bayerischen Volke gesammelt und dem Meister Trautmann nur so zur Einfassung gebracht wären. Jedenfalls kann dieß Buch der „Abenteuer" werden, wozu es der Dichter bestimmt: ein Volksbuch; denn es hat die rechte Mischung dazu: eine tief- und positiv-religiöse Weltanschauung, einen idealen und doch volksthümlichen Gegenstand und eine wahrhaft dichterische, weil mit dem Herzen erfaßte Darstellung. Gott, Vaterland, Familie: diese drei Schätze des Volkes, diese drei großen Dinge, welche immerdar das Leben des Volkes durch ihre Beziehungen gleich drei Pulsadern durchströmen, sind hier im Gegensatz zu vielen Romanen nicht bloß respectirt, sondern verherrlicht, und das Alles ist literarisch gefaßt, wie es das Volk, d. h. der gesunde Theil der Leser, wünscht: in Reinheit und Wahrheit, in einer Poesie voll Lebensfreude, Thatenlust und Leidenskraft.

Die zahlreichen, äußerst poetischen Illustrationen, welche die vorliegende dritte Auflage zieren, werden mit Recht von competenter Seite als außerordentlich gelungen bezeichnet; nur sollte uns nicht wundern, wenn nächstens den Herren Malern eine energische Beschwerdeschrift des Alphabets zuginge, doch ja die berechtigten Eigenthümlichkeiten und verbrieften Rechte der Buchstaben zu respectiren und z. B. kein F für ein A oder E &c. zu machen!

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Dogmatische Predigten über die göttliche Tugend des Glaubens von Dr. Konstantin Mattner, Priester der Diöcese Breslau. Mit bischöfl. Approbation. 8°. 244 S. Breslau, Goerlich, 1880. Preis: *M.* 2.25.

Die vorliegenden Predigten über den Glauben werden auf dem Titel als „dogmatische" bezeichnet, und in der That gelangt das belehrende Element nicht nur vor-

wiegend, sondern fast ausschließlich in ihnen zur Geltung. An Gründlichkeit, Klarheit und Faßlichkeit weisen die in einfacher Sprache abgefaßten Vorträge ein nicht geringes Maß auf, und sie verdienen gewiß das hohe Lob, mit welchem Domcapitular Dr. Lämmer sie einführt. Der ganze Cyclus der 39 Predigten zerfällt in sechs Abtheilungen, welche von der Nothwendigkeit, zu glauben, von der Gnade des Glaubens, von der Kirche als der Vermittlerin des Glaubens, von den Glaubenspflichten, von den Wirkungen des Glaubens und endlich von der allerseligsten Jungfrau Maria als dem erhabensten Vorbilde der Christen im Glauben handeln. Da gründliche Unterweisungen über den Glauben in unserer Zeit besonders dringend gefordert werden, wünschen wir dem Buche, das sich auch für die Sonntagslectüre im häuslichen Kreise eignet, eine weite Verbreitung.

Originelle, kurzgefaßte, praktische Sonntags-Predigten für das ganze Kirchenjahr (drei Predigten für jeden Sonntag) von Franz Xaver Weninger, Missionär der Gesellschaft Jesu. 8°. VI u. 761 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1880. Preis: *M.* 6.

Der weitbekannte, mehr als 50 Jahre als Missionär und Prediger erfolgreich wirkende Verfasser eröffnet mit vorliegendem Bande der Sonntagspredigten die Herausgabe eines Predigtwerkes von zwölf Abtheilungen. Die eigentlichen Missionspredigten, die in einem dreifachen Cyclus für den Druck bereits fertig vorliegen, will P. Weninger erst dann der Öffentlichkeit übergeben, wenn er selbst nicht mehr im Weinberge des Herrn zu arbeiten die Kräfte und Gelegenheit hat. In den Sonntagspredigten und den bald folgenden Festpredigten will er unterdessen nicht als Missionär auftreten, sondern dem Seelsorger nur eine Anleitung bieten, neu, kurz und praktisch das Sonntags-Evangelium zu behandeln. Wir haben deßhalb nicht rhetorisch vollendete Muster vor uns, ja nach unserem Urtheile nicht einmal eigentliche Reden oder Predigten, sondern eindringliche, kurzgefaßte und praktische Frühreden oder sogenannte Pronen. In dieser Beziehung möchten wir dieselben allen Pfarrern recht empfehlen. Ob aber, wie der Verfasser meint, es jedem Prediger leicht wird, wenn er will, seine Predigt nach der gegebenen Vorlage auch auf eine Stunde auszudehnen, ohne in ein seichtes und langweiliges Gerede zu verfallen, möchten wir sehr bezweifeln, da eine reiche und geordnete Analyse nicht geboten wird. Außerdem hätten einige derbe Ausdrücke besser vermieden werden sollen.

Die christliche Jungfrau in ihrem Gebet und Wandel. P. Joseph Waldners Lehr- und Gebetbuch für katholische Jungfrauen. Neu herausgegeben und mehrfach umgearbeitet von H. Eicher, Domcapitular zu Metz. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Mit einem Titelbild. 12°. 451 S. Freiburg, Herder, 1880. Preis: *M.* 2.

Die neue Herausgabe und Überarbeitung des so geschätzten „Lehr- und Gebetbuches für katholische Jungfrauen“ des P. Joseph Waldner S. J. begrüßen wir mit Freuden. Es enthält dasselbe eine erprobte Anleitung zu solider Frömmigkeit. Die christliche Jungfrau besitzt in dem Büchlein einen sicheren Führer auf dem Wege zur Vollkommenheit ihres Standes, indem sie in zuverlässigster Weise über das Wesen und die Hauptmittel der Selbstheiligung unterrichtet wird. Von besonderem Werthe

sind die zwei letzten Abtheilungen des Buches, von denen die eine in zwölf Betrachtungen die Tugendbeispiele der unbefleckten Jungfrau Maria in einem Spiegelbilde vorführt, die andere von den Berufsarten der Jungfrauen handelt. Wir zweifeln nicht, daß das Büchlein in seiner jetzigen Gestalt nach dem Wunsche des Herausgebers „Vieles, recht Vieles zur Förderung und Verbreitung der wahren Andacht unter christlichen Jungfrauen beitragen“ werde.

Spiegel der allerheiligsten Jungfrau Maria, oder: Erklärung des englischen Grußes. Verfaßt von dem heiligen seraphischen Kirchenlehrer Bonaventura. Aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen. Mit einem Anhange. Mit oberhirtlicher Genehmigung. kl. 8°. XVI u. 368 S. Regensburg, Pustet, 1880. Preis: *M.* 1.50.

Die Innigkeit der Marienverehrung war wohl niemals größer, als im glaubensseligen Mittelalter. Die Schriften eines hl. Bernhard, eines hl. Anselm, eines hl. Bonaventura sind der vollkommenste Ausdruck jener Verehrung, welche die heilige Kirche der gebenedeitesten Gottesmutter unter dem Namen „Hyperdulie“ darbringt. Dieselben gehören darum auch heute noch zu dem Lesenswerthesten in der gesammten marianischen Erbauungs-Literatur. Die Schrift des seraphischen Lehrers, welche wir hier zur Anzeige bringen, entwickelt in 18 „Lesungen“ die fünf Lobsprüche, welche der Heilige im Ave Maria findet, in einer Weise, daß man dieselbe einen begeisterten Lobgesang auf die Himmelskönigin zu nennen befugt wäre. Über den Namen, den der heilige Lehrer seinem Buche gegeben, äußert er sich selbst also: „Weil in dieser Schrift, wie in einem nicht fein geschliffenen Spiegel, eine Art Bild von dem Leben, der Gnade und der Glorie Mariä zu erblicken ist, so mag dieselbe nicht unpassend ‚Spiegel Mariä‘ genannt werden.“ Der fleißige und gewandte Übersetzer hat das Werkchen mit einem Anhange bereichert, welcher ausgewählte Bruchstücke aus anderen Schriften desselben Heiligen, wie auch des hl. Bernhard enthält. Nebenbei bemerkt, herrscht in der Schreibweise des Übersetzers nicht überall Consequenz; so wechselt z. B. neben Bernhard wiederholt Bernardus und Bernhardus. Die Ausstattung ist gefällig.

Miscellen.

Die neuesten Entwicklungsphasen des Socialismus in Frankreich. Mazzini hat einmal Frankreich die Nation der That, Deutschland die des Gedankens genannt. Dieser Ausspruch bewahrheitet sich in auffallender Weise in Bezug auf die große Emancipations-Bewegung des vierten Standes. Seit Baboeuf, dem ersten modernen Communisten, durch die Träumereien eines Cabet und Fourier hindurch bis herab auf die Pariser Commune von 1871, fehlte dem französischen Socialismus der praktische, faßbare Gedanke. Hierin ist auch ein Grund zu suchen, warum bis in die letzten Jahre von einer nur halbweg einheitlichen socialistischen Partei in Frankreich gar keine Rede sein

konnte. Neben den Saint-Simonisten, Fourieristen, Cabetisten, den Anhängern von P. Leroux, Blanqui, Louis Blanc u. s. w. unterschied man noch die Positivisten, Mutualisten und Fusionisten.

In der letzten Zeit aber fanden von Deutschland aus die Ideen des Marx'schen Collectivismus in Frankreich Eingang und schaarten hier allmählich eine mächtige, weitverbreitete Partei um ein einheitliches Programm. Den ersten bedeutenden Sieg feierte der deutsche Socialismus auf dem „Socialistischen Arbeitercongreß" zu Marseille im October 1879. Hundertsechsundzwanzig Delegirte aus allen Theilen Frankreichs hatten sich in dem mit Fahnen und socialistischen Inschriften reich geschmückten Versammlungs-Locale eingefunden. Mit großer Mehrheit wurde hier die vollständige Gleichheit Aller als das große ökonomische Ziel der socialistischen Bewegung und die Grundlage der zukünftigen Gesellschaft ausgesprochen. Dem entsprechend wurde auch beschlossen, „der Grund und Boden, die Arbeitsmittel und Rohstoffe sollen in den unveräußerlichen Besitz der Gesammtheit übergehen". Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles bezeichnete der Congreß die Organisirung des vierten Standes oder die Bildung einer eigenen Arbeiterpartei. Damit war ein wichtiger Schritt weiter auf der socialistischen Bahn vollzogen. Während nämlich früher viele Socialisten — man denke nur an Mazzini, Bakunin und ihre Anhänger — die politischen und ökonomischen Bestrebungen nicht klar auseinanderhielten, ja über den letzteren vielfach die ersteren vergaßen, ist es das eigenthümliche Merkmal des internationalen Socialismus nach Marx'schem Schnitt, daß er das Klassenbewußtsein der „Proletarier aller Länder" wachrief und der ökonomischen Emancipation des Arbeiterstandes alle anderen Bestrebungen als Mittel unterordnete. Wie weit dieses Klassenbewußtsein sich schon der Gemüther der französischen Socialisten bemächtigt, zeigt die Einstimmigkeit, mit der die Versammlung den vollständigen Bruch mit der Bourgeoisie verlangte. Das Proletariat solle sich, so lautete die Parole, auf allen Gebieten der Wissenschaft, des Rechts, der Politik und der Ökonomie von den Besitzenden lossagen und eine eigene geschlossene Arbeiterpartei bilden, die sich selbst durch ihre eigenen Vertreter vom Drucke der Klassenherrschaft befreie. Daß die herkömmlichen Spaltungen sich auf einmal vollständig verkitten ließen, war nicht zu erwarten, und in der That traten dieselben bei der Discussion über das einzuschlagende politische Verfahren wieder unverhüllt zu Tage. Manche wollten von der Betheiligung an den politischen Kämpfen bei den Wahlen und in den Volkskammern nichts wissen und verlangten unumwunden, man solle die Fahne der Revolution aufpflanzen. Nach den bestehenden Verhältnissen werde das Proletariat nie die Mehrheit in den Volksvertretungen erlangen, und die gewählten Abgeordneten würden vielfach, wie die Erfahrung beweise, verrätherisch zum Bürgerthum übergehen. Deßhalb solle man sich lieber fest organisiren und im günstigen Augenblick durch einen kühnen Handstreich die oberste Leitung der Gesellschaft an sich reißen. Die Besonneneren hingegen — und diese behielten schließlich die Oberhand — verlangten Betheiligung an den Wahlen und directe Vertretung des Volkes durch Arbeiter.

Behufs Gründung der beschlossenen großen Arbeiterpartei wurde folgender Organisationsplan vom Congreß entworfen: Eine Anzahl localer Arbeitergruppen vereinigen sich zu einer Region oder Föderation, deren es sechs gibt: die Centralregion mit Paris als Vorort; die östliche (Lyon); die südliche (Marseille); die westliche (Bordeaux); die nördliche Region (Lille) und die Region Algier. Jede Region besitzt ihr eigenes Comité, verwaltet sich frei nach selbstgewählten Statuten und hält jährlich ihren besonderen Congreß, zu dem die in ihrem Bezirke befindlichen Gruppen zu laden sind. Diese Regionalcongresse sollen als Mittel zur Perpetuirung und Verallgemeinerung der socialistischen Agitation und zugleich als Vorbereitung auf den Centralcongreß dienen, der jährlich einmal und zwar abwechselnd in den verschiedenen Regionen stattzufinden hat. Der Congreß ernennt ein aus 19 Mitgliedern bestehendes „Executiv-Comité", das die gefaßten Beschlüsse ausführt, die Vorbereitungen auf den nächsten Congreß leitet und als Mittelpunkt der gesammten Arbeiterpartei gilt. — Auch die Hebung und Verbreitung der socialistischen Presse wurde nicht vergessen. Warm empfahl die Versammlung allen Vereinsmitgliedern die Beförderung der socialistischen Agitation durch die Presse und gründete selbst unter dem Namen „Fédération" ein monatlich erscheinendes Centralorgan, das von jeder der Partei angehörenden Arbeitergruppe gehalten werden soll.

Daß die vom Congresse ausgegebene Parole zur Beförderung der socialistischen Presse nicht unwirksam geblieben ist, zeigen die zahlreichen in letzten Monaten des vorigen Jahres neu gegründeten socialistischen Blätter. In Lyon wird neben der schon genannten „Fédération" der „Droit social" veröffentlicht; in Paris erscheint der „Réveil social" von Louis Blanc, außerdem eine „Revue Socialiste", die sich jedoch inzwischen mit der „Égalité" zu einem einzigen Organ unter dem Namen: „Égalité, revue socialiste" verbunden. Nimmt man zu dieser socialistischen Propaganda durch die Presse noch die communistischen Wahlerfolge (Wahl Blanqui's), die theilweise Rückberufung der Communarden, die in einem wahren Triumph Frankreich von Lyon bis Paris durchzogen, endlich auch die zweideutige Haltung des Pariser Municipalrathes, der ohne Scheu communistische Tendenzen durchblicken ließ, so begreift man, wie ein socialistisches Blatt beim Rückblick auf den Verlauf des Jahres triumphirend ausrufen konnte: „Das augenscheinliche Wiedererwachen des Socialismus in Frankreich ist die wichtigste Thatsache des verflossenen Jahres."

Fast noch größere Erfolge schien den Socialisten das laufende Jahr zu versprechen. Rüstig machte man sich allerorts an die Durchführung des in Marseille entworfenen Organisationsplanes. Zahlreiche Versammlungen arbeiteten auf der in Marseille gelegten Basis die Statuten der verschiedenen Regionen aus und bereiteten die Regionalcongresse vor. Begabtere Rednertalente, wie Jules Guesde, Chabert, die „Bürgerin" Hubertine Auclerc, machten im Interesse der socialistischen Propaganda Rundreisen. Nebenbei entwickelte die Presse ihre frühere rastlose Thätigkeit. Im Bunde mit dem Radicalismus gelang es ihr, die Regierung einzuschüchtern, die Amnestie der

Communarden durchzusetzen und dadurch der socialistischen Propaganda neue Hilfstruppen und neue Preßorgane zu gewinnen. — Im Mai wurde in einer die Regionalcongresse vorbereitenden Versammlung zu Paris ein sog. Minimalprogramm ausgearbeitet, das Ende Juni den verschiedenen Regionen zur Billigung vorgelegt wurde. Aus der Einleitung heben wir folgende Stelle hervor:

„In Erwägung, daß die Producenten nur so weit frei sein können, als sie Eigenthümer der Arbeitsmittel werden, und daß es zwei Arten dieses Eigenthums gibt: 1) das individuelle, das in der Wirklichkeit nie allgemein bestanden und durch den industriellen Fortschritt mehr und mehr beseitigt wird; 2) das collective, dessen geistige und materielle Elemente durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft vorbereitet werden; in Erwägung ferner, daß dieses Gesammteigenthum nur aus der Revolution der productiven Klasse oder des zu einer politischen Partei organisirten Proletariates hervorgehen kann: haben die socialistischen Arbeiter Frankreichs, indem sie an der Rückkehr aller Productionsmittel an die Gesammtheit als dem ökonomischen Endziel festhalten, beschlossen, mit folgendem Minimalprogramm als Organisations- und Kampfmittel in die Wahlen zu treten."

Auf dem Gebiete der Politik verlangt das Programm volle Preß- und Coalitionsfreiheit, Abschaffung des Cultusbudgets, Einziehung aller Klostergüter, allgemeine Bewaffnung des Volkes und Unabhängigkeit der Gemeinden in Bezug auf Verwaltung und Polizei. Auf dem ökonomischen Gebiete soll als nächstes Ziel unter Anderem angestrebt werden: Abschaffung der Montagsarbeit (an Stelle der Sonntagsruhe!), Beschränkung der täglichen Arbeitsdauer auf acht Stunden, Festsetzung eines für beide Geschlechter gleichen Lohnes, Erziehung der Kinder durch den Staat und die Gemeinde, Abschaffung aller indirecten Steuern und Einführung einer directen progressiven Steuer auf alle Einkommen über 3000 und alle Erbschaften über 20000 Francs. Dieses Minimalprogramm wurde von zahlreichen Versammlungen in den Provinzen, z. B. Marseille, Lyon, Grenoble, St. Etienne, angenommen, von andern dagegen als ungenügend verworfen.

Bordeaux war dazu auserkoren, am 22. Juni den Reigen mit den Regionalcongressen zu eröffnen. Doch gelang es hier opportunistischen Einflüssen, die Versammlung in das Fahrwasser des politischen Radicalismus zu lenken, so daß sich die Socialisten in ihrer Erwartung sehr getäuscht sahen und bitter über ihre Genossen von Bordeaux beklagten. Glänzende Erfolge dagegen erzielten sie in Lyon, wo sich am 10. Juli gegen 50 Delegirte zum „Congrès régional collectiviste révolutionnaire" zusammengefunden. Die rothen Fahnen, mit denen man das Sitzungslocal beflaggt, wurden auf Befehl des Präfecten, unter dem Protest der Versammlung, entfernt. Aus dem Berichte, den das Regionalcomité dem Congreß vorlegte, lassen wir hier eine längere Stelle folgen, weil sie uns zeigt, wie weit der deutsche, „wissenschaftliche" Socialismus in Frankreich schon um sich gegriffen. Nach einem Überblick über die jüngste Geschichte des französischen Socialismus, in dem geschildert wird, wie die Arbeiter durch die sogen. Cooperativbewegung getäuscht worden seien, bis endlich die Internationale mit ihrem Collectivismus, dieser

Synthese des Mutualismus und Communismus, in Frankreich Eingang gefunden, heißt es weiter:

„Der Collectivismus, Bürger und Bürgerinnen, bildet weder eine Schule, noch ein System, ebenso wenig als er eine individuelle Idee ist, die fix und fertig aus dem Gehirn eines Menschen entsprang. Er ist die neue Gestalt, in die sich unmerklich und unwiderstehlich Alles umwandelt. . . . In der Reihe der zukünftigen Umwandlungen stellt er sich mit Nothwendigkeit als die erste dar. Wir haben schon einen großen Schritt in diese Periode hinein gethan. Alles, was in uns und um uns her vor sich geht, verkündet sie uns vernehmlich: die Concentration großer Productionskräfte, die Errichtung großer Werkstätten, die großen Vereine, die Großindustrie, die Großagricultur, diese allgemeine Tendenz zur Production im Großen durch Gruppirung der socialen Kräfte: Alles das verräth uns das Vordringen und Umsichgreifen der Collectivform. Die allgemein herrschende Unbehaglichkeit ist die nothwendige Folge dieser täglichen Zeugung neuer, ungezügelter Kräfte mitten in einer für sie nicht passenden Umgebung. Die Wirkung dieser Kräfte auf ihre Umgebung kann nur eine verheerende sein. Dieß ist der Grund jener Unsicherheit aller Verhältnisse, jener Leiden des gesammten socialen Körpers, die auf eine vollständige Umgestaltung hindrängen. Dieß auch der Grund, warum die collectivistischen Ideen immer mehr zur Geltung gelangen. Sie ergeben sich eben wie von selbst aus den gesellschaftlichen Erscheinungen und drängen sich nicht bloß den nachdenkenden und beobachtenden Geistern, sondern Allen ohne Unterschied auf, obwohl sie nicht Allen in gleichem Maße zum Bewußtsein kommen. Dieses ist endlich der Grund, der zum Congreß von Marseille und seinen Folgen geführt, der die Arbeiterpartei oder den vierten Stand, diese gewaltige Macht, in's Dasein gerufen und ihr die Bestimmung gegeben hat, sich dieser Kräfte zu bemächtigen und sie den Geschicken der Menschheit dienstbar zu machen."

Wer denkt bei Lesung dieser Zeilen nicht unwillkürlich an die bekannten Marx'schen Ausführungen, wie sie uns im „Kapital" oder der Londoner „Inauguraladresse" begegnen? Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß der Lyoner Regionalcongreß der vom Comité ausgegangenen Parole treu blieb und durch den Beschluß der Abschaffung des Lohnverhältnisses, der Einführung des Gemeineigenthums an allen Productionsmitteln und der vollen Gleichheit beider Geschlechter dem Collectivismus einen Triumph bereitete.

Dem Lyoner Socialistentag folgte am 18. Juli in Paris der „revolutionäre, socialistische Arbeitercongreß der Region des Centrums". Die Vertreter von 32 Gesellschaften mit 60 000 Mitgliedern tagten 8 Tage lang in dem rothbehängten Alhambrasaale. Zwei schwarze Fahnen zeigten mit hellrothen Ziffern die Jahreszahl 1871 zur Erinnerung an die Commune. In Bezug auf die schließliche Herbeiführung des Gesammteigenthums der Productionsmittel als ökonomische Nothwendigkeit, sowie in Bezug auf die Frauenemancipation und die Erziehung der Kinder durch den Staat stimmte die große Mehrheit den Beschlüssen des Lyoner Congresses bei, wie dieselben auch später von den im Anfang September zu Marseille und Lille abgehaltenen Regionalcongressen angenommen wurden. Umsonst suchten die sogen. Collinsianer ihre gemäßigtern Doctrinen (Privateigenthum am beweglichen Kapital und Vererbung desselben in gerader Linie) zur Geltung zu bringen. Dagegen war man auch hier wieder uneinig in Bezug auf die zu befolgende Taktik

zur Erreichung der socialistischen Endziele. Doch unterlagen schließlich sowohl die extremen Anarchisten, die nur an den Dynamit glauben und am liebsten gleich alle Parlamente in die Luft sprengten, als die schon genannten gemäßigten Collinsianer, die für den ausschließlichen Gebrauch legaler Mittel plaidiren.

Aufsehen erregte ein heftiger Protest des Delegirten von Havre, Drouet, der im Namen seiner Mandatare gegen den beschlossenen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse Einsprache erhob und dagegen eine im Sinne der liberalen Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine gehaltene Erklärung abgab, in der er unter Anderem „Achtung vor dem Eigenthum und den erworbenen Rechten" verlangte. Auffallend war dieser Protest um so mehr, als er von Havre ausging, wo nach dem in Marseille gefaßten Beschluß der nächste Centralcongreß stattfinden sollte. Schon damals erblickten manche Socialisten in diesem Auftreten Drouet's die Wirkung einer Einmischung von Seiten der Regierung. Inzwischen ist diese Ansicht mehr als wahrscheinlich geworden. Es scheint nämlich, daß der Coulissenregent im Palais Bourbon in Folge des Marseiller Congresses und der Organisation der „Arbeiterpartei" doch etwas nachdenklich wurde und auf Mittel sann, die Socialdemokratie zu spalten und unschädlich zu machen. Seine Agenten suchten die Cooperativbewegung, die schon fast ganz im Sande verlaufen war, wieder in Fluß zu bringen. Als nächstes Feld der Thätigkeit mußte sich natürlich Havre darbieten, wo es galt, den beschlossenen Congreß zu beeinflussen. Thatsache ist, daß bald nach dem Marseiller Congreß im Ministerium des Innern ein „Bureau des sociétés professionelles" geschaffen wurde, und zwar, wie der „Prolétaire" (vom 27. März) wissen will, auf Betreiben Gambetta's und mit Hilfe eines Arbeiters, der am Congreß zu Marseille theilgenommen. Nach demselben Blatt hat die neue Anstalt auch ihre fahrenden Redner, die in den Hauptmittelpunkten des Socialismus herumreisen, durch Conferenzen und Vorträge die öffentliche Meinung beeinflussen und den Socialisten entgegenarbeiten sollen. Daß auch der Kampf gegen den Klerikalismus, d. h. gegen die katholische Kirche, der in jüngster Zeit mit wahrer Wuth geführt wird, als Beute dienen soll, die man zur augenblicklichen Befriedigung dem drohenden socialistischen Ungeheuer vorwirft, kann nicht bezweifelt werden. Namentlich sollen die ungestümen Wähler von Belleville, die Gambetta so oft mit Interpellationen über den socialen Theil seines Programms belästigen, durch die antireligiösen Manöver zufriedengestellt und divertirt werden.

Es gelang in der That der ausgedehnten Thätigkeit des Gambetta'schen professionellen Bureau's unter der Leitung Barberet's, nicht unbedeutende Erfolge zu erzielen. Mit „Erlaubniß" der Regierung trat ein Arbeiterverein unter dem Namen „Union syndicale ouvrière" in's Dasein und richtete ein gemäßigtes, den Collectivismus principiell verläugnendes Programm an die Arbeiter Frankreichs. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl Corporationen wurden für dasselbe gewonnen, namentlich in Paris und Havre. Die genannte Union wandte sich auch mit einer Bittschrift an den Pariser Municipalrath um Unterstützung für die nach Havre zum Congreß abzuordnenden Delegirten.

Die Bitte wurde gewährt, nachdem in einer Versammlung des Municipalrathes einige Mitglieder die Versicherung abgegeben, die Unterzeichner der Bittschrift seien ihnen bekannt und hätten den Ideen des revolutionären Collectivismus entsagt. Ein Vertrauter Gambetta's, Floquet, präsidirte im Auftrage seines Herrn eine Versammlung in Havre, die offenbar bestimmt war, die Haltung des zukünftigen Congresses zu beeinflussen. Schließlich richtete noch das „Organisationscomité" des Centralcongresses einen Aufruf an die Arbeiter, in dem es sich entschieden gegen die Organisation des vierten Standes aussprach und den Weg der socialen Reform unter dem Schutze der Regierung befürwortete.

Obwohl die Socialisten unter dem Drucke der fürsorglichen Bemühungen der Regierung mit dem Gedanken umgingen, den Congreß nach Rheims zu verlegen, kam derselbe doch am 14. November in Havre zu Stande. Der dortige republikanische Handelsstand öffnete ihm bereitwillig sein prächtiges Casino „Franklin". Der Sitzungssaal war mit den Namen und Standarten der Städte geschmückt, welche den Congreß beschickten und subventionirten. Metz und Straßburg waren mit schwarzem Flor bedeckt. Hinter der Rednerbühne erhob sich die Bildsäule der Republik mit der Tricolore und den Fahnen Nordamerika's und der Schweiz. Fast möchte man die waltende Hand des Redners von Cherburg erkennen!

Unter welchen Auspicien der Havreser Congreß zusammentrat, verräth uns die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Nro. 324), die bekanntlich für Gambetta durch Dick und Dünn geht und ihre Informationen über Frankreich meist aus der „République Française" schöpft. „Der Congreß erfreute sich," schreibt das liberale Blatt, „der Unterstützung durch Abgeordnete, welche rednerische Benefizvorstellungen für seine Kasse veranstalteten, durch die republikanische Presse, welche für ihn sammelte, durch die Gemeinderäthe, welche die Reisekosten der Delegirten deckten, durch die Bahngesellschaften, die ihnen halbe Fahrpreise bewilligten, endlich durch die Sympathien der Regierung, des Kammerpräsidenten und seiner Freunde." Wie viel Nothhelfer, um einen opportunistischen Arbeitercongreß auf die Beine zu bringen! Nach solchen Vorbereitungen darf es uns nicht wundern, daß die Arbeiterversammlung in Havre mit einem großartigen Schisma begann. Der unter der Leitung des uns schon bekannten, regierungsfreundlichen Drouet und seines Gesinnungsgenossen Lyonnais stehende Organisationsausschuß ernannte ein Subcomité zur Prüfung der Vollmachten der Delegirten. Dagegen protestirte die „Bürgerin" Paula Mink im Namen der Collectivisten und erklärte, nur die Plenarversammlung der Delegirten sei zur Prüfung der Mandate berufen. Diese Forderung drang durch. Das Organisationscomité zog sich mit seinem Anhang in ein anderes Local zurück. Die collectivistische Mehrheit blieb auf der Wahlstatt und ernannte ein provisorisches Bureau. In Folge der Ankunft neuer Delegirter wurden verschiedene Einigungsversuche gemacht. Doch umsonst. Schon in der ersten gemeinschaftlichen Sitzung kam es zu solchen bedauerlichen Auftritten, daß man sich genöthigt sah, das Gas auszulöschen und den Saal mit Gewalt räumen zu lassen, um dem Tumult ein Ende zu

bereiten. Damit war der Bruch der beiden Parteien definitiv vollzogen, und es bildeten sich zwei getrennte Congresse, der „opportunistische" mit 48 und der „collectivistische" mit 57 Delegirten. Die Verhandlungen der „Opportunisten" waren ziemlich harmloser Natur und drehten sich hauptsächlich um Sparkassen. Außerdem wurde die Abschaffung des geistlichen (!) Eigenthums besprochen. Es ist ein offenes Geheimniß, daß der von der Regierung der Kammer vorgelegte Entwurf, welcher den professionellen Arbeitersyndicaten die gesetzliche Existenzberechtigung gewährt, die „national-conservative" Arbeiterbewegung fördern und zu einem Kampfmittel gegen das revolutionäre Proletariat gestalten soll. — Auf der Versammlung der unabhängigen Collectivisten wurde die Eigenthumsfrage wieder ventilirt. Wie zu erwarten, kamen die Ideen des Marx'schen Collectivismus auf dem ökonomischen Gebiet zum vollen Ausdruck. Gesammteigenthum aller Rohstoffe und Arbeitsmittel war das allgemeine Losungswort. Wie 1789 die Bourgeoisie den Klerus, meinte die „Bürgerin" Rouzade, so müsse jetzt das Proletariat die Bourgeoisie aus ihrem Besitz vertreiben.

Wie weit die auf dem Congreß in Havre künstlich hervorgerufenen Spaltungen gehen, läßt sich vor der Hand noch nicht beurtheilen. Daß sie sehr tief gehen, ist aber kaum wahrscheinlich. Unmöglich können solch' kleinliche, eines Coulissenregenten würdige Theaterintriguen eine Bewegung in's Stocken bringen, die auf weitverbreiteten verkehrten Ideen beruht und schon breite Schichten der Volksmassen erfaßt hat. So viel steht heute schon fest: durch seine Thaten hat Gambetta seinem leichtfertigen Ausspruch: „es gibt keine sociale Frage", ein beschämendes Dementi gegeben. Frankreich schreitet wieder mit Riesenschritten dem Abgrund der Revolution zu. Die jüngsten öffentlichen Verherrlichungen des politischen Mordes in communistischen Schriften und Versammlungen, der Trotz, den man kühn der Regierung zu bieten wagte, die großen Verluste der opportunistischen Blätter, welche beim Straßenverkauf die Hälfte ihrer Käufer verloren haben, beweisen es. Was läßt sich auch anders von einem Lande erwarten, wo die Regierung die Hauptstütze der gesellschaftlichen Ordnung, die Religion, verfolgt und unterdrückt, schuldlose Ordensmänner und Ordensfrauen mit brutaler Gewalt aus ihren Heimstätten des Gebets und der Nächstenliebe vertreibt; dagegen Mörder und Mordbrenner in die Heimath zurückruft und im Triumph in die Hauptstadt zurückführen läßt?

Victor Cathrein S. J.

